<36603938540015



Maria, Erzherzogin zu Oesterreich,
Herzogin von Bayern.

Bild einer christlichen Fürstin.

Maria,

Erzherzogin zu Oesterreich, Herzogin von Bayern.

Durch

Friedrich von Hurter.

Mit einem Stahlstich.

Schaffhausen,
Fr. Hurter'sche Buchhandlung.
1860.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Allerhöchstihrer Majestät

Elisabeth,

Kaiserin von Oesterreich, gebornen Herzogin von Bayern

in allertiefster Ehrfurcht

gewidmet

von dem

Verfasser.

Vorwort.

Mit vollem Recht [illegible] es zu den lohnendsten Früchten der Geschichtsforschung und der darauf gebauten Historiographie gezählt werden, entweder von großartigen Charakteren, die durch den Lauf der Jahrhunderte aus irgend einem verwerflichen Bestreben in ein falsches Licht sind gestellt worden, alles dasjenige abzulösen, was die Parteisucht und die von ihr gegängelte Leichtgläubigkeit Entstellendes und Verschiefendes denselben angehängt hat; oder aber hoch emporragende Persönlichkeiten, deren Andenken über der Ungunst der Zeiten beinahe gänzlich verblichen ist, wieder in das Leben zurückrufen, so daß sie mit voller Frische und in der reichen Fülle ihrer individuellen Züge den Nachkommen unter die Augen treten.

Ist jenes dem Verfasser vorliegender geschichtlicher Darstellung mit einem der hervorragendsten Päpste des Mittelalters, mit Innocenz dem Dritten, gelungen; darf er hoffen, daß mit demjenigen aller Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, den der Glaubenshaß am schnödesten entstellt hat, am beharrlichsten hie und da noch bis in unsere Tage verunglimpft, mit Ferdinand dem Zweiten, dieses ihm ebenfalls gelingen werde; so hat er wohl Ursache Gott dafür zu preisen, daß ihm in Beziehung der Mutter dieses Monarchen, Mariens, Erzherzogin zu Oesterreich, geborener Herzogin von Bayern, eine Lösung der zweiten dieser verdienstreichen Aufgaben möglich geworden ist.

In der That, welchen reichen Schatz geistiger Anlagen und sittlicher Vorzüge diese Fürstin in sich vereinigte, welchen erhaltenden und rettenden Einfluß auf ihr Land und ihre Zeitgenossen und durch die Erziehung, welche der Sohn vorzugsweise ihrer klaren Einsicht und ihrem festen Willen verdankte, sie zugleich auf die folgenden Geschlechter ausübte; diese haben von ihr bis jetzt

nichts mehr gewußt, als was genealogische Tabellen verkünden könnten, oder was auf einen einfachen Leichenstein sich eingraben ließe: ihren Namen, die Nachricht, daß sie die Mutter von fünfzehn Kindern gewesen seye. Hierauf haben alle Mittheilungen über sie sich beschränkt; das Uebrige, wie reichhaltig und wie anziehend es seye, war der Vergessenheit anheimgefallen.

Aber im Staub der Archive ruhten reiche Materialien, um nicht bloß in die Begegnisse ihres äußern Lebens in deren ununterbrochenen Verkettung darzustellen, sondern (was ungleich anmuthiger, lehrreicher und lohnender) auch ihr geistiges Bild in dessen zartesten und individuellsten Zügen mit aller Frische seiner natürlichen Färbung wieder herzustellen. Sie selbst hat jene Materialien geliefert. Durch die Zeitgenossen wird von der Erzherzogin bezeugt: viele Schreiber hätten nicht so viele Briefe zu schreiben vermocht, als von dieser arbeitsamen Fürstin ausgegangen seyen. Mag auch der größere Theil derselben sich verloren haben, andere vielleicht an Orten verborgen liegen, wo der Verfasser dieser Biographie davon keine Ahnung haben oder woher er keine Notiz erlangen konnte, eine schöne Anzahl ihrer Briefe, während eines Zeitraumes von 37 Jahren in den verschiedensten Lagen des Lebens, unter den mannigfaltigsten Veranlassungen, in jeder denkbaren Gemüthsstimmung verfaßt, hat sich dennoch erhalten. Alle zusammengenommen haben dem Verfasser das Innere dieser seltenen Frau eben so vollständig und hell entfaltet, wie ein aufgerolltes Buch. Sie gewinnen hohe Bedeutung vornehmlich dadurch, daß sie bis auf wenige Ausnahmen eigenhändig, diese wenigstens dem Schreiber vorgesprochen, alle somit der ungetrübte Ausdruck ihres reichbegabten geistigen Wesens sind.

Die ersten Briefe der Erzherzogin, die dem Verfasser zu Gesicht kamen und ihn alsbald auf eine Persönlichkeit aufmerksam machten, von der er ebenfalls nicht mehr wußte als alle Jetztlebenden, hat er in dem bayerischen Hausarchiv zu München gefunden. Sie stellen das schöne, liebereiche und gemüthliche Verhältniß Mariens zu ihren Eltern und Geschwistern dar. Eine reichere Ausbeute (wie leicht zu erachten) gewährte das k. k. Hausarchiv zu Wien in Briefen, die meist an ihren Sohn Ferdinand gerichtet sind, von der Zeit an, da er auf der Universität Ingolstadt seiner

Ausbildung oblag, bis zu dem Jahr, in welchem er als des Kaisers Stellvertreter den Reichstag zu Regensburg leitete, außer diesen manche von den Reisen der Erzherzogin nach Polen, Siebenbürgen und Spanien geschrieben, von denen einzig die letztern, beinahe ein halbes Hundert an der Zahl, ein wahres Juwel dürfen genannt werden. Ueber sechzig, Kaiser Rudolphs Geheimem Rath, Oberstkammerherrn, Mariens vertrautem Geschäftsmann an dem kaiserlichen Hofe, dem Freiherrn Wolfgang von Rumpf geschrieben, bewahrt das landgräflich fürstenbergische Archiv zu Weitra. Der Verfasser verdankt deren Mittheilung dem verstorbenen Oberstmarschall des Kaisers, des Landgrafen Friedrich Durchlaucht. Diese ergehen sich über Angelegenheiten des Landes, des Hauses und der Person der Erzherzogin. Wir begegnen ihr darin ebensowohl in dem Fürstenmantel als in dem einfachen Hauskleide, in beiden gleich geistig und sittlich emporragend. Einen werthvollen Beitrag konnte das Familienarchiv der Herren Grafen von Attems zu Santa Croce liefern, durch des k. k. Feldmarschall-Lieutenant, des hohen deutschen Ordens Ritter, des Herrn Grafen von Attems Excellenz dem Verfasser mitgetheilt. Ergänzend reihen sich die eigenhändigen Briefe an, welche der nachmalige Kaiser Ferdinand aus Ingolstadt, von einer Reise nach Loreto, besonders aber während seines Aufenthaltes zu Regensburg, im Jahr 1608, dem Todesjahre der Mutter, an diese geschrieben hat.

In dem Wesen hochbegabter Frauen einigt sich oft Zartes und Inniges, Entschiedenes und Starkes, Naives und Heiteres; die Atmosphäre der katholischen Kirche schirmt dasselbe gegen Entartung, bei welcher so leicht das Anmuthige und Herzgewinnende dieser Vorzüge sich verflüchtigt. Dient jenem allen fürstlicher Rang und unabhängige Stellung zur aufhöhenden Unterlage, dann verbreitet sich darüber ein Zauber, welchem auch diejenigen nicht widerstehen können, denen eine solche Persönlichkeit, sey' es bloß in treuem Bilde, vor die Augen tritt. Mit welchen Eigenschaften die Erzherzogin Maria emporragen mag, alle werden von der treuesten Anhänglichkeit an die katholische Kirche getragen, kindliche Anhänglichkeit an dieselbe verleiht ihnen das harmonische und wohlthuende Licht. Wie und bei welcher Veranlassung Mariens verschiedenartige Eigenschaften zur Bethätigung gelangen, jederzeit schöpft sie

Ordnung und Maß aus dem lebendigen Quell der katholischen Kirche; jene sind die Juwelen, durch diese (und ihr allein ist hiezu die Möglichkeit verliehen) zum lichtstrahlenden Schmuck gefaßt. Alles Erkennen und Wissen, alles Sinnen und Empfinden, alles Thun und Wirken der Erzherzogin wurzelte in der katholischen Kirche, in ihrer katholischen Ueberzeugung. Leben und katholisch Leben galt ihr für gleichbedeutend, jenes eine Gottesgnade nur deßhalb, weil in diesem aufgehend. Mit vollem Recht läßt von ihr sich sagen (in gleichem Maß auf Vater, Bruder, Sohn und Neffen anwendbar): nicht die Fürstin seye ein lebendiges Glied der Kirche, sondern das lebendige Glied der Kirche seye eine Fürstin gewesen. Jenes oder dieses, das ist keine unbedeutende Verschiedenheit. Besäße unsere Zeit noch die Fähigkeit dieses herauszufühlen?

Die Geschichte kennt nur drei Fürstinnen, alle drei zu der Erzherzogin in enger verwandtschaftlicher Beziehung stehend, die ihr können verglichen werden. Die erste: ihre Blutsverwandte (denn durch ihre Mutter Anna entstammte auch Maria deren Geblüt) jene castilische Blanca, die ihrem Sohne, dem heiligen Ludwig, eben das gewesen ist, was Maria ihrem Ferdinand war. Beide haben mit gleicher gewissenhafter Sorgfalt über der Erziehung des künftigen Thronfolgers gewacht; beide haben Gottesfurcht und strenge sittliche Gesinnung ihnen einzuflößen gewußt; und wie Blanca hätte gewiß auch Maria mehr über eine Sünde des Sohnes, als über dessen Tod sich gegrämt. Beide haben mit hellem Blick in die Angelegenheiten ihrer Länder geschaut, derselben, wo es noth that, sich angenommen. Der reinsten kindlichen Liebe, des unbedingtesten Vertrauens haben als Gegenvergeltung beide Mütter in ähnlichem Maße sich erfreuen mögen.

Die andere wahrhaft große Regentin (denn nicht immer, zumal ohne sittliche Würde ächte Größe nicht denkbar ist, kann die Nachwelt diese durch den Schmeichelsinn der Zeitgenossen oft leichtfertig gespendete Benennung honoriren) ist Mariens Ahnfrau, die castilische Isabella. Wie diese, so hat auch Maria an ungetrübter Einsicht und an starker Willenskraft den Gemahl überragt; nur daß Erzherzog Carl eine ungleich edlere Natur war, als der aragonische Ferdinand. Als Erbin der Krone selbstständiger, denn Maria bloß als Mitvormünderin des Erben, hat jene manchen

Uebelständen in ihrem Lande ein Ziel gesetzt, was Maria in steter Wachsamkeit bloß anbahnen, zu dessen Vollführung nachwärts dem Sohn Rath und Mahnung ertheilen konnte.

Die dritte ist Mariens Enkelin, Maria Theresia, welche in ihres Volkes und des gesammten Europas Andenken noch mit so unverblichener Glorie lebt, daß eine näher eingehende Vergleichung überflüssig wäre.

Ist Maria, als Fürstin, dem Kreise der übrigen Welt (mit wenigen Ausnahmen) entrückt, so steht sie derselben, zumal der Frauenwelt, nahe doch als Tochter, Schwester, Gattin, Mutter, Hausfrau (denn daß sie in ihrem Verhältnisse auch dieses gewesen seye, wird ihre Biographie durch Mittheilung der anmuthigsten Züge darthun) und, was vor Allem Berücksichtigung verdient, als Glied der katholischen Kirche. Ist doch der Mensch vermöge seines Baues mehr darauf angewiesen, den Blick aufwärts zu richten, als niederwärts zu senken. Wie bei dem körperlichen Auge, so ist dieses der Fall auch bei dem geistigen. Nicht in den untern Schichten suchen wir die Vorbilder unseres Wollens, Strebens und Thuns (wiewohl wir sie nicht selten da ebensowohl finden könnten, indem die geistige und sittliche Würde nicht durch die äußern Rangverhältnisse bedingt wird), sondern wir lieben es, auch in dieser Beziehung den Blick emporzurichten. Doppelte Freude gewährt es, zu zweifacher Ermuthigung dient es, wenn wir das geistig und sittlich Würdige in das irdisch Große hineingeschmolzen sehen; und die Fürstin, die (wie wir es von Maria wissen) in dem Spital den Kranken die Betten zurecht macht, deren Wunden verbindet, bewirkt allgemein einen tiefern Eindruck, als die schlichte Bürgersfrau, die gleichen Liebeswerken sich unterzieht. Ist doch nicht einmal vor Gott das Urtheil gleich (ob auch demjenigen der Welt öfters entgegengesetzt), denn mehr, sagt der Herr selbst, werde Er fordern von dem, der mehr empfangen habe.

Der Verfasser glaubt, ein so hohes, edles und reines Bild, wie es in dieser Darstellung redlichem Willen entgegentritt, sollte freudige Aufnahme finden, dieweil es den Lesern (er schmeichelt sich, beifügen zu dürfen: manchen Leserinnen) eine Vergangenheit vor Augen führt, die mit allem dem Einfachen und zugleich Tiefen, deßhalb mannigfach Ansprechenden, was sie in sich schließt, schwer-

lich mehr zurückkehren dürfte. Es seye aber ferne, Vergleichungen anzustellen. Jede Zeit trägt ihr eigenthümliches Gepräge, ebensowohl in ihren Vorzügen, als in dem, was minder preiswürdig muß genannt werden.

Demnach hat der Verfasser, was in der Geschichte Ferdinands II., der Anlage und der sachgemäßen Anordnung jenes Werkes zufolge, durch fünf Bände zerstreut sich findet, hier zusammen gefaßt, dabei alles, was nicht auf die Person der Erzherzogin und deren Thätigkeit Bezug hat, bei Seite gelassen, um, wenn er so sagen darf, eine plastische Gestalt vor Augen zu führen. Er hofft, hiedurch diesen geschichtlichen Stoff anschaulicher behandelt, demselben zu ungeschwächterer Würdigung verholfen zu haben, einen gewinnendern und angenehmern Eindruck hervorzurufen.

Was in dieser Schrift an Thatsachen, an mündlichen Aeußerungen, aus brieflichen Mittheilungen zusammengestellt ist, beruht durchweg entweder auf Zeugnissen von Zeitgenossen oder auf archivalischen Documenten. Durch solche hätte der Verfasser beinahe jede Zeile des Werkes beglaubigen können. Er hat dieses nicht für nothwendig erachtet, da er seine historische Gewissenhaftigkeit durch frühere Arbeiten gegen jeden Verdacht hinreichend geschützt glaubt. Auch wollte er die Leser in einen wohlausgestatteten Salon, nicht in eine Werkstätte oder in eine Vorrathskammer einführen. Deßhalb hat er die Anmerkungen auf Wenige beschränkt, meist auf solche, die ihm zu einigen Erläuterungen entweder diensam oder unentbehrlich geschienen haben.

Wien, am Tage des heiligen Josephs 1859.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Vermählung der Herzogin Maria von Bayern mit Erzherzog Carl von Steyermark.

Fürstliche Vermählungen ziehen in dem Augenblicke, in welchem sie angebahnt oder vollzogen werden, aus weiten Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich. Sie heftet sich weniger an die Sache selbst, als an ihre äußere Zugabe, an die Stellung derjenigen, welche die Verbindung eingehen, an dasjenige, was dieselbe bereitet hat oder begleitet. Dann wieder gewinnen solche Verbindungen eine vorübergehende Wichtigkeit, weil vielleicht politische Erwartungen daran sich knüpfen, Einfluß auf die staatlichen Beziehungen geahnet wird, selbst das Mißlingen des Beabsichtigten ihnen für eine zeitlang größeres Gewicht verleiht. Diejenige eheliche Verbindung hingegen, von der hier soll gehandelt werden, gewann ohne der Menschen Zuthun oder Berechnung eine Bedeutung, deren Einwirkung lange über deren Dauer hinaus sich erstreckt, in höherem Maße sich kund gegeben hat, erst nachdem sie durch den Tod des Einen der Verbundenen gelöst worden ist. Die Persönlichkeit der Herzogin Maria von Bayern war eine solche, welche ihr zwischen der großen Ahnfrau, der castilischen Isabella, und der gefeierten Enkelin, der habsburgischen Maria Theresia, die Stelle in der Mitte mit vollem Recht und in jeglicher Beziehung zuweist. In Gottesfreudigkeit und Frömmigkeit schließt sie sodann der zweiten mantuanischen Eleonore sich an, in ihrer zarten Obsorge als Mutter und durch segensreiche Frucht derselben der braunschweigischen Amalia. In die Geschicke des Landes, dem sie zur Fürstin bestimmt war, hierauf der Monarchie, der sie einen ihrer bedeutendsten Regenten gab, endlich des Hauses, dem sie den stammhaltenden Sprößling schenkte, ist sie durch umgestaltenden Einfluß auf jene, durch die bestimmte Richtung, die sie diesem verlieh, in solcher

Weise verflochten, daß sie von allen dreien nicht kann getrennt, ihr selbst aber und ihrer Beziehung zu ihnen die höchste Bedeutsamkeit muß zugestanden werden. Deßhalb dürfte es nicht ein nutzloses Unternehmen zu nennen seyn, das treue Bild einer Fürstin herzustellen, von welcher die Nachwelt bisdahin nicht viel mehr als den Namen kannte, die aber zu klarer Anschauung gebracht zu werden verdient, wie kaum eine Andere ihres Geschlechtes und ihres Standes.

Mariens Vermählung mit Erzherzog Carl ist nicht allein dadurch von hoher Bedeutung, daß sie die Mutter des dreifach verzweigten habsburgischen Hauses und aller Regenten der ihm angehörenden Reiche seit des Kaisers Matthias Ableben geworden ist, sondern sie gewinnt eine ungleich gewichtigere und folgenreichere damit, daß sie sowohl unmittelbar die Zurechtbringung und Festigung der religiösen Zustände der Erbfürstenthümer ihres Gemahls wesentlich förderte, als dann durch die Erziehung, die sie dem Sohne gab, und durch die Gesinnung, welche sie in ihn pflanzte, eine solche mittelbar für alle Erbländer anbahnte. Waren doch jene Zustände, wie dieselben im Laufe von vierzig Jahren sich entwickelt und gestaltet hatten, der Angelpunct, um welchen Mariens Aufmerksamkeit, Sorge und Bemühung sich drehte und von welchem die aus dem elterlichen Hause mitgebrachten Ueberzeugungen erst festigend auf den Gemahl wirkten, sodann bei des Sohnes heller Einsicht und wankelloser Entschlossenheit auf diesen den entscheidenden Einfluß übte. Gehen wir von ihm, der in die zerrütteten öffentlichen Verhältnisse wieder Ordnung brachte und das fürstliche Ansehen aus dem zweifelhaften Kampfe, der es mit völliger Lähmung bedrohte, siegreich rettete, einen Schritt zurück, so gelangen wir zu Mariens Thätigkeit während ihres Wittwenstandes und des Sohnes Minderjährigkeit, in welchem sie wenigstens den Beweis gab, daß sie nicht willenlos allen Bestrebungen einer Bewegungspartei sich zu fügen gesonnen sei. Weiter rückwärts begegnen wir dem mühevollen Ringen des Gemahls in dem nicht immer glücklichen Bestreben, den kecken Lauf dieser Partei zu hemmen, und Mariens stillem und bemessenem Walten, an welchem Jener fortan neue Kraft gewann. Jenseits dessen endlich treten wir zu den Anfängen, mit welchen auch in diesem Theil des gesammten habsburgischen Länderbesitzes jene religiösen Zerwürfnisse zum Vorschein gekommen sind, deren Einwirkung auf die staatlich-gesellschaftlichen Verhältnisse von so tiefgreifender Bedeutung ist.

Wie dann vor drei Jahrhunderten, als eben das habsburgische

Haus hervortrat aus seiner bisherigen Verborgenheit zu immer weiter sich entfaltender welthistorischer Bedeutung, eine Tochter desselben es mit dem wittelsbachischen einigen und dessen Stamm-Mutter bis in unsere Tage werden sollte, so war gerade nach Ablauf jener Zeitfrist eine Tochter des letztern bestimmt, jene Verbindung zu erneuern und die Stamm-Mutter einer Reihe von Kaisern zu werden, in denen des Uranherrn vorübergehende Größe längst zur bleibenden geworden war.

Maria, Herzogin von Bayern, durch ihre Vermählung Erzherzogin zu Oesterreich der innern Lande, begabt mit allen Vorzügen des Geistes und des Herzens, welche dem weiblichen Geschlecht den höchsten Werth verleihen, fürstlicher Abstammung und Würde zur erhöhenden Unterlage dienen, als Mutter des nachmaligen Kaisers Ferdinand des Zweiten durch den Sohn zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangt, war das vierte Kind Herzog Albrechts des Fünften von Bayern und der Erzherzogin Anna von Oesterreich, des damaligen römischen Königs Ferdinand des Ersten dritter Tochter. Diese, in dem Vertrage von Linz zuerst Albrechts älterem Bruder Theodo zugesagt, dann, als derselbe gestorben, zehn Jahre später, im Frieden von Crespi, Carln von Orleans, Franz I. von Frankreich zweitem Sohne, versprochen, wurde endlich, nachdem auch dieser in Jahresfrist dahingeschieden, mit Albrecht vermählt. Von Mariens ältern Brüdern hatte der Erstgeborne, Carl, kaum drei Monate gelebt, wodurch die Bestimmung, des Vaters Nachfolger zu werden, dem zweiten, Wilhelm, zufiel; der dritte, Ferdinand, in unebenbürtiger Ehe mit Maria Pettenbeck Stammvater der Grafen von Wartenberg geworden, nur ein Jahr älter als Maria, hat sich nachmals in dem Krieg, wodurch Wilhelm die Wahlrechte des Domstiftes von Cöln zu Gunsten seines Bruders Ernst gegen den abtrünnigen Churfürsten Gebhard verfocht, als Feldherr einen Namen und das Verdienst erworben, jenem das Erzbisthum gesichert zu haben. Die einzige Schwester, Marie Maximiliana, war nur ein Jahr jünger als Maria, und überlebte, unvermählt, diese bloß um sechs Jahre.

Ihrer ältern Tochter genas die Herzogin Anna am Abend von St. Benedictstag des Jahres 1551. Wie selten ist es selbst unserer Zeit gegönnt, wie seltener war es jener Vergangenheit, die in das Innere sogar der Fürstenhäuser noch nicht sich einzuschleichen verstand, über den Entwicklungsgang fürstlicher Kinder, zumal nachgeborener und weiblichen Geschlechtes, etwas zu verneh-

men. Deßhalb darf es nicht befremden, daß wir über Mariens Bildungszeit und Jugendjahre keinen festgestellten Zeugnissen begegnen. Fassen wir aber des Vaters Weise und seine nach jeder Richtung gewendete Bildung, seinen in jeder Beziehung sich kund gebenden Kunstgeschmack, dann seine treue Ergebenheit an die katholische Kirche ins Auge; sehen wir bei dem Bruder diese, wo möglich noch tiefer gehend, und nach jeglicher Art sich bethätigend; blicken wir ferner auf dessen Neigung zu allen Künsten, worin er dem Vater um nichts nachstand und gleich ihm auf Musik und Malerei jährlich ansehnliche Summen verwendete, auch Meister in jeder Kunstfertigkeit an seinen Hof zog, neben diesem Festlichkeiten mit eben so reicher Pracht und sinniger Anordnung zu veranstalten wußte, wie jener; halten wir endlich manche, durch Mariens Briefe zerstreute Züge fest, die hier vorerst nur dem bewirkten Gesammteindruck nach, berührt werden können: so werden wir nicht irren, wenn wir den Schluß ziehen, es seye durch Umgebung und Erziehung jener Geschmack, jener Kunstsinn, jene Freude an Verschönerungen auch der Herzogin eingepflanzt worden, welche Vater und Bruder vor allen deutschen Fürsten ihres Jahrhunderts so vortheilhaft auszeichnen. Wie aber von ihrer Beiden Höfen Trunk, Spiel, Tändeleien und sittliche Verirrungen, welche eine spätere Zeit mit der Schminke der Liebenswürdigkeit, ja selbst höherer poetischer Anwandlung, zu übergleißen sich bemüht hat, streng verbannt waren, dagegen Neigung zu geordneten Andachtsübungen, Geschmack an glänzenden Kirchenfesten vorherrschte, so mögen die Umgebungen der frühern Jahre und Angewöhnung von zarter Jugend an auch bei Marien Widerwille gegen Eitles und Vorliebe zu Ernstem gepflanzt haben, ohne deßwegen eine angeborne und durch das ganze Leben sie begleitende Heiterkeit zu verscheuchen.

Neben diesem war Maria, wofür wieder die Zeugnisse in reicher Fülle durch ihre Briefe zerstreut liegen, begabt mit hellem Verstand, klarem Blick, festem Willen, praktischem Sinn, und bei wichtigern Fragen mit einem Muthe, den das Bewußtsein, sich eine Fürstin nennen zu dürfen, ebensowohl hervorrufen als erhöhen mochte. Aber nicht auf Kosten des Herzens hob ihr Verstand sich heraus; jenem ward in zarter Aufmerksamkeit gegen den Gemahl, in Liebe zu den Kindern, in ehrerbietiger Anhänglichkeit an die Eltern, in zutraulicher Hingebung an die Geschwister, in fortlaufender Dankbarkeit für jede Obsorge wie für jede erwiesene Gefälligkeit, und wäre sie noch so unbedeutend gewesen, freies und volles

Walten gewährt. Nehmen wir hiezu Gemüthlichkeit, Offenheit, frohen Sinn, heitere Laune, selbst, wo die Veranlassung es zuließ, Derbheit (nicht selten die Würze ihrer Briefe), so werden wir uns ein zutreffendes Bild dieser Fürstin machen.

Die Sprache der Welt war zu jener Zeit die lateinische; Kenntniß derselben durfte Fürstinnen um so weniger fehlen, als auf so manche Mittel der Bildung, welche eine spätere Zeit für unerläßlich erachtet, damals noch keine Rücksicht konnte genommen werden. In jener Sprache war Maria vortrefflich bewandert, so daß sie von früher Jugend an darin muß unterrichtet worden seyn. Aus einzelnen Aeußerungen in ihren Briefen ersehen wir, daß sie nicht allein eine Gönnerin, sondern eine Kennerin der Musik gewesen ist, mithin auch für diese Kunst seye herangebildet worden. Es wird nicht allein von ihrer unverdrossenen Thätigkeit in weiblichen Arbeiten gesprochen, sondern berichtet, an wie mancherlei Gegenständen sie dieselbe bewährt habe, woraus wir erkennen, daß unter der mütterlichen Aufsicht nicht minder auf das Nützliche als auf das Zierende seye Bedacht genommen worden.

Von der Mutter mag Freude an kostbarem Schmuck auf die Tochter übergegangen seyn. Anna liebte es, in fürstlicher Kleidung und reichem Geschmeide der Prachtliebe des Gemahls würdig an die Seite sich zu stellen. Gewöhnlich erschien sie in Sammet- oder Seidenstoffen, mit den feinsten Spitzen geziert, einen goldenen Reif um das Haupt. Doch in fortwährendem Aufwand für die Kleidung ahmte ihr Maria weniger nach; zumal in ihrem nachherigen Wittwenstande vermied sie, wenn nicht etwa augenblickliche Verhältnisse dazu nöthigten, jedes prunkvolle Gewand. Von Annas katholischem Glauben wissen wir, daß sie des Gemahls Bestreben, denselben seinem Lande aufs neue zu sichern, vollkommen getheilt habe. Wurde ihre Schwester Magdalena noch als Wickelkind täglich zur heiligen Messe getragen, so mag das vier Jahre ältere Fürstenkind derselben nicht minder beigewohnt haben, und wurde die gleiche Neigung für die heiligen Geheimnisse auf das lebendigste der Tochter eingepflanzt.

Abgesehen von den anerborenen Fähigkeiten, die durch Menschen eher können entzogen als verliehen werden, dann von den ursprünglichen Neigungen, auf welche denselben mehr ein entwickelndes und leitendes, als ein hervorrufendes Wirken eingeräumt ist, bleibt nur selten der Eltern Wesen und Art ohne bestimmende und andauernde Einwirkung auf die Kinder. Gleichwie körperliche Vor-

züge oder Gebrechen der erstern häufig auf diese übergehen, eben so vielfältig theilen sich ihnen diejenigen des Verstandes oder des Willens mit. Nach welcher Richtung diese sich entfalten sollen, das ist vorzugsweise der mehr oder minder umsichtigen Obsorge der Eltern anheim gegeben. Entscheidender noch wirkt (unvermerkt jedoch), weil stätig, um so tiefer dringend, deren Weise, Lebensordnung und Beispiel. Irgendeinem Einfluß (wiewohl er selbst bei verwandter Beschaffenheit der inneren Anlagen oder der äußeren Umstände eben so gut zu entgegengesetzten Zielen führen kann), wird nicht leicht ein Sterblicher sich entziehen; demjenigen, welcher aus den obersten Fragen hervorgeht, die zu seiner Zeit die Welt durcharbeiten, am allerwenigsten. Je ernster diese sind, je tiefer dieselben die Gemüther bewegen, je bedeutungsvollere Ereignisse durch sie hervorgerufen und je mächtiger so anziehende als abstoßende Kräfte durch sie losgebunden werden, desto minder können dieselben an denjenigen, die ihrer Anlage wegen, oder ihrer Stellung halber, oder vermöge beider, einer Berührung mit ihnen eben so wenig ausweichen wollen als dürfen, unbeachtet oder beziehungslos vorübergehen. Wessen das jugendliche Alter Zeuge gewesen, was es beobachtet, erfahren, worin es in seiner unverblichenen Frische für oder wider, in Liebe oder in Haß, Theil genommen, das verleiht in den meisten Fällen dem Leben die bleibende Richtung, wird zur Quelle, auf welche dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß Neigungen, Ueberzeugungen, Bestrebungen der spätern Zeit sich zurückführen lassen.

Unter einem solchen Walten tiefdringender, zugleich weitreichender und die Geister gewaltig ergreifender Bewegung ist Mariens Jugend verlaufen. Es stand damals auf der Schwebe, ob das Christenthum, wie es in anderthalbtausendjährigem, ununterbrochenem Entwicklungsgange seine Gestaltung gewonnen; ob das, was unter diesem Weltlauf sich gebildet: die Verfassung des römischen Reiches deutscher Nation; ob die kirchliche Form, welche, das Wesen und die Bestimmung der von Gott gegründeten Anstalt abspiegelnd, Millionen zur Bedingung des zeitlichen Daseins geworden war; ob die gesammte gesellschaftliche Einrichtung der abendländischen Welt; ob der zarteste und innerste Pulsschlag der individuellen Lebensthätigkeit — der Glaube, in der bisherigen Geltung solle erhalten, oder ob dieses Alles neuen Meinungen, Ansichten, Bestrebungen und Einrichtungen zum Opfer gebracht werden? Es galt die Frage: ob das Bisherige deßwegen als werthlos zu verwerfen seye, weil ein, mit jugendlich brausendem Ungestüm unbedingte

Alleingültigkeit verlangendes Neues an dessen Statt sich setzen wollte? Da eine so hochwichtige Frage Mariens Eltern vermöge ihrer Stellung noch weniger theilnahmlos lassen konnte, als alle übrigen Zeitgenossen; da dieselben, inwieweit sie zu deren entschiedenen Beantwortung ihren Verhältnissen gemäß sich berufen fühlen mußten, hierüber niemals in Zweifeln geschwankt haben, so ward hiedurch auch den Kindern die Wandelbahn angewiesen, aus welcher nur eine fremdartige Macht sie je herauszuwerfen vermocht hätte. Hiezu kam, daß der mit vollkräftigem Geist begabten Tochter, so wenig als der Eltern Ueberzeugung, deren Bestreben, dieser in dem vollen Bereich ihrer Befugniß Anerkennung zu verschaffen, verborgen bleiben konnte. Unter solchen, wohl täglichen, Erfahrungen, und solchen Vorbildern, im Kreise solcher wankelloser Gesinnung mußte Maria zu dem heranreifen, was sie geworden und bis an ihr Ende geblieben ist; mußte sie zu allem dem die Richtung gewinnen, was sie nachwärts in dem selbstständig sich bildenden Leben unantastbar festgehalten hat.

Fragen wir demnach den Wurzeln nach, welchen der Erzherzogin Maria vielartige und dennoch harmonische Lebensbethätigungen entsprossen sind, so werden wir uns bei den meisten auf ihre Eltern zurückgewiesen finden. Hoffte Herzog Albrecht die bei allen Ständen, bevorab dem geistlichen, dringlich gewordene Verbesserung der Sitten zu erzielen, so wiegte auch er sich eine zeitlang in dem trügerischen Wahn, es lasse durch Gewährung einzelner Anforderungen, das Wesentlichste: der Glaube und die Einheit der Kirche sammt deren Einrichtung, sich retten. Denn noch mangelte die Erfahrung, daß eine nach durchgreifender Umgestaltung strebende Partei mittelst Zugeständnissen niemals zum Stillestehen gebracht, vielmehr zu keckerem Vorschreiten ermuthigt, über dem Versuch, sie zu hemmen oder zu besänftigen, stets schwieriger, am Ende selbst die Pflicht und das Recht ihr zu widerstehen, in Zweifel gezogen werde. Außerdem mochte Albrecht mit tiefem Schmerz wahrnehmen, daß unter stetem Kriegsgetümmel, trotz aller Wachsamkeit, das Vorgehen der Neuerung bis in seine nächste Umgebung nicht sich habe verhindern lassen. Je erfolgloser seine redlichen Versuche blieben, desto mehr mußte er darauf sich angewiesen sehen, endlich der zerstörenden Gewalt die erhaltende Kraft gegenüberzustellen. Mit dem Verbot des Besuchs unkatholischer Hochschulen traten gegen Geistliche, welche zwar nicht vom Glauben sich getrennt, aber doch von ihrer Pflicht abgetreten waren, strengere Vorkehrun-

gen ein. In den Klöstern wurde die Regelzucht hergestellt, den niedern Schulen vorgeschrieben, „die Glaubenslehre mehr in demüthiger Einfalt als in frecher spitzfindiger und vermeinter Wissenschaft" als Hauptsache zu behandeln.

Es ist nicht zu zweifeln, daß in dem fürstlichen Kreise die obersten Angelegenheiten, nicht bloß des Hauses und des Landes, sondern des christlichen Menschengeschlechtes überhaupt oft seyen besprochen worden, daß ein so hochbegabtes Wesen, wie Maria, ihnen nicht alle Aufmerksamkeit werde zugewendet haben. Später sodann fand sie in dem Lande, in welches sie durch die Vorsehung als Fürstin gesetzt worden, die gleichen Zustände, einen übereinstimmenden Gang der Bestrebungen, wie in den väterlichen Gebieten, sich selbst aber durch die in der Heimath gemachten Erfahrungen gefestigt und auf die Mittel hingewiesen, der immer weiter heranbringenden Zerrüttung ein Ziel zu setzen. Haben die Angelegenheiten in Innerösterreich später einen ähnlichen Gang genommen, wie früher in Bayern, so ist es sicher nicht ohne mitwirkenden Einfluß geblieben, daß Maria die Beobachtungen und Erfahrungen ihrer Jugend dorthin verpflanzte.

Diese, mit so reichen Vorzügen ausgestattete Fürstentochter fand in ihrem zwanzigsten Jahre einen Gemahl, der in manchen Anlagen des Geistes ihr ähnlich war, in denjenigen des Gemüthes ihr gleich kam, irdischem Rang nach höher stand. Hätte es jedoch von menschlicher Bestimmung abgehangen, ein ganz anderes Loos wäre Beiden zu Theil geworden. Zu fragen: welche Gestaltung der Länderumfang, den wir jetzt die österreichische Monarchie nennen, alsdann gewonnen hätte, welches unter gleichem Verlauf der Ereignisse die Geschicke des habsburgischen Hauses geworden wären, sofern Kaiser Ferdinands anfängliche Entwürfe für seinen Sohn Carl ihren Erfolg gefunden hätten? hieße nutzlosen und müssigen Grübeleien sich hingeben. Hätte aber Maria jene Bestimmung erhalten, die ihr anfänglich zugedacht schien, so würde wahrscheinlich ihr Vermählungstag und ihr Todesjahr das Einzige seyn, was von ihr im Andenken sich erhalten hätte. Sehen wir, wie im Widerspruch mit der Menschen Wollen, Trachten und Bestreben, selbst ohne deren Zuthun, diese Verbindung zu Stande gekommen ist, erwägen wir die Folgen, die in so überreicher Weise an dieselbe sich angeknüpft haben, dann dürfte es schwer fallen, vor dem unverkennbaren Walten einer höhern Macht die Augen zu verschließen.

Die Menschen gedachten es ganz anders zu machen. Es sollte deßhalb Oesterreichs ernsteste Obliegenheit seyn, dieses Waltens, der es bis zum heutigen Tage Alles zu verdanken hat, stets bewußt zu bleiben. — Kaiser Ferdinand der Erste hatte drei Söhne, deren jüngstem, Erzherzog Carl, nach des Vaters Ableben die innern Lande zufielen. Mit seiner Volljährigkeit und Elisabethens von England Thronbesteigung gedachte der Kaiser einer Verbindung dieses Sohnes mit der Tochter Heinrichs VIII. Es mag seyn, daß die Hoffnung, hiedurch die brittischen Inseln der Kirche erhalten zu können, in die Wünsche, seinem Hause eine neue Königskrone zu erwerben, sich hineinflocht. Gesandtschaften sollten die Sache anbahnen. Elisabeth spielte mit denselben nach ihrer Weise, bald jeder ehelichen Verbindung sich abhold, bald die in Aussicht gestellte als die zusagendste erklärend. Durch manche Jahre zogen sich die Unterhandlungen. Während die Vertraulichkeiten der Königin mit dem Grafen Leicester in voller Blüthe standen, sollte eine glänzende Gesandtschaft zu Ueberreichung des Hosenbandordens den Kaiser Maximilian II. in der Meinung festigen, die Aussichten für seinen Bruder wären fortwährend günstig. Wie aber Leicester mit dem Antrag hervorrückte: solle die Verbindung zu Stande kommen, so müsse Erzherzog Carl der Religion seiner Ahnen ohne allen Vorbehalt entsagen, fuhr ihn dieser an: „Wie mögt Ihr ein solches Ansinnen an Mich wagen, der Erste Meines Geschlechtes zu werden, der eine Religion, in welcher Meine Vorfahren so lange gelebt haben, und neben welcher Ich keine andere kenne, so schmählich aufgäbe?" Nachdem dann die Sache bei drei Jahren geruht und der Erzherzog eben seine Blicke nach München gerichtet, ließ Elisabeth durch eine Gesandtschaft in unklaren und verschmitzten Ausdrücken, als gleichzeitig wegen ihrer Verbindung mit dem französischen Herzog von Anjou unterhandelt wurde, in Wien eröffnen: von einem andern Mann, als von dem Erzherzog wolle sie nicht hören. Die Gesandtschaft fand den verdienten kalten Empfang. Geheimer Aerger, daß der Kaisersſohn ihr nicht länger zum Spielball dienen könne, mag Elisabeth doch gestachelt haben, denn als ihr dessen Verlobung kund wurde, äußerte sie: der Erzherzog dürfe ihr Dank wissen, daß sie ihn eine bessere Gemahlin habe finden lassen; könnten Beide nicht als Eheleute, so möchten sie doch als Blutsfreunde sich lieben. Sie hoffe ebenfalls zu Besserem zu gelangen.

Auch Marien schien eine ganz andere Lebensbahn zu warten. Nachdem der Woiwode von Siebenbürgen, Johann Sigismund

Zapolja, im Jahr 1570 unter Verzichtleistung auf den ungarischen Königstitel mit Maximilian II. sich verständigt, sollte die Vermählung mit einer Nichte des Kaisers der Uebereinkunft bleibende Dauer verleihen. Deren gab es damals drei: zwei bayerische Herzogstöchter, außer ihnen die Tochter des Herzogs von Cleve. Auf eine der erstern warf Sigismund sein Auge. Maximilian eröffnete dieses dem Schwager und hob dabei alle Vortheile hervor, die aus dem geschlossenen Frieden und der daran geknüpften Verbindung sowohl dem Hause, als dem Reich, ja der ganzen Christenheit erwachsen müßten. Bedenklichkeiten der Religion wegen (Sigismund war nicht bloß Calviner, sondern Unitarier), meinte er, dürften nicht eintreten; freie Uebung derjenigen der Princessin seye bereits ausbedungen.

Albrecht fand sich durch diese unerwartete Eröffnung doppelt gekränkt; erst als Vater, sodann als katholischer Fürst. Er ließ dem kaiserlichen Schwager durch einen eigenen Abgeordneten bemerken*): „Wie er denn über eine seiner Töchter verfügen könne, ohne zuvor weder gegen ihn noch seine Gemahlin auch nur das mindeste verlauten zu lassen, damit sie sich hätten berathen oder erkundigen mögen? Betreffe doch der gemachte Antrag ihr eigenes Fleisch und Blut, zu dessen elterlicher Obsorge sie durch Gott und die Natur verpflichtet wären. Daß die Verbindung der Christenheit besondern Nutzen bringen würde, müsse er bezweifeln. Für seine Tochter aber knüpfe sich das größte Bedenken an die „verdammte Ketzerey der Unitarier", in welcher diese sich rühmten, daß zwischen ihr und dem Alkoran nur ein geringer Unterschied obwalte. Ob nun er und seine Gemahlin die geliebte Tochter in ein so gottloses Wesen, Mühsal und Kümmerniß hinausstoßen sollten? — Wolle der Kaiser bedenken, wie dieselbe klagen, jammern, hier und dort über die Eltern Rache schreien müßte? Wie diese selbst von allen katholischen Königen, Churfürsten, Fürsten und Ständen würden angesehen werden, wenn sie mit einem Ungläubigen — denn seiner Secte zufolge könne er gar nicht anders genannt werden — in Heirathsverbindung und Verwandtschaft träten? Sollte gar die Tochter mit Leibeserben gesegnet werden, in welch unchristlichem, unseligem, gottlosem Wesen müßten erst diese aufwachsen? Man spreche wohl

*) Der Entwurf zu der sehr einläßlichen Instruction für diesen, von des Herzogs eigener Hand, ist in dem königlichen Hausarchiv zu München noch vorhanden; auch die Abschrift hat Correcturen von des Herzogs Hand, Beweise, wie ernst er die Sache nahm.

von freier Religionsübung; er halte sie für unmöglich. Welcher rechtschaffene Priester würde es unter so rohen Leuten aushalten? Darum könne weder er noch seine Gemahlin in diesen Handel einwilligen."

Während in des Kaisers Umgebung immer noch der Verbindung mit dem siebenbürgischen Fürsten gedacht wurde, kam Herzog Albrecht ein Wink zu: Der Erzherzog vom Steyermark gedenke nächstens um die Hand seiner Maria förmlich anzuhalten. Die Neigung zu ihr mochte in des Kaisers Bruder unter den glänzenden Festen geweckt worden seyn, welche Albrecht bei der Vermählung seines Sohnes Wilhelm veranstaltet hatte. Diese Neigung hatte Carl früher schon Mariens Vater auf vertraulichem Wege eröffnet, doch ohne Erfolg, weil damals Kaiser Maximilian, auf des Bruders Verbindung mit Elisabeth von England alles Gewicht legend, seine Zustimmung versagte. Ob Kunde des siebenbürgischen Antrages den Entschluß des Erzherzogs befördert habe, wissen wir nicht. Es wäre möglich. Jedenfalls ist wohl selten eine Vermählung so wider der Menschen Absicht und Bestreben zu Stande gekommen und darf, wenn von irgend einer Ehe, so am zuversichtlichsten von dieser gesagt werden, sie seye im Himmel geschlossen worden.

Bald nach jener vertraulichen Mittheilung erschienen in München der Landshauptmann von Kärnthen, Georg Freiherr von Khevenhiller, der erzherzogliche Hofmarschall, Pankratius von Windischgrätz, als Brautwerber. Herzog Albrecht nahm die Tochter mit sich nach Gastein, damit der Bräutigam sie sehe. Die weitere Verhandlung war bald am Ziele; schon am 16. October schrieb Albrecht an den Erzherzog, als an seinen zukünftigen Eidam, und am 10. November 1570 sendete dieser von Neustadt aus den Entwurf der Heirathsbedingnisse, damit ihn Albrecht in die gehörige Form bringe. Dieser stattete die Tochter mit 50,000 Gulden Heirathsgut aus, in bestimmten Fristen zu Linz zu entrichten; dagegen versicherte ihr Carl eine eben so große Summe, sammt 20,000 Gulden Morgengabe, in jährlicher Nutzung zu fünf von hundert auf die Mautheinnahme zu Görz, mit Rückgriff auf andere Gefälle, so jene nicht zureichen würde. Außerdem sollten ihr jährlich 4000 Gulden, dann 1500 Gulden jede Frohnfasten aus dem einen oder andern Bergwerke zufließen. Im Falle der Wittwenschaft habe sie ihren Sitz auf dem Schloß zu Görz. Alle Kleider, Kleinodien, Schmuck, Silbergeschirr, was sie zugebracht, oder während der Ehe sich erworben, oder als Hochzeitsgeschenk erhalten, sollten ihr frei über-

lassen werden. Gerne hätte der Erzherzog die Hochzeit im eigenen Lande gefeiert; aber Theurung und Sterbeläufte machten es unmöglich. Deßhalb sollte der Kaiser Bedacht darauf nehmen, wo dieselbe sich halten ließe.

Dieser äußerte sich willfährig, die Feier in einer Stadt des eigenen Landes zu veranstalten. Allein die Bestimmung der Zeit und des Ortes verzog sich durch manchen Monat. Erst im April 1571 ordnete Maximilian den Sonntag nach Bartholomä, 26. August, als Tag, Wien als Stätte der Festlichkeit.

Daß Papst Pius V., welcher der nahen Verwandtschaft wegen um Dispens anzugehen war, zu dieser Verbindung bereitwillig die Hand bot, läßt sich aus dem damaligen Stand der Angelegenheiten Deutschlands leicht ermessen. Vermöge seiner Gesinnungen wie seiner Bemühungen galt Albrecht in Rom längst als eine wankellose Stütze der katholischen Kirche, deren Oberhäupter deßwegen in allen vorkommenden Fällen ihn mit unbedingtem Vertrauen beehrten. War es doch er, dessen, von dem schwägerlichen Verhältnisse getragener Einfluß den schwankenden Maximilian II. auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahr 1566 von der Gefahr befreit hatte, zum Spielball der Protestanten zu werden; war doch er es, welcher denselben von Schritten zurückzuhalten suchte, deren Folgen die Monarchie Oesterreichs der Auflösung nahe gebracht hätten; und wieder war es Albrecht, welcher Sorge trug, daß der Schwager von dem, was der Vater als Grundlage des Heils des Hauses und des Segens seiner Länder gewissermaßen im Angesicht des göttlichen Richterstuhls erklärt hatte, wenigstens den äußerlichen Schein beibehielt. In einer neuen, so engen Verbindung des habsburgischen und des wittelsbachischen Hauses mußte der Papst die Bürgschaft der Wiedererkräftigung der katholischen Kirche in denjenigen deutschen Ländern erblicken, die ihr bisher erhalten worden; war es ihm auch nicht vergönnt zu schauen, was in höherem Maße durch dieselbe für die Zukunft sich bereite.

Zweites Capitel.

Die Festlichkeiten in Wien und Grätz.

Mit dem Herannahen des Vermählungstages ergieng von dem Kaiser ein Ausschreiben an die Landleute des Herrenstandes und der Ritterschaft aller kaiserlichen Gebiete, auf den 21. August an seinem Hoflager zu erscheinen, die Bestimmung eines Jeglichen zu vernehmen, während der Dauer der Festlichkeiten zu verbleiben. Dann wurde bestimmt, wie viele Tafeln zu bestellen*), welche und wie viele Personen zu jeder Dienstverrichtung zu verwenden seyen. Zu dem Empfang so vieler hohen Gäste wurde alles auf das sorgfältigste bereitet, für Beherbergung einer großen Zahl erwarteter Fremdlinge bestens Fürsorge getroffen**). Vorzüglich un-

*) Im Ganzen waren 15 Tafeln aufgerüstet, zu jeglicher ein Vorschneider, vier Personen zum Auftragen, zwei, welche Tischgewand, Silbergeschirr, Brot, Trinkgeschirr ꝛc. zu holen, die Tafel zu decken, aufzuwarten ꝛc. hatten, für die Tafeln der Herren in allem 107 Personen, für diejenigen der Frauen 143.

**) Ordentliche Beschreibung des Christlichen Hochlöblichen vnnd Fürstlichen Beylags oder Hochzeit, so da gehalten ist worden durch den durchlauchtigsten Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn C A R O L E N, Ertzherzog zu Oesterreich, Burgund, Steyr, Kärnten, Crayn, Graf zu Tyrol, Zilej vnd Görtz ꝛc. mit dem Hochgebornen Fräwlein Maria geborne Hertzogin zu Bayern, den XXVI. Augusti in der Kaiserlichen Statt Wien, dem Hochermelten Fürsten vnd Fräwlein, auch jrer beyden Hochlöblichen Freunndtschafft zu der höchsten Ehren in Teutsche Carmina gestelet: Und einen Edlen Ernvesten Wolweisen Raht, der Fürstlichen Hauptstatt Grätz in der Steyermark dediciert, durch Heinrichen Wirrich: Obristen Pritschenmaister in Oesterreich, Bürger auf der Zell in der Herrschaft Gleyst an der Yps gelegen, Gedruckt zu Wienn in Oesterreich durch Blasium Eberum, in der Laimbl Burs Ano MDLXXI fol. (mit vielen schönen Wappen). Derselbe Wirrich hat auch eine ähnliche Schrift in schlechten deutschen Versen über Herzog Wilhelms von Bayern Vermählungs-Feierlichkeit zu Augsburg herausgegeben: Aretin Geschichte Maximilians I. S. 344.

terließ es der Kaiser an keinerlei Vorkehrung, wodurch er sich gegen die Gäste als freundlicher Wirth, gegen den Bruder als dankerfüllter Festbereiter bewähren konnte. Auf der Burgbastei wurde ein neues Tanzhaus erbaut. Den Schiffleuten ward über das Herabführen der Herrschaften auf der Donau, damit dieselben weder Zögerung noch Störung erführen, eine Ordnung vorgeschrieben. Der Landshauptmann und der Vicedom im Lande ob der Ens erhielten Befehl, das Schloß und das Vicedomamt zu Linz für die Aufnahme des Herzogs von Bayern und des Erzbischofs von Salzburg herrichten zu lassen, Beide sammt ihrem Gefolge im Namen des Kaisers zu bewirthen. Schon im Juni erging an Erstern und den Salzamtmann zu Gmunden der Auftrag, zu der bevorstehenden Hochzeit allerlei Fische zusammenzubringen; nach Verlauf eines Monats mußten sie berichten, was ihnen zu liefern bereits möglich wäre. Gleiches ward von den Gotteshäusern Lilienfeld und Gaming, in der Nähe vortrefflicher Forellenbäche gelegen, gefordert. Was die Elbe, so weit sie das Land Böhmen berührt, binnen sieben Wochen an Lachs lieferte, wurde für das Fest in Beschlag genommen. Für Donaufische hatte die ungarische Kammer zu sorgen und die Nasadisten waren angewiesen, jeden schönen Fang gegen Bezahlung dem Burggrafen von Comorn zuzustellen, der sich zugleich um allerlei Federvieh und anderes Wildpret umzusehen hatte. Indianische Pfauen wurden von der böhmischen Kammer verlangt. Ein Hauptmann Fladacher besorgte den Neckarwein und andere bessere Gattungen. Den Landwein sammt Getreide hatten die landesherrlichen Aemter herbeizuschaffen. Dem Hauptmann zu Ungarisch-Altenburg ward auferlegt, unverweilt hundert Mutt Haber nach Wien herauf führen zu lassen. Von den Städten Crems, Stein, Kornneuburg, Klosterneuburg, dann von den Märkten Petersdorf, Mödling und Gumpoldskirchen, in der Nähe der Hauptstadt gelegen, wurden von jeder Ortschaft fünfzig Betten gefordert. Carl selbst ließ in Augsburg allerlei Erfordernisse zu dem Feste verfertigen, unter andern zwölf schöne Küraße zum Freirennen, zweiundsiebenzig silberne Schüsseln; Gläser aus Venedig mußte ihm Veit von Dornberg besorgen.

Mittwochs den 22. August traf in zahlreichem Begleit des Adels seiner Herrschaften Erzherzog Carl auf dem Wege von Neustadt zu Wien ein. Der Rath, die Bürgerschaft, diese in Kriegsrüstung und in zehn Fähnlein getheilt, zogen ihm entgegen. Am Donnerstag ritt durch das Schottenthor Erzherzog Ferdinand von

Tyrol; am Abend kamen, auf der Donau gefahren, die beiden Erzherzoge Rudolph und Ernst, des Kaisers erstgeborne Söhne, vor nicht gar langer Zeit aus Spanien zurückgekehrt. Am Freitag ergieng durch alle Stände der Stadt große Bewegung; in blankem Harnisch zogen die Bürger zum neuen Thor hinaus, auf stattlichen Rossen ritten vom Adel ihrer Viele heran; draußen „auf dem Plan" waren Büchsen aufgestellt, Trommler und Pfeifer erzeigten ihre Fertigkeit, vor einem Gezelt stand neben Trabanten, in Roth und Weiß gekleidet, eine Schar Spielleute; — die Braut komme, lief's durch die ganze Stadt von Mund zu Mund. Da schwammen auf der Donau hinab fünf Galeeren, mit weiß und rothen Fahnen geschmückt, unter diesen in Roth gekleidetes Kriegsvolk; es waren Italiener, welche der Kaiser mit ihrem Hauptmann, Johann Franz Benaglio aus Bergamo, den bayerischen Herrschaften entgegengeschickt hatte. Darauf nahte ein größeres Fahrzeug voll Ritter, Edler und Knechte, geschart um ihren Herrn, den Erzbischof von Salzburg. Inzwischen wirbelten die Trommeln, schmetterten die Trommeten, donnerten die Carthaunen, wogten fürstliche und adeliche Reiter daher: es kam die kaiserliche Majestät mit ihrem Gefolge. Jetzt fuhr der Brautwagen an, künstlicher gearbeitet und glänzender ausgestattet als irgend Jemand bisher einen gesehen hatte, indeß unter dem Donner der Kanonen von den Basteien allerlei Kriegsspiele aufgeführt wurden.

Nachdem die Braut mit ihren Begleitern begrüßt worden, ordnete sich alles zum Einritt in die Stadt, den ein Trompeter eröffnete. Voranziehenden Herren folgten ein Heerpauker und neun Trompeter mit den bayerischen Farben, dann zwölf Glieder Herren mit goldenen Ketten und drei Glieder Edelknaben, in solcher Weise abwechselnd deren noch eine größere Zahl, bis endlich 70 Glieder Knechte die Abtheilung schlossen. Einer zweiten ritten sechs Trompeter voran, viele Reihen Herren zu Pferd, mit solchen von Fußknechten untermischt, zuletzt zwölf Edelknaben in schwarz sammtenen Röcken, mit des Bräutigams Farben verbrämt, wieder nach drei Herren ein Heerpauker mit eilf Trompetern in eben dieser Farbe, worauf noch ein Glied Herren, achtzehn Edelknaben, weiter fünf Glieder Herren, zum Schluß ein anderer Heerpauker mit zwölf Trompetern kamen. Dieser lange Zug sollte gleichsam Bahn machen dem Kaiser, dem Bräutigam, fünf Erzherzogen, von denen vier des erstern Söhne waren. Neben Herzog Albrecht von Bayern ritten dessen Söhne Wilhelm und Ferdinand, hinter ihnen der Erz=

bischof von Salzburg, unter vielen Fürsten Deutschlands und Italiens der Vornehmste. Der Braut nach fuhren zehn Wagen mit Damen. In langen Reihen, in verschiedener Ausrüstung, mit Spielleuten untermischt, folgte die Bürgerschaft. In der kaiserlichen Burg war zur Aufnahme alles aufs Würdigste eingerichtet. Für Erhaltung öffentlicher Sicherheit und nöthige Ordnung durch die ganze Stadt hatte ihr Rath Fürsorge getroffen.

Am Sonntag den 26. August, an welchem die Kirche singt: „Gott sey unsere Hülfe", erhoben sich alle Anwesenden mit dem Brautpaare aus der Burg in die nahe Pfarrkirche der Augustiner. Sie war mit Teppichen und glänzender Altarsausrüstung trefflich geziert; auserlesene Musik ließ sich hören; nach Predigt und Amt vollzog der Erzbischof von Salzburg die Trauung, worauf in den kaiserlichen Gemächern das Festmahl bereitet stand, welchem Abends in dem lichtstrahlenden „Tanzhause" der Tanz folgte. Tags darauf wurde der förmliche Heirathsbrief durch die betreffenden fürstlichen Personen ausgefertigt.

Als Glanzpunct der Festlichkeit sollte der Dienstag sich herausheben. Draußen vor dem rothen Thurme über der Brücke (wo jetzt die Leopoldsstadt) zerbreitete sich ein reich geziertes Gefilde, von Bäumen umschattet, zu diesem Endzweck in die Erde gesetzt. Im Hintergrunde erhob sich ein Berg. Vor diesem saß, unter jedem Arm einen Pfau haltend, auf ihrem Rad die Glücksgöttin. Von zwei Thürmen, die den Eingang in das Gefilde beschirmten, flatterten Fahnen in den österreichischen und bayerischen Farben. Hier sollte, wie jene Zeit es liebte, das Turnier gehalten werden in sinnreicher Zusammenstellung. Juno wollte als Herrin der Welt von dem Gefilde Besitz nehmen; dazu hatte sie die Könige und deren Schaaren aus drei Welttheilen berufen, aber in altem, wohlbekanntem Haß gegen die Europa deren Kinder übergegangen. Europa sammelt daher diese und ihre Gefreundeten von allen Seiten zum Beistande wider den Uebermuth der Juno. Iris, im Begleit eines Kämpfers aus jedem der drei Welttheile, zeigt den Richtern an, Juno, die sie auf dem Berge thronen sähen, hätte sich vorgenommen, diesen festlichen Tag durch ihre Gegenwart zu zieren; deßhalb fordere sie dieselbe auf, den drei Königen, die sofort in voller Pracht von dem Berge herabkommen würden, das Gefilde einzuräumen, ihre Herrin in dessen Besitz nach Recht und Billigkeit zu schirmen. So zogen unter Trompetenklang und Saitenspiel die Könige herab an ihre Stelle. Es waren die Erzherzoge Ferdinand

und Carl sammt Herrn Wolf von Stubenberg. Unverweilt erschienen Europas vier Töchter: Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland. Ihnen ziehen die Sirenen, die freiwillig zu diesem Dienste sich anerboten, sammt ihren Eltern, dem Achelous und der Terpsichore, voran. Unter den Töchtern hat Italien mit den Ländern gegen Aufgang der Sonne den Vortritt. Der Eurus und zwei Nebenwinde erscheinen als Trompeter, Vorsprecher ist die Luft, Eisen der Kampfpreis, welchen Mars auf einem Wagen daherführt, den die Bellona lenkt; vier lateinische Jünglinge, als dem streitbarsten Volke zugehörend, umgeben ihn als Knappen, Ritter ist der Frühling, dem als Begleiter der Po folgt. Spanien vertritt die Völker des Westens, sein Trompeter ist, in Mitte zweier anderer Winde, der Zephir, sein Vorsprecher das Feuer, sein Kampfpreis das Gold, der Sommerwagen führt denselben, die Knappen sind vier spanische Granden, Ritter ist der Sommer, Begleiter und Proviantmeister der Ebro. Die mittäglichen Länder stellt Frankreich vor; der Auster mit seinem jüngern Bruder ist dessen Trompeter, das Schreiben von Frankreich wird den Richtern durch die Erde überreicht, es hat das Zinn, welches dort am reichlichsten gefunden und am zierlichsten verarbeitet wird, als Gewinnst ersehen; durch Adler gezogen thront Jupiter auf einem Zinnbergwerk, den Dienern ist in französischer Sprache befohlen, ihres Obersten zu warten, welcher der Herbst ist, dem als Geleitsmann der Rhonefluß dient. Deutschland hat aus den gegen Mitternacht gelegenen Ländern einen Reichstag versammelt, welcher verordnet, daß von seinen Schwestern ein Haufe zusammengebracht werde; dieser hatte den Boreas auf einem Pferde zum Führer, als Redner das Wasser, woran diese Tochter der Europa besonders reich ist, so wie an Silber, daher als ritterlicher Dank von dem Mond auf seinem Wagen dieses dahergeführt. Vier betagte Diener warteten ihres Obersten, des Winters, den Eichenäste, Blätter, besonderer Ernst zieren. Die Donau, Deutschlands größter Fluß, schloß in bedeutsamer Stellung das Gefolge dieser Tochter Europas. Ihr zur Seite zogen die sieben freien Künste, die, in den andern drei Erdtheilen längst verjagt und verachtet, in deren Schloß Aufnahme gefunden und nirgends anders verweilen mögen. Aus freien Stücken, weil auch sie über Juno sich zu beschweren und Europa zu preisen hat, daß sie so freundlich ihre Mutter aufgenommen, folgte Diana mit je einem Paar der vornehmsten wilden Thiere, als: dem Löwen, der stärker als alle, dem Tiger, der behender als alle, dem Bären, der geschickter als

alle, dem Wolf, der muthiger als alle; die übrigen, als nicht so adelich, der drei Kämpen der Juno nicht würdig, traten nur als Begleiter ein. Zuletzt ritt auf ihrem Stier Europa selbst heran. Nachdem sie den Töchtern ihre Beschwerde gegen Juno übergeben mit dem Bemerken, wie es ihnen obliege, den Ruf der Mutter zu wahren, hatte Europa Namens ihrer Töchter zu erklären: sie wären hiehergekommen, sowohl um dieses Platzes Fröhlichkeit zu mehren, als auch zu verhüten, daß nicht durch Anstiften der Juno ihr Ansehen herabgewürdigt werde. Dann kamen noch die vier Haupttugenden, als ausschließlich in Europa hoch gehalten; ferner kam Neptunus mit seinen gewaltigen Meerfischen, um der Europa zu helfen. König Artus endlich schickte unter Geleite und Schirm des gefangenen Königs Etuso vier Herren seiner Tafelrunde zum Schirm ritterlicher Ehre. Noch andere Gruppen schlossen sich an. Von diesen zogen die Grafen Ehrenfried von Ortenburg und Niklaus von Salm durch ihre Darstellung, durch die Pracht ihrer Gewänder, durch die Kunst ihrer Spielleute aller Augen auf sich. Nach ihnen fuhr ein Herr als Zigeunerin, auf einem von Centauren gezogenen Wagen; wieder einer als maurischer Priester mit fünf weiß gekleideten und in Goldstoff gezierten Musikern. Die Herren von Losenstein traten als die drei Parzen auf. Zuletzt geleiteten die Erzherzoge Rudolph und Ernst die Victoria. Nachdem alle Züge vorübergeschritten waren, begann das Ringelrennen, ganz nach alter Vorschrift und Gebrauch. Den besten Dank gewann Herr Siegmund Friedrich von Herberstein.

Der Mittwoch war dem Ausrasten gewidmet, als Stärkung für den Donnerstag in der Frühe zum Turnier über die Schranken. Als Mantenatoren stellten sich Erzherzog Carl, Herr Ruprecht von Herberstein und Herr Gottfried von Breuner. Mit Heerpauken, zwölf Trompetern, einer gelb und schwarzen Fahne, reichgeschmückten Vorsprechern, einer großen Zahl Knappen und Knechten zogen diese auf geharnischten Pferden in die Schranken, viel andere Grafen und Herren ihnen nach, jeder in eigenen Farben und kunstreichem Pferdegeräthe; Erzherzog Ferdinand von Tyrol in solcher Zier, daß keine Beschreibung zugereicht hätte. Graf Carl der jüngere von Hohenzollern, Herr von Bernstein sammt andern Rittern, saßen als Richter, der Reichserbmarschall, Conrad von Pappenheim, und der Trabantenhauptmann, Herr Siegfried von Kolonitsch, wachten als Grieswärtel. Jedem Theilnehmenden waren drei Ritte vergönnt, die je ihrer vier auf einmal gegen eben so viele auf

der andern Seite thun mochten. Da brach mancher Speer in Stücke.

Für Sonntag Nachmittags war ein Fußturnier angeordnet. Bei diesem stellten sich die Herzoge Wilhelm und Ferdinand von Bayern nebst dem jungen Georg von Etzdorf als Mantenatoren; ihren vier Vorsprechern wurden vier weiße Pferde nachgeführt. Insgesammt zogen sie nach einem Berg, der den Aetna vorstellen sollte. Die österreichischen Herren traten weiß gekleidet auf, eine Abtheilung aber in schweizerischer Tracht. Da wurden wieder viele Schwerter zerschlagen, viele Speere gebrochen. — Damit endigten sich die Festlichkeiten, die den Kaiser eine Summe von hunderttausend Gulden sollen gekostet haben; Beweis, wie werth ihm der Bruder war.

Das junge Ehepaar mag noch einige Tage in Wien verweilt haben, denn erst am 9. September traf es zu Bruck an der Mur ein, und bestieg am andern Morgen, nach angehörter Messe, mit dem ganzen Gefolge Schiffe, um auf dem Flusse hinab nach Grätz zu fahren. Bei Weinzierl harrten zum Empfang der Landesfürstin über achthundert Berittene aus dem Adel und vom Landvolke, auch 160 Jungfrauen. Dort wurde gelandet, und begann unter stetem Donner des Geschützes der Festzug nach der Hauptstadt. Erst durch ein Thor von Holz, gemalt, als wäre es aus Quadern aufgerichtet, weiter unter einem Triumphbogen durch, sodann durch ein eigens hiezu erbautes steinernes Thor, hierauf durch das wirkliche Stadtthor, von da unter Laubgewinden, an Säulen von Tannenreisig vorüber, wieder unter einem Triumphbogen auf dem Markt und einem dritten gegen den Hof, alles mit Wappen, Sinnbildern, Sprüchen, Denkversen, auf das Fürstenpaar und dessen Stammhäuser sich beziehend, bewegte sich derselbe, von 3050 Mann zu Pferd und zu Fuß begleitet, nach St. Aegydii Kirche, wo der Bischof von Seccau, umgeben von der gesammten Geistlichkeit, den Einziehenden den Segen ertheilte, das Tedeum anstimmte und unter Begleitung eines Musikchors die Vesper sang. Von der Burg aus sahen die Herrschaften das Fußvolk vorüberziehen, dann wurde zur Tafel geblasen, unter Musik ein glänzend bereitetes Nachtmahl eingenommen, worauf nach kurzem Gespräche Alles zur Ruhe gieng.

Von den durch sieben Tage dauernden Festlichkeiten begann der erste, wie bei Christen auch Freudentage unter Demüthigung vor Gott und Verherrlichung desselben stets anheben sollten, mit einem bischöflichen Hochamte in Beiseyn aller Gäste. Dem Got-

tesdienst folgte um halb eilf Uhr das „Morgenmahl". Nach zweistündiger Rast wurden in einem neuerbauten Saale die Edelfrauen der Steyermark vorgestellt. Dann begann der Tanz, der bis fünf Uhr, der Zeit des „Nachtmahls", dauerte, nach welchem noch weitere zwei Stunden bei Tanz vergiengen. Nach dem Hochamt des folgenden Tages wurden in dem Tafelzimmer die kostbaren Hochzeitsgeschenke der Länder Steyermark, Crain, Cärnten und Görz überreicht und besichtigt; für den Nachmittag aber war in der Nachbarschaft eine Jagd veranstaltet; dem Einbruch der Nacht folgte ein Feuerwerk. Einem „Freirennen" in einem hiezu angelegten Lustgarten, von Musik und Lobgedichten auf die siegreichen Kämpfer begleitet, und wobei so Herren als Knappen in mannigfaltigem Schmuck erschienen, sodann am Abend unter Tänzen die Preise vertheilt wurden, war der dritte Tag gewidmet, der vierte hingegen bis in den Abend dem Waidwerk in einem Gehäge, zwei Meilen von Grätz entfernt. Am fünften Tage besah man das feste Schloß auf dem Berge, mit Wällen, Mauern und allem Schießbedarf so wohl versehen, daß nicht für möglich erklärt ward, dasselbe anders „als durch Verrätherei" einzunehmen. Am sechsten wieder Jagd, am siebenten aber, nach besonders feierlichem Gottesdienst, der auch an den übrigen Tagen niemals versäumt wurde, giengs nach dem „Morgenessen" nochmals zum Tanz, am Abend zu einem „seltsamen Feuerwerk, dergleichen man zuvor nie gesehen". Schiffe mit feurigen Rudern, durch feurige Wellen ziehend und von Kriegsleuten mit feurigen Waffen bewehrt, Reiter mit feurigen Helmbüschen und feurigen Spießen aus dem Gebüsch hervorbrechend, ein Schloß, aus demselben Streiter mit feurigen Schwertern ausfallend, endlich ein Schießen, Schlagen, Feuerwerfen, erschrecklich zu sehen, bis die Schiffe das Schloß verbrannt hatten und wieder an die vorige Stelle zurückgekehrt waren.

Nach dem Gottesdienst und Mittagsmahl, des 17. Septembers, beurlaubten sich die Herzoge von Bayern nebst ihrem Hofgesinde. Der Erzherzog begleitete sie eine Meile Wegs weit, nahm dann auf freiem Felde von seinen Schwägern und durch Darbietung der Hand von Jedem ihres Gefolges Abschied. Die Dichtkunst befliß sich, dem Geschmack der Zeit gemäß, das frohe Ereigniß sowohl in der Sprache des höhern als des gewöhnlichen Lebens zu verherrlichen.

Kaum waren die Festlichkeiten verrauscht, hatte die Gemahlin in der Hofburg zu Grätz häuslich sich niedergelassen, als der Erz-

herzog die Vorschriften für ihre Hofhaltung erließ. An der Spitze derselben stand der Freiherr Christoph von Ursenbeck zu Botschach. Die Besoldung sämmtlicher höhern und niedern Bediensteten belief sich auf monatlich 1760 fl., indeß des Erzherzogs eigener Hofstaat, aber auch vier Hofkammerräthe und 30 Trabanten inbegriffen, 3228 fl. 50 kr. erforderte. Dem Obersthofmeister der Erzherzogin ward in zarter Berücksichtigung ihrer Ueberzeugungen zur Pflicht gemacht, nur katholische Personen in den Dienst aufzunehmen. Auch darüber sollte er wachen, daß die Jungfrauen keine „sectischen Tractätlein" in die Hände bekämen und über Glaubenssachen nicht disputirten. Carl wollte alles von der Gemahlin fern halten, was dieselbe hätte kränken oder für sie Ursache zum Mißbehagen werden können.

Drittes Capitel.

Maria im Verhältniß zu ihren Eltern und Geschwistern.

Ein treueres Bild des Wesens und der Weise der jungen Fürstin läßt sich wohl nicht geben, als durch einen Abriß ihrer ununterbrochenen Berührung mit den Eltern und den Geschwistern. Die Geschichtschreibung darf billig, sofern ihr solches möglich gemacht wird, von den Landes- und Weltangelegenheiten in das gesonderte Gemach, in das innerste Heiligthum Derjenigen den Blick werfen, welchen durch höhere Fügung die Leitung von jenen zugewiesen ist; sie darf unter der Schilderung manchartiger Bewegung und ernster Kämpfe um die höchsten Interessen auch wohl bei dem stillern Walten in den Beziehungen zu den Nächsten für einige Augenblicke rasten. Die zahlreichen Briefe der Erzherzogin gewähren hiezu eine so reiche als lautere Quelle.

Hatte zwar Maria das Heimathland verlassen, war sie jetzt in die engste und geheiligteste Verbindung getreten, welche Menschen eingehen können, so blieb doch jenes noch immerfort mit allem Anziehenden ihrer Erinnerung eingedrückt, waren die Bande, die seit dem ersten Lebenshauch an die Ihrigen sie geknüpft hatten, über dem neuen weder gelöst noch gelockert. Auch in der Ferne stand sie Eltern und Geschwistern noch eben so nahe, als hätte sie niemals von denselben sich getrennt; jene hinderte sie nicht, durch öftere Besuche ihre treue Anhänglichkeit an dieselben stets lebendig und frisch zu erhalten. Wie gerne hätte sie nicht aus Anlaß ihrer zweiten Niederkunft den geliebten Vater bei sich gesehen! Welche Sehnsucht erfüllte sie nicht, als der Gemahl versprach, mit ihr zu den Eltern hinauszureisen! Wie „kindliches Mitleid" drückte sie nicht aus, als sie hören mußte, des Vaters Gesundheit seye angegriffen! Da jener Besuch im Jahre 1575 wirklich stattfand, säumt

sie nicht, gleich am Tage nach ihrer Ankunft die glückliche Rückkehr in ihre Residenzstadt dem Vater zu melden.

Schon mit dem Januar des folgenden Jahres ladet er sie wieder nach Starnberg ein, und mußte bald darauf der Bruder ihr anzeigen, welch ein warmes Verlangen der „Herr Vater" nach ihr äußere, wie sehnlich er sie wieder einmal zu sehen wünsche; sie möchte doch ja kommen und ihnen insgesammt die Freude gönnen, sie mit ihrem Manne und den Kindern bei sich zu haben. Darum auch mußte es der Erzherzogin zu großem Troste gereichen, den Vater kurze Zeit vor dessen unerwartetem und schnellem Hinschied noch besucht zu haben.

Was nur immer der Liebe Freundliches zu Gebote steht, was kindliche Aufmerksamkeit Angenehmes zu ersinnen weiß, womit einer Schwester Zuneigung und Vertrauen sich bewähren kann, dessen Allen geben die zahlreichen Briefe, welche Maria an den Vater und nach dessen Ableben an Bruder und Schwester richtete, so vielfaches als volles Zeugniß. Um so anmuthiger sind dieselben, als neben dem Folgenreichen und Wichtigen, welches oftmals zum Schreiben Veranlassung gab, mitunter Geringfügiges, was aber dem vielfach in engerem Kreise sich bewegenden Sinne der Frauen dennoch bedeutungsvoll und aller Aufmerksamkeit würdig erscheint, durch dieselben zerstreut ist. Der Briefwechsel der „unterthänigen Tochter" mit dem „durchlauchtigsten hochgebornen Fürsten, gnädigsten Herrn, herzallerliebsten Herrn Vater" begann alsbald mit Mariens Ehestand und endigte erst mit Albrechts Leben. Fortan erstattet sie ihm Bericht, wie es mit ihr, mit ihren Kindern steht, was sie vorhat, was vielleicht seine Neugierde erregen kann; z. B. wie ihr die Landschaft als Kindbettgeschenk eine Perlenschnur oder ein Kleinod habe kaufen wollen, jedoch hievon nichts Angemessenes bekommen, darum 800 Dukaten überreicht habe, die Grafschaft Görz aber zwei Gewänder, eines von rothem Damast, mit Silber verbrämt, das andere von blauem Stoff, mit Gold geziert. Sie giebt ihm Kunde von ihren kleinen Ausflügen, von ihrer glücklichen Rückkehr. Sie meldet ihm, wie sie in des Gemahls Forst einen großen Hirschen geschossen, dergleichen sie ihrer Lebtage keinen gesehen*), oder wie es ihr auf einer kleinen Reise ergangen, was sie dabei ausgestanden, wie sie den Vater von Herzen dazu gewünscht,

*) 3. Sept. 1578. „Ich wolt got vom himmel, das in E. F. Gn. gesehen hett, es ist ein grausam gros dier geweßt; ich hab E. F. Gn. dreulich dazu gewünscht."

theils weil sie so Vieles gesehen, theils so viele gute Meersachen zu essen bekommen habe. Sie schreibt ihm von der Trockenheit, unter der das Land gelitten, und von viertägigem Regen, welcher die Ernte verhindere; sie zeigt ihm an, wie er Bericht über den Stand der Dinge an der croatischen Gränze erhalten werde, wie ihr Gemahl in einen Kriegsmann sich umgestaltet habe, und was sonst „Seltsames" sich zutrage, einsweilen aber wenig ruchtbar geworden seye; denn wohl wisse sie, daß J. F. Gn. dergleichen Dinge gerne lesen.

Mit gleicher Sorglichkeit nimmt sie Bedacht darauf, mancherlei zu überschicken, womit sie den Vater erquicken oder erfreuen kann. So Austern, welschen Wein, Pfirsiche, worüber sie zu erfahren wünscht, wie sie hinauf gekommen wären, denn sie habe Obst, eine Lust zum Sehen, zugleich so vortrefflich, daß sie es ihm oft wünsche und sich freue, wenn es ihm so gut geschmeckt habe, daß sie ein andermal mehr schicken dürfe. Wieder sendet sie ihm Aepfel, nebst Anleitung, wie dieselben aufzubewahren, sammt dem Verlangen nach Bericht, welche besser angekommen wären, ob die in Fäßchen oder die in Stroh verpackten, um hienach in der Folge sich richten zu können. Zu anderer Zeit gehen Birnen nach München, mit der Bemerkung, welche sogleich, welche später genießbar seyen.

Es ist bekannt, wie viele Sorgfalt, wie große Kosten Albrecht auf seine Kunstkammer und die Erwerbung seltener oder werthvoller Gegenstände für dieselbe verwendet habe. Auch deren gedachte Maria mit einer Aufmerksamkeit, als wäre des Vaters Sammlung ihr eigenes Pflegekind. Keine Gelegenheit, für dieselbe etwas zu erwerben und den Vater dadurch zu erfreuen, gieng an ihr vorüber. Gleich nach dem ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Grätz schickte sie ihm etliche Mineralstufen, die ihr geschenkt worden, mit dem Wunsch, er möchte sie als Neujahrsgabe „in Gnaden" annehmen. Auf ihrer Reise nach des Gemahls Küstengebiet erwarb sie sich in Aquileja mancherlei Alterthümer, die sie mit einer Art Beschreibung dem Vater zugehen ließ, dafern sie ihm nur gefallen möchten. Wieder übermacht sie ihm türkischen Schmuck von Fischbein und Schildpatt, „durch den Ungnad von Constantinopel gesendet". Ein andermal schickt sie ihm Eisenblüthe, ihr von den Knappen zu Eisenärz übergeben, unter Versicherung, daß sie wohl schon größere, niemals aber schönere Stücke gefunden habe. Da sie der Vater abermals um Mineralstufen angeht, wendet sie sich an den Kaiser Rudolph, welcher dergleichen in Fülle besaß, und will überhaupt alles

thun, um sie zu bekommen; bemerkt aber später, sie dürfte jenen nicht wieder erinnern, weil dieß leicht Mißstimmung verursachen könnte. Nachher, als der „Handstein" ankam, bedauerte sie einzig, daß es kein „selbst gewachsener" seye, sie wolle aber dem Werkmeister schreiben lassen, daß er einen solchen auftreibe; denn nichts könne ihr so große Freude gewähren, als S. F. G. in Etwas zu dienen.

Wo sie dagegen für ihre Capelle oder für sonstige gottesdienstliche Verzierungen etwas bedurfte, wendete sie sich mit aller Offenheit an den Vater, um es durch ihn besorgen zu lassen. Wir begegnen in den Briefen an ihren Bruder häufigen Klagen, daß in Grätz Niemand zu finden seye, der vollständig und beifallswerth etwas herzustellen vermöge, nicht einmal einen Ofen wüßte man gehörig aufzubauen. Hingegen befanden sich unter Mariens Vater und Bruder zu München alle Künste in schönem Aufschwung, und für Arbeiten in edlen Metallen hatten des benachbarten Augsburgs Goldschmiede und Silberarbeiter längst wohlverdienten Ruf sich erworben. Schon im März 1573 schickte sie dem Vater zwei schöne Stücke in einen Altar, Geschenke des Gemahls, mit der Bitte, dieselben für ihre beabsichtigte neue Capelle in Augsburg herrichten zu lassen; doch müsse das Glas offen bleiben, damit ein Heiligthum sich hineinbringen lasse. Hoch erfreut war sie, wie über die baldige Rückkehr, so über die Schönheit der Ausführung. Im gleichen Jahre sandte sie durch ihren Bruder Wilhelm, der nach Grätz zum Besuch gekommen war, ihre Kleinode, Edelsteine und Perlen nach München, damit der Vater sie anders fassen lasse. Später stellte sie ihm abermals Edelsteine zu, und Albrecht verspricht ihr, ein Kreuz daraus zu besorgen. Wieder wünscht sie, daß er ihr ein Kistchen von gedrechseltem Holz zu ihren Schaupfennigen bestelle.

Alles, was der „freundlichen lieben Tochter" angenehm seyn konnte, war es auch dem Vater. Wie liebreich dankte er ihr für ihren Neujahrswunsch! Wie gerne hört er, daß sie und ihr „Andl" gesund seyen! Wie freut er sich nicht über das „reiche Geschenk", womit der Gemahl sie zum Kindbett bedacht habe! Als ihr einst aus Spanien schöne Kleinode zukamen, mußte sie dieselben durch einen eigenen Lakayen nach München senden, damit der Vater an deren Anblick sich ergötze. Er sandte sie unverweilt zusammt seinem Kennerurtheil zurück.

Am 24. October 1579, Abends zwischen 7 und 8 Uhr, starb Herzog Albrecht, Mariens „herzliebster Herr Vater, hochseligster

Gedächtniß". Ihren Schmerz können wir aus der kindlichen Vertraulichkeit, die sie gegen denselben stets bewährt, ihre fortdauernde Anhänglichkeit an ihn aus der Wärme ermessen, mit der sie den Bruder bittet, „ihr, wäre es auch das Geringste, zuzuschicken, was der Verstorbene stets an seinem Leibe getragen; nur dessen, daß er es wirklich getragen, müsse sie Versicherung haben. Willfährigkeit hierin seye die größte Gnade, die er ihr erweisen könne, und die sie wieder um ihn werde zu verdienen trachten. Die große Liebe, die sie zu dem Vater trage, treibe sie dazu".

Als ihr Herzog Wilhelm sodann dessen Spiegel, Cristallglas, Löffel, Gabel und Messer geschickt, erwiederte sie: „es wäre an einem einzigen Stücke genug gewesen, es seye ihr ans Herz gegangen, wie sie die Sachen gesehen". Noch früher schickte ihr der Bruder ein Bild des Verstorbenen, „wie er im Tode gewesen"; sie fand es jedoch nicht gar gut getroffen. So viel der Vater ihr noch im Gesichte seye, scheine ihr der Kopf zu lang und zu schmal. Dagegen bittet sie den Bruder um ein Bild, was sie an dem Hals tragen könne; in Grätz finde sie keinen Maler, sonst sie es dort bestellen würde. Für die Anzeige, daß bei der Theilung er und die Brüder ihrer gedenken wollten, dankt sie, bemerkt jedoch, daß ihr der Vater zuvor schon Vieles gegeben habe.

Gleiche Liebe, wie zu dem Vater, trug Maria zu der Mutter. Mit derselben Anhänglichkeit wie jenem, war auch dieser ihr Herz zugewendet, der Briefwechsel mit ihr eben so lebhaft, wie derjenige mit dem Vater. Von den Zuschriften der Tochter hat sich keine erhalten, diejenigen der Mutter reichen hin, um auch von diesem Verhältniß uns ein Bild zu gewähren. In denselben werden Sachen verhandelt, welche vorzugsweise Frauen berühren: die Besorgung weiblicher Dienstboten, oder die Anstellung einer Unterhofmeisterin für die Kinder, die Anschaffung von Betten, die wiederholte Zusendung einer Hebamme mit dem Rath, was ihr als Geschenk zu geben seye. Diese Frau, Namens Schmid, mußte sich durch ihre Kunst und Gewandtheit einen weitreichenden Ruf erworben haben. Denn die Herzogin Anna schreibt der Tochter, als sie dieselbe zu vorläufigem Besuch nach Grätz sandte, sie dürfe sie jedoch nicht aufhalten, da sie zu gleicher Bestimmung unverweilt nach Florenz (zu der Schwester der Herzogin) zu gehen habe, sicher aber zu der Zeit, in welcher sie ihrer bedürfe, zurück seyn werde. Als Anna der Erzherzogin eine Kammerjungfrau zuschickte, die nicht vom Adel war, bemerkte sie: sie solle ihr aber nicht erlauben, gleich einer Adelichen

sich zu kleiden. Einst sendete sie ihr eine Flasche Augsburgerwasser mit der Anzeige: drei andere würden später nachfolgen, für alle vier hätte sie vier Gulden an sie zu fordern. Auch das, was die Enkel, deren Zustand und Wohlergehen betraf, wurde der Großmutter fleißig berichtet, die des Geschenkes an dieselben auf St. Nikolaustag niemals vergaß. Als die Erzherzogin Anna in ihrem siebenten Jahr die Besorgniß veranlaßte, sie möchte einen schiefen Wuchs bekommen, räth jene, sie in ein festes Mieder zu kleiden, was bei ihrer jüngeren Schwester Maria Christiana vortrefflichen Dienst thue. — Wie glücklich fühlte sie sich der Tochter im Februar 1584 die erfreuliche Nachricht mittheilen zu können: diese habe die Blattern überstanden, es seye nicht zu besorgen, daß sie Narben davon tragen werde. Da Anna der Tochter Freude an Bildern und Ueberresten von Heiligen kannte, nahm sie Bedacht, dergleichen ihr zukommen zu lassen.

Bei solchem regem Wechselverkehr und bei solchem innigem Zug zu der Mutter finden wir es begreiflich, daß Maria bald nach des Vaters Tod dem Bruder bemerkte: es bekümmere sie tief „von der Frau Mutter" so lange keinen Brief erhalten zu haben, so wie sie kurze Zeit vor deren Ableben in ängstigender Besorgniß, dieselbe könnte ungehalten über sie seyn, ihm schreibt: „Mein Schatz! wie hast du mich erfreut, daß du mir sagst, die Frau Mutter seye nie ungnädig gegen mich. Gott dem Herrn sey Lob und Dank gesagt: ich vermöchte es gar nicht zu ertragen." — Ueberhaupt bewährte Maria kindliche Unterwürfigkeit unter die Mutter, so lange diese lebte. Noch im fünfzehnten Jahre ihres Ehestandes überwog die Furcht, derselben mißfällig zu seyn, die Neigung, ihre Schwester bei sich zu behalten. „Ich hätte die Maximiliana", schrieb sie, „länger zurückgehalten, aber ich habe gefürchtet, die Frau Mutter möchte unwillig werden."

Unter diesem gegenseitigen Verhältniß muß es natürlich erscheinen, daß Maria nachmals in der wichtigen Angelegenheit der Vermählung der Erzherzogin Anna auf die Stimme der Großmutter ein vorzügliches Gewicht legte. Konnte sie auch zur Zeit, als jene Frage zum ernsten Gegenstand der Besprechung wurde, nicht immer an diese besonders schreiben, so verlangte sie doch ausdrücklich von dem Bruder, daß er die einläßlichen Zuschriften, welche sie deßhalb an ihn richtete, jederzeit der Mutter mittheile. Denn nicht selten fand sie durch die Schnelligkeit, in welcher etwa ein Courier abzufertigen war, sich verhindert, diese noch eigens um Berathung

anzugehen. Kam ihr aber deren Meinung durch des Bruders Hand zu, so versicherte sie, sie würde ihre Erinnerungen „als Befehle" achten.

Die Herzogin Anna starb den 15. October 1590, nur wenige Monate nach ihrem Bruder und Tochtermann, dem Erzherzog Carl. — Damit Maria auch von ihr ein theures Andenken besitze, bat sie alsbald den Bruder um den Rosenkranz, den dieselbe stets getragen. Aber die Herzogin hatte verlangt, daß er ihr in den Sarg gegeben werde. Dagegen verhieß Herzog Wilhelm der Schwester etwas Anderes zu überschicken, was die Mutter durch das Leben begleitet habe.

Die durchweg neuen Verhältnisse und Verbindungen durften sie auch der Großmutter nicht entfremden. Diese war Jakobea, aus dem Hause der Markgrafen von Baden. Sie erreichte ein hohes Alter, indem sie den Sohn, Herzog Albrecht, um ein volles Jahr überlebte. Maria erfüllte ihre kindliche Pflicht darin, daß sie der bekümmerten Greisin ein Trostschreiben über den Verlust des ihnen Beiden gleich nahe stehenden Mannes zusendete. In den Geschenken aber, womit jene ihre Urgroßkinder zu Grätz bei festlichen Tagen bedachte, liegt das Zeugniß, daß diesem Familienband ebenfalls aufmerksame Rücksicht fortwährend seye geschenkt worden. Jakobea selbst bemerkt, daß bei zwei Kettchen, welche sie ihren Urenkelinnen auf St. Nikolaustag schicke, nicht von dem Werth, wohl aber davon die Rede seyn könne, daß sie dabei ihrer gedächten. An freundliche Erinnerung unter dem Gebet sollte die sechsjährige Anna durch einen wohlriechenden Rosenkranz gemahnt werden.

So lange der Vater lebte, hatte auf Mariens brieflichen Verkehr dieser den ersten Anspruch; doch nicht, daß der ältere Bruder von demselben wäre ausgeschlossen gewesen, zumal er in den Mittheilungen bisweilen des Vaters Stelle zu vertreten hatte. Schon zu dieser Zeit nahm sie dessen Gefälligkeit zu mancherlei Besorgungen in Anspruch und benützte den Anlaß der Niederkunft seiner Gemahlin, um mit der Beglückwünschung über diese ihren Dank für jene auszusprechen. Kaum aber war der Vater gestorben, so trat der „durchlauchtigste Fürst", ihr „freundlicher herzallerliebster Bruder", auch wohl „Schatz", zu vertraulicher Berathung und nachgesuchter Dienstleistung bei allen Vorkommenheiten an dessen Stelle. Denn fortan sind es nicht bloße Aufträge, die sie an ihn gelangen läßt, nicht nur Mittheilungen von den kleinen Begegnissen eines weiblichen Lebens, die sie ihm macht, sondern über den Gang der

wichtigsten Angelegenheiten des Landes und von den Zuständen des Hofes setzt sie ihn in Kenntniß; bezüglich dessen, wovon die Zukunft und das Glück ihrer Kinder abhängt, nimmt sie zu seinem eben so umsichtigen als treuen Rath ihre Zuflucht. Dieß besonders in ihrem nachherigen Wittwenstande und bei Ferdinands Minderjährigkeit und Aufenthalt zu Ingolstadt, wo Nichts ohne des Bruders Vorwissen, aber Alles nach seinem Gutfinden geschehen sollte; so daß Maria, im Widerspruch mit ihrer wahren Gesinnung und dem Zeugniß des eigenen Herzens, bei den andern habsburgischen Höfen selbst den Verdacht sich zuzog: „sie seye mehr bayerisch denn österreichisch."

Herzog Wilhelm von Bayern war aber, auch abgesehen von seiner fürstlichen Stellung und Würde, einer der vortrefflichsten Menschen seiner und jeder Zeit. Von ihm kann man mit dem vollsten Recht sagen: nicht sowohl der Fürst seye von christlicher Gesinnung durchdrungen, als fürstlicher Rang die erhöhende Beigabe von dieser gewesen, in deren Licht er auch dasjenige stellte, was dieser gestattete oder fordern durfte. Demüthig, gewissenhaft, nachgebend, friedfertig, in kirchlichen Fragen wie in den Ueberzeugungen, welche mit solchen zusammenhängen, unerschütterlich und allem Mäkeln in dergleichen Angelegenheiten entschieden abgeneigt, hat er gegen diejenigen, welche er für Irrende erklären mußte, häufiger warmes Mitleid durchblicken lassen, als über sie ein schneidendes Urtheil ausgesprochen. Für das Recht, nach dessen wahrem und lebensvollem Begriff, ist er bei jeder Veranlassung eben so freudig eingestanden, als er in demselben eine Autorität ehrte, die auch der Fürst anzuerkennen habe. Indem er alle Begebnisse des Lebens, ob freudige, ob traurige, in das Licht gläubiger Hingebung unter den göttlichen Willen stellte, ließ er es sich angelegen seyn, auch Standesgenossen für die, jede edlere Frucht in schöner Reife erzeugende, Gottseligkeit zu gewinnen; sowie diese es war, die in so hohem Grade ihn befähigte, für alle Lagen des Lebens und für alle Verhältnisse die gediegensten und ersprießlichsten Räthe zu ertheilen. Der Schwester blieb er mit der wärmsten Anhänglichkeit zugethan bis zu deren letztem Lebenshauch; und daß er ihrer Kinder Vater zu seyn sich verpflichtet fühle, hat er bei jeder Veranlassung zu bewähren sich beflissen. Deßwegen hat sich das Vertrauen, welches Erzherzog Ferdinand in seinen Jünglingsjahren ihm zuwendete, nicht vermindert, da er längst regierender Herr geworden war; durch das söhnliche Verhältniß, in welches er nachmals in der

Vermählung mit der Tochter zu demselben trat, konnte es nur erhöht und gefestigt werden.

Ueberschauen wir vergleichenden Blickes Mariens Briefe sowohl an den Vater als an den Bruder, so bemerken wir bald, daß dieselben verschieden gehalten seyen, bei gleicher Herzlichkeit eine abweichende Ausdrucksweise durch sie sich durchziehe. Wir können es nicht mißkennen, daß der Erzherzogin richtiges Gefühl des Unterschiedes ihrer Stellung als Tochter zu dem Vater und als Schwester zu dem Bruder klar vor Augen geschwebt habe. Dieselbe Offenheit, Vertraulichkeit, Freude an Mittheilung alles dessen, was ihr widerfährt, drückt sich in beiden aus; aber gegen den Bruder erlaubt sie sich bisweilen eine scherzhafte Wendung, wie wir in ihren Briefen an den Vater keiner begegnen; ebenso behelligte sie jenen fortwährend mit einer Menge von Aufträgen, dergleichen sie im Verlauf von acht Jahren bloß einige wenige an den Vater richtete. Der Ton gegen den Bruder ist ein weit freierer, ein solcher, worin das Bewußtseyn der Gleichstellung sich zu erkennen giebt. Aber gerade in diesen Briefen beurkundet sich ein heiterer Sinn, wahre Milde, eine echt weibliche Mittheilsamkeit, ein seltener Verstand, ein richtiges Urtheil, ein fester Wille, unter welchen Allem Heftigkeit, wo es die Ehre der Kirche oder das Ansehen des Hauses gilt, nicht zurückgehalten wird. In Anwandlung heiterer Laune meinte sie bei einer Veranlassung, die Schwester Maximiliana werde von dem, was sie ihr für die Heimreise aufgetragen, das Meiste vergessen haben, „das seye ja Brauch". Es „gewinnt ihr ein Lachen ab", daß Wilhelm einen Brief „aus Landshut zu Venedig" aus dem Grund an sie richten konnte, weil er großer Regengüsse wegen auf Nachen in der Stadt habe herumfahren müssen. Zugleich gedenkt sie des Schadens, der hieraus werde erwachsen seyn, wie solchen auch Steyermark beklage. Die gegenseitige Theilnahme an den unbedeutendsten Einzelnheiten, die Aufmerksamkeit, durch kleine Geschenke sich wechselseitig zu erfreuen, war bei dem Bruder die gleiche wie bei dem Vater. Jetzt wünschte dieser von der Schwester zu wissen, wer ihres Gemahls Capellmeister seye; dann wieder schickt er ihr süßen Wein und verspricht ihr „ein Früchtle" aus seinem Garten, damit sie sehe, daß er ihrer nicht vergesse.

So sehr war Maria schon im ersten Jahr nach des Vaters Ableben gewöhnt, öfters Briefe von dem Bruder zu empfangen, daß sie ihrer Freude, einen solchen wieder von seiner Hand zu erhalten, deren sie seit einem halben Jahre entbehrt, vollen Lauf läßt. Im

folgenden Jahr schreibt sie ihm: „Ich muß wissen, ob Du lebendig oder todt bist, daß Du mir so gar nicht schreibst. Mein Schatz! ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll, daß ich keine Briefe von Dir erhalte; solltest Du mir etwa Feind geworden seyn? Ich glaube wohl, Du werdest viele Geschäfte haben, darüber aber solltest Du meiner doch nicht ganz vergessen. Nicht wahr, Du gedenkst meiner dann wenigstens, wenn Du einen guten Hirschen schießen wirst?" Ein anderes Mal: „O mein Schatz! werde mir nur nicht krank! Ich wüßte es nicht zu ertragen! In der That Du arbeitest zu viel!" Auf seine Klage, von Catarrh geplagt zu seyn, wiederholt sie: er wolle doch mit Arbeit nicht allzusehr sich anstrengen, sondern seiner und „ihrer Aller" schonen. Bei einem lebhaften Briefwechsel, der in der Folge über den Antrag zu einer Vermählung der Erzherzogin Anna mit dem Erbprinzen von Schweden eintrat, bezeugt sie im Gefühl ihres Dankes: „Du handelst nicht allein wie ein Bruder an meinen Kindern, sondern wie ein Vater." Zu jeder Zeit aber ist sie versichert, daß er gegen diese sich erzeigen werde, als gehörten sie wirklich ihm an; „wie sie es denn", fügt sie bei, „nicht anders sind". Leicht jedoch hätte sie ihn um seine Reise nach Loreto im Jahre 1585, und daß er ein so schönes Gotteshaus geschaut, ohne daß sie dabei gewesen, beneiden mögen. Er solle ihr doch, sobald er Zeit finde, schreiben, was er dort Alles gesehen, und wie er es gefunden habe. Allein wie viel lieber hätte sie dieses mündlich von ihm vernommen! Denn dasselbe Verlangen, wie einst den Vater, erfüllt sie jetzt, den Bruder zu sehen, sey' es in Grätz, sey' es zu München. Wenn sie mit dem Gemahl nach Insbruck reisen werde zu der Taufe, „könne sie es nicht über das Herz bringen, so nahe zu seyn, und nicht gar zu ihm hinüberzugehen". Bei späterer Gelegenheit versieht sie sich ganz und gar zu ihm, er werde seine Zusage halten und, sobald immer es geschehen könne, zu ihr kommen, aber nicht er allein, sondern alle die Seinigen mit einander. Wie dem Vater, so theilte sie auch dem Bruder mit, was unter dem gewöhnlichen Gang des Lebens ihr als besonders bemerklich gelten konnte. So hätten ihr Gemahl und sie während fünf Wochen bloß 59 Hirschen erlegt, indeß für ihn selbst eine einzige Jagd ausgiebiger werde gewesen seyn. Wie gerne sie doch eine solche mitgemacht hätte!

Worauf Mariens Neigungen vorzüglich seyen gerichtet gewesen, sehen wir am klarsten aus den Aufträgen, deren Besorgung wegen sie an den Bruder sich wendete. Es waren meist Verzierun-

gen zu Altären, Ausstattungen zu einer Krippe oder zu einem heiligen Grab, Geräthschaften für ihre Capelle, der Ehre von Mariens Empfängniß geweiht; mitunter auch Bedürfnisse für die Kinder. Der Wurzgarten, den sie in einem ihrer Briefe zu erhalten wünscht, scheint zu einer bildlichen Darstellung der Geburt Christi bestimmt gewesen zu seyn: denn sie hätte ihn gerne auf das Weihnachtsfest gehabt, tröstet sich aber der Verspätung damit, daß er zum Gebrauch für das künftige Jahr sich aufheben lasse. Zu gleichem Zwecke ließ sie ein anderes Mal ein Jesuskindlein von München kommen mit dem Wunsch, Wilhelm möchte es nach seinem Sinne kleiden lassen, weil er ihm besser eine Form zu geben wisse, als sie. Wie es dann angekommen war, zollte sie dem Kunstgeschmack des Bruders volle Anerkennung. Ein heiliges Grab, welches sie ausrüsten will, muß ebenfalls in München angefertigt werden; doch seye es nicht nothwendig, daß es allzukünstlich ausfalle; sollte es der Bruder nicht einmal für schön halten, so werde es in Grätz dennoch das allerschönste seyn. Sie konnte ihm nachwärts berichten, nicht nur, daß es Jedermann gefallen, sondern das Zeugniß erhalten habe, alles bisher Gesehene zu übertreffen. Daß die Ankunft einer neuen Altartafel das Nikolausfest verschönern werde, gewährt ihr besonderes Vergnügen, wie Gemälde von Mariens Geburt, der Kreuztragung, der Auferstehung. „Sähe sie alles so schön in Farben dargestellt, so meine sie, es stehe in Wirklichkeit vor ihren Augen."

Doch nicht einzig dergleichen Gegenstände waren es, um deren Besorgung sie den Bruder angieng, auch bei andern, zu gewöhnlichem Gebrauch, mußte er ihr behülflich seyn. So wünschte sie silberne Krüge, Uhren aus Augsburg, fragt, ob in München keine Leute zu finden seyen, welche Perlen bohren könnten, denn sie besitze welche, die noch nicht durchbohrt wären. Selbst um Hunde für ihren Gemahl bittet sie. Da sie wisse, daß sie demselben nichts Lieberes anbieten könne, so würde der Bruder ihr eine große Gnade erweisen, wenn er ihr solche verschaffen wolle. Einmal fragt sie sogar, ob er ihr nicht ein wenig Renchen aus dem Starnbergersee, gesotten oder gebraten, schicken könne? Er solle aber niemand etwas davon sagen, „es seye nur ein Vorwitz".

Alle Vorliebe, alle Sinnigkeit, alle Sorge vereinigte Maria für Ausstattung des Gemaches*), welches sie in der erzherzoglichen

*) Wie oft kommt nicht ein paar Jahr durch „ihr stiebell" in den Briefen vor!

Burg zu Grätz bewohnte. Wer ihre Briefe liest, den sollte es bedünken, als wäre dieses nicht bloß ihr Wohnsitz, ihre Lieblingsstätte, nein! ihre Welt gewesen, zu der sie mit allem ihrem Sehnen sich hingezogen gefühlt, in der und für die sie ausschließlich gelebt hätte. Sie schreibt dem Bruder, wie sie übersandte Gemälde zu dessen Ausschmückung aufbewahre und wie gut sie darin sich ausnehmen würden. Sie wünscht, daß er ihr zu München einen blauen Ofen für dasselbe fertigen lasse, weil sie, bevor dieser stehe, gar nichts anordnen könne. Er solle den Töpfer antreiben, daß der Ofen bald fertig werde, ihn auf Eseln oder Saumpferden alsbald hinabschicken, zugleich Leute dazu, die ihn setzen könnten, da man in Grätz auf so etwas gar nicht sich verstehe. Wie freut sie sich dann nicht, daß der Ofen, dessen sie mit so großem Verlangen gewartet, so bald angekommen, so wenig davon zerbrochen ist; „der ewige Gott wolle dem Bruder danken um den schönen Ofen". Voll Entzücken über das zu Stande gebrachte anmuthige Gemach, meint sie, schon diesem zulieb solle Wilhelm wieder einmal hinabziehen, damit ihr die Freude zu Theil werde, es ihm zeigen zu können, fest überzeugt, daß er Vergnügen daran finden werde. Ja wäre es mit Wünschen gethan, sie hätte ihn deßwegen allein schon herunter gebracht. — Und dieser Sinn, der uns hier in ein anmuthiges häusliches Stillleben eingegränzt scheint, tritt anderseits, mit Muth und Ausdauer in die Gestaltungen des Landes eingreifend und die größeren Verhältnisse der Zeit durchdringend, als ein Geist hervor, den wir für jenes ganz unzugänglich halten sollten. Diese Aufmerksamkeit, welche wir in der Sorge um eine Capelle und um ein Wohnzimmer erschöpft halten möchen, richtet sich mit derselben Regsamkeit auf alles, was nur irgend einem an Ereignissen reich ausgestatteten Menschenleben vorkommen mag.

Der Bruder erfüllte jederzeit mit dem freudigsten Entgegenkommen die Wünsche der geliebten Schwester, wofür sie zu Gegendiensten stets bereit stand. Doch fand sich dessen, was ihres Gemahls Land gewähren konnte, nicht so viel, daß Wilhelm sie oft hätte angehen können. Indeß ausgezeichnete Pferde lieferte Steyermark. Nach dergleichen hatte der Herzog ein Verlangen. Für 800 Gulden, schreibt Maria, wäre ihr ein schönes Pferd angeboten worden; „doch sey es Sünde, für ein Roß so viel zu geben". Später schickt sie ihm Muscheln, dort bei der Nähe des Meeres leichter zu erhalten, als in München. Unmittelbar nach des Vaters Tod versicherte sie ihn, wenn sie mit irgend etwas für seine Kunstkammer ihn erfreuen

könne, so werde er stets eine willige „Dienerin und Schwester" an ihr finden, wie sie ihm auch jetzt für dieselbe ein schönes Stück überschicke, was noch für den Vater seye verfertigt worden.

So vieler Gegenstände wegen, welche sie aus dem Heimathlande bezog, hatte der Bruder oftmals Vorschüsse zu machen, die sie ihm dann wieder vergütete. In Besorgniß, er möchte meinen, sie erwarte von seinem Wohlwollen das Gewünschte ohne Kostenersatz, erklärt sie bestimmt: sie wolle nichts umsonst, werde, was er ihr besorge, gerne bezahlen. Dann wieder fordert sie ihn auf, ihr zu schreiben, was sie ihm schuldig seye, „man gebe ihm auch nichts umsonst". Dabei fehlt es nicht an Merkmalen, daß Maria keineswegs das Geld unbedacht verschleuderte, sondern gegentheils haushälterisch damit umzugehen wußte. So schreibt ihr der Bruder: „einen Maler, der ein verlangtes Bild fertigen könne, habe er zwar gefunden, derselbe fordere aber 50 Gulden; scheine ihr das zu viel, so werde er trachten ein paar Gulden wegzubringen, mehr jedoch dürfte nicht erhältlich seyn". Der Angabe, daß ein „Heiligthum" 232 Gulden gekostet habe, fügt er bei: „wohlfeiler habe er es nicht bekommen können". Der Anzeige, daß bestellte silberne Krüge etwas müßten verändert werden, deßwegen aber nicht mehr kosten dürften, setzt Maria bei: „denn mein Gemahl karg ist". Auch bei einem andern Auftrag, der einzig von ihr ausgehen konnte, bemerkte sie: „die Sache dürfe nicht allzuviel kosten". Was sollen wir aber in unsern Tagen sagen, wenn die Erzherzogin damals schon zu der Klage sich veranlaßt fand: man mache überall an den Handwerksleuten die Erfahrung, daß sie besonders gut auf das Lügen sich verständen? In der früheren Zeit ihres Aufenthaltes zu Grätz war dann noch ein besonderer Grund vorhanden, dort nichts fertigen zu lassen: „weil alles lutherisch seye".

Das Vertrauen, welches die Schwester dem Bruder erwies, erwiederte dieser in vollem Maße. Auch er theilte ihr rückhaltlos mit, was ihn und die Seinigen wesentlich berührte. Gerne hätte er ihr selbst das Geheimste anvertraut, sofern es einzig ihr hätte bekannt bleiben können: daher er wünschte, es möchte eine Geheimschrift unter ihnen Beiden bestehen. So theilte er in der Folge seinen Entschluß, von den Regierungsgeschäften sich zurückzuziehen und diese seinem Sohne Maximilian übergeben zu wollen, beinahe am allerersten der Schwester mit, die ihm dagegen ihre Bedenklichkeiten eröffnete und ihn davon zurückzuhalten versuchte. Ein Wetteifer in Zartgefühl entspann sich unter beiden Geschwistern in Be-

zug auf Geldsachen. Kraft väterlichen und mütterlichen Testamentes schuldete Wilhelm der Erzherzogin Maria Christiana, Mariens zweiter Tochter, 20,000 Gulden, deren Zinsen bis zu ihrer Verheirathung die Mutter beziehen sollte. Diese nun wollte Maria nicht annehmen; Wilhelm dagegen wünschte, sofern sie dieselben nicht annehmen wolle, diejenigen Gegenstände zu bezahlen, welche die Schwester durch ihn besorgen lasse, dieß zwar nicht als Ersatz für jene Zinse, sondern „aus brüderlicher Zuneigung", als „reines Geschenk"; wofür wieder Maria denselben nicht allein gegen sie, sondern auch gegen ihre Erben (sofern je durch den Tod der Tochter die Schuld ihr zufallen sollte) aller Zinsleistung frei sprach.

Ein einziges Mal trat, vielleicht durch unberufene Zwischenträgerei veranlaßt, augenblickliche Mißstimmung ein. Wilhelm ließ der Schwester einige Bemerkungen über ihre Leute zugehen. Da wallte die weibliche Reizbarkeit rascher auf, als dem so lange ungetrübt waltenden Verhältniß gemäß hätte mögen erwartet werden. Sobald aber der Bruder in edler Aufrichtigkeit ihr gleichsam eine Beichte ablegte über seine Unvollkommenheiten, deren er so wenig frei seye, als irgend ein Mensch, sie jedoch stets zu vermindern sich befleiße, kehrte unverweilt jene reine geschwisterliche Liebe zurück, welche der Grundton war, worin Mariens und Wilhelms Gemüther sich einigten, wodurch selbst das beiderseitige Bemühen, die Infel von Passau auf das Haupt eines Sohnes zu bringen, nur leise und vorübergehend konnte getrübt werden. In der anmuthigsten Weise wird dasselbe laut bei der Frage: Ob König Sigismund von Polen mit des Herzogs oder mit der Erzherzogin Tochter sich vermählen werde? Die Weise, wie darüber zwischen ihnen verhandelt wurde, dient zur Bekräftigung von Mariens Wort: „ich kenne meinen Bruder, daß er offen zu Werke geht", zeigt zugleich, wie ernst es ihr mit der Besorgniß gewesen seye, denselben zu kränken.

Weniger lebhaft war Mariens Verkehr mit ihren beiden andern Brüdern, Ferdinand und Ernst. Doch finden wir den erstern zu verschiedenen Malen in Grätz. Bei Marien Christianens Taufe erschien er im Namen seines älteren Bruders; bei seinem Neffen Carl, der unmittelbar nach Ferdinand geboren wurde, aber bald wieder starb, vertrat er für sich selbst die Pathenstelle, sowie er drei Jahre später bei der Geburt der Erzherzogin Eleonora den Bruder und die Schwägerin zu der Schwester begleitete, auch sonst ohne dergleichen Veranlassungen zu Grätz eintraf. Nicht seltener sah ihn Maria bei den Besuchen, welche sie zu München abstattete. Daß

aber alle Verbindung oder Erinnerung nicht einzig hierauf sich beschränkt habe, zeigen ein paar Briefe Herzog Ferdinands an die Schwester; Beweis, daß über Mariens Versetzung in das Nachbarland nicht jeder Verkehr mit diesem Bruder erloschen seye. Bei dem Vertrag, welchen er im Jahre 1589 wegen seiner Heirath mit Maria Pettenbek unter Vermittlung des Erzherzogs mit seinem ältern Bruder schloß, dürfte Maria zu Feststellung seiner Verhältnisse zu dem Hause das Ihrige gleichfalls beigetragen haben; wie sie auch nach seinem Tod, der dem ihrigen nur um drei Monate vorangieng, seiner Kinder sich annahm.

Ihr jüngster Bruder, Ernst, Bischof von Freising, im Jahre 1573 an das Bisthum Hildesheim berufen, scheint für einige Zeit seinen Wohnsitz dort genommen zu haben. Die größere Entfernung entrückte ihn Mariens Erinnerung nicht. Sie fragt nach: wem nun an seiner Statt „aller Befehl" zu Freising zustehe? Sie gedenkt seiner Ehre, indem sie einen ihr bekannten Mann als Pfleger dahin empfiehlt, „sey es ja eine Schande, daß ein Bischof lutherische Diener habe". Als dann nach Entfernung des abtrünnigen Gebhard Truchseß von dem erzbischöflichen Stuhl zu Cöln, Herzog Ernst auf denselben erhoben wurde, und dessen Bruder Ferdinand den Rüstungen seines Gegners entgegenzuziehen hatte, galt Marien die Heerfahrt allererst als ein Unternehmen zum Besten der gesammten Christenheit. Sie folgte derselben mit ihren wärmsten Wünschen, sowohl desjenigen wegen, durch den, wie um dessen willen, für den sie sollte vollführt werden. Den Bruder zu München bat sie dringlich, er möchte ihr doch über den Gang des Krieges öfters Bericht erstatten, da sie so „liebe Leute" bei diesem Heere habe.

Durch das Geschlecht fand sich Maria natürlich näher noch zu der Schwester, der Herzogin Maria Maximiliana, hingezogen, und, da dieselbe unvermählt blieb, konnten auch innigere Beziehungen sich erhalten. Früher zwar, schon im zweiten Jahre nach Mariens Vermählung hatte es den Anschein, als sollte sie die Gemahlin des Herzogs von Ferrara werden. Da bat Maria den Vater um so dringender, er wolle sie zu ihrer Niederkunft nach Grätz hinabziehen lassen; denn sollte jenes Vorhaben zu Stande kommen, so wäre es wahrscheinlich das Letztemal, daß sie dieselbe sähe. Wie dann diese Aussicht zerrann, wurde Maximiliana beinahe während jedes Wochenbettes die Gesellschafterin der Schwester. Welch hohen Werth diese zusammt dem Gemahl auf deren jedesmalige Anwesenheit legte, sieht

man aus den Dankschreiben, welche gewöhnlich von Beiden an den Bruder gerichtet wurden. War dann Maximiliana wieder zu München angelangt, so dauerte der Verkehr schriftlich fort. Maria erhielt durch sie, und, wenn Kränklichkeit sie hinderte, durch ihre Kammerfrau, Regina de Lassis, des großen Meisters der Tonkunst Wittwe, Bericht über Vieles, was an dem dortigen Hofe vorgieng, für Frauen von einiger Bedeutung seyn konnte.

Schon nach des Vaters Tod hegte Maximiliana den Gedanken, bei der Schwester den bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Wahrscheinlich verhinderte es der Bruder, weil er befürchten mochte, hiedurch in ungünstigem Lichte zu erscheinen. Da Maximiliana im folgenden Jahre diese Absicht noch nicht aufgegeben hatte, war es die Mutter vornehmlich, welche sich widersetzte. Sobald aber jener Wilhelms Vorhaben, die Regierung dem Sohne abtreten, den eigenen Hofstaat beschränken, sich in seine neugebaute Hofburg zurückziehen zu wollen, zur Kenntniß kam, tauchte der frühere Wunsch von Neuem auf. Unter den damaligen bedrohlichen und beschwerlichen Kriegsläuften, meinte sie, dürfte ihre Anwesenheit der Schwester zum Trost dienen. Dieser war das Anerbieten ganz erwünscht. Sie könne, erwiederte sie ihr, das früher bewohnte Zimmer wieder beziehen oder es werde wohl eines für sie sich herrichten lassen; wolle sie sich mit ihrer Tafel begnügen, so stehe ihr auch diese offen. Für die Leute hingegen, die sie mitbringen würde, müßte sie selbst sorgen; denn bei ihren beschränkten Mitteln wäre ihr solches nicht möglich. Der Bruder müsse daher angegangen werden, daß er ihr Fortziehen gestatte, mit dem Erforderlichen sie versehe. Wilhelm fand die Gründe der Schwester vollkommen einleuchtend, und da er kein Fürst war, welchen Kargheit auch nur von Ferne berührte, erbot er sich zu einer Ausstattung von jährlich 5000 Gulden, mehr als je eine Tochter des Hauses erhalten habe, und eben so viel, „als einer kaiserlichen Prinzessin" bisher seye gegeben worden.

Doch finden wir die Herzogin in der Hauptstadt von Steyermark erst mit dem Jahr 1595, wonach sie mehrere Jahre dort sich aufhielt. Sofort sah Maria ernstlich darauf, daß ihre Kinder in der Tante eine zweite Mutter erkennten, als solche sie ehrten. Darum sie vor ihrer Reise nach Siebenbürgen, bald nach Maximilianens Ankunft, den Sohn ermahnte, Alles mit deren Rath und Vorwissen zu thun. Um zu zeigen, daß er sie ehre, solle er sich bei ihr zu Gast bitten, dann wieder bisweilen sie zu sich einladen. Im

Jahre 1598 war die Herzogin nach München zurückgekehrt, denn Ferdinand hatte ihr das Nikolausgeschenk nicht selbst gegeben, sondern „zugeschickt", und gab Maria von ihrer Reise aus ihrem Apotheker Befehl, seinem Weib aufzutragen, daß sie, wie in andern Jahren, an verschiedene Personen zu Wien und zu München (unter diesen auch an Maximiliana) Quittensachen schicke. Jene Nikolausgeschenke scheinen aber nicht in Kleinigkeiten bestanden zu haben, denn Maria fand 200 Dukaten zu wenig; Ferdinand hätte etwas mehr thun sollen, in welchem Gedanken sie durch einen Brief der Schwester, die nicht besonders zufrieden schien, bestärkt wurde. In Mariens Briefen von ihrer Reise nach Spanien kommen häufig Grüße an die Schwester vor, so wie sie auch wollte, daß ihr dieselben zum Lesen mitgetheilt würden. Einige spätere Mittheilungen Wilhelms an die Erzherzogin berechtigen uns zu der Vermuthung, Maximiliana möchte Eigenthümlichkeiten gehabt haben, welche ein Zusammenleben auf allzulange Zeit erschwerten. Daß aber Erzherzog Ferdinand in der Tante die Mutter, welche jene seiner Aufmerksamkeit so oft anempfohlen hatte, auch nach deren Tod noch ehrte, bewährte er durch den Jahrgehalt von 2400 fl., womit er jene nach dem Ableben von dieser bedachte.

Viertes Capitel.

Innerösterreichs kirchliche Zustände während der Zeit von Mariens ehelicher Verbindung.

Maria war in die Gebiete ihres Gemahls aus einem Lande gekommen, in welchem der katholische Glaube neue Festigung, das katholische Leben neuen Aufschwung, die katholische Ueberzeugung freudiges Wirken wieder gewonnen hatte. Sie gehörte einem Hause an, welches mit diesem Allem ernst es nahm, dessen Glieder solches als die glänzendsten Zierden fürstlichen Vorranges bewährten. Das Gleiche war auch für Maria das Licht, die bewegende Kraft des Lebens, alles Waltens. Ihr Erkennen und ihr Wollen wurzelte in der katholischen Kirche; mit der Innigkeit eines treuen, kindlichen, liebewarmen Gemüthes gab sie derselben mit der lebendigsten Ueberzeugung sich hin.

Hierin konnte zwischen ihr und dem Gemahl nie ein Mißklang hervorbrechen. Des Erzherzogs Gesinnung entsprach derjenigen der Gemahlin in jeglicher Beziehung. Ob er mit Geschäften überhäuft, ob er krank gewesen seye, ob er auf Reisen sich befunden habe, kein Tag brach an, den er nicht mit Anhörung einer heiligen Messe begonnen hätte. Von früher Jugend an pflegte er jederzeit die Kirche mit den Worten zu betreten: „in Deine Hände, Herr! befehle ich meinen Geist, Du hast mich erkauft.“ An Festtagen wohnte er jederzeit der Predigt bei, und übte schon hiedurch einen mächtigen, wenn auch stillen Einfluß. Processionen entzog er sich niemals, selbst nach dem entfernten Mariazell unternahm er eine Wallfahrt zu Fuß. An bestimmten Tagen des Jahres legte er seine Beichte ab und empfieng die heilige Communion, nie ohne vorangegangene Vorbereitung. Die Gemahlin nahm öfters wahr, wie er in einem einsamen Gemach auf den Knieen unter Thränen im Gebet Gott sich nahte. Gegen unehrbares Reden, gegen Gottes-

lästerung, erließ er ernste Strafgesetze. Einen leichtfertigen Schwur hat nie jemand aus des Erzherzogs Munde gehört.

Dennoch hatten gerade in denjenigen Beziehungen, welche ihnen die wichtigsten und geheiligtesten waren, die fürstlichen Eheleute bittere Erfahrungen durchzumachen. Dieselben wurden hervorgerufen durch den sie bekümmernden religiösen Zustand des Landes, durch steigende Beeinträchtigungen der Katholiken, Folge der fortschreitenden Entwicklung jenes Zustandes. Denn eines selbstständigen Regiments seit Menschenaltern ermangelnd, konnte in diesen Gebieten die Auflehnung gegen das kirchliche Ansehen immer festern Boden gewinnen, immer tiefere Wurzeln schlagen. Was Kaiser Ferdinand der Erste mehr im Geist väterlicher Milde und schonungsvoller Nachsicht als mit abwehrender Strenge dagegen vorkehren mochte, es blieb meistentheils wirkungslos. Dem Adel sagte der Abfall von der Kirche zu, weil derselbe durch eingezogenes geistliches Gut Gewinn an Besitz und Einkünften brachte, dem Voranschreiten gegen die weltliche Obrigkeit einen ermuthigenden Rückhalt bot; die Bürger der Städte und Märkte gefielen sich darin, weil er neben Befreiung von strengerer Sittenzucht zeitliche Vortheile auch ihnen in Aussicht stellte; der Bauer, meist an die Scholle gebunden, mußte dem Antrieb folgen, der von dem Herrn ausgieng, geschah es nicht freiwillig, so standen Zwangsmittel jeglicher Art zu Gebote. Mitunter erfolgte die Zustimmung zu der oft wenig verstandenen Neuerung auf die leichtsinnigste Weise. So geschah es, daß einst zu Judenburg ein angesehener Einwohner bei einem Taufmahl zehn Katholiken zu Gast lud. Man wurde vertraulich; unerwartet schlug der Gastgeber vor, auf Luthers Wohl einen Becher zu leeren, Keiner der Geladenen besaß den Muth zum Ablehnen. Der Becher kreiste; sobald er geleert war, nahm der Vortrinker Alle bei ihrem Wort und verlangte Unterzeichnung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Hatte der Muth gegen den ersten Schritt gemangelt, so konnte er gegen den zweiten nicht sich erheben. Die Geladenen waren von der Kirche getrennt, ohne über diesen Schritt irgendwie Rechenschaft sich geben zu können.

Die immerwährende Furcht vor Einfällen der Türken nöthigte den Landesherrn zu steten Rüstungen, diese zu großen Hülfsbegehren an die Stände. Gegen Gewährung derselben forderten sie immer weiter gehende Zugeständnisse für ihre Trennung von der Kirche. Des Erzherzogs erste Regierungsjahre verflossen unter endlosen Forderungen, Ablehnungen, selbst unter Versuchen,

denselben für den Abfall zu gewinnen. Ohne Scheu wurde ihm am steirischen Landtage des Jahres 1568 gesagt: „das bisherige Vordringen der Türken seye unverkennbar ein Verhängniß Gottes, weil er die freie Einführung von Prädicanten nicht gestatte. Von entschiedenerem Auftreten gegen Zumuthungen wurde er zurückgehalten durch die Schulden (Folgen der Anstrengungen gegen die Türken), die er von seinem Vater hatte übernehmen müssen, und deren theilweise Tilgung ihm nur unter Mitwirkung der nach unbedingter Gutheißung ihrer Glaubensmeinungen strebenden Vasallen möglich werden konnte.

Dieß war des Landesherrn und des Landes Zustand, als Maria nach Grätz kam. In dieser Stadt, in welcher die Verordneten als bleibende Stellvertreter der Stände ihren Sitz, eine eigene unkatholische Kirche mit Dienern des Worts, die sie nach vollkommen freiem Gutfinden eingeführt, außerdem eine von dem Landesherrn völlig unabhängige Lehranstalt begründet hatten, in welcher Fremdlinge (wie in Residenzen gewöhnlich) aus allen Gegenden in Arbeit standen, in dieser Stadt vornehmlich hatte die neue Lehre festen Sitz, ausgedehnteres Wirken gewonnen. Selbst von den Hofherren, den Adelsgeschlechtern des Landes angehörend, waren die meisten in die neue Lehre verstrickt, so daß dieselben, wenn sie Dienstes halber den Erzherzog zur Kirche zu begleiten hatten, in diese nicht eintraten, sondern draußen der Rückkehr ihres Herrn harrten.

Bei alle dem blieb der Erzherzog seiner Ueberzeugung getreu. Wo er in freier Befugniß etwas anordnen konnte, unterließ er es nicht. Vielleicht geschah es zugleich im Hinblick auf die Gemahlin, daß er im ersten Jahr nach seiner Vermählung die seit dreißig Jahren in Grätz unterbliebene Fronleichnamsprocession herstellte. Um die Festfeier zu erhöhen, mußten, neben den Bischöfen von Seccau und von Triest, der Abt von Rein und der Propst von Stainz in vollem Pontifical-Schmuck dabei erscheinen. Während er Oesterreich an seines Bruders Maximilians Statt regierte, hatte er die Gefährten des heiligen Ignatius, mit ihrem Eifer, mit ihren Tugenden, mit ihren hervorragenden Eigenschaften, mit ihren die Kirche und deren Glauben stützenden und vertheidigenden Kräften kennen gelernt. Unter großem Zulauf des Volkes hatten sie seit kurzer Zeit auch in seinem Lande die heilbringende Lehre verkündet. Er vernahm, wie sie Rath, Ermunterung, Trost Vielen spendeten. Drei Jahre vorher schon hatte er den Rector zu Wien, den be-

rühmten Dr. Eder, mit folgender Zuschrift um einen Fastenprediger angegangen: „Fastenpredigten dürfen bei Mir um so weniger unterbleiben, als Verführer Alles anwenden, die wenigen Treugebliebenen zu gewinnen, die letzte Spur des katholischen Glaubens zu vertilgen. Solchem Uebel zu wehren, ist jetzt Mein vornehmstes Augenmerk. Von Eurer Gesellschaft erwarte Ich hiezu die kräftigste Unterstützung."

Weiter erwog der Erzherzog, wie es seinem Lande an Schulen gebreche; wie die Söhne des Adels einzig auf die Anstalt der unkatholischen Vasallen mit ihren Würtembergern angewiesen seyen; wie es an Mitteln fehle, bewährte Geistliche zu bilden; wie aus Mangel an gehöriger Pflege die Anlagen mancher Unbegüterten der Kirche verloren giengen. Er beschloß die Jesuiten in sein Land zu rufen. Im Beginn des Jahres 1573 trafen aus Innsbruck fünf Priester, eben so viele Cleriker und zwei Laienbrüder zu Grätz ein. Spätere haben der Erzherzogin wesentlichen Antheil hieran zugeschrieben. Genauere Forschungen beweisen, die Berufung seye beschlossen gewesen, bevor Maria dem Gemahl vor dem Altar die Hand gereicht. Sicher jedoch ist es, daß dieser hiemit ihrer Neigung entgegenkam.

Denn einen andern Einfluß als denjenigen, welcher bei Uebereinstimmung der Geister und Verwandtschaft der Richtung dem stillen Dulden, dem muthigen Ausharren, dem wankellosen Festhalten niemals fehlen wird, übte Maria nicht auf den Gemahl. Zu eben der Zeit, da die Beeinträchtigung der landesherrlichen Befugnisse kaum weiter konnte getrieben werden, schrieb sie dem Bruder: „es seye ihrem Gemahl nicht angenehm, wenn sie über Landesangelegenheiten eine Frage an ihn stelle". Deßhalb enthielt sie sich dessen, ob es sie auch in ihrem tiefsten Innern betrüben mußte, unter den Hofleuten und dem Hofgesinde beinahe keine Katholiken zu finden, das Jagdpersonale aus Andersgläubigen bestellt zu wissen, den Stadtrath und beinahe die gesammte Einwohnerschaft von Grätz (neben sehr unbedeutenden Ausnahmen) dem Abfall preisgegeben zu sehen. Hätte aber der Gemahl unbeachtet lassen können jenes Wort Mariens, als etwas ihrer Religion Nachtheiliges der Bewilligung nahe stand? „Lieber wollte ich alle meine Kinder in einer Butte auf den Rücken nehmen und zu Fuß nach Bayern zurückwandern, als Solchem zusehen. Sollte dann selbst mein Herr Bruder sie nicht aufnehmen wollen, so würde ich eben mit andern armen

Leuten einen Spitel beziehen, daselbst wenigstens mein Leben katholisch zubringen."

Doch nicht die Gemahlin, die Gegenpartei selbst war es, deren stetes Vorwärtsdringen unter allem Nachgeben, Zugestehen, Willfahren dem Erzherzog ernsteres Auftreten abnöthigte. Abermalige Bedrohung der Gränze durch den islamitischen Nachbar erheischte im Jahre 1578 die Einberufung von Ausschüssen sämmtlicher Landschaften nach Bruck an der Mur. Den landesherrlichen Forderungen standen ungestüme Begehren hinsichtlich der Religion unabläßig zur Seite. Wo je zu Kaiser Ferdinands Zeit ein Prädicant sich aufgehalten habe, da solle ein solcher seine Lehre zu verkünden fortan befugt seyn. An welchem Orte hinfort unkatholische Herren und Ritter zusammenkämen, möchten sie Gottesdienst nach ihrer Weise veranstalten. Leicht war das Endziel dieser Begehren zu ahnen. Der Erzherzog lehnte sie ab. Da wurde ein eigenes Mittel angewendet, um seinen Widerstand zu brechen. Staubbedeckt mußte von der Gränze der Oberst Weikard von Auersberg daherreiten und angstvoll verkünden, schleunige Hülfe seye dringlich, die Gefahr vor den Türken aufs höchste gestiegen. Hiemit sah sich der Erzherzog auf die Wahl getrieben, entweder das Land dem Erbfeind, oder die katholische Kirche der Bewegungspartei preis zu geben. In Hoffnung, dieser doch noch einige Schranken setzen zu können, entschied er sich, wiewohl ungerne und nicht ohne wohlgegründetes Mißtrauen, für das Letztere. Am 9. Februar wurde ein Vertrag geschlossen, kraft dessen in den vier Städten Grätz, Laibach, Klagenfurt und Judenburg Prädicanten ungehindert ihres Amtes walten dürften. Die Erfahrung zwang den Erzherzog zu dem Beisatz: „doch daß ihr das Lästern und Schmähen von den Kanzeln abstellet." Hierüber wurde eine Acte mit der landesherrlichen Unterschrift verlangt. Dessen, als einer Mißtrauen verrathenden Forderung, weigerte sich der Landesherr. „Ich habe euch, sagte er seinen Vasallen, Mein Wort gegeben, auf dieses dürft ihr euch verlassen." Als er dann wahrnahm, daß sie der Schrift eigenmächtig die Worte eingeschaltet: „Zu dem Bewilligten verpflichte sich der Erzherzog für alle seine Erben und Nachkommen", wovon in der Unterhandlung niemals die Rede gewesen, strich er vor ihren Augen diese Stelle eigenhändig aus, was in der Folge Veranlassung zu ernsten Erörterungen gab. Diejenigen, welche der Einschaltung sich unterwunden, behaupteten nach dem Tod ihres Herrn deren Gültigkeit, indeß Maria alsbald, hierauf nachmals in vielen Briefen, selbst in einem eigen-

händig geschriebenen Codicill zu ihrem Testament, somit in einem der feierlichsten Acte, an der Thatsache jener Auslöschung auf das beharrlichste festhielt. Es wurde sogar nach des Erzherzogs Tod eine verfälschte Urkunde vorgelegt, in welcher jene Worte mit voller Gültigkeit wieder erschienen.

Immerhin hatte die Partei einen wesentlichen Schritt vorwärts zu ihrem Ziele gewonnen. Kein Jahr war seit dem Tage von Bruck verflossen, und bereits konnte der Erzherzog dem Bruder in Tyrol klagen: „es seye nicht allein auf Austilgung der katholischen Religion, sondern nicht minder auf Beseitigung des schuldigen Gehorsams in weltlichen Sachen abgesehen. Seine unkatholischen Vasallen legten es darauf an, alle Katholiken aus dem Lande zu treiben; sie mutheten ihm zu, den Befehlshaber in seinem eigenen Schlosse zu Grätz, als einen unerschütterlichen Bekenner des Glaubens, zu entlassen, über Städte und Schlösser hinfort nur Männer zu setzen, die durch sie vorgeschlagen würden. Sie zwängen ihm die Burgen von Judenburg und St. Veit ab, so daß er in diesen Städten künftig im Gasthause werde wohnen müssen. Selbst das Münzrecht wollten sie ihm abdrängen, und in seinen Forsten freie Pürsch halten, mit Ausnahme auf Hirschen. Klagen zwischen dem Landesherrn und den unmittelbaren Unterthanen wären nach den österreichischen Hausprivilegien vor die Regierung zu bringen, jetzt wolle durchgesetzt werden, daß sie an die Landleute gelangen müßten; wären dagegen diese die Angesprochenen, so erschienen sie nicht. Um seinen Einfluß auf die Rechtspflege möglichst zu beschränken, forderten sie Aufhebung der Provincialgerichte. Sie fiengen an, die Lehen nicht mehr zu muthen, mit dem Vorgeben: „„in deren Besitz zu stehen, reiche hin““. — Sie wollten selbst behaupten, auch das gehöre zu ihren Freiheiten, daß sie durch fürstliche Befehle nicht gebunden wären, sondern über dieselben hinwegsehen könnten.“

Der Stadtrath in der Residenzstadt wetteiferte in beengenden Vorkehrungen gegen die Katholiken mit den Herren und Rittern des Landes. Wurden die Einwohner anfangs durch die Gegenwart des fürstlichen Ehepaars noch in Schranken gehalten, so wirkten doch bald die unablässigen Aufforderungen der letztern, die Betriebsamkeit der Prädicanten, die eigenmächtigen Verfügungen der Ortsbehörde, das Beispiel der Nachbarorte entscheidend. Haufenweise fielen die Leute von der Kirche ab, verbanden sich selbst eidlich zur Abwehr jedes Versuches, der Zurückführung in dieselbe. Die schriftliche Verabredung hiezu, welche in späterer Zeit entdeckt

wurde, enthielt über 2000 Unterschriften von Bürgern und Hintersassen. So war es gekommen, daß die Kirchen der Residenzstadt verödeten, und nach kurzem Zeitverlauf die Zahl der Katholiken, die sich als solche noch öffentlich bekannten, auf drei herabsank. Selbst dahin kam es, daß der Stadtrath, keine Gränze seiner Befugniß mehr anerkennend, auf den Besuch katholischer Kirchen eine Strafe setzte, die Bürger beredete, den Schülern der Jesuiten keine Herberge zu geben, katholischen Handwerkgesellen Aufnahme und Arbeit zu verweigern.

Dem Erzherzog hatte einst sein Schwager in Bayern bemerkt: „unter dem Vorwand der Religion erlaubten sich die Unkatholischen alle Uebergriffe im Politischen". Dessen konnte Jener immer fester sich überzeugen. Nicht mehr galt es, bloß dem Anstürmen gegen alles Katholische einen Damm zu setzen, die Rechte als Landesherr mußten gewahrt werden. Wäre etwa das Zerwühlen derselben preiswürdiger, als treues Festhalten daran? Durch die Vasallen selbst wurde er immer heller zu der Erkenntniß gedrängt, daß das Zusehen, Nachgeben, Bewilligen das äußerste Ziel erreicht habe. Schon im Jenner des Jahres 1580 ließ er den Baronen und Rittern durch seinen Canzler eröffnen: „ihre Handelnsweise ziele dahin, dem Fürsten Krone und Scepter zu entwinden. Weiter jedoch als bisher werde Ihre Durchlaucht nicht zusehen: das Benehmen der Stände streife an offene Empörung; solche zu dämpfen, werde der Erzherzog wohl noch Mittel finden". In demselben Jahr ließ er ihnen die Erklärung zugehen: kraft landesfürstlicher Macht setze und gebiete er, daß in allen seinen eigenen Städten, Märkten, Herrschaften und Dörfern, keine ausgenommen, einzig die alte, wahre, katholische Religion solle geübt, wider dieselbe nichts vorgekehrt werden. Aus Gnaden jedoch solle den Landleuten, die zu Grätz wohnen, gestattet werden, einen oder zwei Prädicanten der „echten" augsburgischen Confession für sich und ihr Gesinde in das Landhaus zu berufen, doch ohne Zulassung Anderer. Durch dieses Alles ließen sich die Vasallen nicht zurückhalten. Daher fuhr er sie eines Tages wider seine Gewohnheit an: „Leute eurer Partei haben Meinen Vater verlockt, wollt ihr den Sohn ebenfalls verlocken? Die Gefahren Meines Vaters sind Mir zur Lehre geworden. Ich weiß, wie bitter er es bereute, euch nachgegeben zu haben. Ich bin gewitzigt. Erwartet von Mir keine Zugeständnisse mehr, die auch Mich gereuen könnten." Männer von treuer Ergebenheit hatten schon früher, später geschah es in Folge erhobener Klagen durch den

Bruder in Tyrol, dem Erzherzog den Rath ertheilt, hinfort mit Leuten katholischen Glaubens sich zu umgeben, dabei entschiedener aufzutreten. Einiges, wozu Carl sich berechtigt glaubte, wurde vollführt. Er ließ Bethäuser beseitigen, die ihm zum Hohn an seine Kammerstädte waren angebaut worden. Er verbot, Kinder, deren Eltern nicht Landleute waren, in unkatholische Schulen zu schicken (sie sollten diejenigen besuchen, die er zu Grätz gegründet habe); er wies aus den Städten seiner Kammer die eigenmächtig eingeführten Prädicanten aus; einer adelichen Frau, welche den Dompropst von Gurk an der Visitation einer ihm zustehenden Pfarrei hindern wollte, sandte er den Befehl, die geistliche Gerichtsbarkeit nicht zu schmälern; die auswärtigen Bischöfe, die in seinem Lande begütert waren, ließ er ersuchen, über ihre Herrschaften katholische Pfleger zu setzen. Einem seiner Hofherren eröffnete er die Wahl zwischen der Rückkehr in die Kirche oder dem Austritt aus seinem Dienst. Seinem unkatholischen Oberhofmeister gab er den Abschied, um dessen Amt einem katholischen Edelmann anzuvertrauen. Dem Hofmarschall gieng der Befehl zu: wo immer möglich, den Landshauptmann, den Vicedom, den Kammerprocurater, die Regimentsräthe, den Leibarzt und andere Angestellte aus Katholiken zu wählen. Auch fieng er schon damals an, den Rath des Bruders darin zu befolgen, daß er junge Leute studieren ließ, um für einen Nachwuchs von verläßlichen Geschäftsmännern zu sorgen.

Nach seiner Rückkehr von einem Besuch in Dresden ließ er in der Residenzstadt die lutherischen Bücher zusammensuchen und deren bei 12,000 verbrennen, verbot heimliche Zusammenkünfte des Rathes und der Bürgerschaft und bedrohte den Bürgermeister, welcher solche dennoch veranstaltete, mit Geldstrafe, bei fortgesetztem Ungehorsam mit Landesverweisung. „Unmöglich, erklärte er seinen Unterthanen, könne er ihr Treiben für Religion, er müsse es für lautere Rebellion halten." Trotz dessen erneuerte der Rath das Verbot des Besuches katholischer Kirchen. Der abgefallene Adel stand hinter seinem Rücken.

Entscheidend für den Erzherzog war ein Besuch in München nach Beendigung des Reichstages vom Jahr 1582, im Begleit der Gemahlin, entscheidender noch derjenige, welchen Herzog Wilhelm einige Monate später in Grätz abstattete. Dieser konnte auf Mariens bereitwilliges Mitwirken zählen. An sie vornehmlich wendete er sich mit seinen Anregungen, denn er faßte die dortigen Zustände in ihrer Beziehung zu der Schwester eigenem Seelenheil ins Auge.

Von ihr erhielt er alsbald die bündigsten Zusagen, auf welche hin des Erzherzogs Beichtvater versichern durfte: durch seine Schwester seye Vieles zu bewirken, nur Muth müsse ihr eingeflößt werden. An fortgesetzten Mahnungen an dieselbe ließ es Wilhelm nicht fehlen. „Ein erfreulicheres Jahrgeschenk, schrieb er ihr bald nach seiner Heimkunft, könnte sie ihm nicht anbieten, als die Entlassung alles lutherischen Hofgesindes; für Ersatz werde er gerne sorgen. Weßhalb Bedenken tragen? bemerkte er. Die Landstände hätten kein Recht, desselben sich anzunehmen, und, fügte er scherzend bei, der Türke werde deßhalb auch nicht in das Land einfallen."

Diesen Rath an die Schwester wiederholte er öfters. Endlich, schrieb er ihr bald nachher, die Zeit seye gekommen, um vorwärts zu gehen. Wie die Landleute keinen Diener aufnähmen, der katholisch wäre, um so weniger dürften sie Einsprache gegen ihren Herrn erheben, wenn dieser treue Diener seiner Religion befördern wolle. Maria solle als besorgte Hausmutter sich bewähren, mitwirken, daß sie gehorsame Kinder, nicht halsstarrige Ketzer, versorge. Durch die Frage, was Andere dazu sagen würden, dürfe man in keiner Sache sich beirren lassen.

Natürlich erregten die fürstlichen Vorkehrungen in einem Lande, in welchem ähnliche seit länger als einem halben Jahrhundert nicht vorgekommen waren, durch Deutschland gewaltigen Lärm. Die Churfürstin von Sachsen, des Königs von Dänemark Schwester, gieng die Erzherzogin um Fürsprache für die Entlassenen an. Diese stellte ihre Antwort auf das Schreiben ihrem Bruder zur Einsicht zu, wogegen er ihr einen andern Entwurf von eigener Hand übersendete. Man sieht daraus, daß die Churfürstin über die beschränkte und gehässige Meinung ihrer Partei, als hielten die Katholiken den Papst für ihren Gott, sich nicht zu erheben vermochte. Wilhelms Entwurf stellte die Erzherzogin gegen eine Rückantwort sicher.

Von da an ließ sie sich die Umgestaltung des Hofpersonals auf das ernstlichste angelegen seyn. In Folge der Vorkehrungen des Gemahls fiel es ihr nicht schwer, denselben zu durchgreifenden Maßregeln zu bewegen. Die steigende Hartnäckigkeit, das starre Widerstreben der Gegenpartei trug das Ihrige ebenfalls bei. So mochte Maria während der letzten sieben Jahre ihrer ehelichen Verbindung einer, wenn auch langsam, doch stätig voranschreitenden, Besserung der kirchlichen Zustände um so mehr sich erfreuen, als ihr Ueberzeugung in den höchsten Beziehungen kein Wanken, kein Mäkeln,

so Manches nicht zuließ, was man bisweilen so gerne in das Licht bewunderswerther Weisheit, oder klug berechneter Schmiegsamkeit, oder versöhnlicher Milde zu stellen geneigt ist. Muß doch jeder kräftigern Persönlichkeit (und sollten nicht auch hierin Fürsten emporragen?) wenigstens irgend Etwas leuchten, wonach sie unverzagt den Lauf des Daseyns richten, ohne weder durch Stürme noch durch Windstille davon sich abwendig machen zu lassen. Solche nur, die unverrückt hieran sich gehalten, haben ihre Zeit beherrscht und der Menge die Wandelbahn vorgezeichnet; ob Edles und Segenreiches, ob Verwerfliches und Unheilvolles das letzte Ziel gewesen seye, das hat davon abgehangen, inwiefern sie selbst von jenem durchglüht, ob sie an dieses verfallen waren.

Möchte es jedoch befremden, wenn nach so langem unbeirrten und ungehinderten Walten der Gegenpartei des Erzherzogs ernstere Maßregeln Widersetzlichkeit hervorriefen? Aber auch diese wirkten kräftigend auf jene zurück. Wie der Bürgermeister von Grätz, Martin Pangries, und der Stadtschreiber die Abneigung der Einwohner gegen die katholische Kirche auf alle Weise nährten, ließ er dieselben im Jahre 1583 verhaften, um Geld büßen, mit der Anzeige: anderthalb Jahre gebe er ihnen Frist zur Rückkehr in die Kirche; wäre sie alsdann nicht erfolgt, so hätten sie die Stadt zu meiden. Allmählig brachte er es auch dahin, daß der Stadtrath wieder zu drei Viertheilen aus Männern katholischen Glaubens bestand. Dafür fehlten Gewaltthaten von der andern Seite nicht. Der erzherzogliche Statthalter zu Grätz, der Bischof von Gurk, konnte selten von seiner Wohnung nach der Burg, oder von da zurück in diese gehen, ohne daß er verlästert, ausgezischt, bisweilen mit Steinen und Koth wäre beworfen worden. Einigemal mußten die fürstlichen Trabanten sein Haus sichern. Da er einst in Vollstreckung eines erzherzoglichen Befehls zwei Katholiken in den Stadtrath einzusetzen hatte, sollte er mit Holzblöcken todt geworfen werden.

Die Stiftung der Universität Grätz und die Uebergabe derselben an die Gesellschaft Jesu sollte zu den fortwährenden Bestrebungen der Vasallen ein Gegengewicht bilden. Am 14. April des Jahres 1586 verkündete in St. Aegydien Kirche der Bischof von Seccau die Stiftung. Der einstige Landeserbe mußte das Verzeichniß der Studierenden mit eigenhändiger Einzeichnung in die Matrikel eröffnen. Wie sehr Maria mit dem Entschluß des Gemahls seye einverstanden gewesen, erhellet daraus, daß sie damals schon mit bestimm-

tem Wort erklärte, es solle Raum für die Namen ihrer jüngeren Söhne gelassen werden. Am folgenden Neujahr eröffnete der Erzherzog seinen Landschaften: „wie er zu Pflanzung freier Künste, und zu Ersparung der Kosten, welche durch den Besuch auswärtiger Universitäten verursacht würden, eine solche in seiner Hauptstadt gegründet, mit erforderlichen Professoren ausgestattet habe. Damit jedoch sein Werk nicht ein unfruchtbares bleibe, befehle er den Einwohnern aller Städte und Märkte*), ihre Kinder hinfort auf keine andern gelehrten Schulen inn- oder außerhalb des Landes zu schicken; diejenigen aber, so an solchen sich befänden, in vierzehn Tagen, sofern sie im Lande wären, binnen drei Monaten hingegen, wenn die jungen Leute an fremden Anstalten sich aufhielten, zurückzufordern. Die anerkannten alten Schulen der Städte und Märkte hätten zu bleiben wie bisher".

In den wenigen Jahren, welche von dieser Zeit an dem Erzherzog noch gegönnt waren, dauerten jedoch die Uebergriffe der Vasallen, die Gewaltthätigkeiten derselben gegen die Kirche in unverminderter Maße fort. Das Bestreben, kirchliches Gut in ihre Hände zu bringen, gewann keinen Einhalt. Einzelne Städte thaten es in jener wie in diesem ihnen gleich und häufig blieben die landesherrlichen Befehle unberücksichtigt, Vorkehrungen erfolglos.

Es war nothwendig diese Uebersicht voranzustellen. Sie wirft Licht auf das Benehmen der Erzherzogin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes; sie dient zur Rechtfertigung so mancher Mahnungen, die sie von ihrer Reise nach Spanien in die Briefe an denselben eingeflochten hat, welche ohne diese vorangegangenen Erfahrungen bisweilen allzu stark und schroff erscheinen dürften.

*) Allein nur auf diese erstreckte sich der erzherzogliche Befehl, nicht auf die Vasallen, die in dieser Beziehung ihre eigenen Rechte hatten, in welche der Landesherr nicht eingreifen wollte. Es ist nothwendig diesen damals rechtlich begründeten Personal-Unterschied bei Beurtheilung der erzherzoglichen Vorkehrungen streng im Auge zu behalten.

Fünftes Capitel.

Mariens Ehe und deren Trennung durch des Erzherzogs Hinscheid.

Der Natur der Sache zufolge wissen wir wenig über Carls und Mariens eheliche Verhältnisse. Beider Gesinnung bürgt dafür, daß ihre Verbindung (sie hatte sechs Wochen und fünf Tage minder als neunzehn Jahre gedauert) in lebendigem, christlichem Glauben gewurzelt habe. Fünfzehn Kinder, die aus derselben hervorgiengen, geben Zeugniß, daß Uebereinstimmung der Gemüther Beide wahrhaft geeinigt habe, die Verbindung eine glückliche müsse gewesen seyn. Die Beurkundung schönen Zusammenstimmens, welches selbst der Tod nicht zu lösen vermochte, finden wir in Mariens letztwilliger Verfügung, kraft deren sie ihrem Erstgebornen den Diamant- und den Rubin-Ring vermachte, womit seine Eltern einst bei der Vermählung gegenseitig sich beschenkt hatten, dieß unter der Bestimmung, daß er die Ringe nie zu etwas Anderm, als zu ähnlichem Zwecke, verwende.

Einige anmuthige Reste, welche den schönen Einklang bewähren, in welchem Beide sich einigten, haben sich dennoch erhalten. Maria ließ es an nichts fehlen, wodurch sie des Gemahls Zuneigung gewinnen konnte. Sie nahm Theil an seinen Jagden, nebenbei wohl auch aus eigener Neigung. Durch den Bruder verschaffte sie ihm Hunde zum Waidwerk. In der Kleidung ihrer Dienerschaft richtete sie sich nach seinem Geschmack. Selbst in Sachen, die ausschließlich ihre eigene Person angiengen, hörte sie willig auf seinen Rath. Sie nahm Bedacht auf alles, womit sie ihn erfreuen konnte. Dem Erzherzog dagegen fiel auch nur kurze Trennung von der Gemahlin schwer. Die Angelegenheiten seines Bruders riefen ihn im November des Jahres 1582 nach Wien. Am 7. November traf er dort ein. Maria hatte eben das Wochenbett verlassen; um so mehr

sehnte er sich nach Mittheilungen von ihr. Schon am 9. machte es ihm „vieles Nachdenken“, daß er noch keinen Brief von ihr erhalten. „Nicht eher, schrieb er ihr, werde er sich beruhigen, als bis ein solcher vor seinen Augen liege.“ Wie erfreut war er nicht, als bald darauf sein Sehnen in Erfüllung gegangen war! Nach drei Tagen hoffte er zurückreisen zu können, „denn er finde nicht Worte, um es auszudrücken, wie lang ihm die Weile nach ihr seye“. Bitter klagt er über die Langsamkeit, mit der trotz alles Betreibens die Geschäfte vorwärts giengen; „denn, mein Schatz! es ist dir wohl die Weile so lang nach mir, als mir nach dir“. Er empfiehlt sich „zu tausendmal in ihr treues, frommes Herz hinein, Beide in den Schutz und Schirm Gottes des Herrn“. Nicht eine Stunde will er mit der Abreise säumen. Gleichsam von dem Mittagsmahle schreibt er eines Tages: „jetzt habe ich dir Bescheid gethan und bring dir nun noch Eines.“ Am 20. November, wenige Augenblicke vor der Abreise aus Wien, erhielt er einen Brief von der Gemahlin; des Abends in Schottwien eingetroffen, was bei der Entfernung und der Jahreszeit erst in später Nacht erfolgt seyn konnte, war sein Erstes, denselben zu beantworten. Zwei Jahre später kam Carl nach Leoben. Kaum abgestiegen, schrieb er an Maria: „Wie ich in das Haus getreten bin, bist du mir halt abgegangen. Das Haus ist mir zu weit, schon ist mir die Weil nach dir zu lang.“

So lange zu München Herzog Albrecht lebte, stattete ihm das fürstliche Ehepaar öftere Besuche ab. Beinahe auf allen andern Reisen, welche der Erzherzog unternahm, war die Gemahlin seine Begleiterin. So im Jahr 1576, als er die Meergränzen seines Gebietes besuchte. Zuweilen hielt sie mit ihm und den gesammten Kindern, nicht selten für längere Zeit, in Wien sich auf. Im Jahr 1581 folgte sie sammt ihrer Erstgebornen, der Erzherzogin Anna, dem Gemahl nach Prag, von da zu dem Churfürsten von Sachsen. Im folgenden Jahr finden wir sie in Augsburg bei dem Reichstage. Zwei Jahre später reisten Beide nach Innsbruck zu der Taufe der Erzherzogin Anna, welcher eine gemeinsame Wallfahrt zu Fuß nach unser lieben Frauen Kirche zu Straßgang, drei Stunden von Grätz entfernt, entweder vorangieng oder folgte. Bei Carls Reise nach Prag zum Empfang des goldenen Vließes durfte Maria eben so wenig fehlen, so wie sie den Besuch des Bades, aus welchem der Erzherzog todkrank heimkehrte, nebst den Kindern mit ihm theilte.

Es war nicht rednerischer Prunk, sondern der Ausdruck allgemein anerkannter Wahrheit, wenn in einer Leichenpredigt auf

den Erzherzog gesagt wurde: „ein Sinn, ein Rathschluß, eine Wille, eine Lebensweise habe Beide geeinigt". Das hat auch dieser in seinem Testament mit dem Wort und durch die That ausgesprochen. Er bezeugt in demselben, daß die freundliche, herzliebe Gemahlin während der ganzen Zeit ihrer Ehe „eine offenkundige, beständige, herzliche Liebe und treue Freundschaft" ihm stets erwiesen habe, wofür er zu Dankbarkeit gegen dieselbe sich verpflichtet fühle. In öfterer vertraulicher Unterredung und durch eigene Einsicht habe er sich überzeugt, daß der zugewiesene Wittwensitz in Görz ihr nicht zusagen könne. Deßhalb ertheilte er seinen Erben den ernstlichen Auftrag, ihr des Freiherrn von Teufenbach Wohnung zu Judenburg anzukaufen, dieselbe auszubauen, standesgemäß einzurichten, auch einen gewölbten Gang in das Männerkloster hinüberführen zu lassen, „damit Ihr Lieb desto füglicher und mit besserer Gelegenheit den Gottesdienst besuchen möchten". In Anbetracht, daß seine Gemahlin bei diesen theuern Jahren und Zeiten mit den durch den Heirathsbrief bestimmten 10,000 Gulden nicht wohl werde ausreichen können, und „damit Ihr Lieb seine wohlmeinende Neigung und Freundschaft im Werk spüren möge", verdopple er diese Summe, deren vierteljährige Ablieferung allen andern Ausgaben vorangehen müsse. Den kündlichsten Beweis seines Vertrauens gab der Erzherzog darin, daß er die Gemahlin „als eine getreue Mutter", den Vormündern seiner Kinder als Mitvormünderin in Allem zugeordnet haben wollte. Was dann der Gemahl durch die letztwillige Verfügung bezeugte, das bewährte die Gemahlin bis an ihr Lebensende. Sie stiftete dem Verstorbenen in der Kirche der Jesuiten zu Grätz eine tägliche Messe. Bis zu ihrem Ableben vergieng kein einziger Tag, an welchem sie derselben nicht beigewohnt hätte; war sie zu Meer, wo die Vollführung der Messe nicht möglich war, mußte sie wenigstens vorgelesen werden.

Erzherzog Carl scheint verschiedene körperliche Beschwerden gehabt zu haben. Er litt am Gries, am Podagra, welches besonders in dem, seinem Todesjahr vorangegangenen, Winter ihm sehr empfindlich zusetzte. Gegen dieses Uebel, welches in gleichem Lebensalter auch seinen Bruder, den Kaiser Maximilian II. hingerafft hatte, dann gegen das Fieber, von dem er sich geschwächt fühlte, wollte er im Jahr 1590 eine Heilquelle gebrauchen. Er begab sich schon Ende Mai mit seiner Gemahlin und den Kindern nach dem damals in besonderm Rufe stehenden Mannersdorferbad, in der Nähe von Laxenburg, durch frühern Gebrauch ihm wohl bekannt.

Die Wirkung desselben scheint dießmal nicht so günstig gewesen zu sein, als er sich versprach, in früherer Zeit vielleicht erfahren hatte, sein Bruder Ferdinand hoffte.

Der Erzherzog hatte Grätz in gespanntem Zustande verlassen, deßhalb er vor der Abreise dem Rath Wachsamkeit gegen Theilnahme der Bürger an dem unkatholischen Gottesdienst im Landhause anbefohlen. Kaum war er jedoch abgereist, wurden Zusammenkünfte veranstaltet, heimliche Berathschlagungen gepflogen; man ahnete irgend ein schlimmes Vorhaben. Ein solches beförderten die Reden eines Bürgers von Grätz, seines Handwerks ein Faßbinder, der sich „trutzig" zu vernehmen gab: „er könne, wisse und wolle seinen Sohn nicht vermögen", daß er die unkatholische Schule verlasse. Da er einen hiezu anberaumten Termin verstreichen ließ, sollte er nach des Erzherzogs Befehl die Stadt verlassen oder Gehorsam angeloben. Er weigerte sich so des einen als des andern, und ließ dem Stadtrichter Spiegel entbieten: Er werde nicht vor ihm erscheinen, würde er ihn aufsuchen wollen, so möge er sehen, wie er selbst wieder heimkommen werde. Am 4. Juni Abends machte der Richter Anstalten, den Widerspenstigen durch Diener und Wachen in seinem Hause aufheben zu lassen. Da entstand ein Tumult, in welchem Jene mißhandelt wurden. Des Faßbinders Bube stand an der Spitze. Dafür ließ der Stadtrichter des folgenden Tages denselben auf das Rathhaus bringen. Sobald dieses geschehen war, rotteten sich Pöbel, Schüler, fremde Handwerksgesellen, bei vierhundert an der Zahl, bewaffnet zusammen. Der Schwarm drang in die Wohnung des Stadtrichters. Unter Maulschellen forderten sie von ihm die Freilassung des Verhafteten. Der Schlosser Benedict brüllte: „Spiegel! Eine feste Burg ist unser Gott, eine starke Wehr ist diese meine Waffe! Gieb den Gefangenen heraus, oder ich spalte dir den Kopf!" Der Stadtrichter, wollte er das Leben retten, mußte willfahren. Unter Gelärme und gottlosen Reden durchstürmten sie nach diesem Sieg die Straßen; „es müsse eine Pariser Bluthochzeit werden", schrieen die Einen; mit hellem Gelächter rühmte sich Dieser: „ich habe dem Richter den Bart tapfer ausgerauft", „ich habe den alten Schelm weidlich gebläut", Jener. Was die Tobenden hätten versuchen mögen, nirgends wären sie auf Widerstand gestoßen, Niemand wagte es, sein Haus zu verlassen. Zuletzt setzte die Schar sich truppweise in Schenken und überließ sich wildem Rasen, Zechen, Spielen.

Zum Glück war die Nacht eine stürmische, unheimliche. Gegen

deren Mitte brach ein gewaltiger Donnerknall aus, der, in der Meinung, es wäre ein Schuß vom Schloß gefallen, den Tobenden Furcht vor Strafe einjagte, worauf ein strömender Regenguß ferneres Züsammenrotten verhinderte. Die Untersuchung und Bestrafung der Tumultuanten sollte bis zu des Erzherzogs Rückkehr verschoben bleiben. Daher mußte ihm ein Eilbote Bericht über das Vorgefallene bringen. Krank wie er war, wollte er dennoch zurückeilen, um durch sein fürstliches Ansehen die Ruhe herzustellen, indeß deren Störer verwiesen wurde.

Die Rückreise sollte über Mariazell gehen. Während sich der Erzherzog in Wien befand, ereignete sich auf St. Peter und Pauls Tag ein so heftiges Erdbeben, daß Stühle und Tische wankten, aus den Schaffen das Wasser herausgeworfen wurde. Dann wieder erhob sich an der Gränzscheide Niederösterreichs von Inneröstereich ein furchtbares Ungewitter; es war, als erbebte die Erde, als stürzten die Berge ein, als brächen die Wälder zusammmen. „Dieses Unwetter, sagte der Erzherzog, hat mich geschreckt, da ich in Wien war, es schreckt mich, da ich von Grätz ferne bin; Oesterreich droht ein großes Ungemach.“

Unter Magenbeschwerden, so daß ihm weder Speise noch Trank schmecken, auch der Schlaf ihn nicht erquicken wollte, kam der Fürst am 4. Juli nach dem Wallfahrtsorte Mariazell, wo er sogleich den Wunsch äußerte, es möchte eine Vesper mit Musik am Abend, eine Predigt mit Hochamt am folgenden Morgen gehalten werden. Seine Töchter richteten sich zür Beichte und zum Empfang der heiligen Communion. Da entstand bei den Eltern die Frage: ob sie nicht das Gleiche thun sollten? Carl, der anfangs dessen nicht willens war, meinte doch Ja; er, in Hinblick auf ernste Geschäfte, die seiner warteten, Maria, in Aussicht nahender Entbindung. Die Erzherzogin beichtete noch am gleichen Abend, ihr Gemahl am folgenden Morgen mit Tagesanbruch. Als er sich auf die heilige Handlung bereitete, trat der Hinscheid des Vaters, Kaiser Ferdinands, dergestalt in seine Erinnerung, daß er unter der Beichte des Sprechens darüber kaum ein Ende finden konnte. Während er hierauf der Messe beiwohnte, durchrieselte der Fieberschauer heftiger seinen Körper und die Gesichtsfarbe wie das Auge verriethen die Krankheit. Aber die Willenskraft besiegte dieselbe in solchem Maße, daß er nicht allein während dieser Messe, sondern bei der darauf folgenden Predigt, dann bei dem Hochamt und noch einer Messe in der Kirche ausharrte, auch in dieser Zeit die heilige Com-

munion empfieng. Wie aber bei dem Mittagsmahl keine Eßlust sich zeigen wollte, die sonst in gesundem Zustand ihm nie mangelte, schien dieß allen Anwesenden ein bedenkliches Zeichen. Gegen Abend warf das Fieber den Erzherzog ganz darnieder. Doch brach man am folgenden Tage nach Bruck auf, wo er schon so schwach ankam, daß er über die Treppe mußte geführt werden.

Die weitere Reise nach Grätz wurde auf der Mur fortgesetzt. Der Fürst verließ die Sänfte, auf der sie ihn in das Schiff getragen hatten, nicht einen Augenblick. Während der Fahrt unterhielt er sich mit seinem Beichtvater in geistlichen Gesprächen. Sobald ihn zu Grätz die Aerzte sahen, erschracken sie und setzten in alle Anstrengungen der Kunst wenig Hoffnung. Wie diese bald fruchtlos sich erwiesen, nichts den brennenden Durst zu stillen vermochte, die Leiden sich mehrten, besonders der Magen nichts behalten wollte, da verschwiegen sie am Abend des 9. Juli gegen die Hofleute ihre Befürchtungen nicht mehr. Der Erzherzog selbst vernahm den ärztlichen Ausspruch in ruhiger Hingebung unter den göttlichen Willen und wollte sofort an nichts Irdisches mehr erinnert werden. Abwechselnd, soweit die Erschöpfung es gestattete, hub er selbst an zu beten, oder horchte auf die Gebete des Priesters, nahm diesem die Worte: „in deine Hände empfehle ich meinen Geist; du, Gott der Wahrheit! hast mich erkaufet", von den Lippen weg und wiederholte sie in tiefer Inbrunst mehrmals. Auch das Amen sprach er vernehmlich bei jedem Gebete.

Da um Mitternacht auf den 10. Juli der Beichtvater bemerkte, er dürfe nicht länger verziehen, ihm die Sterbesacramente anzubieten, und ihn fragte: ob er die letzte Oelung verlange? sagte der Erzherzog: „Ja, mich verlangt darnach!" Obwohl er erst vor fünf Tagen gebeichtet, wollte er es doch nochmals thun. Auf die Frage endlich: ob er seines Herrn Leib begehre? erwiederte er mit fester Stimme: „ich begehre ihn von Herzen!" Wie er zuvor unter ersterbendem Wort mit brennender Hand an die stöhnende Brust schlug, wurden alle anwesenden Großen, die Vornehmen der Kammer und des Raths tief bewegt. Als nach diesem der Obersthofmeister die Kinder an das Bette des sterbenden Vaters führte, damit sie Abschied von ihm nähmen, soll er zu ihnen gesagt haben: „Ich weiß, daß Euere Frau Mutter im Rath weise und verständig ist; sie wird fortan, wie Euere Mutter, so Euere Beschützerin seyn. Ehret sie in allen Dingen durch Gehorsam, folget ihren klugen Räthen, sie wird euch nichts Unbedachtes sagen." Darauf, heißt

es, habe er durch Kopfnicken oder einzelne Worte zu erkennen gegeben, daß er ihre Reden verstehe. Der Gemahlin aber beantwortete er die öftere Frage, wie es gehe? jedesmal mit den Worten: „wie Gott will!" Und wie auch in Glut sein Körper brannte, und Schmerz durch alle Glieder wühlte, hörte man doch keinen Klagelaut, und bemerkte er dem Priester auf die Frage: ob er keine Bangigkeit fühle? „niemals hat solche mich angewandelt". Während die niedergebeugte Erzherzogin den Thränen, die sie in des Gemahls Nähe beherrschte, draußen den vollen Lauf ließ, fragte ihn der Beichtvater, ob es ihm nicht gefiele, dieselbe dem Obersthofmeister, Grafen Ambrosius von Thurn, und dem Vicecanzlar Dr. Schranz zu empfehlen, und ob er nicht deßwegen dieselben hereinrufen solle? Der Kranke erwiederte aber: „Das ist unnöthig; Erzherzog Ernst wird ihrer schon sich annehmen." Das waren beinahe seine letzten Worte; doch vermochte er noch den Gebeten des Beichtvaters mit Aufmerksamkeit zu folgen, und auf die Frage: ob ihm dieß genehm seye? ein vernehmliches „Ja!" zu sprechen. So lag er in aller Geduld auf seinem Sterbebette. Erst in der letzten halben Stunde fiel ihm das Athmen schwerer, um fünf Uhr des Morgens vom 10. Juli hörte es auf. Bei der Leichenöffnung wurden die Lungen heftig entzündet und Spuren von Verstopfung, sonst alle Theile in regelmäßigem Zustande gefunden. Drei Monate und vier Tage später starb seine Schwester und Schwiegermutter Anna, Herzogin von Bayern. Eilf Kinder (eines sollte in dem vier Wochen später gebornen Erzherzog Carl noch hinzukommen), acht Töchter und drei Söhne, beweinten den Hinscheid eines treubesorgten Vaters. Eine Sonnenfinsterniß, die bald darauf eintrat, wurde, damaliger Meinung gemäß, nicht als bedeutungslose Erscheinung betrachtet.

Schon sechs Jahre vor seinem Tod hatte der Erzherzog unter Berathung seines Schwagers, des Herzogs von Bayern, durch letztwillige Verfügung angeordnet, wie es einst in Bezug auf seine Verlassenschaft und seine Kinder solle gehalten werden. Für den Fall ihrer Minderjährigkeit waren, nebst der Gemahlin, der Kaiser, sein Bruder Ferdinand, sein Schwager, Herzog Wilhelm von Bayern, zu Vormündern ernannt.

Des Erzherzogs Testament ist der unangreifbare Ausdruck seiner religiösen Ueberzeugungen und seiner Gesinnungen in Betreff des das Land zerreißenden Zwiespalts; zugleich die kräftigste Widerlegung aller Vorwände, welche die Bewegungspartei nachmals an die Person des Verstorbenen zu knüpfen sich erkühnte. Der Erzher-

zog bekennt darin, von Grund des Herzens alles dasjenige zu glauben, was von der heiligen römischen Kirche zu je Zeit durch die Canones, durch die allgemeinen Concilien, „bevorab durch das jüngst gehaltene zu Trient", zu glauben beschlossen und erklärt worden seye, mit Verwerfung aller Secten und Meinungen, welche diesem entgegen wären. Sollte er aber in seinem Sterbestündlein aus Anfechtung oder „Schwächung der Vernunft" in irgend Etwas wider diesen Glauben handeln, so erkläre er solches zum voraus als unkräftig; denn es fehle nicht an Erfahrungen, daß die höchsten Häupter der Christenheit, wie gottselig dieselben auch gelebt hätten, durch die Secten, nicht ohne Schmach der Abgestorbenen, in den Ruf gebracht worden seyen, als wären sie von ihrem stets bekannten katholischen Glauben abgefallen*). Anbei getröste er sich des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi und der Fürbitte der „werthen, immerwährenden, reinen und keuschen Jungfrau Maria und aller lieben Heiligen". In diesem katholischen Glauben bis an den Tod zu verharren, ermahnt er nicht nur seine Söhne und Töchter, sondern erklärt auch von den letztern eine jede, die einer andern als einer fürstlichen „katholischen" Person sich vermählen würde, des Heirathsgutes und der Aussteuer, von jenen aber jeden, der von diesem Glauben sich lossagen wollte, der Erbfolge verlustig. Den Nachfolger verpflichtet er, nicht allein die katholische Religion im Lande zu erhalten sondern das schädliche Sectenwesen „soviel möglich auszureuten", Landshauptmannschaften und die vornehmsten Aemter am Hof und im Lande katholischen Landleuten vor Andern und vor Fremden anzuvertrauen, auch die Geistlichkeit in Ehren zu halten und sie bei ihren Rechten zu schirmen, gleichwie dieses allen andern Unterthanen angedeihen zu lassen. Sollte von seinen Kindern eines in den geistlichen Stand treten wollen, so

*) Dabei hatte er wahrscheinlich seinen Bruder, Kaiser Maximilian II., im Auge, von dem dieses vornehmlich deßwegen angegeben wurde, weil er in der Todesstunde mit dem Bischof von Neustadt ausschließlich über das Verdienst Christi sprechen wollte. Man hatte sich nemlich längst fest in den Wahn hineingeschwatzt, als wäre der katholischen Kirche jede Erinnerung an das Verdienst Christi abhanden gekommen und die Würdigung desselben ausschließliches Eigenthum der Unkatholischen geworden. Und doch wird in jeder h. Messe Gott non aestimator meriti — des eigenen, als Gegensatz gegen das Verdienst Christi — sed veniae largitor genannt. Man sehe aber, wie in diesem Testament der Erzherzog dasselbe als festen und einzigen Grund seines Glaubens und seiner Hoffnung bekennt!

dürfe ihm solches nicht allein nicht verwehrt, sondern solle ihm dazu alle gute Anleitung und Beförderung ertheilt werden.

Indeß schienen dem Erzherzog die Bestimmungen in Betreff der Religionsangelegenheiten des Landes in dem Testament nicht bündig genug ausgesprochen; er fügte deßwegen, damit seine Erben und Nachkommen hierüber auch nicht den geringsten Zweifel haben könnten, später ein Codizill hinzu. Namentlich fand er bei der Ermahnung, neben der katholischen Religion im Lande das Sectenwesen nicht aufkommen zu lassen, die Worte „nach Möglichkeit" zu schwankend. Sie wurden dahin verbessert: „daß die Erben und Nachkommen solches zu thun sich für „„schuldig"" zu erachten, überhaupt keine andere als die katholische Religion zu dulden hätten, indem sie durch seine, den Landleuten aus Gnaden gegebene Concession in Religionssachen weder gebunden, noch verpflichtet wären". Hieran festzuhalten, legte er seinen Nachkommen förmlich auf das Gewissen.

Mag auch der Erzherzog nicht denjenigen Regenten beigezählt werden, welche mit schöpferischer Kraft ihre Staaten verjüngt, oder in kühnem Durchführen großartiger Entwürfe neue Bahnen ihnen angewiesen haben, so war er doch ein wohlwollender Vater seiner Unterthanen, ein Landesherr, der die Besserung der öffentlichen Zustände, so weit die Bedrängniß von Außen und die Lähmung im Innern es möglich machte, beharrlich sich angelegen seyn ließ, dabei eine edle, rein sittliche Natur. Er hatte viel von dem Charakter seines Vaters, des Kaisers Ferdinand. Der Milde, welche als Eingebinde seines Hauses ihm innewohnte, und in der er auch den Anliegen des geringsten Unterthans stets bereitwilliges Gehör und Theilnahme schenkte, schloß sich, wie bei einem seiner spätesten Nachkommen, die Ueberzeugung an, „Gerechtigkeit müsse die Grundlage der Staaten" bilden. Denn sollte während seines Regentenlebens eines Einzigen Recht gekränkt worden seyn, so ist es nicht mit seinem Wissen, noch weniger mit seinem Willen geschehen. Muth und Festigkeit, deren Stützen jedoch, dafern sie zu zierenden Eigenschaften werden sollen, immer die Gerechtigkeit seyn muß, hat er besonders von jener Zeit an bewiesen, da es galt, den fortan weiter gehenden Bestrebungen der Unterthanen gegen die eigenen Rechte ein Ziel zu setzen; denn nur in dem Fürsten mag der Unterthan den schirmenden Hort alles Rechts vertrauungsvoll ehren, dem, wie die Schranke, die um das seinige sich zieht, so auch dessen Unantastbarkeit in der Beziehung zu Andern ein Heiligthum ist.

Wer nicht mit Allem, was er ist und was er hat, für das eigene Recht einzustehen weiß, zu dem wird in den Zeiten größerer Noth Berufung und Zuflucht umsonst genommen.

Bei Berathungen verhehlte der Erzherzog die eigene Meinung eben so wenig, als daß er mit Eigensinn an derselben festgehalten hätte, sobald eine bessere sich vernehmen ließ; gerne daher räumte er der übereinstimmenden Einsicht Mehrerer vor der eigenen das Uebergewicht ein. Des Vaters Bild, die stete Erinnerung an denselben, das Verlangen, ihm vorzüglich es gleich zu thun, übte eine solche Macht auf ihn, daß es genügte, auf jenen hinzuweisen, um ihn zu irgend einem Entschluß, zu dessen schneller Vollführung zu vermögen. Wo immer er sich befinden mochte, die Berichte über Landessachen, die Gutachten seiner Räthe mußten ihm stets zugeschickt werden, von dort gieng auch deren Erledigung aus; je nachdem die Angelegenheit wichtiger war, nicht ohne ernstlich theilnehmende Prüfung. Bei höhern Staatsfragen hielt er sich immer an den Kaiser, als das Oberhaupt des Reichs und des Hauses. Von seinem Bruder Maximilian pflegte er mehr im Ausdrucke des Sohnes gegen den Vater als des Bruders gegen den Bruder zu sprechen, so wie er auch bei Rudolph größeres Gewicht auf die überragende Stellung als auf das ihr entgegengesetzte Verwandtschaftsverhältniß legte.

Seinen Unterthanen war der Erzherzog ein gnädiger Herr, ein fürsorglicher Regent. Gerechtigkeit und Milde sollten sich die Wage halten, jene diese nicht ausschließen, diese (was oft eben so verderblich) jene nicht überflügeln. So oft seine Länder der Gränzvertheidigung wegen größere Anstrengungen machen mußten, erklärte er den Landleuten: „er müsse darauf dringen, daß man den armen Bauersmann, der ohnedem genug belästigt seye, verschone, mögliche Milderung gegen denselben eintreten lasse". Nicht in den Ständen (so wenig als je in den Beamteten, noch weit weniger aber in sogenannten Vertretern), einzig in dem Landesherrn hatte das Volk seinen Anwalt und Beschirmer. Die Stände traten fürsprechend für Bürger und Bauern bloß dann auf, wenn mittelst dessen zu eigenen Zwecken etwas zu erreichen war. Die Handhabung der Gesetze ließ der Erzherzog durch nichts sich entwinden; hatten aber dieselben gesprochen, alsdann hielt es nicht schwer, seine Gnade anzugehen. „Weder Gewalt noch List, sagte er, sollen es über mich gewinnen, daß ich Ungerechtes anordne, angeordnet, es bekräftige oder dulde." Der venetianische Botschafter, welcher seiner Herr-

schaft berichtete: „des Erzherzogs Liebe zur Gerechtigkeit ist so groß, daß er es nicht ertragen kann, wenn etwas wider diese geschieht", hat nur die Wahrheit gesagt. Auch bezeugt derselbe, daß er Jeden anhöre, der um Recht oder um eine Gnade bitte, und daß Jeder befriedigt von dannen gehe; denn die Bittschriften des Geringsten nehme er an, und ertheile gewöhnlich nach Tisch offene Audienz. Ein wahrhaft fürstliches Wort war die Rede: „Könnte ich, der Gerechtigkeit unbeschadet, selbst dem Schlechtesten Gutes thun, lieber geschähe es, in Hoffnung, ihn zum Bessern zu lenken, als daß ich eine Strafe über ihn verhängte." Einst wurde hinterbracht, Jemand habe eine Schmähschrift gegen ihn verfaßt. Die Räthe forderten die Bestrafung des Mannes; der Erzherzog ließ denselben vor sich kommen und sagte zu ihm: „kehre zur katholischen Kirche zurück, damit Gott deiner schone; Ich habe dir ohnedem verziehen." Schleicher fanden an seinem Hof keine Stätte, deren Benehmen hatte für ihn nicht die Bedeutung der Klugheit. Freigebigkeit gegen Arme, Sorge um Kranke war Frucht seines Glaubens, Friedfertigkeit natürliche Anlage.

In ritterlichen Uebungen besaß der Erzherzog, damaliger Fürstensitte gemäß, große Gewandtheit, so daß er in Kampfesspielen zum öftern den Preis davon getragen. Dabei bewies er sich als tüchtiger Bergsteiger, abgehärtet, wie ein solcher seyn muß, gegen Hunger und Durst, überhaupt von Jugend an Freund körperlicher Bewegung. Des habsburgischen, als eines über viele Völkerschaften gesetzten, Hauses Erbgut, mehrerer Sprachen mächtig zu seyn, war auch ihm zugefallen. Kein Botschafter bedurfte vor ihm eines Dollmetschers; gleich fertig sprach er wie seine Muttersprache latein, italienisch, französisch und spanisch. Zur Geschichte hatte er eine besondere Neigung, so daß Glaubensverschiedenheit ihn nicht abhielt, den Hieronymus Megiser aus Stuttgard als seinen Geschichtschreiber zu bestallen. Ueber alles unterrichtet zu werden, war ein Verlangen, welches selbst bei Tisch dasjenige nach des Leibes Bedürfniß überwog.

Denn für seine Person war er höchst mäßig und trug kein Verlangen nach ausgesuchten Speisen. Wein trank er wenig. Bei Gastereien, die er gab oder annahm, vermochte kein Zureden ihn über die selbstgezogenen Schranken hinauszuziehen. Von seiner züchtigen Gesinnung (die unzertrennliche Begleiterin wahrer Gottesfurcht) gab er schon als Jüngling einen überzeugenden Beweis. Als nemlich ein Possenreißer durch unanständige Schwänke meh-

rere Fürsten zu ergötzen meinte, strafte ihn Carl nicht allein durch einen scharfen Blick, sondern gab ihm durch eine derbe Maulschelle zu fühlen, daß er an dergleichen kein Wohlgefallen habe. Es war daher allgemeine Meinung, daß er vor seiner Gemahlin niemals ein weibliches Wesen berührt habe.

Seiner äußern Gestalt nach wird der Erzherzog so geschildert: Mittlern, aber wohlgestalteten Wuchses, lichter Stirne, länglichten Angesichtes, rother Wangen und Lippen, blonden Haares, dünnen Bartes, freundlich in dem Benehmen, anmuthig, vielfach dem Vater ähnlich. In spätern Jahren wurde er etwas beleibter.

Zwei vorherrschende Neigungen theilte Maria mit dem Gemahl in hohen Maße: Kenntniß und Pflege der Musik, Lust am Waidwerk. Daß ihr jene mehr war, als bloßes Ergötzen des Gehörs, sehen wir aus ihrem Urtheil über die Aufführungen, welche bei ihrer Reise nach Ferrara Erzherzog Albrecht zur Zeitverkürzung während der Fahrt auf dem Po veranstaltete. Einen Beweis, wie sie die Pflege dieser Kunst sich angelegen seyn ließ, finden wir darin, daß schon ein Jahr nach des Gemahls Tod dessen vormaliger Kammerherr, Aeneas Gonzaga, ihr zwei Sänger, darunter einen Altisten, aus Mantua verschaffen mußte. Auf ausgesuchte Bestellung der Hofcapelle zu Grätz nahm sie selbst während ihrer Reise nach Spanien Bedacht.

War das Waidwerk zu aller Zeit ein Hauptvergnügen fürstlicher Personen, so galt dem Erzherzog zugleich dessen kräftige Bewegung als Vorbeugungsmittel gegen mancherlei körperliche Gebrechen. Mariens Theilnahme an demselben ist erwähnt worden; wir sehen, daß es nicht bloß aus Gefälligkeit gegen den Gemahl geschah, sondern eben so sehr aus eigener Neigung, die ihr bis zum Ende des Lebens unvermindert blieb. Sie stellt sich uns als vielfältig erfahrene und rüstige Jägerin dar. Schrieb sie dem Sohn, „die Bergjagden sind viel lustiger als diejenigen auf der Ebene, aber auch mühsamer", so vernimmt man hierin ein Wort der Erfahrung und des eigenen Geschmackes. Darum waren ihr Jagdberichte immer erwünscht, reiste sie durch die Gegenden mit Waidmannsauge und versetzte sie sich in Gedanken gerne zu Jagdpartieen, ob sie auch durch Flüsse und Gebirge von ihnen getrennt war. Bei der Ueberfahrt über den Klagenfurter See stand ihr alsbald vor Augen, wie ergiebig sich hier auf Enten ausziehen ließe, und hätte Ferdinands Anwesenheit deßwegen gerne gesehen. Ein anderes Mal wünschte sie sich mit ihm auf den Lerchenfang und

verwundert sich, daß ihm keine Repphühner vorgekommen wären. In Mailand sehnte sie sich nach dem Gehäge zu Weinburg, und freut sich, daß der Sohn die große Sau „einmal ertappt" habe. Wie einst aus Ingolstadt von einem erlegten Bären, so hatte er ihr auch von diesem Thier, wie es damals bei erlegten Hauptstücken gebräuchlich war, das genaue Maß zugesendet. Ihr Kennerblick urtheilte alsbald: es seye „wohl hoch und lang, aber nicht dick". Denn auch auf Wildschweine zu gehen, scheute Maria sich nicht. Auf der Reise nach Spanien war es für sie die größte Entbehrung, während eines Jahres nicht viel Hirschen zu sehen. Der Jagden des Sohnes, schreibt sie aus diesem Land, dürfe sie gar nicht gedenken, damit nicht allzugroßes Verlangen darnach sie anwandle. Das Thier, welches sie am 5. August 1599 bei der Heimreise auf dem Wege nach München schoß, dürfte wohl in Jahresfrist das einzige gewesen seyn, das durch sie erlegt wurde. Sie mag aber das Versäumte im folgenden Jahr in den Revieren um Judenburg nachgeholt haben, wo sie am 2. September, zur schönsten Jagdzeit auf Hirschen, ankam. Da meinte aber, weil um eben diese Zeit die Türken gegen Canissa heranzogen, ihr Hofmeister, Maximilian von Schrattenbach, sie thäte besser, früher zurückzukehren. Mit ehrenwerther Freimüthigkeit (Marias offene Sinnesart erlaubte solche) schrieb er ihr: „Nicht Feindesgefahr mache solches räthlich, sondern der Leute Gerede. Es möchte sonst heißen, an der Jagdlust wäre Ihrer Durchlaucht mehr gelegen, als an des Landes Gränzen und Bewohnern. Die Welt wäre eben gar böse." War sie je gut?

Maria blieb diesem Vergnügen treu bis an ihren Tod. Wir möchten sagen, es seye zu ihrem männlichen Charakter, zu ihrer Geradsinnigkeit, die in Allem stracks auf das Ziel losgieng, zu so manchen ihrer Eigenschaften, die wir an den Männern unserer Zeit meist vergeblich suchen würden, in enger Beziehung gestanden. Wir finden sie noch am Ende des Jahres 1607, fünf Monate vor ihrem Tode, bei einer Biberjagd auf dem Landhause ihres Geheimschreibers Peter Casal. Unter den wichtigsten Angelegenheiten, die Ferdinand hierauf von Regensburg mit der Mutter verhandelte, vergaß er nicht, bisweilen Nachrichten über seine Jagdluſt einfließen zu lassen; z. B. wie er mit seinen Stoßvögeln zwei Hasen gefangen habe, und sich mit denselben, obwohl es „nicht gar waidmännisch" seye, zu ihr hinabwünsche, weil er wohl hoffen dürfte, „ihr damit eine Lust zu schaffen"; ferner, wie es so wenig Enten gebe, daß er die Falken nach Haus zu senden gedenke, sammt Anderm dieser Art.

Sechstes Capitel.

Maria und ihre Kinder.

Als die Zeit von Mariens erster Entbindung nahte, nahm ihr besorgter Vater Bedacht, dem erwarteten Ankömmling die Lagerstätte zu bereiten: er übersendete der Tochter eine dem Rang des Kindes angemessene Wiege. Dergleichen wiederkehrenden Veranlassungen giengen immer, wie leicht zu erachten, Mittheilungen nach München voran. Der schriftliche Verkehr, welcher zwischen den fürstlichen Residenzen die freudigen Erwartungen der Mutter berührt, öffnet einen hellen Blick in die christliche Gesinnung, welche nicht als Redeformel für dergleichen festliche Tage im Vorrath gehalten wurde, sondern aus der lebendigen Quelle der innersten Ueberzeugung floß. Versichert, die Hoffnung eines Zuwachses des Hauses werde Eltern und Geschwistern nicht minder Freude gewähren als den fürstlichen Ehegatten selbst, ergieng beinahe jedesmal die Anzeige an jene, sobald hiezu Hoffnung vorhanden schien; dieß begreiflich das Erstemal am freudigsten, obwohl jetzt das Bittere sich mit hineinmischte, daß Maria bei nahender Niederkunft einer herrschenden Seuche wegen mit dem Gemahl nach Judenburg sich flüchten mußte. Hier erfreute sie denselben am 15. Juli 1572 in nicht ganz gelinder Entbindung mit dem ersten Sohn, für welchen die Eltern, in Erinnerung an den habsburgischen Großvater und an den kirchlich wie fürstlich leuchtenden Ahnherrn in Castilien, den Namen Ferdinand wählten. Mariens Bruder Wilhelm wurde gebeten: „er wolle helfen, seinen lieben Vettern zum Christen zu machen". Des Kindes Kränklichkeit rieth jedoch, demselben das Sacrament zu ertheilen, bevor der Herzog in Grätz eintreffen konnte.

Dem Großvater, Herzog Albrecht, hätte „eine freudenreichere Botschaft als diejenige, daß Gott ihm abermal einen Enkel geschenkt", nicht zukommen können. „Wie demselben", war sein Wunsch, „die

göttliche Güte das Leben geschenkt, so möge sie es ihm auch lange erhalten." Dieser Herzenswunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Die Mutter zwar erholte sich schnell von den Anstrengungen und Schwächen des harten Wochenbettes, indeß dieselben auf den zarten Körper des Kindes übergegangen waren, so daß die Eltern selbst für dessen Befreiung, die nach sechszehn Tagen erfolgte, Gott danken durften, den Verlust „mit unterthänigem und treuem Herzen klagten". Hoffnung auf Ersatz konnte sie bald trösten, und die Aussicht, daß bei abermals bevorstehender Niederkunft Marias der Vater ihren Bruder sammt dessen Gemahlin als Stellvertreter zu der Taufe schicken werde, gewährte ihr bei der innigen Anhänglichkeit an diesen große Freude. Wie viel lieber aber hätten sie es nicht gesehen, wenn der Vater selbst des erwarteten Enkels Pathe in Person hätte seyn können! Ihn hinderte Kränklichkeit an Gewährung dieses Wunsches. Doch auch dafür, daß er den Sohn statt seiner gesendet, sprach Maria nachher ihren kindlichen Dank aus.

Es war die Erzherzogin Anna, nachmals durch ihren Gemahl, Johann Sigismund, Königin von Schweden und Polen geworden, welcher Maria am 16. August des Jahres 1573 genas. In jedem Brief konnte sie in der Folge des gesunden Zustandes derselben erwähnen und daß das Kind ihr und dem Gemahl „viel Kurzweil" mache; wie sie überhaupt jederzeit Nachrichten über das Wohlbefinden der Kinder dem Vater gerne zugehen ließ.

Daß Maria in wahrhaft christlich unterwürfiger Gesinnung gegen Gott bezüglich des Geschlechtes, welches sie zur Welt bringen würde, keine Wünsche hegte, wissen wir aus ihrer eigenen Erklärung an den Bruder. „Das lasse sie," bemerkte sie ihm einst, „in aller Hingebung Gott walten, beschränke sich einzig auf die Bitte, daß das, was er ihr schenken wolle, gesund und frei von allen Mängeln seyn möge, Gott es zu seiner Ehre und zu der eigenen Seele Heil wolle aufwachsen lassen." Mit gleicher Hingebung unterwarf sie sich dem göttlichen Willen bei dem Hinscheid eines Kindes, in festem Vertrauen, dasselbe im Himmel zu wissen und es dort als Fürbitter zu haben. In dieser zweifellosen Gewißheit stellte sie den erlittenen Schmerz Gott anheim und wußte mit derselben über ähnliche Heimsuchungen auch den Bruder zu trösten.

Ihre zweite Tochter, Maria Christina, war während eines Besuchs bei den Großeltern als zweijähriges Kind des kleinen Herzogs Max Spielgefährtin geworden. Herzog Wilhelm wünschte daher, da die Kinder sich so liebgewonnen hätten, und er sie scherz=

weise als ein künftiges Paar ansah, Maria möchte dieselbe im folgenden Jahr wieder nach München bringen. Dieses geschah. Die kleine Erzherzogin blieb fortan bei den Großeltern, von ihnen gleich einem eigenen Kinde behandelt.

Seit jenem bald nach der Geburt verstorbenen Sohne schenkte Maria dem Gemahl vier, einander unmittelbar folgende, Töchter. Erst am 9. Juli 1578, sechs Jahre (beinahe auf den Tag zutreffend) nach der Geburt des Erstgebornen, wenige Monate nachdem der zukünftige Gebieter Spaniens und beider Indien, Philipp III., den die Erzherzogin nachmals als Tochtermann begrüßen sollte, das Licht der Welt erblickt, kam sie mit ihrem zweiten Sohn nieder. Es war am frühen Morgen, ein Viertel nach drei Uhr. Vierzehn Tage nachher ertheilte ihm der Bischof von Seccau, Martin Brenner, in der hl. Taufe den Namen Ferdinand, der schon seinem früher verstorbenen Bruder war beigelegt worden. Es war der nachmalige Kaiser und Stamm-Vater des Hauses. Schon nach Verfluß von fünf Wochen konnte der Großmutter berichtet werden, das Kind nehme in erfreulicher Weise zu, seye dabei ziemlich ungeduldig. Diese gab den klugen Rath, gegen Ueberladung seines Magens auf der Hut zu seyn, es nicht allzu ängstlich zu behandeln und, indem man ihm die nöthige Pflege angedeihen lasse, das Weitere Gott anheimzustellen*). Der Enkel war ihr so werth, daß sie, kaum er zwei Monate alt war, ein Bild desselben zu erhalten wünschte.

Als Eltern, deren eigenes geistiges Seyn im christlichen Glauben wurzelte und deren Leben eine fortwährende Bethätigung desselben war, denn wie die katholische Kirche deren wahre Glieder zu solcher von zartem Alter heranziehen will, sorgten Carl und Maria vor allem dafür, ihre Kinder mit den frühesten Jahren durch Personen zu umgeben, welche treue Erfüllung der religiösen Obliegenheiten mittelst Anleitung und Vorbild in ihnen wecken konnten. Hiedurch, wie durch der Eltern eigenes Beispiel, sollte der Kinder zartem Sinn Ehrfurcht gegen Gott und freudige Beachtung alles dessen, was ein lebendiger Glaube und die denselben erhaltende Kirche fordert, eingepflanzt, dieser durch Alles, was diese vorschreibt, gefestigt und entwickelt werden. Ein Ohrenzeuge hat folgendes Wort des Vaters, bei Anlaß einer Strafe, welche die Mutter wegen

*) Die Herzogin Anna an Maria, den 1. Sept. 1578: „das Ferdinand zornig ist und so fest zuenimbt schatt jm nitt; schau nuer das man Jn nit vberschop; sei aber nit zue sorgfeltig mit Jm; vnd wan man duett, waß Jm zuegehört, das ander mueß man got pefehlen; im k. k. HA.

Weigerung des Gebetes an einem Kinde vollzogen, aufbewahrt: „Gegen alle jugendlichen Verirrungen, äußerte sich der Erzherzog, mag bisweilen Nachsicht eintreten; was aber der Frömmigkeit zuwiderläuft, den Geist von Gott abziehen kann, dergleichen darf niemals übersehen werden."

Von Ferdinand namentlich wird berichtet, daß er schon in frühester Kindheit, noch bevor er die Gebete vollständig dem Gedächtniß eingeprägt, es dennoch wohl verstanden habe, unter der heiligen Messe und bei dem Geläute des Ave Maria niederzuknien und allen kirchlichen Handlungen mit unverkennbarer innerer Theilnahme zu folgen. Denn kaum die erzherzoglichen Kinder des Gebrauchs ihrer Finger mächtig geworden, wurden sie gelehrt, das Kreuzeszeichen zu machen, die Hände zu falten, heiligen Dingen äußere Ehrerbietung zu erweisen. Sobald sich das Sprachvermögen zu entfalten begann, mußten ihnen ihre Wärterinnen die Namen Jesus und Maria vorsprechen, damit frühzeitig alle Anschauungen des Segensvollen und Trostreichen an dieselben sich knüpfen möchten. Im zartesten Alter wurden sie in die Schloßcapelle gebracht, um unter den Uebungen der Andacht gleichsam aufzuwachsen. Sobald sie des Unterrichts fähig waren, wurde noch strenger darauf gehalten, daß sie täglich der heiligen Messe beiwohnten. Auch ist es durch lebendige Ueberlieferung aufbewahrt worden, daß einst Ferdinands Hofmeister demselben einen Spiegel in schönem Rahmen zum Eingebinde für den Namenstag geschenkt, er aber heimlich das Glas aus dem Rahmen hinausgenommen und dessen Stelle durch ein Bild von der unbefleckten Empfängniß Mariens ersetzt habe. Wie nach einiger Zeit der Hofmeister nach dem Spiegel gefragt, habe der Knabe auf das Bild hingewiesen mit den Worten: „hier ist derselbe, jetzt zeigt er das rechte Bild, nach welchem wir uns zu richten haben!"

Zur Zeit, da Ferdinands erste Entwicklung begann, hatte die um fünf Jahre ältere Erzherzogin Anna bereits ihren Lehrmeister. Diesem Umstand mag es zuzuschreiben seyn, daß der Knabe geistig früher beschäftigt wurde, als es ohne dieß vielleicht der Fall gewesen wäre. Derselbe hatte das vierte Jahr noch nicht lange zurückgelegt, und schon konnte er es versuchen, seinem Vater einen Brief zu schreiben*). Da bald hernach (im Jahre 1583) der Lehrer starb,

---

*) „Bedorfft aber ein besondere Ziffer dazu, das ichs lesen kindt," schreibt Carl seiner Gemahlin.

und Maria ihren Bruder zu dessen Ersetzung in Anspruch nahm, spricht sie nicht von der Anna, sondern von „den Kindern", die desselben bedürften. Sie bringt sehr in den Bruder, daß der Lehrer bald komme, denn da der verstorbene dreizehn Wochen zu Bette gelegen, seye zu befürchten, sie möchten Vieles wieder vergessen haben.

Ferdinand zeigte frühzeitig einen lebhaften, aufgeweckten Geist. Schon in seinem siebenten Jahr erhielt er Unterricht im Zeichnen und Malen, und die Mutter schrieb dem Bruder: „Du glaubst nicht, wie der Bube den Lehrer plagt, er soll ihn stets abmahlen". Noch vor Vollendung seines siebenten Jahres mußte der Erzherzog an der Fronleichnamsprocession Theil nehmen, und bald darauf, kaum er das achte begonnen, erhielt er das Sacrament der Firmung. Mit seinem Eintritt in das neunte Jahr bestellte der Vater zur Aufsicht über seine Erziehung den bisherigen Hauptmann zu Gradisca, Herrn Jacob von Attimis, einen eben so erfahrenen und feingebildeten, als gottesfürchtigen Edelmann, in welchen Maria großes Vertrauen setzte. Sie schrieb ihm am 9. August 1588 von Wien aus: „Ich sehe aus Euerm Schreiben, daß alle meine Kinder sich wohl befinden. Daß mein Ferdinand zeichnet, höre ich gerne; grüßet mir denselben, und saget ihm, daß er fromm und gehorsam seye, durchaus nie etwas von Euch begehre, was ihm nachtheilig wäre. Saget ihm, ich hätte sein Schreiben wohl empfangen."

Ferdinand war erst wenige Monate in dem neunten Lebensjahr vorgerückt, als er das Verzeichniß der Studierenden an der eben gestifteten Universität zu Grätz durch eigene Eintragung seines Namens eröffnen mußte; dieß nicht des Scheins wegen, sondern um wirklich an dem Unterricht, der auf derselben gegeben ward, einigen Antheil zu nehmen. Mit dem eilften Jahr erhielt er seinen förmlichen Hofstaat.

Als Pulsschlag aller Sorgfalt, aller Aufmerksamkeit, aller Vorkehrungen der Erzherzogin, als obersten Beweggrund aller Ermahnungen an ihre Kinder und aller Weisungen an die Lehrer, darf mit Recht die Ueberzeugung vorangestellt werden, daß dieselben nicht ihr, sondern Demjenigen angehörten, der sie als Geschenk ihr gegeben, als sein Eigenthum ihr anvertraut habe*). Bei solcher

---

*) Bei dem Tode ihrer Tochter Catharina schreibt die Erzherzogin dem Sohn: „Wie woll sy nie mein ist gewest, wie ir Kinndter alle, sondter dessen, der sy wiedter zu sy genommen hett."

aus der gesammten Lebensansicht und Lebensfülle hervorgehenden Gesinnung mußte Maria nothwendig bei der Erziehung die Ehre Gottes und das Seelenheil der Kinder als letzten und obersten Zweck ins Auge fassen. Der andere knüpfte sich an Mariens einst so schön ausgesprochene Einsicht in das Wesen des menschlichen Daseyns hienieden: „es ist wahr, wir sind nur zu Mühe und Arbeit geschaffen". Kraft dieser, zwei Richtungen erfassenden, Anschauung räumte sie, nach des Gemahls Tod, sowie die Kinder heranwuchsen, in Allem, was dieselben betraf, Hofmeistern und Lehrern die erste Stimme ein, trat sie der Anordnung von Strenge oder der Beschränkung ihrer Freiheit niemals entgegen. Sie ließ es ohne Widerrede geschehen, daß in der Folge die Erholungstage der jungen Erzherzoge auf einen einzigen vermindert wurden. Ebenso wenig wollte sie deren Lernzeit durch unnöthige Versäumnisse Abbruch thun; so daß sie ihrem Sohn Maximilian einst nur deßwegen gestattete, ihr nach Mariazell entgegenkommen zu dürfen, weil gerade die Hundstage und dieser wegen Ferien eingetreten wären.

Die öftere Erwähnung des gesunden Zustandes ihrer „Anndl" als diese noch einziges Kind war, zeigt die Innigkeit, mit der die Mutter an demselben hieng. Sie trug dieselbe, sowie der Kindersegen sich mehrte, ungetheilt auf alle über. Als siebenjähriges Kind wurde diese Erzherzogin krank, wie es scheint, bedenklich, denn ihr Oheim aus Bayern schickte eigens einen Arzt für sie nach Grätz. Da ihm deren Herstellung gelang, belohnten ihn die erfreuten Eltern fürstlich: er erhielt für seine Zehrung vierhundert Gulden, sein Diener, der aber beinahe immer zu Bette liegen mußte, vierzig Gulden; überdem ward der Arzt durch eine goldene Kette mit daran hängendem Bildniß des Erzherzogs beschenkt und Befehl gegeben, ihn auf der Rückreise überall aufs Beste zu verpflegen. Maria fand sich durch seine Bemühung um die Tochter so sehr gegen ihn verpflichtet, daß sie bei dem Bruder sich erkundigte, ob derselbe auch zufrieden seye? erst durch die Rückantwort sich beruhigt fand: daß er die ausgezeichnete Behandlung und die fürstliche Freigebigkeit hoch anrühme. Welchen Trost gewährte es ihr dann, nach München melden zu können: „es gehe mit der Anndl jeden Tag besser!" —

Wie ernst die Kinder zum Lernen müssen angehalten worden seyn, wie frühzeitig sie in ihrer Ausbildung Fortschritte machten, ist ersichtlich aus einem lateinischen Brief, welchen diese Erzherzogin, kaum sie in ihr eilftes Jahr getreten war, an ihren „durchlauch-

tigsten Fürsten und Herrn, den verehrtesten Herrn Vetter", Herzog Wilhelm, schreiben konnte. Möchte man auch annehmen, es wäre ihr in der Sprache durch den Lehrer nachgeholfen worden, so konnte dieß doch bei den Schriftzügen der Fall nicht seyn. Diese sind ausgezeichnet, ebenmäßig, kräftig; Niemand würde darin die Feder eines eilfjährigen Kindes erblicken. Wie sehr Herzog Wilhelm des Briefes sich gefreut habe, ist daraus zu ersehen, daß er der Nichte in gleicher Sprache antwortete. Da in einem zweiten Briefe derselben vom folgenden Jahr ein Fortschritt in der Sprachkenntniß nicht zu verkennen ist, dürfen wir wohl annehmen, die Nachhülfe, sofern je solche eintrat, seye so bedeutend nicht gewesen.

Ueberhaupt war die lateinische Sprache ein Hauptgegenstand der Bildung der fürstlichen Töchter. Wie die Mutter in Handhabung derselben gewandt war, so sollten es auch diese seyn. Von Anna liegen die erwähnten Proben vor; ihre Stundengebete, wie die Andacht zur heiligen Jungfrau, verrichtete sie stets in lateinischer Sprache und aus dieser übertrug sie den größten Theil von Ribadeneiras Leben des heiligen Ignatius in das Deutsche. Von Catharina bezeugt es die Mutter selbst, von Maria Christina berichten es die Geschichtschreiber. Der Schluß von diesen auf die übrigen Erzherzoginnen dürfte daher kein gewagter seyn. Der Präceptor der jungen Fürsten und Fürstinnen in dem „Latein" kommt bei dem Hofstaat noch in späterer Zeit vor, während dieselben für die deutsche Sprache nur einen „Schreibmeister" hatten. Bei den Söhnen verstand sich jenes ohnehin von selbst. Welchen Werth die Mutter sowohl auf richtige als auf frühzeitige Handhabung der lateinischen Sprache legte, erhellet aus einer Zuschrift an ihren zehnjährigen Carl, den sie zwar wohl dafür lobt, „daß er schon gut deutsch schreibe", aber noch mehr wünscht, „daß er gut latein schreiben lerne"; und daß bei gleichem Alter an dessen Bruder Leopold leichte Handhabung des lateinischen Ausdrucks zu Schrift und Wort habe können gerühmt werden*).

Zur Arbeitsamkeit wurden die Erzherzoginnen gleichfalls erzogen. Hierauf wirkte die Mutter nicht allein durch Rede und Aufsicht ein, sondern durch eigenes Vorangehen, wie dieses später wird

---

*) Der Bischof von Seccau erwähnt in der Predigt, die er bei des Erzherzogs Weihe zum Akolythen hielt, dessen latino eloquio prompta facundia et in latinis literis eruditio.

nachgewiesen werden. Von Margaretha, der nachmaligen Königin von Spanien, wird bezeugt, daß sie auch in ihrer neuen Heimath häufig für die Armen gearbeitet habe. Was uns demnach von der Mutter und einer Tochter bekannt ist, läßt sich auf die andern ohne Bedenken anwenden; sowie wir von Eleonora wissen, daß sie in der Zubereitung von Speisen nicht unerfahren gewesen seye. War es doch selbst des Hofapothekers Aufgabe, die Erzherzoginnen in dem Destilliren von Kräutern und der Bereitung vielleicht solcher Genüsse zu unterweisen, die jetzt eher der Conditorei zufallen.

Jede Freude, die ihren Kindern zu Theil ward, fand den reinsten Widerhall in Mariens mütterlichem Herzen. Es drängt sie, dem Bruder mitzutheilen, welchen Jubel übersendete Apostel bei ihrer Anna geweckt hätten; sie werde deßwegen selbst an ihn schreiben. Schon im fünften Lebensjahr besaß Ferdinand seinen Harnisch, und der Oheim ließ ihm durch die Mutter sagen, er solle hinauskommen und ihm auf die heilige Zeit das Grab hüten helfen. Auf ein Neujahr hatte ihn Wilhelm abermals beschenkt, wofür Maria in seinem Namen dankt. „Der Topf", schreibt sie, „ist ihm am liebsten, lieber als die Pferde. Ich bin es nicht im Stande zu schreiben, was er mir alles an Dich aufgetragen hat. Er nennt Dich stets seinen frommen, lieben Herrn Vetter. Immer wiederholt er, wie lieb Du ihm seyest, er wollte gern zu Dir nach München, denn Du habest gar schöne Sachen. Auch ich danke an seiner Statt für die Geschenke; in der That, es ist gar zu viel; Ferdinand kann's nie um Dich verdienen, er kann nichts weiter, als für Dich beten. Ich vermag es Dir gar nicht zu schreiben, wie der Bube beim Anblick der schönen Sachen gesprungen ist; er wird je länger desto närrischer; er singt und springt, daß ich oft aus vollem Herzen über ihn lachen muß. Gott behüte ihn mir." „Fortan noch, schreibt sie im folgenden Jahr, spricht er von seinem Oheim nie anders, als: sein lieber Herr Vetter, der Herzog Wilhelm".

Nicht minder sann sie selbst darauf, ihren Kindern Freude zu machen, zugleich mit haushälterischem Sinne das Nothwendige damit zu verbinden. Dazu ward seit uralter Zeit der Nikolaustag benützt. Zum voraus schon ergötzte sich Maria an der Ungeduld, mit welcher die Kinder auf das Erscheinen dieses Tages harrten. „Wie wird der „„Pueb"" eine Freude haben? Er spricht unausgesetzt von dem heiligen Nikolaus; nur fürchtet er sich, derselbe könnte auch eine Ruthe einlegen. Das hör' ich von Herzen

gerne*)." Frühzeitig meldet sie dem Bruder, was sie für den festlichen Tag zu haben wünsche; besonders wolle er für die Mädchen in Augsburg zwei Mieder zu fünfzig Gulden, oder auch, damit sie recht schön ausfallen, zu sechszig besorgen. Wie aber der Tag nahte, und die Sachen noch nicht eingetroffen waren, ist Maria in großen Sorgen; sie fürchtet, dieselben möchten zu spät kömmen; was sie dann thun sollte, da sie so fest sich darauf verlassen, das weiß sie nicht. Jedenfalls mußte in der Behandlung der Kinder eine große Einfachheit vorwalten, wenn denjenigen des ersten Fürstengeschlechtes der Christenheit noch mit Aepfeln gütlich konnte gethan werden**).

Bei diesem freudigen Ergreifen jeder Gelegenheit, um den Kindern Freude zu bereiten, war heilsame Strenge und, wo es Noth that, Strafe nicht aus dem Hause verbannt. Es ist oben erwähnt, wie gerne Maria es sah, daß Ferdinand in Besorgniß schwebte, der Nikolaus möchte neben Erfreuendem auch eine Ruthe für ihn bringen. Sie wurde auch bei ihm angewendet, gerade des Oheims wegen, vielleicht weil er in kindischer Unbesonnenheit unehrerbietige Ausdrücke über denselben zwischenein sich hatte entschlüpfen lassen. Fürstliche Herkunft konnte zu jener Zeit die Kinder gegen Anwendung von Züchtigung, wo diese verdient war oder für heilsam erachtet wurde, nicht schützen. Streiche und Einsperrung waren für sie in Bereitschaft, wie für die Kinder jedes andern Hauses; man sah in ihnen den Menschen, den die Liebe nur dann mit Erfolg heranzubilden vermöge, wenn der Ernst im Hintergrunde stehe. Hatte doch Maria Christina den Großvater nur deßwegen lieber, als die Großmutter, weil er sie nie schlage. Da der siebenjährige Ferdinand einst darin sich versehen, daß er vor einer Reise des Vaters nicht Abschied genommen, sollte ihm durch die Mutter Einsperrung bei Wasser und Steinen***) bis zu des Vaters Rückkehr angedroht werden. Leopold, den nachherigen Bischof von

*) Auch dieser „Pueb", nachmals Kaiser Ferdinand II., freute sich bei seinem dreijährigen Prinzen Johann Carl besonders darüber, daß er so gerne bete und die Ruthe fürchte; Ferdinands Schreiben aus Regensburg an die Mutter.

**) Erzherzog Ferdinand bittet von Regensburg aus die Mutter, sie möchte seinem Kleinen in seinem Namen Aepfel geben.

***) Der Erzherzog strich in seinem Brief an die Gemahlin das Wort Brod aus und setzte dafür „stain".

Passau, finden wir der Züchtigung durch die Ruthe ebenfalls unterworfen*).

Maria kam an Kindersegen ihrer Großmutter, Kaiser Ferdinands, und ihrer Schwägerin, Kaiser Maximilians Gemahlin, gleich. Wie jede derselben fünfzehn Kinder zur Welt brachte, so auch sie. Maria, die Kaiserin, brachte dem Gemahl neun Söhne und sechs Töchter, Maria die Erzherzogin dem ihrigen sechs Söhne und neun Töchter. Dieß deren Reihenfolge nach den Geburtsjahren.

1) Ferdinand, geboren den 15. Juli 1572, gestorben am 31. desselben Monats und Jahres.

2) Anna, geboren den 16. August 1573, Gemahlin Sigismunds III., Königs von Schweden und Polen; gestorben den 10. Febr. 1598.

3) Maria Christina, geboren den 10. November 1574; Gemahlin des siebenbürgischen Fürsten Sigismund Bathori; als Klosterfrau zu Hall bei Innsbruck gestorben den 6. April 1621.

4) Katharina Renata, geboren den 4. Januar 1576, gestorben den 29. Juni 1595.

5) Elisabeth, geboren den 13. März 1577, gestorben den 29. Januar 1580.

6) Ferdinand, nachmals Erbe aller habsburgischen Länder deutscher Linie, Römischer Kaiser, geboren den 19. Juli 1578, ein Viertel nach drei Uhr Vormittags, gestorben den 15. Februar 1637.

7) Carl, geboren den 17. Juli 1579, gestorben den 7. Mai 1580.

8) Gregoria Maximiliana, geboren den 22. März 1581, gestorben als Braut Philipps III. von Spanien den 20. September 1597.

9) Eleonora, geboren den 25. September 1582, gestorben als Klosterfrau zu Hall den 28. Januar 1620.

10) Maximilian Ernst, geboren den 17. November 1583, gestorben als Landcomthur des deutschen Ordens in Oesterreich den 19. Februar 1616.

---

*) Wie empörend und den Keim alles Verderblichen in sich tragend die heutige Weisheit, welche das derbe Anfahren, oder das unsanfte Berühren eines mit dem A B C beschäftigten Staatsbürgers durch den Schulmeister (alias Lehrer) höher verpönt als alle Ungezogenheiten, Unarten und Widersetzlichkeiten derselben. Bei einem solchen Normale, denn System ist es nicht zu nennen, sollen gläubige Christen, wohlgeartete Menschen, getreue Unterthanen herangezogen werden?

11) Margaretha, geboren den 25. December 1584, geſtorben als Gemahlin König Philipps von Spanien den 3. October 1611.

12) Leopold, geboren den 9. October 1586, Biſchof von Paſſau und Straßburg, ſäculariſirt, als Landesherr von Tirol geſtorben den 3. September 1633.

13) Maria Magdalena, geboren den 7. October 1587, vermählt mit Cosmus II., Großherzog von Florenz; geſtorben im Jahr 1631.

14) Conſtantia, geboren den 24. December 1588, zweite Gemahlin König Sigismunds von Polen, geſtorben den 10. Juli 1631.

15) Carl, nach des Vaters Tod geboren den 7. Auguſt 1590, Biſchof zu Breslau und Brixen, Hoch- und Deutſchmeiſter, geſtorben zu Madrid den 29. December 1624.

Siebentes Capitel.

Maria sendet den Sohn nach Ingolstadt; ihre mütterliche Sorge um denselben.

Zwar begab sich der künftige Erbfolger in Innerösterreich ein halbes Jahr vor dem Ableben des Vaters nach dieser Hochschule. In Gegenwart des bayerischen Prinzen Philipp, als Rectors der Anstalt, trug er am 6. Februar 1590 seinen Namen in die Reihen der Universitätsglieder ein. Am 10. Februar bestand er, damals erst in seinem dreizehnten Jahr befindlich, nach eigenem Verlangen eine Prüfung und begann am 10. März gemeinsam mit Maximilian, dem künftigen Herzog von Bayern, und dessen Bruder den Besuch der öffentlichen Schule der Humanität, (einer Art Gymnasium, neben der Hochschule bestehend), womit sich zugleich der Unterricht eines besondern Lehrers, des nachmaligen Bischofs von Triest, Jakob Wagenring, verband.

Zweifellos ist der Gedanke, den Sohn nach Ingolstadt zu senden, von der Mutter ausgegangen, hat der Vater, wie wir aus dessen eigenen Briefen ersehen, freudig demselben beigestimmt. Hiezu wurde Maria bewogen, durch ihres Neffen, Maximilians von Bayern (wiewohl fünf Jahre älter als Ferdinand) Anwesenheit daselbst, durch die Ueberzeugung, bei ihres Bruders Wilhelm Aufmerksamkeit auf diese Anstalt übergebe sie den Sohn einem zweiten Vater, dessen liebreiche Fürsorge nur Gott zu lohnen vermöge. Auch versicherte Wilhelm bald nachher die Schwester, „er werde für ihren Sohn thun, was in seinen Kräften liege, wie das eigene Kind ihn behandeln, sichs zur Freude rechnen, wenn er mit ihm etwas Tüchtiges erreichen könne, da er wohl wisse, wie viel hieran den Eltern gelegen seye. Unzweifelhaft finde Ferdinand zu Ingolstadt Gelegenheit, es weiter zu bringen, als irgend anderswo; wie

er denn deßwegen auch seinen Maximilian noch eine zeitlang dort zu lassen gedenke."

Wer mag ermessen, welche Früchte diese in frühen Jahren geknüpfte Freundschaft mit dem Erstgebornen eines der ansehnlichsten deutschen Fürstengeschlechter, ebensowohl als durch die eigene Richtung und Neigung, dem habsburgischem Hause, dem einstigen Erben seiner Kronen diesseits der Pyrenäen und der Alpen, getragen hat? Wer möchte erschöpfend die Wirkung darlegen, welche dieser Gedanke der Erzherzogin unter den drangvollen Verumständungen des ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges und unter dessen wechselvollem Verlauf für ihren Sohn gehabt hat? Wäre es ein gewagtes Wort, wenn wir den Herzog Maximilian von Bayern den Retter des österreichischen Hauses nennen? hiezu gewonnen durch das Freundschafts-Verhältniß, in das er zu Ingolstadt mit dem Vetter und nachherigen Schwager getreten war.

Die Freude, welche jeden strebsamen Jüngling erfüllt, wenn er vernimmt, daß er hinaus solle aus der gewohnten Umgebung des elterlichen Hauses, eintreten in andere, ihm noch unbekannte Verhältnisse, hinübergehen in jene geheimnißvollen Fernen, die jenseits des Kreises liegen, die seit so langem schon seine Blicke begränzten, diese Freude durchdrang mit der Ankündigung seiner neuen Bestimmung auch den jungen Erzherzog, regte sein Sehnen an nach dem Tag, an welchem die erweckten Wünsche und Hoffnungen sollten zur Wirklichkeit werden. Vor seinem Abgang nach Grätz wurde er durch den Rector Paul Neukirch noch feierlich unter die Zahl der Musenzöglinge aufgenommen, wobei Ferdinand an die Gefährten eine Rede hielt und jedem einen goldenen Schaupfennig überreichte mit der Inschrift, die fortan der Wahlspruch seines Lebens blieb: „gesetzmäßig Kämpfenden*)" — dessen Lauf nach Zweck und Mitteln jetzt schon andeutend. — An den Beginn dieser ersten bedeutungsvollen Wendung von Ferdinands Leben knüpften sich zugleich mütterliche Ermahnungen zu treuer Verwendung der Zeit, zu Gehorsam gegen den Oheim, knüpften sich Drohungen mit dessen Ernst. Beiden folgten jene Zusagen, die bei jedem gutgearteten und wohlerzogenen Kinde immerdar aus der innersten Tiefe eines reinen und redlichen Willens hervorgehen werden.

*) Legitime certantibus; nach den Worten des Apostels 2 Tim. II. 5: nam et qui certat in agone, non coronabitur, nisi legitime certaverit.

Doch nur wenige Monate konnte Ferdinand zu Ingolstadt verweilen, als ihn die Trauerbotschaft von dem Hinscheid seines Vaters erschütterte. Wir lassen die Zuschrift folgen, die er hierüber an seine Mutter richtete.

Durchlauchtigste, gnädigste, herzliebste Frau Mutter.

Ich habe so eben von meinem Hofmeister und von meinem Präceptor leider mit herzlichen Schmerzen vernommen, wie Gott der Allmächtige meinen gar herzliebsten Herrn Vater von diesem zergänglichen Jammerthal aus Gotteswillen und ohne allen Zweifel zu der ewigen Freud und Seligkeit abgefordert habe; dessen tödtliches Ableben E. D., mir, meinen lieben Geschwistern wohl noch gar zu früh geschehen. Und obwohl ich mich dessen vielmehr, als ich gedenke, betrüben sollte, so kann ich doch Gottes Willen nicht widerstreben; dann ich es seinem göttlichen Wohlgefallen befehle und heimstelle; der verleihe mir seine göttliche Gnade weiter, und sey in allen seinen Werken gelobt, und verleihe meinem herzliebsten Herrn Vater sammt uns allen am jüngsten Tag eine fröhliche Auferstehung. Amen. Und bitte E. D. ganz söhnlich und gehorsamst, Sie wolle mich sammt meinen lieben Brüdern und Schwestern, wie ich denn daran gar nicht zweifle, mit aller mütterlichen Treue, wie bisher vielfältig schon geschehen, gnädigst befohlen seyn, und Ihr solches Leid mit dem E. D. von Gott begabten Verstand ertragen und Gott befehlen, damit ich, meine lieben Brüder und Schwestern, nach Gott, bei E. D. unser allergnädigsten Hülf und Beistand uns noch lange zu getrösten haben. Mich damit E. D., als meiner gnädigsten herzliebsten Frau Mutter, sammt meinen lieben Geschwistern zu allem kindlichen und söhnlichen Gehorsam in allem ganz, unterthänigst befehlend, bitte E. D. ganz unterthänigst, die wollen des Schlegels von Mont*) wegen sich gnädigst befohlen seyn lassen.

Datum München, den 22. Juli 1590.

E. D. unterthänigster und gehorsamster Sohn
Ferdinand.

Dem Verfasser dieser Biographie ist das Glück zu Theil geworden, eine beträchtliche Anzahl von Briefen der Erzherzogin, die bisher gänzlich unbeachtet geblieben sind, in verschiedenen Ar-

*) Die einzige Person von so vielen in dieser Geschichte vorkommenden, über welche der Verfasser keine Auskunft zu ertheilen vermag; wahrscheinlich ein Hofdiener, welcher mit der Trauerbotschaft nach Ingolstadt geschickt wurde.

chiven aufzufinden. Sie sind alle von ihrer eigenen Hand; nur auf der Reise nach Spanien bediente sie sich bisweilen eines Secretärs, jedoch bloß zu dem Geschäfte des Schreibens, da unverkennbar auch diese Briefe von ihr dictirt sind. Die Richtigkeit des Satzes: der Styl ist der Charakter des Menschen, bewährt sich aufs überzeugendste in dem gesammten schriftlichen Nachlaß der Erzherzogin. Haben wir einen großen Theil der bisherigen Mittheilungen demselben oft wörtlich entnommen, so glauben wir durch die Aufnahme dieser Briefe*) denselben fortan einen höhern Werth zu verleihen; sind sie doch insgesammt der Ausdruck des klaren Blickes, der fürsorglichen Aufmerksamkeit, des männlichen Charakters der Erzherzogin, tragen sie doch alle das volle Gepräge ihrer geistigen Begabung, ihrer hervorragenden Eigenthümlichkeit in sich. Eingeflochten in den Gang ihrer Erlebnisse und ihrer vielverzweigten Thätigkeit möchten sie Perlen verglichen werden, umschlossen von goldenem Geschmeide. Noch jetzt dienen uns die Briefe, welche der große römische Staatsmann und Redner an Vertraute und Befreundete geschrieben hat, zur Belehrung und zu geistreicher Unterhaltung; wir fühlen uns von der Feinheit der Beobachtung wie des Styles der Briefe des jüngern Plinius immer noch angezogen; diejenigen eines Peters des Ehrwürdigen, eines heiligen Bernhard, so vieler anderer hohen Geister jener Zeit bewähren an Gemüthern, die in christlichen Ueberzeugungen wurzeln, immer noch dieselbe festigende und emporhebende Wirkung; und die neuere Zeit hat eine Pflicht darin erkannt, den Nachlaß ihrer Berühmtheiten oft bis zum unbedeutendsten Papierstreifen herab in Briefsammlungen der Nachwelt zu überliefern. Sollten die reichhaltigen, alle Ereignisse der Zeit berührenden, alle Vorzüge eines reich begabten Geistes spiegelnden Briefe einer solchen Fürstin nicht gleicher Berücksichtigung mit denjenigen eines Cicero und Plinius, eines Schiller und Göthe und so mancher Männer der Gegenwart würdig seyn?

Der erste Brief welcher seinem ganzen Inhalt nach hier folgt, ist zugleich der erste, der sich von Maria an den Sohn erhalten hat. Er ist der wohlthuende Ausdruck mütterlicher Treue und Obsorge, anbei eines praktischen Sinnes, wie er in so hohen Regionen nicht immer vorkommen möchte.

---

*) Bei der Einwirkung dieser Briefe in seine Darstellung hat sich der Verfasser keine weitere Aenderung erlaubt, als diejenige der Rechtschreibung und des Umtausches solcher Ausdrücke, die mehr dem Dialect angehören, in die jetzige Schriftsprache.

Lieber Ferdinand!

Ich habe dein Schreiben sammt dem Ringlein wohl empfangen und sage dir Dank dafür, daß du meiner nicht vergißst. So habe ich aus deinem Schreiben vernommen, daß deine zwei Vettern jetzt von Ingolstadt weggehen. Gott der Herr gebe ihnen Glück und Heil, daß sie werden, wie es ihr Herr Vater begehrt. Auch habe ich aus deinem Schreiben vernommen, daß du wohlauf bist, was ich denn gerne höre. Unser Herr wolle dich lange erhalten. Ich will dich auch hiemit ganz mütterlich ermahnt haben, du wollest fromm, gottesfürchtig und in deinem Studieren fleißig seyn, damit ich meines größten Leides, das mir der ewige Gott mit Hinnehmung deines frommen Herrn Vaters seligen, gethan hat, an dir möge ergötzt werden; und wollest deinem Hofmeister und deinem Präceptor gehorsam sein, insonderheit meinem Herrn Bruder, der jetzt dein Vater ist, in allem, was sie dir sagen; dann sie nichts als in allem deinen Nutzen suchen. Wärest du dieses nicht, so gedenke, wie hoch du mich damit betrüben, eine Ursache meines Todes seyn würdest, was du gegen Gott nimmermehr verantworten könntest. Du glaubst nicht, wie hoch es mich erfreut, wenn mir dein Hofmeister schreibt, daß du fromm, gottesfürchtig, gehorsam und fleißig in deinem Studieren seyest; denn du darfst dir nicht denken, daß du von Ingolstadt genommen wirst, bis du dein Studieren vollendet hast. Darum, so thue nur das Deinige dazu, so kommst du desto eher davon. Du weißt und erkennst noch nicht, wie nützlich es dir ist; aber es wird die Zeit schon noch kommen, daß du es erkennen wirst und allen denen danken, die dir dazu gerathen und geholfen haben. Ich ermahne dich ganz mütterlich, daß du deine Gedanken auf nichts Anderes denn auf das Studieren richten, und Andern, die dich etwa auf Anderes weisen wollen, kein Gehör geben wollest; denn solche Leute gönnen dir nichts Gutes. Wenn du mir folgest, so sollst du eine treue Mutter an mir haben; wo nicht, so wirst du noch inne werden mit deinem Schaden, was ich thun will. Ich versehe mich aber zu dir, du werdest es nicht zu solchem kommen lassen; denn du würdest deinen frommen Herrn Vater unter der Erde beleidigen, wenn du mich betrübtest. Grüße mir deinen Hofmeister und Präceptor und laß sie diesen Brief lesen, wie auch sonst alle Briefe, die man dir schreibt, es sey, was es wolle, und schreib mir öfters. Schreib auch dem Doctor Schranzen*) einen lateinischen Brief,

*) Hofcanzlar in Grätz.

damit ich sehe, was du kannst, aus deinem Kopf, und daß der Präceptor nichts daran mache, sondern allein du. Sag auch dem Präceptor, daß er mir schreibe, wie du dich im Studieren hältst und was du jetzt lernst. Grüße mir deinen Herrn Vetter Maximilian, auch den Georg*). Wenn dich der Hofmeister und der Präceptor loben, so will ich dir etwas schicken.

Datum Grätz, den 19. October Anno 1590.

Deine treue Mutter, so lange ich lebe.

Maria.

An den beiden andern habsburgischen Höfen zu Prag und zu Innsbruck sah man die Versetzung des jungen Erzherzogs nach Ingolstadt ungerne. Doch wollte man dem Willen der Eltern nicht geradezu entgegentreten. Allein bald bot sich Gelegenheit, jener Abneigung eine andere Wendung zu geben, wäre nicht die Erzherzogin mit der ihr anerbornen Festigkeit alsbald entgegengetreten. Ferdinand traf zu Ingolstadt seine bayerischen Vettern, die Herzoge Maximilian, Philipp und Ferdinand. Ein paar Monate flossen dahin, ohne daß in den Verkehr dieser jungen Fürstensöhne eine Störung eingetreten wäre. Maximilian, obwohl einige Jahre älter als Ferdinand, dachte nie daran, vor demselben einen Vorrang geltend zu machen; sey es daß er hiebei den erzherzoglichen Rang oder das Gastrecht ehrte. Eines Sonntages jedoch scheint Ferdinand in der Kirche auf jenen förmlichen Anspruch gemacht, Maximilian diesen zwar eingeräumt, zugleich aber dem Vater hievon Nachricht gegeben zu haben. Herzog Wilhelm ließ, weil er gerade krank war, durch seine Schwester Maximiliana der Erzherzogin hierüber Bericht erstatten mit dem höchst würdigen Bemerken: Sein Maximilian und ihr Ferdinand seyen Studierende, Beide sollten sich als Brüder betrachten, nicht gegenseitige Behandlung als regierende Herren verlangen. Ihrerseits fügte Maximiliana bei: „die Schwester werde wohl wissen, die Sache so zu leiten, daß nicht unter den Söhnen so nahe befreundeter Häuser schon in zarter Jugend eine gegenseitige Mißstimmung Wurzel fasse, „böses Blut" entstehe.

Hätte sich von Maria nichts erhalten als die Antwort an ihre Schwester, so würde diese allein hinreichen, einen hohen Begriff von der klaren Beurtheilungsgabe und dem männlichen Charakter dieser ausgezeichneten Fürstin bei jedem Leser zu begründen. Sie schrieb der Herzogin Maximiliana:

---

*) Kammerdiener des jungen Erzherzogs.

Meine herzliebste Schwester!

Dein Schreiben, so du mir auf Befehl meines Herrn Bruders zukommen ließest, habe ich von dem Curier wohl empfangen und daraus den Streit, der sich zwischen meinem Ferdinand und des Herrn Bruders Maximilian erhoben haben soll, nicht gerne vernommen: und das um so viel mehr, weil ich finde, daß mein Herr Bruder es etwas ernstlich nimmt, und die Sache etwas anders, als sie vielleicht an sich selbst ist, verstehen möchte. Von dem Hofmeister meines Ferdinand, dem Schrattenbach, ist mir deßwegen noch nichts zugekommen. Daraus ist abzunehmen, daß in diesem Handel nichts Vorsätzliches vorgefallen, alles von ungefähr und nicht in der Meinung geschehen seye, daß damit Jemandem an seinem Rechte etwas benommen oder entzogen werden sollte. Ich hoffe daher, man werde meinem Ferdinand, sowie auch seinen Hofmeister, der sonst ein treuer, gutgesinnter, sorgfältiger Mann ist und sich diesen Handel ohne Zweifel nicht wenig angelegen seyn läßt, nicht dahin verdenken, daß sie es so vermeint hätten, wie es etwa Andere, die vielleicht weiter nicht überlegen, ausdeuten möchten. Darum will ich hoffen, mein Herr Bruder werde Beide hierin für entschuldigt halten, sie diesfalls nicht entgelten lassen, und deswegen sich selbst auch keine Sorge machen. Denn ich habe meinen Ferdinand nicht deßwegen hinauf geschickt, daß er zwischen uns Mißverständniß oder Unverträglichkeit verursache, sondern vielmehr darum, daß er studiere, meinem Herrn Bruder wie ein Sohn seinem Vater gehorsame, somit zu allen christlichen, fürstlichen und löblichen Tugenden auferzogen und unterwiesen werde. Mein Gemahl und ich waren nämlich der Meinung, daß wir aus dem besonders hohen Vertrauen, so wir zu seiner Liebden tragen, demselben unsern Ferdinand als einen Sohn anvertraut und nicht deßwegen zugeschickt haben, daß er, noch als Kind, des löblichen Hauses Oesterreich Freiheiten vertheidige, oder aber mit seinem Oben- oder Untengehen demselben oder jemand anderem an dessen habenden Rechten (wie er dieses dann auch nicht thun kann), etwas geben oder vergeben, sondern allein dem Studieren obliegen, und also, wie obvermeldet, auferzogen werden solle. Dabei lassen wir es auch verbleiben. Und wie wir unsern Ferdinand seiner Liebden als einen Sohn auch sonst ganz und gar in dessen Zucht und Gehorsam anvertraut und befohlen haben, also wird es seine Liebden mit ihm, nach dero Gefallen, als ein Vater in allem, was seine Wohlfahrt betrifft, zu verordnen wissen; wie denn auch meines Ferdinands

Hofmeister, der Schrattenbach, dessen allen zu seiner Nachachtung hieneben ist erinnert worden. Und was nun seine Liebden hierin machen und verordnen werden, das solle einem und dem andern Theil aufs künftige an seinen Rechten unpräjudicirlich und ohne allen Nachtheil seyn. Welches ich dich, mein Schatz, hiemit erinnern und daneben bitten wollte, die Sachen dahin zu richten, damit mein Herr Bruder diesfalls weder gegen meinen Ferdinand, noch gegen seinen Hofmeister, einen Unwillen fassen wolle. Du wirst nun in der Sache allenthalben das Gehörige zu thun wissen."

Mit dieser höchst würdigen und den Verhältnissen angemessenen Erklärung hätte die Sache ihr Ende erreichen können und sollen. Es geschah nicht; Erzherzog Ferdinand in Tyrol nahm sie weit ernster. Man hätte, schrieb er der Schwägerin, die Frage wegen des Vortrittes vor Ferdinands Abreise erörtern sollen; er wolle nicht hoffen, daß sie zu etwas, was zu des Hauses Herabsetzung dienen müßte, Hand bieten werde. Es wäre besser, sie schickte den Sohn nach Freiburg (im Breisgau), dieses stehe unter österreichischer Hoheit, an gelehrten Leuten fehle es dort so wenig als zu Ingolstadt. — Aber Maria war nicht eine Frau, die in einem reiflich überdachten und bereits zur Ausführung gekommenen Entschluß durch Zufälligkeiten oder unerhebliche Ursachen so leicht sich hätte wankend machen lassen. Niemals, erwiederte sie dem Schwager, sey' ihr zu Sinn gekommen, daß aus Ferdinands Versetzung nach Ingolstadt Weitläufigkeiten oder Zänkereyen entstehen sollten. Sie sehe nicht ein, wie dem Haus Oesterreich etwas vergeben, dem Haus Bayern zu viel eingeräumt werde, sie deßhalb ein Vorwurf treffen könnte. Freiburg, bemerkte sie dem Schwager, seye nicht so sicher, wie Ingolstadt; es liege zu nahe an der Gränze, seye öfterm Durchzug von Kriegsvölkern ausgesetzt. Weßwegen Ferdinand nach Ingolstadt seye geschickt worden, wäre ihm ja bekannt. Ihre Meinung seye kurz diese: Ferdinand solle zu Ingolstadt bleiben, seiner Studien warten, zu keiner offenen Irrung Veranlassung geben, bloß an solchen Orten sich einfinden, wo dergleichen nicht zu befürchten wären.

Allein auch damit war Ferdinands Bleiben zu Ingolstadt nichts weniger als gesichert. Es bedurfte aller Willensfestigkeit der Mutter, um ihn an der Anstalt zu erhalten, welche sie zu seiner geistigen Ausbildung für die geeigneteste hielt. Bald nach des Vaters Tode warfen die Abgeordneten der Vormünder, in Berücksichtigung des Aufwandes, die Frage auf: ob der junge Erzherzog nicht

von Ingolstadt abzurufen wäre? Das Anerbieten des Erzherzogs von Tyrol, ihn an seinen Hof zu nehmen, leuchtete den Geheimen Räthen ein. Maria aber ließ dem Landpfleger, Erzherzog Ernst, vorstellen: „Die Räthe könnten es so gut wissen, als sie selbst es wisse, weßwegen ihr Gemahl den Sohn nach Ingolstadt geschickt habe und daß es sein Vorhaben gewesen seye, ihn vier oder fünf Jahre dort zu lassen. Zuverlässig würde dieses in dem Testament ausgesprochen seyn, wäre dasselbe nicht weit früher abgefaßt worden. Zu Ingolstadt weile ihr Sohn an keinem so gar fremden Ort oder ferne von seinen Ländern, nicht jenseits Meeres, wie einst Kaiser Maximilians Söhne in Spanien; es müßte ihr zu wahrer Betrübniß gereichen, wenn es bei dem, was der Vater zu des eigenen Fleisches und Blutes Bestem angeordnet, sein Verbleiben nicht haben sollte". Daher berichtete Erzherzog Ernst dem Kaiser: „er könne wohl merken, daß der Wittwe nichts so unliebsam seyn dürfte, als die Zurückforderung ihres Sohnes; eben so wenig würde sie in dessen Aufenthalt an dem Hofe zu Innsbruck einwilligen. Zuletzt stimmte selbst der Erzherzog von Tyrol dazu, daß der Vetter noch ein paar Jahre zu Ingolstadt verweile, obwohl er fürchte, es werde ihm dort zu viel Freiheit gelassen.

Zwei Jahre später wurde derselbe Versuch von anderer Seite her erneuert. Er begann damit, daß in des Erzherzogs künftigen Gebieten die Rede in Umlauf gesetzt wurde: der Erbfürst werde unmännlich, nicht als ein Fürst erzogen, dessen Land täglicher Kriegsgefahr durch die Türken ausgesetzt seye. Ob er etwa den Feind mit Büchern schlagen solle? Dieses Gerücht wurde am eifrigsten da verbreitet, wo es der Erzherzogin zu Ohren kommen mußte. In gewissenhafter Obsorge verlangte sie von dem Hofmeister Bericht, wie es hiemit sich verhalte. Dieser lautete: „sein Herr werde nichts weniger als zaghaft auferzogen; er gehe meist im Harnisch herum, übe sich in ritterlichen Spielen und in Allem, womit er einst seinem Land zum Schutz und Schirm dienen können; er selbst sehe zu allererst ein, daß man den Feind nicht mit Büchern schlage.

Nachdem das Gerede durch des Hofmeisters Zeugniß gebürend niedergeschlagen worden, rückten die Widersacher der Kirche, die dasselbe als Vorläufer hatten ausgehen lassen, dem beabsichtigten Endziel näher. „Ihr Erbherr, sagten sie, stehe in der Gewalt der Jesuiten, unter entschiedenem Einfluß derselben. Das lasse zukünftige Verwickelungen voraussehen." Wieder faßte der Erzherzog von Tyrol dieses auf, um der Schwägerin zu bemerken: „junge

Herren des Hauses Oesterreich sollten nicht auf den Bänken öffentlicher Lehrsäle sitzen. Sein Vetter stehe in denjenigen Jahren, in welchen er fürstlicher Uebungen sich befleißen, anbei darauf sollte Bedacht genommen werden, daß er Land und Leute regieren lerne".

Um sich von des Sohnes Betragen, Fortschritten und Neigungen durch eigene Anschauung zu überzeugen, reiste die Mutter zu Anfang des Jahres 1593 nach München, wohin sie Ferdinand zu einer Unterredung berief. Kaum nach Grätz zurückgekehrt, ließ sie an den Kaiser, dem in solchen Angelegenheiten als oberstem Vormund das letzte Wort zukam, folgendes Schreiben abgehen:

„Gnädigster, geliebter Herr Vetter!

E. Kais. Mt. und L. habe ich gehorsamst zu berichten nicht unterlassen wollen, daß ich meine Reise in Bayern, Gott Lob, wohl verrichtet, und glücklich wiederum heim gekommen bin. Bei solcher Gelegenheit habe ich mich auch mit allem Fleiß erkundigt, wie es mit meinem Sohn Erzherzog Ferdinand und seinem Studieren beschaffen seye; ob derselbe um seines mehrern und bessern Nutzens willen jetzt von Ingolstadt hinweggenommen, anderer Orten transferiert, oder noch länger allda gelassen werden solle, ihn auch deßhalb samt seinen Leuten selbst nach München zu mir erfordert und während drei Wochen alle Sachen aufs Beste wahrgenommen. Auch habe ich mit meinem Herrn Bruder, Herzog Wilhelm in Bayern, der es, soviel ich merke, nicht anders als gut und recht mit meinem Sohn meint, von dieser Sache der Nothdurft nach mehrmals conversirt, wie auch hernach, als ich von München auf Innsbruck verreiste, nicht weniger mit meinem Herrn Bruder, dem ältern Erzherzog Ferdinand, zum Genügen über diese Sache umständlich geredet. Ich zweifle nicht, gemeldetes Erzherzogen Liebden, sowie auch mein Herr Bruder, werden E. Mt. und L. deßhalb Ihre Meinung weiter entdecken und berichten. In Summa habe ich soviel befunden, daß wohlgedachter mein Sohn Ferdinand diese drei Jahre, so er zu Ingolstadt gewesen und dem Studieren obgelegen, die Principia et fundamenta studiorum solcher Gestalt begriffen und gelernt, darneben auch in moribus und andern Tugenden also proficiert, daß, wenn er jetzt alsbald und vor Vollendung der gebürlichen und hiezu bedürftigen Zeit, in welcher er auf das gelegte Fundament gleich im besten Bauen fortfahren sollte, von Ingolstadt und von dem studio amovirt würde, solches ihm fast schädlich, ja alle vorhergehende Mühe und Arbeit gleichsam

umsonst angelegt und vergeblich seyn würde. Wie dann die vorgewendeten Ursachen vorhabender Amotion und Hinwegnehmung von Ingolstadt, als: exercitum armorum und Besuchung der Räthe, meines gehorsamen Erachtens an ihnen selbst nicht also beschaffen sind, daß eines und das andere gleich jetzt alsbald mit greiflicher nachtheiliger und unwiederbringlicher Interrumpierung seiner so wohl angefangenen Studien, daran dieser Zeit meines Erachtens mehr gelegen, vorzunehmen, und solches nicht füglicher über zwei oder doch wenigstens ein Jährchen hernach, wann mein Sohn zu mehrerer Stärke und Kräften des Leibs, auch besserem Verstand gekommen, anzustellen sein solle; zumal weil er auch oben zu Ingolstadt nach Gelegenheit sowohl mit Fechten als Reiten sich, soviel in seinem Vermögen ist, lernen und darin üben thut. Zudem daß auch solche allzu frühe Hinwegnehmung durchaus wider meines geliebten Herrn Gemahls, löblichster Gedächtniß, letzten Willen und Meinung, als der sich in Lebzeit gegen mir und etlichen dero hinterlassenen Geheimen Räthen, wie im Fall der Noth darthulich, zu mehrmalen ausdrücklich dahin vernehmen lassen, daß wohlgedachter sein und mein Sohn Erzherzog Ferdinand vor fünf oder doch wenigstens vor vier Jahren von Ingolstadt keineswegs hinwegzunehmen seyn würde. Und weil dann mein geliebtester Herr und Gemahl, seligster Gedächtniß, jederzeit einer solchen Meinung gewesen, und zwar als ein getreuer Vater am besten gewußt, was seinem eigenen Fleisch und Blut diesfalls nützlich seyn solle, so befinde ich auch, da mein Sohn eine besondere Liebe, Lust und Neigung zum Studieren dies Orts hat, dazu mit geringen Unkosten, die sich des Jahres bisher aufs höchste über 18,000 fl. nicht belaufen, unterhalten wird, zudem er auch an seinen Jahren noch so jung ist, daß er ad formalia exercitia armorum etwas zu schwach, auch dasjenige, was in wichtigen Räthen gehandelt würde, für jetzt noch nicht begreifen kann und also derzeit in obvermeldten zweien Sachen nicht Sonderliches lernen, in seinem Studieren aber, da er vor der Zeit davon genommen werden sollte, gehindert würde; weil er bisher allein in humanioribus literis, das ist, wie man recht Latein reden und schreiben soll, zugebracht, sich aber auf einige Facultät, zumal aber die Iurisprudentiam oder Juristerei, die einem jeden regierenden Herrn in allweg und hoch vonnöthen ist, noch gar nicht begeben. Also, wenn er nur ein Jährchen in Institutionibus Imperialibus discendo noch zubringen sollte, so würde ihm solches ein merkliches Licht und Anleitung, sich künftig in vorfallenden

Justizsachen auch für seine Person desto leichter und sicherer zu resolviren, trefflichen Nutzen schaffen. In Bedenkung daß auch mit solcher Veränderung und Abforderung eine gute Zeit mit Reisen und Versäumniß vergeblich ablaufen würde, so kann ich demnach aus obenerzählten Ursachen, und dann nach langem und vielem Nachdenken, als eine getreue Mutter, und die ich mir meines Sohnes und aller meiner Kinder Wohlfahrt soviel als kein Mensch in der Welt zum höchsten und besten angelegen seyn lasse, Anderes und Rathsameres je nicht befinden, dann daß wohlgedachter mein Sohn Ferdinand noch derzeit an keinem Ort besser seye als zu Ingolstadt, allda Er auch weniger Gelegenheit hat, seine Gedanken anderswohin, denn eben auf das Studium zu wenden; neben welchem Er auch allgemach, soviel sich seinem Alter nach gebühren und er vermögen wird, wie gemeldet, im Reiten und andern ritterlichen Uebungen unterwiesen werden kann und soll; von dannen Er nach andern Orten keineswegs zu amoviren, sondern zu Continuirung seiner noch übrigen und hochnothwendigen Studien aufs wenigste noch ein Jährchen, wo nicht zwei, daselbst zu lassen seye, der trefflichen gehorsamsten Zuversicht, E. Kais. Mt. und L. werden die Sachen mit allen Umständen väterlich und gnädigst erwägen, und Ihr dieses mein treuherziges wohlmeinendes Gutachten auch gnädigst gefallen lassen. Da aber je mein geliebter Sohn etwa hernach über ein Jährchen oder zwei nach absolvirten Studien und vor erreichter Vogtbarkeit von Ingolstadt abgefordert werden solle, so ist alsdann davon zu reden, wohin und an welches Ort derselbe auf solchen Fall zu Uebung mehrerer Ritterspiele und Besuchung der Räthe am füg- und bequemlichsten zu transferiren seyn solle. Nun ist wohl zu erachten, daß etwa hiezu E. Kais. Mt. und L. kaiserlicher Hof zu Prag, oder aber der erzherzogliche zu Wien vorgeschlagen werden möchten, in Bedacht, daß mein Sohn an einem oder dem andern Ort sich in armis zu exerciren und die Räthe zu besuchen gute Gelegenheit haben würde. Wenn aber die Sachen recht erwogen und meines Sohnes Nutzen und Frommen aufs beste und treulichste betrachtet soll werden, so ist leichtlich und nothwendig zu schließen, daß hiezu, sowohl zu Uebung der Ritterspiele als Besuchung der Räthe, kein rathsameres und bequemeres Ort denn eben zu Grätz zu erwählen seyn möchte. Dieses nachfolgender Ursachen willen. Daß solches Ort nicht allein in seinem, meines Sohnes, als Erbherrn, vortrefflichem Land Steyer gelegen und die Hauptstadt auch Locus residentiae ist, allwo gedachter mein Sohn bis zu an-

gehender Vogtbarkeit residiren und Hof halten würde, sondern auch also beschaffen ist, daß er allda sich nicht minder als anderer Orten mit seinen angehörigen Landleuten, Jungen vom Adel und Ritterschaft, Ihnen gleichfalls zum besten, in armis und Ritterspielen zu üben, daneben auch nicht allein seine angefangenen studia wegen Nähe und Gelegenheit des fürstlichen Collegii und Universität zu continuiren, sondern auch wochentlich zwei oder dreimal in die Räthe zu gehen und allda zuzuhören, wie man in Regiments-, Kammer- und Kriegssachen handelt und rathschlagt, also auch die Landesgebräuche und das Regieren, wie etwa dasselbe zu angehender Vogtbarkeit aufs beste anzustellen, fein allgemach und gleichsam schlafend zu erlernen, gar gute und gewünschte Gelegenheit haben würde; neben dem, daß auch hiedurch seine Landleute eine Liebe zu ihm gewinnen, ihm alle Feiertage, und wo es sonst die Gelegenheit geben würde, aufwarten und nach dem Wunsche ihrer Herzen zustehen, er auch hingegen sein Auge auf sie werfen, sie kennen lernen, den und diesen für einen nützlichen und treuen Diener annehmen und ihn liebgewinnen, sich dann, wenn er zu seinen Jahren kommt, seines Dienstes, Fleißes und Verstandes um soviel gewisser gebrauchen könnte. Wie denn auch diesfalls ganz unvonnöthen seyn würde, ihm seinen Hofstaat (wie etwa anderer Orten, als zu Prag oder Wien Ehren halber geschehen müßte) um doppelt und vielleicht noch ein Mehreres zu steigern, sondern allda auch mehrere Gelegenheit seyn würde, ihm noch etwas zu ersparen, ja dem Land auch hiedurch nicht ein schlechter Nutzen in dem erfolgen würde, daß soviel tausend Gulden, so jährlich zu Unterhaltung seines Hofstaats außer Landes anderer Orten hingeführt und verzehrt, allda im Land verbleiblich seyn würden, was sonsten im widrigen Fall bei den Landleuten allerlei Beschwerungen verursachen möchte. Wie denn auch nicht weniger zu besorgen, wenn mein Sohn nicht allher gen Grätz, sondern anderer Orten außer Landes vor angehender Vogtbarkeit verschickt werden sollte, daß solches seine Landleute gar ungern sehen, also auch vielleicht seiner jetzigen getreuen, fleißigen Officier und Diener, als Hofmeisters, Präceptors und Anderer Gelegenheit nicht seyn möchte, solchergestalt länger in Ihren Diensten zu verharren, sondern von und aus denselben gänzlich zu trachten. Zu was Verwirrung auch Nachtheil und Schaden nun solche Veränderung der alten erfahrenen, dann Aufnehmung der neuen unerfahrenen Officiere und Diener ihm meinem Sohne gedeihen würde, das haben E. Kais. Mt. und L.

derselben hocherleuchtem Verstand nach selbst gnädigst mit mehrerm zu erwägen. Und weil dann neben anderm auch diese Gelegenheit nicht für das Geringste zu halten, daß ich als Mutter zu jeder Zeit an der Hand seyn würde, daß mich mein Sohn (wie denn bisher durch ihn als einen gehorsamen Sohn ganz rühmlich geschehen) recht respectiren und fürchten müßte, und also meines fleißigen auch getreuen Auf- und Nachsehens halber in einem und dem andern was Unziemliches vorzunehmen um soviel desto weniger einige Ursache und Gelegenheit nicht würde haben können, das etwa sonst anderer Orten nicht so füglich geschehen und verhütet werden könnte. Dem allem nach, so kann und weiß ich nochmalen keiner andern Meinung zu seyn, als daß wohlgedachter mein Sohn Ferdinand nicht allein noch derzeit, wo nicht zwei, doch mit wenigstem noch ein Jährchen oben zu Ingolstadt gelassen, sondern auch, obgleich er über kurz oder lang vor angehender Vogtbarkeit von dannen zu amoviren seyn wird, daß er doch nirgends anderswohin, denn allein hieher nach Grätz in seine fürstliche Residenz zu transferiren seye 2c. Und wie ich nun gehorsamst bitte, daß E. Kais. Mt. und L. die hievor erzählten nothwendigen Ursachen und Bedenken ganz väterlich erwägen und Ihro mein treuherziges Gutachten auch gnädigst gefallen lassen wollen, also will E. Kais. Mt. und L. in derselbe kaiserliche Gnade und väterlichen Schutz ich mich hiemit sammt meinen Kindern ganz gehorsamst befohlen haben.

Datum Grätz, den 11. März Anno 1593."

An mütterlichen Ermahnungen zu gewissenhafter Benützung der Zeit ließ es Maria niemals fehlen. Daß dieselben nicht fruchtlos geblieben seyen, bewährte Ferdinand schon am ersten Weihnachtsfeste, welches er in Ingolstadt feierte, indem er zu Verherrlichung desselben ein langes lateinisches Gedicht über die Geburt Christi aus dem Gedächtniß öffentlich hersagen, dann nach Vollendung des ersten Jahres bei Vertheilung der Preise eines solchen theilhaftig werden, hierauf in die Classe der Rhetorik übergehen konnte, auch bei dem öffentlichen Unterricht in der Dialektik als Theilnehmer sich einfand. Bei weitern Fortschritten konnte ein Kalender (damals als höchste Aufgabe praktischer Anwendung der Mathematik betrachtet), den er auf das Jahr 1594 für die Mutter fertigte, ihr für all das Befriedigende, was sie über ihn vernahm, als Beleg dienen. Des Sohnes Lebensweise, seine Zeitverwendung, sein ganzes Thun entsprach in jeglicher Weise ihren Wünschen. Unter umsichtiger Leitung verfolgte er gewissenhaft den Zweck seines Aufenthal-

tes zu Ingolstadt. Sein Oheim konnte ihn, noch bevor er ein Jahr dort vollendet hatte, dafür rühmen, wie es an Beweisen, „daß er fleißig bei seinen Sachen seye" nicht fehle. „Achte auf das, fügte in treuer Obsorge Herzog Wilhelm bei, was ich dir jüngst vorgehalten habe; liebe deinen Präceptor und deinen Hofmeister und folge ihnen treulich. Laß dich nicht zu viel mit deinen Kämmerern und Kammerdienern ein."

Die sorgliche Mutter wandte zu keiner Zeit das Auge von dem geliebten Sohne, indem sie mit dem Hofmeister und dem Lehrer in stetem Verkehr blieb, ihm selbst es auftrug, beide an öftere Berichterstattung zu gemahnen. Sie durfte den Zuschriften derselben nicht mit Bangigkeit entgegensehen; denn beide konnten ihr davon schreiben, wie Ferdinand an verschiedenen Festtagen öffentliche Vorträge gehalten, wie er in seinem vierzehnten Jahr schon, als der Innsbrucker Matthias Burglehner zu Erlangung der Doctorwürde seine Sätze vertheidigt, mit allgemeinem Beifall der Zuhörer unter die Angreifenden sich gemischt und geraume Zeit ihm Stand gehalten habe. Wie aber die Mutter keine Gelegenheit zu freundlichen Ermahnungen an den Sohn vorübergehen ließ, zeigt folgendes Briefchen Mariens, welches wir mit Recht den vollen Ausdruck ihrer anmuthigen und gemüthlichen Sinnesart nennen mögen.

„Lieber Ferdinand!

Ich schicke dir hiemit ein Schreiben von dem König von Spanien *). Du wollest es fleißig lesen und wohl im Herzen behalten, denn es gar ein väterliches Schreiben ist. Laß es abschreiben und schicke den ächten Brief mir wieder zurück, damit ich ihn behalten kann. Sonst weiß ich nichts, als daß ich und deine Geschwister wohl auf sind. Jetzt ist Erzherzog Ernst hier bei dem Landtag. Ich kann noch nicht wissen, wie er abgehen wird, denn er fängt erst an. Bete fleißig, damit er zu einem guten Ende komme, Gott und der Religion zu Lob und Ehre. Grüße mir den Bischof **) Offenheim ***) und den Jörg †). Halte dich wohl, studiere fleißig, sey gottesfürchtig; was du hörest und siehest, daß es Andern nicht wohl anstehe und nicht gut seye, dessen maße dich nicht an, hüte

*) Philipp II.

**) Ferdinands Präceptor, der eben zum Bischof von Triest ernannte Jakob Wagenring.

***) Eustachius von Offenheim, Ferdinands Kammerherr.

†) Der Kammerdiener.

dich davor. Hältst du dich wohl, so sollst du allezeit eine treue Mutter an mir haben.

Datum Grätz, den 22. Februar Anno 1592.

Deine treue Mutter, weil ich lebe,

Maria.

Ich schicke dir hiemit zwei Brieflein*); behalte dieselben von meinetwegen in deinem Betbüchlein, was du alle Tage brauchst; sie schmecken schön**)."

In einem spätern Schreiben, mit dessen persönlicher Ueberreichung er den kaiserlichen Kammerherrn Maximilian Freiherrn von Dietrichstein beauftragte, ermahnte Philipp den Vetter in des Vaters Fußtapfen zu treten, besonders aber der Mutter allen söhnlichen Gehorsam zu erweisen, damit sie an ihm ihren Trost finde. Diese ließ hierauf die Mahnung folgen, das Schreiben öfter zu lesen, dasselbe wohl zu beherzigen.

Die unablässige Sorge der Mutter um den theuren Sohn erhellet auch daraus, daß sie keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um durch Männer, deren richtigem Blick und Urtheil sie Vertrauen schenken durfte, Nachricht über denselben sich zu verschaffen.

Schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes zu Ingolstadt konnte der Bruder sie mit der Nachricht erfreuen: er seye dort des Neffen Gast gewesen. Nicht allein habe derselbe ihn wohl gehalten, sondern sich selbst als sehr anständig bewährt. Er hätte nur gewünscht, sie möchte zugegen gewesen seyn. Ferdinand zeige ein recht feines Wesen und er finde nichts an ihm auszusetzen. Wie sehr mochte daher Maria sich gehoben fühlen durch das einstimmige Zeugniß: ihrem Ferdinand fehlten die höhern Eigenschaften des Verstandes so wenig als diejenigen des Herzens. Der Geheimschreiber der Erzherzogin, Pater Casal, mußte auf dem Wege nach Mergentheim eigens zu Ingolstadt einsprechen, um über den Sohn Bericht geben zu können. „Er habe, schrieb er der Erzherzogin, um ein richtiges Urtheil zu fällen, bei der Unterredung Manches auf die Bahn gebracht. Nun könne er mit Gott bezeugen, daß er bei dem jungen Herrn Gottesfurcht, große Bescheidenheit, eine wahrhaft fürstliche Gesinnung gefunden habe, also, daß er an demselben nichts auszusetzen wüßte." Auch der nachmalige Cardinal Klesel, gewiß der parteiloseste Zeuge, schrieb einem Dritten: „Ich habe den jungen Erzherzog

*) Bildchen, sie scheinen parfümirt gewesen zu seyn.

**) Von außen steht auf dem Briefchen mit Ferdinands eigener Schrift: „Von der Frau Mutter".

dermaßen verständig, aufmerksam, resolvirt und gegen den Kaiser von solcher Reverenz durchdrungen gefunden, daß ich mich hierob billig verwundert und erfreut habe. Ich bin überzeugt, daß er jetzt schon allen Verstand zu Uebernahme der Regierung besitzt und der Vormundschaft entledigt werden könnte."

Neben der geistigen Ausbildung und sorgfältigen Bewahrung sittlicher Würde faßte die Mutter nicht minder sein äußerliches Erscheinen ins Auge. Die Befürchtung, sein Körper möchte eine schiefe Richtung gewinnen, zeigt uns Mariens Sorgfalt auch in dieser Beziehung. Sie selbst verordnete, was dagegen anzuwenden seye, und setzte deshalb des Sohnes Leiter und Diener wiederholt in Bewegung, um zu jeglichem Mittel, von welchem Wirksamkeit sich erwarten ließ, zu greifen. Nicht einmal die Versicherung, ihre Besorgniß seye grundlos, im Kleid sehe man Ferdinand gar nichts an, und da er meist den Harnisch trage, seye das Verwachsen weniger zu besorgen, konnte sie beruhigen. Obwohl ihr nach zwei Jahren bezeugt wurde, man nehme von dem Befürchteten nichts wahr, gab sie doch den Auftrag: „Frau Maximiliana solle die Achsel besichtigen."

Selbst über das Unbedeutendste wollte die Erzherzogin in Kenntniß gesetzt seyn. Sie wartete nicht ab, ob es dem Hofmeister zu Sinne kommen dürfte, dieses oder jenes zu berühren, sondern sie fragte selbst darum an. Nichts entgieng ihrer Berücksichtigung, ihrer Begierde, es zu wissen. So verlangte sie Aufschluß darüber, wie der Sohn vor Osterzeit mit dem Fasten es halte? Schrattenbach konnte sie beruhigen, daß er sich darin ganz gewissenhaft erweise. Die Aerzte hätten zwar gemeint, es würde ihm besser seyn, wenn er in der Woche ein paarmal Fleisch äße. Da aber der Erzherzog wisse, daß die Mutter solches nicht gerne vernehmen würde, habe er den Rath niemals befolgen wollen. Er (Schrattenbach) habe nebst dem Bischof*) immer an des Erzherzogs Tafel Theil genommen, um zu sehen, wie er es aushalte. Bisher seye es sehr gut gegangen, und Ferdinand befinde sich auch bei Entbehrung des Fleisches ganz wohl. Ein andermal äußerte sie das jeder Mutter inwohnende Verlangen, eine Vorstellung von der Leibesgröße des Sohnes zu gewinnen. Der Hofmeister mußte ihr berichten, wie er sich hierin zu Erzherzog Ernst verhalte? Schrattenbach konnte sie mit dem Bericht erfreuen: Ferdinand übertreffe denselben bei zwei Fingern. Erz=

*) Der erwähnte Lehrer des Erzherzogs, Jakob Wagenring.

herzog Ernst selbst habe verlauten lassen: „Ferdinand mache ihn zu Schanden, daß er bereits länger seye.“ Doch nicht dem Wort sollte die Erzherzogin Glauben schenken, der Hofmeister ließ von seinem Zögling das Maß nehmen und sandte es der Mutter durch einen zurückkehrenden Diener.

Während der ganzen Zeit von Ferdinands Aufenthalt zu Ingolstadt bestand zwischen ihm und der Mutter ein freier, zutraulicher, aufrichtiger Verkehr. Derselbe beschränkte sich nicht auf Ermahnungen, die sie ihm gab, von seiner Seite auf Dankbezeigungen für erhaltene Geschenke, sondern jedes wichtige Ereigniß, zumal was zu seinem Lande in Beziehung stand, erfuhr er durch die zum Schreiben stets unverdrossene Mutter alsbald; wie jenen glänzenden Sieg, den am 22. Juli 1593 Ruprecht von Eggenberg und Andreas von Auersberg an der Culpa über die Türken erfochten*). Wie sich Maria diesen in der Beziehung zu dem Sohne dachte, erhellet aus folgender Stelle eines Briefes an ihren Bruder Wilhelm.

Grätz, 23. Juli 1593.

— — „Der Oberst hat mir des Pascha's Hemd, das gar schön gewesen seyn soll, da es ihm der türkische Kaiser geschickt hat, schicken wollen; es ist blutig gewesen und er hat es waschen lassen, da hat man es ihm in der Wäsche gestohlen: das ist mir gar leid. Man sagt, wie er das Hemd denselben Tag angelegt, habe er gesagt: was kann mir heute geschehen, oder wer kann mir etwas thun, weil ich meines Kaisers Hemd anhabe? Es hat ihm nichts geholfen, er hat samt dem Hemd ertrinken müssen.

„Daß mein Ferdinand bei dir ist, höre ich gar gerne; er kann nirgends besser seyn, denn bei dir. Daß er sich wünscht, er wäre auch bei diesem Treffen gewesen, wollte ich es ihm wohl gegönnt haben, weil es so gut abgelaufen ist. Auch ist es ein rechter Feiertag für junge Leute gewesen, sie werden meinen, es soll allemal so gehen. Das gebe Gott! Ich höre Wunder, wie die Türken auf sie geschossen haben, aber keinen trafen. Sie sagen selbst, daß sie die Kugeln auf der Rüstung haben herabfallen hören und haben keinen getroffen; insonderheit haben sie die Krainer angetroffen, sie sind gleich auf der linken Seite gewesen.“

Ebenso wurde es in der Folge dem Sohn zu wissen gethan, wem eines der wichtigern Aemter seiner künftigen Gebiete etwa

*) Hievon in der Geschichte Ferdinands Bd. III. S. 142 ff.

seye verliehen worden. Männer, die irgend ein Gesuch einreichen, um eine Anstellung sich bewerben wollten, giengen gerne ihn, als den Erbherrn, um Fürsprache an, wahrscheinlich deren Gewicht und Wirksamkeit bei der Mutter wohl kennend. Da er aber dergleichen Gesuche nicht leicht ablehnen konnte, noch weniger wollte, so machte er jene aufmerksam, in welchem Ton seine Fürsprachen müßten gehalten seyn, dafern er auf deren Berücksichtigung Werth lege. Einst wünschte Maria zu wissen, in welcher Sprache er mit dem spanischen Gesandten gesprochen, wie sich derselbe gegen ihn benommen habe. Er hinwiederum fragt sie um Erlaubniß, tausend Dukaten, die ihm zu einem fröhlichen Fasching geschenkt worden, in die Kirche der Jesuiten zum Bau eines neuen Altars verwenden zu dürfen. Auch den Verlauf und Erfolg einer mitgemachten Bärenjagd, da Jagden der Erzherzogin immer ein besonderes Vergnügen gewährten, beschrieb er ihr mit aller Umständlichkeit.

Werfen wir nur noch einen Blick darauf, wie der Erzherzog seine Zeit verwendet, wie er während der fünf Jahre seines Aufenthaltes zu Ingolstadt sich erwiesen, wie er die mütterlichen Ermahnungen sich zu nutz gemacht habe. — In all dieser Zeit entsprach seine Lebensweise in jeder Beziehung den Wünschen der Mutter. Fleiß, Frömmigkeit und (ohne welche diese zur trügerischen Larve wird) Sittlichkeit einigten sich für ihn zum schönen Ziel, von welchem er Auge und Lauf niemals wendete. Die Belehrung und Fortbildung sollte nicht auf die Unterrichtszeit beschränkt bleiben, Verkehr mit gelehrten Männern mußte auch das Speisezimmer zum Hörsaal umgestalten. Deßwegen bat er wöchentlich mehrmals die ausgezeichnetesten Professoren, die bewährtesten Männer aus der Gesellschaft Jesu zu sich zu Tisch. Da erschienen abwechselnd zu bildender Unterhaltung die vorzüglichsten Theologen, der nachmalige Procanzlar Peter Stewart, der Jesuite Richard Haller, später Beichtvater der Königin von Spanien, Ferdinands Schwester, dann die gelehrten Gregor von Valenzia und Jakob Gretser. Das Verlangen bald nach unterrichtendem Gespräch, bald nach Uebung in der Musik, für die er die Neigung von dem Vater ererbt hatte, führte ihn öfters in das Collegium der Gesellschaft. Dort nahm er beinahe regelmäßig Theil an den samstäglichen Besprechungen, sey es, um Gelerntes zu wiederholen, sey es, um im Erörtern von Fragen sich zu üben. Auch dann, wenn bloßes Verlangen nach Erholung durch Umgang ihn dahin führte, hätte er niemals, sobald das Zeichen zum Abbrechen gegeben war, das Gespräch weiter geführt, oder einen angehobenen

Gesang fortgesetzt; ihm zu Gunsten sollte die Hausordnung nicht gestört werden. Auch ist in den Jahrbüchern der Universität aufgezeichnet worden, der Erzherzog habe die akademischen Disputationen und andere Handlungen dieser Art jederzeit mit seiner Gegenwart beehrt.

Wie großen Werth Maria auf gewissenhafte Zeitbenützung legte, so war sie doch zu hellblickend, kraft eigener Anlage zu heiter und zu milde, um nicht anzuerkennen, daß dem thätigen Jüngling zwischenein Abspannung und Erholung unerläßlich, dem künftigen Fürsten es zuträglich seye, wenn er auch außerhalb seines Landes sich umsehe, etwa andere Höfe oder Städte des deutschen Reiches kennen lerne. Der Bruder mochte wohl wissen, daß es ihrer Gesinnung nicht zuwiderlaufe, wenn er den Neffen bisweilen nach München einlade. Ein anderes Mal, da er auf einer Badreise durch Ingolstadt kam, nahm er ihn nach dem benachbarten Eichstädt. Wieder wollte er den jungen Erzherzog nicht abhalten, einer Einladung seines Oheims nach Innsbruck auf etliche Tage zu folgen. Ebenso willigte die Mutter gerne ein, daß der Sohn während der heißen Jahreszeit einige Ausflüge mache, doch in nicht allzuweiter Entfernung von Ingolstadt. Constanz, wohin vielleicht eigene Neigung und der Wunsch, einen nahen Blutsverwandten, den Bischof Cardinal Andreas, Sohn des Erzherzogs Ferdinand in Tyrol von der Philippine Welser zu begrüßen, ihn am meisten zog, däuchte sie zu ferne; nach Einsiedeln, als in fremdem Gebiete gelegen, wagte sie ihn ohne des Kaisers Zustimmung nicht gehen zu lassen; bis aber diese einlaufen würde, könnte, nach ihrer Meinung und Erfahrung bezüglich Rudolphs Zögerungslust, die geeignete Zeit längst vorüberseyn.

Damit stand Mariens Aufmerksamkeit auf alles, was dem Sohn Freude machen konnte, in enger Verbindung. Sie versah ihn mit edlen Weinen Steyermarks, beschenkte ihn mit einem türkischen Säbel, überraschte ihn mit Pferden, vernahm es gerne, daß er dieselben, zumal die Reitpferde, weidlich tummle. Für Geschenke, die ihm von Andern gemacht wurden, dankte sie, als hätten sie ihrer eigenen Person gegolten. Bei einer Erkrankung im Mai 1594 ergriff sie tiefe Sehnsucht, den geliebten Sohn um sich zu haben. Die Bedenklichkeiten an dem kaiserlichen Hofe verzögerten die Erfüllung des Wunsches, die Herstellung der Erzherzogin beseitigten denselben.

Besonders wichtig schien es der Erzherzogin, daß der Sohn dem Oberhaupt des Reichs und Hauses während dessen Aufenthalt am Reichstage zu Regensburg (1594) seine Aufwartung mache.

„Aber, fürstlich, bemerkte sie seinem Hofmeister, müsse er auftreten, Tafel geben, sein Gefolge vermehren; des Geldes dürfe er bei dieser Veranlassung nicht schonen." Wegen seines Erscheinens vor der kaiserlichen Majestät durfte ihr nicht bange seyn. Ferdinand war zu dieser Zeit ein wohlgebildeter Jüngling von sechszehn Jahren, welcher fürstlichen Anstand mit Leichtigkeit zu behaupten wußte. Kurze Zeit vor seiner Abreise nach Regensburg schrieb sein Unterkämmerer der Erzherzogin: „sie könne versichert seyn, daß seines Herrn Person und Benehmen den Kaiser und die Reichsfürsten überraschen werde. Jüngst habe auf der Durchreise der Herzog von Würtemberg das Mittagsmahl bei demselben eingenommen, nachher gegen das eigene Gefolge sich geäußert: „er hätte nicht geglaubt, daß die von Oesterreich solche Herren wären". Um die gleiche Zeit sah der Erzherzog den Churfürsten von Mainz als Gast bei sich, der ebenfalls an der Weise, wie er gegen ihn sich benommen, besonderes Gefallen fand und ihn sehr lieb gewann.

Der Besuch durfte aber nicht gemacht werden ohne Anfrage bei dem Kaiser und dessen Zustimmung. Diese scheint schon zu Anfang des Jahres 1594 gegeben worden zu seyn. Die Erzherzogin hatte bei dem kaiserlichen Hofe an dem Oberstkammerherrn, dem Freiherrn von Rumpf, einen Rathgeber und Fürsprecher, in den sie bei allem Wichtigen das volleste Vertrauen setzte. In ihm sollte der Sohn den Lenker unter Verhältnissen finden, die ihm bisanhin noch völlig fremd geblieben waren. Folgende Zuschrift der Mutter führte jenen mit dem Eintreffen an dem kaiserlichen Hoflager bei dem Freiherrn ein.

„Lieber Rumpf!

Ich habe nicht unterlassen wollen, euch dieses kleine Brieflein zu schreiben und durch meinen Sohn überantworten zu lassen. Weil Ihre Mt. meinem Sohne gnädigst erlaubt haben, auf den Reichstag zu ziehen, so schicke ich ihn hiemit Ihrer Mt. unterthänigst als einen gehorsamen jungen Diener. Sollte er sich nicht verhalten, wie es billig ist, so bitte ich euch, ihr wollet ihn bei Ihrer Mt. entschuldigen. Er ist noch jung und nirgends gewesen. Ich habe ihm auch befohlen, daß er sich jederzeit bei euch erkundigen solle, wann und wie er Ihrer Mt. aufwarten sollte, damit er nicht unrecht thue. Ich bitte euch, ihr wollet ihm alle gute Unterweisung geben. Ich will gern hören, ob euch nicht auch bedünkt, wie mich, daß er ganz wie sein Herr Vater, hochseligster Gedächtniß,

ist. Ich wünsche euch von Gott viel Glück auf den Reichstag und Ihrer Mt. noch mehr, damit Sie viel Fruchtbares ausrichte, da es für Alle sehr nothwendig ist. Ich bitte euch, grüßet mir Euer Weib.

Datum Gräz, den 20. April 1594.

Maria m/p."

Die Tagesangabe des Briefes lehrt, zu welcher Zeit sie die Aufwartung ihres Sohnes bei dem Kaiser erwartete. Allein es verzog sich bis zu dem Ablauf des Reichstages, bis der Kaiser den Besuch des Vetters sich wollte gefallen lassen. Da die Erzherzogin ohnedem niemals zu Rudolph besonders sich hingezogen fühlte, fiel ihr dieser lange Verzug, der zuletzt den Schein der Ablehnung gewann, sehr empfindlich. Sie ließ ihrem Unmuth hierüber freien Lauf nach allen Seiten. Die Mißstimmung gegen den Kaiser wurde herber. Erst Ende Augusts kam von Regensburg die Eröffnung: der Vetter möge jetzt kommen. Am 5. September traf der junge Erzherzog in Regensburg ein, von dem Kaiser mit der ausgezeichnetesten Freundlichkeit empfangen, in dessen Wohnung beherbergt. Kein Tag während dreitägigen Aufenthaltes verging, ohne daß der Erzherzog nicht längere oder kürzere Zeit bei dem Reichsoberhaupt zugebracht hätte. Den vornehmsten Berührungspunct bot Beider Lieblingswissenschaft — die Mathematik. Auch über Jagdsachen wurde viel gesprochen; ein Hauptstoff der fürstlichen Unterhaltungen jener Zeit; wenigstens eben so würdig als Erörterungen über Schauspieler und Tänzerinnen. Der Geheime Rath Rudolph Corraduz konnte über diesen Besuch der Mutter schreiben: „Mögen E. F. D. mir bei meiner Ehre glauben, daß S. F. D. dermaßen des ganzen Hofes und der anwesenden Botschafter, ja J. K. M. selbst Herz und Gemüth eingenommen haben, daß ich es E. F. D. nicht genugsam zu beschreiben weiß. Einmal haben J. D. Ihrer Maj. eine solche Satisfaction gegeben, daß, wie mir Herr Rumpf gesagt hat, Dieselben alle kaiserliche Gnade, Huld und Freundschaft sich versprechen dürfen."

Er selbst schrieb der Mutter, daß ihn der Kaiser mit so großer Liebe und Gnade empfangen habe, daß er es nicht genugsam zu verdienen wisse. Die Hofleute, sonderlich die Herren Rumpf und Trautson*), hätten ihm so fleißig, emsig und gutwillig aufgewartet, daß es gar zu viel gewesen seye. Von allen Botschaftern habe

---

*) Der Freiherr Paul Sixt Trautson, einer der vornehmsten Geschäftsbetrauten des Kaisers.

er Besuche empfangen, der Kaiser ihn mit ein Paar Pferden beschenkt, dabei bemerkt: komme er nach Prag, so werde er ihn mit einem Paar versehen, daß er damit zufrieden seyn soll. Des Erzherzogs Hofmeister konnte der Mutter mittheilen: bei den öffentlichen Mahlzeiten ihres Sohnes seye der ganze große kaiserliche Hofstaat im Dienst gewesen und es seye alles besser zugegangen als sie hätte erwarten können. Die Stadt habe seinem Herrn schöne Fische, die Frau Rumpf bei acht Schüsseln Confectsachen verehrt. Jeden Morgen um acht Uhr seye der Kaiser mit dem Erzherzog zur Messe gegangen, hierauf Beide bei einer Viertelstunde beisammen gewesen, ebenso eine halbe Stunde nach der Vesper. Nach solchem Besuch kann des Hofmeisters Aeußerung: „daß wir mit sonderlichem Verlangen mehrere Geldverordnung von der löblichen Kammer herauf erwarten," nicht befremden.

Ferdinands akademische Jahre eilten ihrem Ende zu. Ueber zwei Fragen hoffte er von Regensburg den Bescheid des obersten Vormunds zurücknehmen zu können: ob ihm gestattet werden möchte, Italien, vor allem Rom zu besuchen, dann, wohin von Ingolstadt er sich zu begeben habe? Ueber keine sprach der Kaiser sich aus. Er fragte bloß den Erzherzog, wie lange schon er zu Ingolstadt sich aufhalte, seit wann er nicht mehr in Grätz gewesen seye, und wie es jetzt Zeit wäre, daß er eine Reise vornähme. Derjenigen nach Italien war er am wenigsten geneigt; er hielt die Kosten für allzu groß. Da jedenfalls bald nach der Heimkehr die Uebernahme der Regierung des Sohnes wartete, nahm die Mutter Bedacht, durch des Bruders Verwendung denselben mit einem tüchtigen Canzlar zu versehen; denn hell durchschaute sie, wie nothwendig ihm für den Anfang ein solcher Mann seye. Allein der Entscheid über Ferdinands Abberufung von Ingolstadt und seine nächste Bestimmung verzog sich am kaiserlichen Hof zu großem Verdruß der Erzherzogin ungebürlich lange. Ferdinand sehnte sich nach neuen Verhältnissen, die Mutter nach der Freude, den Sohn, dessen sie seit bald fünf Jahren entbehrt, wieder an ihrer Seite zu haben. Unter dieser Zögerung und bei der drohenden Gefahr durch den wieder begonnenen Türkenkrieg schrieb sie dem Freiherrn von Rumpf:

„Lieber Rumpf!

Ich habe Euer Schreiben vom 29. vergangenen Monats und vom 5. dieses wohl empfangen und daraus vernommen, was meines Sohnes Ferdinand Hinwegnehmung von Ingolstadt anbelangt:

daß nämlich Ihro Mt. sich noch nichts darüber resolvirt, auch meines Herrn Bruders Wilhelm Gutachten noch nicht eingekommen seyn soll, da ich doch von meinem Herrn Bruder ganz neulich ein Schreiben empfangen, daß sein L. Ihr Gutbedünken schon längst eingeschickt haben, und sich auch darüber verwundert, daß sich Ihre Mt. deswegen nicht bereits resolvirt habe, daneben vermeldet, dieser Aufzug sey meines Sohnes höchster Schaden. Daß Ihr in Eurem Schreiben vermeldet, ich sey mit meinem mütterlichen Gutachten etwas verdächtlich, so mag ich wohl mit Gott bezeugen, daß ich mit meinem Gutachten das wenigste Interesse nicht gesucht habe, sondern allein meines Sohnes Nutzen; und wenn mich Ihre Mt. weiter fragen wollten, so werde ich bei solchem meinem Gutachten bleiben und anders nicht reden können. Wie mir dann mein Sohn erst neulich geschrieben und mich gefragt, wann man ihn von Ingolstadt nehmen werde? Ich bitte Euch derhalben, Ihr wollet meines Sohnes Nutzen befördern helfen, und, wenn ich es begehren dürfte, daß Ihr, wenn sich Ihre Mt. resolviren wird, mich davon sogleich benachrichtiget.

„Was nun das anlangt, was Gott gnädiglich verhüten wolle, daß ich von Grätz weichen müßte*), was ich ohne besondere merkliche Ursachen nicht thun werde, denn ich ja an keinem Orte in der Welt lieber bin, als hier, so will ich halt sehen, wo ich mit meinen Kindern hin müßte. Ich fürchte wohl, sollte das Land Steyer verloren seyn, so würde ich in Kärnthen auch nicht lange sicher bleiben; wo ich darnach hin müßte, das müßte ich Gott und frommen Leuten befehlen; seine Allmacht wolle es lange gnädiglich verhüten.

„Daß Ihr mir schreibt, daß Ihre Mt. gnädigst bedacht seyen, einen eigenen Abgesandten in kurzem nach Polen zu schicken und Ihre Kön. M. zu beglückwünschen, daß sie glücklich im Reiche angekommen, daneben auch Botschaften auf die künftige Zusammenkunft erneknen, Alles in der Absicht, Ihre Kön. M. und die Stände von Polen zum Bruche und Diversion gegen den Türken zu bewegen, so ist mir dieser Tage ein vertrauliches Schreiben aus Polen von einem vornehmen Ort zugekommen, aber gewiß weder vom König noch von der Königin, sondern von einer vertrauten und treuherzigen Person, die es gegen dem Haus Oesterreich gar aufrichtig meint, deren diese Artikel begriffen, wovon ich euch hiemit eine Abschrift schicke, und bitte Euch, Ihr wollet solches nicht weiter kommen lassen, insonderheit, daß etwa nicht

*) Der von den Türken drohenden Gefahr wegen.

gesagt werde, als komme es von mir. Ich schicke es Euch nur zur Benachrichtigung, und daß Ihr es Ihrer Mt. auch gehorsamst zeigen möget, damit sich Ihre Mt., wenn sie die Gesandten hineinschicken, desto besser entschließen können. Mich bedünkt, es seyen nicht gemeine, sondern solche Sachen, die Ihrer Mt. in vielen Fällen könnten zu Nutzen kommen. Das weiß ich wohl, daß der König zu diesem Bruche sehr willig und geneigt ist, wenn nur die Stände ebenfalls wollten.

„Welch' ein verderblicher Verlust es ist, daß Raab verloren worden, das weiß leider die ganze Christenheit, und man ist allgemein der Meinung, wo ich noch davon reden hörte, wofern man Raab vor Lichtmeß nicht wieder bekomme, daß wenig Hoffnung mehr sey, dasselbe hernach zu erobern; und wenn man Raab nicht hat, so wisset Ihr wohl, wie Ungarn und Oesterreich stehen. Ich sehe und spüre in vielfacher Weise, daß uns Gott mit Blindheit schlägt; denn zu allen den Gelegenheiten, die man hat, thut man nichts, verzehrt Geld und Proviant und zieht wieder heim, wie man ausgezogen ist, das wohl zu erbarmen ist. Die Hauptursache davon ist, wie jedermann meint, daß kein rechtes Haupt da ist, das regiert. Werden Ihre Mt. sich nicht mit einem rechten Haupt versehen, so helf' uns Gott allen mit einander. Ich bitte Euch deswegen zum allerhöchsten, Ihr wollet helfen und rathen, daß doch das Wesen anders bestellt werde, damit die treuherzigen Leute, die auch gern helfen möchten, nicht auf ihre Köpfe geschlagen werden.

„Ich habe das Schächtelchen aus Spanien von Khevenhüller gar wohl empfangen; ich bedanke mich für Euere Bemühung. Da Ihr mir schreibet, daß ein schönes savoyanisches Trücklein, an mich lautend, zu Prag vorhanden sey, so bitte ich Euch, Ihr wollet mich wissen lassen, woher und von wem es dorthin gekommen seye? Weil es mir zugehört, so bitte ich Euch, Ihr wollet Euch darum annehmen und es mir ehestens zuschicken, doch so gut verwahrt, daß ihm kein Schaden geschehe. Lasset mich auch wissen, ob was darin ist? Wann Ihr mir es schicket, so schauet, daß es mit bester Sicherheit geschehe; das will ich gegen Euch mit allen Gnaden erkennen. Grüßet mir Euer Weib. Den Unkosten vom Trücklein will ich gar gern bezahlen, wenn es mir nur sicher zukommt. Ich bitte Euch auch um Verzeihnung, daß ich Euch mit eigner Hand nicht schreiben kann; mir thut der Kopf so wehe, daß ich es Euch nicht sagen kann.

Grätz, den 15. November Anno 1594.

Maria."

Trotz der Mahnungen an Rumpf dauerte es noch geraume Zeit bis von dem Kaiser eine Entschließung kam. Darüber gewann der Erzherzog hinreichende Frist, um zu Weihnacht 1594 in München seine Abschiedsbesuche zu machen. Die Erzherzogin erinnerte ihn, bei sämmtlichen Gliedern des herzoglichen Hauses den Dank für alle während seines Aufenthaltes zu Ingolstadt empfangenen Wohlthaten ja nicht zu vergessen.

Neujahr kam, und noch hatte der Kaiser über des Erzherzogs weitere Bestimmung nicht beschlossen. Noch war die Geduld der Mutter nicht erschöpft. Sie schrieb dem Sohn am 3. Januar 1595:

„Was dein Herabziehen anbelangt, so habe ich über alles vielfältige Anmahnen an den Kaiser immer noch keinen Bescheid, außer dessen, was mir der Casal von Prag schreibt. Doch erwarte ich alle Tage, daß man dir oder mir schreibe. Du mußt halt Geduld tragen, dieses auch bezüglich der Reise nach Rom. Es wird sich mit der Zeit wohl besser schicken. Die tausend Dukaten, die ich für die Patres bewilligt habe, hast du an einen guten Ort angelegt. Sobald ich weiß, wie der Kaiser sich resolvirt hat, werde ich dichs von Stund an wissen lassen. Ich wünsche dir von Gott dem Allmächtigen ein glückseliges neues Jahr und was dir nutz und gut ist zu Seel und zu Leib, auch daß du bald gesund und mit Freuden zu mir kommest."

Allein zehn Tage später, da immer noch von Prag kein Entscheid einlaufen wollte, lautete es anders. Die Erzherzogin konnte mit ihrem Unwillen nicht länger an sich halten, sie ließ demselben gegen den Freiherrn Rumpf freien Lauf mit folgender Zuschrift.

„Lieber Rumpf!

Ich habe Euer Schreiben vom 5. dieß wohl empfangen und daraus vernommen, daß Ihr fleißig sollicitirt von wegen meines Sohnes Herabkunft; und daß Ihr es doch nicht dahin bringen könnet. Das ist mir von Herzen leid; denn er verliert einmal die Zeit unnütz, und versäumt dazu den guten Weg, zehrt hart, denn sie haben sich nicht versehen, daß sie noch so lang droben bleiben sollten. Es geht gewiß viel auf, und, was das meiste ist, so wird er schier ungeduldig darüber werden. Er schreibt mir einen Brief über den andern und wäre halt gern weg. Ich bitte Euch zum höchsten, thut doch das Beste. Was will man viel daraus machen? Laße man ihn ganz in der Stille herabkommen; es ist ohne alle Noth, daß man viel Gepränge mache, man weiß wohl, wie ihm ist.

Ich habe noch nie an ihm gemerkt, daß ihm der Verzug so weh thut, als jetzt; sie stehen gleich als zur Flucht bereit, wie man sagt. Ich bitte euch, schreibet mir doch im Vertrauen, was die Ursache oder das Hinderniß seyn mag. Wenn man es mir vertraute, so wüßte ich ihm wohl zu thun. Es ist einmal sein Schaden. Ich bitte euch nochmals, schreibet mir doch, was die Ursache ist."

Erst am 8. Februar des Jahres 1595 konnte Maria dem Bruder die Anzeige machen: „jetzt seye Ferdinands Rückkehr von Ingolstadt bewilligt". Dabei erneuerte sie ihm und den Seinigen nochmals ihren Dank für alle Sorgfalt und Liebe, die sie demselben stets erwiesen. In den ersten Tagen des Märzen mochte die Mutter den treuen Sohn nach fünfjähriger Abwesenheit wieder an ihr Herz drücken.

Dem Freiherrn von Rumpf theilte sie mit, sie habe die kaiserliche Erklärung augenblicklich nach Ingolstadt abgehen lassen. Am 22. Februar hoffte sie, der Sohn werde schon auf der Reise sich befinden. „Der allmächtige Gott, fügte sie bei, gebe, daß es ihm und seinen Landen nützlich sey an Seele und Leib. Er freut sich sehr hieher zu kommen."

Achtes Capitel.

Maria und die unkatholischen Vasallen nach Erzherzog Carls Tod.

„Empfehlet," war eines der letzten Worte des sterbenden Erzherzogs, „empfehlet meine Gemahlin dem Erzherzog Ernst*)!" Derselbe war unter den sechs Söhnen Kaiser Maximilians einer der vorzüglichsten; klar, entschlossen, dem Glauben seiner Voreltern aufrichtig zugethan. Die Jahre, in denen er in das Jünglingsalter hinübertrat, hatte er in Spanien zugebracht, von wo er dem Vater über den Fortgang seiner Ausbildung in eben so schönem Latein als feinen Schriftzügen regelmäßig Bericht erstattete**). Lassen solche auf den Charakter schließen, so müssen Feinheit, Zierlichkeit und Ebenmaß in allem Thun denselben ausgezeichnet haben, wie dieses in jenen sich darstellt. Es wird von ihm gerühmt, daß er das nachmals aufgetragene Amt eines Landpflegers von Innerösterreich sowohl zum Besten des Mündels als der Landschaft preiswürdig verwaltet habe. Unbestritten ist, daß er dabei das Vertrauen der Erzherzogin, die Liebe ihrer Kinder in solchem Maße gewonnen hat, daß sie insgesammt über sein frühzeitiges Ableben aufrichtiges Leid bezeugten. Der Königin von Polen Bekenntniß: „sie habe in Erzherzog Ernst einen treuen Freund und Bruder verloren," mag als Stimme aller ihrer Geschwister gelten, welchen die

*) Bei Eröffnung des Landtags von Steyermark am 18. Febr. 1592 sagte Erzherzog Ernst, dieses bekräftigend: „sein in Gott ruhender Vetter habe kurz vor dem Ableben sein Vertrauen so stark in ihn gesetzt, daß er hoch begehrt, er wolle sich auch als ein Mitgerhab gebrauchen lassen." — In einem Gutachten der erzherzoglichen Räthe vom 8. Oct. 1590 an EH. Ernst heißt es ebenfalls: er seye von Carl mündlich zu einem Mitgerhaben ernannt worden.

**) Diese äußerst zierlich geschriebenen Briefe sind in dem k. k. HArchiv noch vorhanden. Auch seine deutsche Handschrift aus spätern Jahren zeichnet sich durch Regelmäßigkeit und eine gewisse Bemessenheit aus.

Mutter nicht minder beipflichtete. In Betreff seiner kirchlichen Ueberzeugung (damals noch in ihrer ungetrübten Klarheit als Erstes und Letztes fürstlicher Personen geltend) konnte Niemand im Ungewissen seyn, da er schon im Jahr 1578 als Statthalter von Oesterreich den Städten und Märkten befohlen hatte, die Prädicanten wegzuweisen und zur Kirche zurückzukehren, hinfort ohne landesherrliche Bewilligung und ohne Versicherung des katholischen Glaubens Keinen zum Bürger anzunehmen, oder als Schreiber zu bestellen. Auch mochten die Landleute in Steyermark bald sich überzeugen, daß er keiner Bethätigung seines Glaubens sich schäme, indem er am 21. April des Jahres 1591 die beiden Kinder des verstorbenen Oheims, Maximilian und Eleonora, in eigener Person öffentlich zur Firmung führte. Dabei war des Gemahls Vertrauen auch auf die Erzherzogin übergegangen, so daß sie kaum fünf Wochen nach dessen Tod dem Freihern von Rumpf bemerkte: „ehe sie der baldigen Ankunft des Erzherzogs sicher seye, könne sie weder essen noch ruhig schlafen."

Bittere Erfahrung hatte der Erzherzogin diesen Seufzer ausgepreßt. Der Kaiser war zur Bestellung einer obersten Leitung der Landessachen an die Zustimmung der Mitvormünder gewiesen. Damit nun in der Zwischenzeit die Geschäfte keine Noth litten, besonders der Gang der Gerechtigkeitspflege nicht unterbrochen werde, bestätigte er die Geheimen Räthe des verstorbenen Fürsten und stellte dessen Wittwe einsweilen als Regentin auf. Aber gerade dessen hatten die unkatholischen Landleute am wenigsten Gefallen, denn sie kannten sowohl der Erzherzogin Gesinnung, als ihre Festigkeit, wo es kirchliche Fragen galt, endlich ihre Zuneigung zu den ihnen verhaßten Jesuiten. Schon am 13. August (bloß sechs Tage vorher war Maria ihres jüngsten Sohnes entbunden worden) nahmen die Verordneten von Steyermark aus obschwebender Theurung und etwa vorkommendem Mangel an Brot Veranlassung, der Regierung und Kammer eine Klage gegen Vorkäufer und Bäcker einzugeben; die eigentliche Schuld aber, wie von Allem, so auch von der Theurung, hatten die Jesuiten zu tragen, welche nach dem Vorgeben der Landleute selbst diese als Mittel zu ihren herrschsüchtigen Bestrebungen zu benützen wüßten.

Inzwischen waren 32 unkatholische Landleute zu Grätz zusammengekommen und hatten sich, ohne irgend einen ihrer katholischen Standesgenossen einzuladen, oder einem derselben von ihrem Vorhaben etwas zu sagen, als Versammlung der steyrischen Landleute

aufgestellt. An demselben Tage, nach welchem sie die erwähnte Schrift eingegeben, beschlossen sie, zwei aus ihrer Mitte zu dem Kaiser zu senden, um im Namen Aller das Wort zu führen; womit sie sich herausnahmen, als Wächter der angeblich gefährdeten Landesfreiheiten aufzutreten. Die Abgeordneten sollten dem Reichsoberhaupt sowohl schriftlich als mündlich die traurige Lage der Gränzen, ihre bisherigen Anstrengungen zu deren Beschirmung, die Unmöglichkeit, dergleichen ferner über sich nehmen zu können, vorstellen, zuvörderst aber Klagen gegen die Jesuiten und die Erzherzogin erheben. Gegen jene das Herkömmliche, zum Theil noch bis zum heutigen Tag nicht Verbrauchte; gegen diese: sie habe Verordnungen erlassen, welche den Landesfreiheiten entgegen wären, ein unverkennbarer Beweis, daß sie durch Andere sich regieren lasse.

An eben dem Tage, an welchem jener Theil der Landleute seine Schrift nach Prag abgehen ließ, machte er der Erzherzogin die Anzeige: „er habe bei dem Kaiser um Einsetzung eines Landpflegers, welcher den Eid leiste und die Huldigung empfange, dann um Wiederbestellung der Landshauptmannschaft und um Verhütung von Verfügungen, welche den Landesfreiheiten zuwiderliefen, nachgesucht.“ Lag in der Wahl des Augenblickes, bei tiefer Trauer über den Verlust des Gemahls und eben erfolgter Niederkunft ein gänzlicher Mangel selbst des geringsten Zartgefühls, so offenbarte sich derjenige an Geradsinnigkeit darin, daß der Erzherzogin der wesentlichste Theil jener Schrift, dasjenige, was gegen die Jesuiten und sie selbst gerichtet war, durchaus verschwiegen wurde; mit noch größerm Recht verdiente sodann die Form, in welcher die Mittheilung an die Erzherzogin gieng, eine ernste Rüge. Der Inhalt aber der dem Kaiser eingereichten Beschwerde ermangelte aller Begründung. Eben so wenig wurden zu Unterstützung der Anklagen gegen die Jesuiten bestimmte Thatsachen beigebracht, was, hätten jene Wahrheit enthalten, kaum würde unterblieben seyn. Als man dann in Prag von den angeblichen Verfügungen der Erzherzogin gegen die Landesfreiheiten Kenntniß nehmen wollte und Abschriften der beschwerenden Erlasse verlangte, vermochten die Abgeordneten auch nicht einen einzigen vorzuweisen.

Trotz des Wochenbettes nahm sich Maria dennoch der Sache aufs regsamste an. Schon am dritten Tag, nachdem ihr jene Mittheilung gemacht worden, gieng in ihrem Namen den Landleuten nachstehende kurze Abfertigung zu, welche nach Inhalt und Wortlaut unverkennbar der Ausdruck der Gesinnungen der Erzherzogin ist.

„Von der Frl. Drl., unserer gnädigsten Frauen wegen, den Herren und Landleuten, so viel deren jetzt allhier versammelt sind, auf ihr heute höchstermeldeter Ihrer Frl. Drl. gehorsamst überreichtes schriftliches Anbringen gnädigst anzuzeigen: Wie Ihre Frl. Drl. nach dem leidigen Ableben Ihres vielgeliebten Herrn Ehegemahls, hochseliger Gedächtniß, sich in die Landesregierung und Administration der Justicien nicht für sich selbst eingedrungen, sondern alles auf der, von höchvermeldeter Ihrer Frl. Drl. christmilder Gedächtniß geordneten Herren Vormündere, als der Röm. kais. M., Erzherzog Ferdinands zu Oesterreich 2c. und Herzogs Wilhelm in Bayern, starkes Zumuthen, Ansinnen und Begehren, allein gemeinem Wesen zum Besten und bis auf fernere Bestell- und Anordnung eines neuen Regiments und Gubernation gleichsam wider Ihren Willen, über sich genommen, dessen Sie sonst, besonders in diesem Ihrem bekümmerlichen Zustand, viel lieber überhoben gewesen wäre. Also lassen Sie es noch der Zeit gnädigst dabei verbleiben, Sich gegen ihnen, Herren und Landleute, gnädigst versehend, daß sie es auch ihres Theils ferner nicht beanstanden werden. Denen sie dann benebens mit Gnaden fernerhin wohl geneigt und zugethan verbleiben.

Den 17. August 1590."

Gleichzeitig gieng ebenfalls unter ihrem Einfluß, und vermuthlich durch sie entworfen, ein Schreiben an den Kaiser ab, worin sie bemerken läßt: „einzig demjenigen, was keinen Aufschub habe erleiden mögen, seye in ihrem Namen fürgesorgt worden. Obwohl sie gemeint, hiemit Dank zu verdienen, habe solches dennoch bei etlichen Herren des Landes Steyer schlecht ausgeschlagen. Die Klagen, welche dieselben in ihre Schrift aufgenommen hätten, wären so unbillig als ungegründet. Es wolle fast den Anschein gewinnen, als meine ein Jeder während des Interims nach Belieben handeln zu dürfen, und als habe Niemand zu befehlen. Sie erwarte jedoch, daß man die ihr zugefügte Unbill und die „„bescheinte Insolenz"" ernstlich in Betrachtung ziehen, den Landleuten dafür einen kräftigen Verweis zugehen lassen werde." Zwei Gesandte mußten dieses Schreiben nach Prag bringen.

Der Erzherzogin mußte unter dem Vorgegangenen die Nothwendigkeit einleuchten, daß die Landesverwaltung durch männliche Kräfte zu führen seye. Des Gemahls letzter Wunsch, Erzherzog Ernst möchte dieser Mühe sich unterziehen, mußte lebendiger in ihre Erinnerung treten. Es galt, den unschlüssigen, deßhalb oft

in den dringlichsten Augenblicken zaudernden Kaiser Rudolph hiefür zu gewinnen. Dieses sollte ihr vertrauter Rathgeber, der Freiherr von Rumpf, bewirken. Man darf wohl von ausgezeichneter Rüstigkeit sprechen, wenn eine Frau am zwölften Tage ihres fünfzehnten Wochenbettes eigenhändig nachstehenden Brief schreiben konnte.

„Lieber Rumpf!

Ich kann nicht unterlassen euch zu schreiben aus dem großen Vertrauen, das ich zu euch habe. Da ihr aus dem Schreiben, das ich an Ihro Mt. richte, der Landleute in Steyer halber sehen werdet, wie sie sich gegen mich verhalten, was ich mich Gutes zu ihnen versehen kann, so ist meine hohe Bitte an euch, daß ihr es bei Ihro Mt. dahin richten helfen und Ihro Mt. von meinetwegen ganz unterthänigst und gehorsamst um Gottes willen bittet wollet, daß Ihro Mt. gnädigst bedacht seyn wolle, damit die ganze Gewalt von Ihrer Mt. und Erzherzog Ferdinand und meinem Herrn Bruder Wilhelm auf Erzherzog Ernst gegeben werde. Denn ihr selbst könnet denken, weil die Steyrer um ihren eigenen Landesfürsten, meinen frommen, herzallerliebsten Gemahl, seliger Gedächtniß, wenig gegeben, wie würden sie denn um Andere, die etwa ihres Gleichen wären, geben, wenn nicht eine fürstliche Person von dem Geblüt selbst da wäre? — So könnt ihr auch denken, daß ich etwa meine Nothdurft und Anbringen solchen Leuten nicht gerne sagen würde. Aber mit meinem Herrn Vetter Erzherzog Ernst dürfte ich darüber reden, da mein frommer Gemahl selig ein so großes Vertrauen in seiner Liebden Person gehabt hat, daß mich bedünkt, ich dürfe es nicht weniger haben; denn ich und meines Gleichen einem Blutsfreunde und so nahem Vetter wohl sein Anliegen vertrauen darf, was ich gewiß keinem andern Gesendeten thun könnte, somit meine Nothdurft und Anliegen in mir behalten müßte. Wie schwer mir das fallen würde, lasse ich euch, als einen verständigen Mann, erkennen. Ich habe ein solches großes Vertrauen zu Ihro Mt. und zu euch, daß ihr die Sache auf diesen Weg werdet richten helfen, sonst in der Wahrheit dem Wesen nicht geholfen wäre; denn ich kenne die Leute besser als mir lieb ist. Sie müssen vor seiner Liebden große Achtung haben, wenn sein Liebden alle Gewalt hat, was sonst nicht geschehen würde. So sehet ihr selbst, je länger das Wesen also stecken bleibt, je länger, je ärger wird es. Ich versehe mich ganz unterthänigst Ihrer Mt., Sie werde sich so gnädigst mei-

ner annehmen gegen die Gesandten der Steyerer, daß sie hinfür wissen, für wen sie mich halten sollen, da sie meiner in meinem größten und höchsten Leiden und in meiner Kindbett nicht geschonet haben. Ich habe leider Niemanden mehr, der sich meiner annimmt, als allein Ihre Mt."

Die Erzherzogin bittet nun Rumpf um Verzeihung, daß sie so Alles schreibt, was ihr auf dem Herzen liegt, und ersucht ihn um Verwendung, daß Erzherzog Ernst bald geschickt werde.

„Damit, fährt sie fort, man doch einmal den Anfang mache; denn es gewiß eine große Nothdurft ist. Jedermann geht umher wie die verlorenen Schafe, die keinen Hirten haben. Ich weiß, wenn es Ihre Mt. und ihr es sähen, sie würde zu großen Mitleiden bewegt werden, und Ihro Mt. würde bald zu der Sache thun. Ich bitte auch, ihr wollet mich Ihrer Mt. sammt meinen verwaisten zwölf unerzogenen Kindern ganz unterthänigst und gehorsamst anbefehlen. Ich versehe mich und weiß auch gewiß, daß sein Liebden, Erzherzog Ernst, gerne Mühe und Arbeit von meiner und meiner Kinder wegen über sich nehmen wird, wenn es nur seiner Liebden befohlen würde. Ich habe gleich eine eigene Post mit diesem Schreiben wollen gehen lassen, denn es mir wohl so hoch anliegt. Denn hier in der Gemein will man sagen, Ihro Mt. sollten den Preiner, einen Trautmannsdorfer oder den Unverzagt herein schicken. Ihr möget mir glauben, daß ich, wie ich es gehört habe, von Herzen erschrocken bin, so daß ich nicht essen noch schlafen konnte; denn ich weiß wohl, daß wenig mit Solchen gerichtet seyn wird, wiewohl sie gute Leute sind. Aber in dieser Sache wäre mir wenig geholfen, wenn nicht sein Liebden selbst käme."

Grätz, den 19. August 1590.

Zögerungen fügte sich die Erzherzogin, wie jeder lebhafte Geist, jeder entschiedene Charakter, nur höchst ungerne. Da das Gerücht von erfolgter Ernennung des Erzherzogs Ernst als Landpfleger sprach, fand sie es höchst sonderbar, daß der Kaiser ihr, als der Mitvormünderin, hievon keine Anzeige mache. Dann wieder klagte sie bei Rumpf: „in der Religion gehe es so zu, daß Gott sich erbarmen möchte". Unter dem dringenden Verlangen, der Erzherzog möchte sein Hinüberreisen beschleunigen, schrieb sie dem Freiherrn:

„Lieber Rumpf!

Ich habe euer Schreiben empfangen und daraus vernommen, daß ihr mir eine gute Vertröstung gebet, daß mein Herr Vetter

Erzherzog Ernst hereinkommen soll, was mich denn gar hoch erfreut. Denn, wenn das nicht hätte geschehen sollen, so wäre mir alle Hoffnung entfallen, wie ich euch zuvor schon geschrieben habe. Ich verwundere mich gar hoch, daß ich so gar nichts von Ihro Mt. habe, wie und wann man alle Sachen anstellen werde. Jedermann redet davon, einzig ich weiß von nichts, und bin doch auch eine Mitvormünderin. Ich bitte euch, ihr wollet mich wissen lassen, wann es Alles geschehen wird. Man sagt, es solle erst auf Michaelis geschehen. Mein Gott! es ist noch eine lange Zeit bis dann, es geht derweil viel um. So bedanke ich mich gegen euch, daß ihr mich so treulich vermahnet; ich will thun, was ich kann, und bitte euch nur, ihr wollet euch die Sachen angelegen seyn lassen; denn ich ein großes Vertrauen zu euch habe. Wenn nur sein Liebden Erzherzog Ernst bald kommt, daß man doch einmal davon käme und ein jeder wüßte, was zu thun wäre; denn also zu leben, ist gar beschwerlich, das weiß Gott. Ich bitte euch, ihr wollet mich und meine Kinder Ihro Mt. ganz unterthänig empfehlen; und grüßt mir Euer Weib, sofern sie bei euch ist, und seyd von mir gnädig gegrüßt.

Datum Grätz, den 4. September Anno 1590.

Maria m/p."

Daß der Kaiser die steyrischen Abgeordneten vor sich gelassen, fiel der Erzherzogin sehr empfindlich. Um das Vorgeben derselben bezüglich des Vertrages von Bruck ein für allemal zu entkräften, sandte sie dessen Original, „ihr bestes Kleinod, das sie um keinen Preis verlieren möchte", mit folgender Zuschrift an Rumpf:

„Lieber Rumpf!

Ich habe euer Schreiben empfangen und daraus, wie auch aus Ihro Mt. Schreiben, vernommen, daß mein Herr Vetter Erzherzog Ernst soll hereinkommen, was mich von Herzen freut, denn es gewiß eine große Nothdurft seyn wird. Wenn nur seine Liebden vollkommene Gewalt hat, denn sonst wird wenig gericht seyn. Ich danke Gott und euch, denn ich weiß wohl, daß ihr treulich dazu geholfen haben werdet. Jetzt bin ich mit den Andern auch gar wohl zufrieden. Schicken Ihre Mt. mit seiner Liebden zu Räthen wen sie wollen, wenn nur sein Liebden das Haupt ist. Ich schreibe Ihro Mt. gleich selbst wieder. Es ist eine kurze Zeit; wir wollen thun, was möglich sein wird. Wollte Gott, daß ich nur einige Stunden mit euch reden könnte; ich hätte euch viel zu sagen und zu klagen, das ich je nicht schreiben kann. Wenn ihr einmal nach Wien

kämet, so hoffe ich, ihr würdet mich besuchen, (es ist nicht weit hieher), daß ich doch einmal alle meine Anliegen euch anzeigen und mich mit euch unterreden könnte. Daß Ihre Mt. den Steyrischen Gesandten so bald Audienz gegeben hat, ist mir gar befremdend; denn es bedünkt mich, sie haben nicht verdient, sobald vorgelassen zu werden. Aber Alles Gott befohlen. Würde mich Ihre Mt. verlassen und sich meiner nicht annehmen, so wird mich Gott nicht verlassen, sondern diesen Hochmuth und Spott rächen; das trau ich ihm von Herzen; denn ich höre, sie meinen, sie haben ein gewonnenes Spiel. Ich bitte euch, ihr wollet mir den rechten Brief*), den ich euch geschickt habe, sogleich wieder schicken; denn ich will ihn aufbehalten als mein bestes Kleinod, bis einmal zu seiner Zeit. Ich bitte euch noch einmal, sehet nur, daß er nicht verloren wird, sondern mir unverzüglich und gewiß zugeschickt werde; denn ich habe euch es anvertraut. Ich bitte euch, ihr wollet mich alle Zeit bei Ihro Mt. in Gnaden erhalten.

Datum Grätz, den 10. September Anno 1590.

Maria m/p."

P. S. „Ich klage euch traurig, daß meine zwei ältesten Töchter das Fieber haben; der Anna ist es einmal ausgeblieben; die Catharina hat es alle Tage, es macht sie sehr schwach, und sie ist ohnedem nicht stark."

Zuschriften ihres Schwagers, Erzherzogs Ferdinand in Tyrol, ihres Bruders flößten der Erzherzogin Muth ein; sie faßte neues Vertrauen zu dem Kaiser; baute zuversichtlicher auf Erzherzog Ernsts Ankunft, mit dem sie gewiß sich verständigen werde, wenn auch Beide zusammen, es nicht allen Parteien recht machen könnten; doch hieran liege nichts, bemerkte sie Rumpf in nachstehender Zuschrift:

„Lieber Rumpf!

Ich habe euer Schreiben samt dem andern Schreiben von den Steyerern wohl empfangen und bin von Herzen froh gewesen, daß ich das Schreiben gesehen; ich habe stets gefürchtet, daß es auf der Post möchte verloren werden. Aus Ihrer Mt. Schreiben, habe ich bis dato noch nichts vernommen, wie Sie Sich gegen dieselben erklärt hat. Aber Erzherzog Ferdinand, wie auch mein Herr Bruder Wilhelm, haben mir wohl zugeschickt, was sie Ihrer Mt. schrei-

*) Das oben erwähnte Original des Brucker-Vertrages.

ben. Wie ich, so haben beide ihre Liebden gar kein Gefallen daran. Ihre Mt. wird nun wohl zu thun wissen, mich zu schützen und zu schirmen und in gnädigsten Befehl zu haben; wie ich denn wohl weiß, daß mein frommer Gemahl selig Ihro Mt. nie anders vertraut haben. Daß man keine Fürsten zu der Begräbniß*) ladet, habe ich aus Ihrer Mt. Schreiben vernommen. Ihre Mt. haben dieses vielleicht wohl bedacht, denn die Zeit gar kurz ist. Ich hoffe und traue zu dem ewigen Gott, weil sein Liebden, Erzherzog Ernst, selbst kommt, es werden alle Sachen viel besser und eher abgehen; wie ich denn glaube, sein Liebden und ich wollten uns gar wohl mit einander vergleichen; ob wir es aber bei allen Parteien allemal recht treffen werden, das weiß ich nicht; es liegt aber nicht viel daran. Ich bitte euch, ihr wollet mich Ihro Mt. samt meinen Kindern gehorsamlich empfehlen.

Datum Grätz, den 13. September Anno 1590.

Sein Liebden, Erzherzog Maximilian, wollen mich selbst in eigener Person besuchen. Ich weiß nicht, wie ich es und die Meinigen verdienen könnten; die höchste Gnade und Freundschaft, die mir von meinem Herrn Vetter erzeigt wird. Der ewige Gott muß der Belohner seyn.

Maria m/p."

Die Erzherzogin durfte mit der Weise, in welcher der Kaiser gegen die steyrischen Abgeordneten sich erklärte, zufrieden seyn. Er eröffnete ihnen: „An Nichts, was die Beschirmung der Gränze erfordere, werde er es ermangeln lassen, wie denn sowohl an die Obersten als an die Geheimen Räthe bereits Weisungen ergangen seyen; indeß erwarte er, daß die Landschaft ihrerseits ihre Pflicht wie bisher thun werde. Daß die Jesuiten, als ein von päpstlicher Heiligkeit und den Reichsconstitutionen anerkannter Orden, von ihnen, der katholischen Religion zu Spott, dergestalt „„turbirt"" würden, falle ihm höchst beschwerlich; er hoffe, dergleichen „„hitzige Anzüge"" würden hinfüro unterbleiben. Ebenso hätte er sich versehen, die Stände würden für das, was die fürstliche Wittwe in Folge seiner Ermächtigung zu Handhabung der Gerechtigkeit bis anhin vorgekehrt, eher ihren Dank ausgesprochen, als darüber sich beschwert, anbei derselben in ihrer Betrübniß und in ihrem Wochenbette besser geschont haben. Sie sollen fernerer Zusammenkünfte sich enthalten

*) Ihres Gemahls, dessen Leichnam erst später in die Gruft zu Seccau übertragen wurde.

und in Geduld die Verfügungen in Betreff der Landesverwaltung abwarten.

Hiemit jedoch gaben sich die Landleute nicht zufrieden. Wiederholt bestürmten sie den Kaiser mit ihren Beschwerden, ließen sodann im Land Gerüchte von guter Aufnahme, von günstigen Aeußerungen des Kaisers verbreiten. Noch im folgenden Jahr schrieb die Erzherzogin dem Freiherrn von Rumpf:

„Ich bitte euch, lasset mich wissen, was unsere Landleute Gutes machen. Hier sagt man allerlei und berühmt sich großer Gnade und Bewilligungen. Ich kann es nicht glauben, daß J. M. ihr eigenes Gewissen und das meines Ferdinands also beschweren werden. Hat J. M. in Oesterreich die Prädicanten so stark ausgeschafft, wie sollte er sie an einem solchen Ort von neuem bewilligen? da doch mein frommer Gemahl Tag und Nacht gearbeitet hat, und es ihm gewiß eine Verkürzung seines Lebens gewesen ist, daß er das wieder zurückbrächte, wozu er betrüglicher Weise war überredet worden; darum er dann gar von dem Papst sich hat absolvieren lassen. Ich glaube und traue es J. M. nicht zu, denn ich weiß wohl, daß J. M. so eifrig ist, als ein Fürst seyn kann, will auch nicht glauben, was ihr schreibet, wie es steht.“

Neuntes Capitel.

Maria und die Vormundschaft.

Wie großen Werth Maria darauf legte, daß Erzherzog Ernst die Regentschaft des Landes übernehme, so hätte sie doch dieselbe lieber selbst geführt. Hierauf trugen bei einer Berathung im Namen der Vormünder ihre und des Herzogs von Bayern Abgeordnete an, hiefür erklärten sich auch sämmtliche Bischöfe und Prälaten. Zuverlässig, bemerkten sie, habe der verstorbene Erzherzog dieses beabsichtigt, indem er die Gemahlin als Vierte der Vormundschaft bezeichnet habe. Von ihr lasse sich erwarten, daß sie als Mutter am treuesten für ihre Kinder sorgen werde, bedeutende Ersparnisse sich erzielen ließen. An den benöthigten Eigenschaften fehle es der Erzherzogin in keinerlei Weise, wozu noch ihre genaue Kenntniß des Landes komme. Bei dringlichen Fällen würde sie immer zu den andern Vormündern ihre Zuflucht haben. Nur auf diese Weise finde der geistliche Stand Gewährleistung; da er jetzt von seinen Widersachern bei allen wichtigen Berathschlagungen auf die Seite gestellt, bloß dann noch geduldet werde, wenn es sich um Beisteuern handle.

Die weltlichen Räthe dagegen führten in einem „Bedenken" siebenzehn Gründe an, weßwegen die Landesverwaltung der Erzherzogin nicht zu übergeben seye. In einem andern, welches die Sache mehr unter dem Gesichtspunct der Stimmung der Landleute gegen die fürstliche Wittwe ins Auge faßte, meinten sie: bei aller Anerkennung ihrer ausgezeichneten Eigenschaften und ihres treuen Willens wäre es doch dem Herkommen des Hauses Oesterreich und der Meinung der Landleute zuwider, daß eine Frau das Regiment führe. Jene würden alles Erdenkliche versuchen, um es ihr zu erschweren. In derjenigen Gesinnung, welche dieselben in der ersten Stunde nach des Erzherzogs Ableben kundgegeben, würden sie bis

zur Hartnäckigkeit verharren und in Religions-, politischen und Landtagssachen unausgesetzt Ungehorsam und Mißachtung darthun. Am räthlichsten dürfte es daher seyn, daß Erzherzog Ernst das Regiment übernehme. Wollte er selbst von Wien aus dasselbe führen, so würde dieses bei den bestehenden Einrichtungen und der Nähe ohne allen Nachtheil geschehen, könnte in wichtigen Sachen immerhin das Gutachten der fürstlichen Wittwe und ihrer Räthe verlangt werden.

Herzog Wilhelm jedoch war nicht von dem Gedanken abzubringen, die Regentschaft müsse seiner Schwester zufallen. Kenne sie doch des Landes Gelegenheit, habe die Geheimen Räthe an der Hand, indeß jeder andere Verweser erst langsame Erfahrungen machen müßte, was ohne hohe Beschwerung und merklichen Nachtheil des jungen Herrn nicht sich erzielen ließe. Welche Gründe ein Abgeordneter des Kaisers bei ihm vorbringen mochte, der Herzog blieb bei seiner Meinung. Zuletzt bemerkte er: „Erzherzog Ernst seye zwar ein erfahrener Fürst, der seines Gleichen suche, aber doch ein Herr von Oesterreich, die insgemein in dem Ruf ständen, sie wären allzu nachgiebig. Schon jetzt habe sich derselbe gegen einige der Vornehmsten aus den Widerwärtigen also erzeigt, daß sie ihre beste Hoffnung auf ihn setzten. Eine solche Gelindigkeit seye bei dem obschwebenden Wesen schädlich; dasselbe erfordere größere Strenge. Er hoffe, J. M. werde dieses um so weniger mißfällig aufnehmen, weil er hier nicht als Römischer Kaiser, sondern nur als Erzherzog von Oesterreich und als Mitvormünder aufzutreten habe." Die Mehrzahl jedoch der in Grätz versammelten Commissarien blieb bei der Meinung, die Landesverwaltung werde am besten Erzherzog Ernst übertragen. Bald darauf eröffnete ihm der Kaiser: er halte es nicht für rathsam, die fürstliche Wittwe mit der Regentschaft zu beladen. Dem Herzog von Bayern zeigte er an, daß er jenen hiezu am tüchtigsten erachte, nie Jemand anders damit beauftragen werde. Gegen seinen Oheim in Innsbruck endlich erklärte er, daß eine fürstliche Mannsperson an einer solchen Last genug werde zu tragen haben, er sie daher keineswegs der Wittwe aufbürden möchte. Er solle trachten, den Herzog von Bayern eines Bessern zu belehren.

Am Ende verstand sich auch dieser dazu, doch mit dem Vorbehalt, daß Alles unter dem Namen der Erzherzogin ausgefertigt werde. Sein Sträuben ist mit Recht der Widerhall von Mariens Gesinnungen zu nennen. Denn sie zuerst hätte den größten Werth

darauf gelegt, die Regentschaft zu führen. Diese Meinung glaubte sie mit den Worten des Testaments zu rechtfertigen: daß die Vormünder in Person oder durch Bevollmächtigte ihres Amts „so viel von nöthen" warten sollten. Solchem Wortlaut gemäß, meinte sie, hätten jene nur dann einzutreten, wenn sie in wichtigen Sachen um Hülfe angegangen würden, daher das täglich Vorkommende nicht ihnen, einzig ihr überlassen seyn müsse. Gewiß habe es nicht in dem Willen des Erzherzogs liegen können, daß die Unterthanen Rath und Hülfe außer Landes suchen sollten. Habe sie doch selbst dem Kaiser erklärt: „würde die Regierung dem Erzherzog Ernst anbefohlen, so werde sie sich damit bis zum künftigen Landtage keineswegs beladen, sondern dieselbe alsbald aufgeben und zurücktreten". Um daher ihre Empfindlichkeit nicht noch mehr zu reizen, wollte sich der Kaiser auch dazu nicht verstehen, den Erzherzog aus Grätz, wo er damals sich befand, nach Oesterreich zurückgehen zu lassen, damit er ihr das Verlangen der Landesverwaltung in dessen Abwesenheit nicht abschlagen müsse.

Sobald ihr der Kaiser mittheilte, sein Bruder werde hinfort die Regentschaft führen, bemerkte sie demselben: sie sehe gar nicht ein, weßwegen sie ausgeschlossen seyn solle. Neuerdings berief sie sich nicht allein auf des Gemahls Testament, sondern zugleich auf eine mündliche Erklärung desselben. Möchte aber ein Grund zur Ausschließung aus ihrem Geschlecht hergenommen werden, so solle man die Königin Maria und die Herzogin Margaretha von Parma ins Auge fassen, welche den siebenzehn blühenden Provinzen der Niederlande als Regentinnen vorgestanden hätten.

Doch war es weder Starrsinn noch eitle Herrschsucht, sondern feste Ueberzeugung, sowohl daß des Gemahls Testament sie zur Landesverwaltung berechtige, als daß auf diese Weise ihre Kinder am getreuesten berathen würden, was die Erzherzogin in solcher Beharrlichkeit kräftigte. Denn sobald es Erzherzog Ernst gelungen war, sie von des Kaisers aufrichtigen Absichten zu überzeugen, ließ sie die tyrolischen und bayerischen Gesandten rufen und erklärte ihnen: „ihr seliger Gemahl habe in seinen Neffen ein solches Vertrauen gesetzt, daß er noch auf dem Todbett erklärt: „„dieser werde sie und ihre Kinder wohl berathen"". Bisanhin habe sie an ihm nur vetterliche Treue wahrnehmen können, daher, wenn die Commissarien dessen zufrieden wären, sie ihn bitten wolle, auch er möge sich zu einem Mitvormünder gebrauchen lassen." Das geschah denn auch wirklich, indem sie dem Erzherzog die Ver-

sicherung gab, daß sie der gefaßten kaiserlichen Schlußnahme nicht ferner sich widersetzen wolle. Bald hierauf faßte sie zu dem Erzherzog das festeste Vertrauen, welches bis zu dessen Abreise nach den Niederlanden, um deren Verwaltung zu übernehmen, niemals erschüttert oder getrübt ward.

Daß aber ihre weltlichen Räthe richtig gesehen hatten, wenn sie bemerkten: durch Uebertragung der Regentschaft auf ihre Person dürften die bereits vorhandenen Schwierigkeiten und Verwicklungen noch größer, letztere vielleicht unlösbar werden, dessen konnte die Erzherzogin schon bei dem nächsten Landtage sich überzeugen. Der Kaiser hatte den Gewaltbrief auf Erzherzog Ernst Namens sämmtlicher Vormünder am 18. Januar 1591 ausgefertigt, nach drei Wochen sollte derselbe den Landtag von Steyermark eröffnen. Die Geheimen Räthe waren auf Reibungen gefaßt. Sie blieben nicht aus. Eine derselben bestand in dem Bestreben der Vasallen, die Erzherzogin und ihren Bruder von der Vormundschaft gänzlich auszuschließen. Gehörten doch, sagten sie, Beide dem Lande nicht an. Ferner drangen sie auf Entfernung des betrautesten Geschäftsmannes der Erzherzogin, des Canzlars Wolfgang Schranz; endlich wollten sie nur gegen das Zugeständniß unbedingter Religionsfreiheit die Huldigung leisten. Mancher Tag lief in fruchtlosen Erörterungen hin, bis zuletzt der Landtag ohne Erfolg sich auflöste.

Aber mit den Vormündern selbst gerieth Maria in mißbeliebige Erörterungen. Des Erzherzogs Testament verfügte, daß die Kinder bej der Mutter bleiben sollten, dieser verabreicht werde, was zu deren Besorgung erforderlich seye. Maria schlug diese Kosten auf 61,472 fl. an. Erzherzog Ernst meinte, den dritten Theil der Erfordernisse dürfte wohl sie selbst übernehmen; im weitern bot er ihr 25,000 fl. an, denen am Ende 5000 noch sich beifügen ließen. Die Abgeordneten des tyrolischen Erzherzogs fanden in Anbetracht der schlimmen Finanzlage selbst diese Summe noch zu hoch. Der Kaiser meinte: wenn die Erzherzogin, wie das Testament besage, nach Judenburg zöge, so könnte sie dort, als an einem mittlern Ort, leichter Hof halten. Doch wollte er nicht, daß ihr solches förmlich zugemuthet werde. Dagegen erklärte der Erzherzog in Tyrol an das Testament sich zu halten, welches Judenburg zum Wittwensitz bestimme.

Damit war die Erzherzogin am wenigsten einverstanden. Sie könne nicht begreifen, bemerkte sie Erzherzog Ernst, wie man es

mit ihr meine, oder womit sie es verschuldet habe, daß man sie vertreiben wolle. Ihres Gemahls Meinung seye nie gewesen, sie zum Aufenthalt in Judenburg zu zwingen, das habe er in ihre freie Neigung gestellt. Bloß in Betracht künftiger Möglichkeit bei des Sohnes Rückkehr habe sie den Wunsch wegen Ausbaues des Hauses in Judenburg geäußert. Es eile nicht damit, weil es gewiß besser seye, daß sie in Grätz bleibe. Es müßte zu ihrer Herabwürdigung gereichen, wenn sie mit einemmal sammt ihren Kindern den Ort verlassen sollte, an welchem sie mit dem Gemahl so lange gewohnt habe. Sie hoffe nicht, daß man sie wider ihren Willen verdrängen wolle. Zuletzt gab Ferdinand von Tyrol auch hierin nach, obgleich er lieber gesehen hätte, wenn die Schwägerin sich nach Judenburg gezogen hätte.

In Betreff der Abfertigung für die Kinder hatte Maria zuletzt 50,000 fl., 2500 Viertel Haber, Fische, Wildpret, Holz, Salz verlangt; wobei Erzherzog Ernst der Meinung war, daß sie zu Ausstattung der Küche der jungen Herrschaft wohl etwas mithelfen dürfe. Aber dazu, was der Kaiser so gerne gesehen hätte, daß sie sich mit 40,000 fl. begnüge, war sie nicht zu bewegen. Sie hatte schon früher nachgewiesen, daß einzig die Kleidung der zwölf Kinder 11,000, die Küche 12,000 fl. erfordere, weil nicht allein eilf fürstliche und manche dienstpflichtige, sondern auch durchreisende Potentaten, Gesandtschaften, Standes- und andere Personen, denen gebührende Ehre zu erweisen seye, müßten gespeist werden; so daß 3000 fl. bloß für Brot und Wein (welschen Wein nicht darunter begriffen) aufgiengen. Hätte sie nur zwei Kinder, gewiß würde sie, um des Sohnes zu schonen, gar nichts verlangen. Zuletzt meinte Erzherzog Ernst, wenn sein Oheim in Tyrol es zufrieden wäre, könnten ihr 45,000 fl. bewilligt werden.

Wie sie dann hiezu sich verstand, dabei sich anheischig machte, diese Summe durch 12,000 fl. aus ihrem Wittwengehalt zu vermehren, und es dennoch lange sich verzog, bis von Prag der Entscheid eintraf, eröffnete sie dem Erzherzog Ernst: „wenn man so sehr sich sträube, ihr das Nothwendige zu gewähren, so wolle sie die Kinder Andern überlassen und sich mit dem begnügen, was des Gemahls Testament ihr als Wittwengehalt bestimme.“ Ernst fand es der Nachrede wegen sehr bedenklich, die Kinder von der Mutter zu trennen. Als endlich die lange Erörterung zu ihrem Ziel gelangte und Ernst von der Erzherzogin wissen wollte, was sie für die Küche verlange, erklärte sie: sie möchte weder zu viel noch zu

wenig begehren, er solle der Kammer auftragen, nach Gebür, Nothdurft und Gelegenheit fürzusorgen; zuverlässig werde sie nie über den Bedarf hinausschreiten.

Die Räthe, welche gegen Uebertragung der Regentschaft an die Erzherzogin Bedenken getragen, hatten gewiß richtig gesehen. Gieng schon der erste Landtag erfolglos aus einander, so war der zweite noch unfruchtbarer. Wieder wurden die Religions-Zugeständnisse vorangestellt, Allem als unerläßliche Bedingung entgegen gehalten. Sechs Abgeordnete der unkatholischen Stände sollten in Prag neben andern Begehren, worunter abermals Entlassung des fürstlichen Canzlars, auf Erweiterung derselben dringen. Obwohl ihnen der Kaiser eröffnete: „er hoffe, sie würden an dem nächsten Landtage alles Difficultiren und Disputiren bei Seite, mit der Pacification es bleiben lassen, wie ihr verstorbener Landesherr es gehalten, daneben unter den von ihm aufgestellten Bedingungen", wurde dieses nachher so wenig berücksichtigt, als des Kaisers Aeußerung, er erwarte, man werde ihn mit Repliciren verschonen. Eine neue Schrift war gegen mehrere Verfügungen des verstorbenen Landesherrn gerichtet, dem Vertrag von Bruck beharrlich eine Ausdehnung gegeben, vor welcher jener entschieden sich verwahrt hatte. „Es sind unruhige Leute, äußerte sich Maria über diese Förderer der neuen Lehre, die mit Nichts sich zufrieden geben, unbefugter Weise bald dieses, bald jenes anstreben, und, wissen sie es durchzusetzen, ein Recht daraus ableiten."

Das Betreiben in Prag nahm kein Ende; die Erzherzogin meinte, der Kaiser habe sich gegen die Abgeordneten zu weit ausgelassen. Dem Bruder schrieb sie: es seye ernstlich aufzumerken, daß aus dieser Toleranz dem Erbherrn keine Rechtsschmälerung erwachse. Sorge man nicht für bestimmt lautende Reverse, so befürchte sie das Erlöschen der katholischen Religion in diesem Land, selbst noch Aergeres. Sie fragte den Freiherrn von Rumpf: „was es denn eigentlich mit den Landleuten zu Prag für eine Bewandtniß habe? In Grätz rühme man sich großer Gnaden und Bewilligungen, die ihnen zu Theil geworden seyen. Das könne sie nicht glauben. Schaffe der Kaiser die Prädicanten aus Oesterreich heraus, so werde er doch dieselben nicht ihr, ihrem Sohn, ihrem frommen Gemahl zuwider, der ihrer wegen vielleicht das Leben eingebüßt, in Steyermark fest halten wollen". Am Ende hatte der Kaiser bloß auf die Zusage sich beschränkt: er wolle dafür sorgen, daß der Landpfleger demjenigen, was Erzherzog Carl bewilligt, nach-

komme; sie möchten zu Huldigung, die sie bisanhin beharrlich verweigerten, sich bequemen.

Wie einerseit die Partei der Erklärung des Kaisers eine Wendung und eine Ausdehnung zu geben wußte, welche in keinerlei Weise darin lag, fand dieselbe bei der Erzherzogin entschiedene Mißbilligung. Sie sah darin Gefährdung sowohl der Rechte ihres Sohnes als der katholischen Religion. Zudem hatten jene Abgeordneten in Prag über ihren verstorbenen Landesherrn abermals manches ausgesagt, was dessen Gemahlin schmerzen mußte. Dieses Treiben veranlaßte sie, dem Freiherrn von Rumpf eine einläßliche Darlegung des Sachverhalts in beiderlei Beziehung zuzustellen. „Seye sie, sagt sie darin, auch versichert, daß durch die Abgesandten ihrem frommen Gemahl zu nahe getreten werde, so wolle sie doch annehmen, daß die Schlußnahme des Kaisers nicht so beschwerlich gemeint gewesen seye, wie es die Canzlei zu Papier gebracht, somit den Stolz und Hochmuth der Religions-Widersacher in einer Weise genährt habe, daß man die schlimmen Folgen wohl werde inne werden. Bei Abfassung des Brucker-Vertrages seyen zwei von der Religion der Landleute gegenwärtig gewesen; damit er sehe, wie derselbe gelautet habe, lege sie eine Abschrift bei. Wenn derjenige, welcher ein Zugeständniß ertheile, als Ausleger seiner Worte zu gelten habe, so seye gewiß derjenige, dem jenes zu Theil geworden, zu einer Deutung nach eigenem Gefallen am wenigsten befugt. Die Ausschließung der Bürgerschaften von der Religionsübung in denjenigen vier Städten, in welchen er dieselbe den Landleuten gestattet, seye ausdrücklich erklärt worden; des Erzherzogs Worte in seinem schriftlichen Erlaß: er wolle Städte und Märkte in ihrem Gewissen nicht beschweren, hätten keinen andern Verstand, als daß man sie neben der Ausschließung von der neuen Religionsübung nicht zu Annehmung der katholischen Religion oder in deren Gottesdienst zwingen wolle, was auch nicht geschehen seye. Nicht dessen, sondern strafmäßigen Ungehorsams wegen und weil sie der Landleute Kirchen nicht hätten müßig gehen wollen, wären einige Bürger ausgewiesen worden. Ferner seye nicht zu übersehen, daß ihr Gemahl seinem Zugeständnisse Bedingungen angeknüpft habe, deren die Landleute keine je eingehalten hätten, womit jene von selbst dahin fielen." Wieder beruft sich die Erzherzogin darauf, daß ihr Gemahl die Worte „Erben und Nachkommen" mit eigener Hand durchgestrichen habe, somit das Zugestandene eine Personal-Concession, diese mit seinem Hinscheid erloschen seye. Die Erzherzogin

bittet den Freiherrn, „auf Mittel bedacht zu seyn, wie ihres frommen Ehegemahls schimpfliche Ausbreitung (Verkleinerung) möge verhütet werden. Daß die Prädicanten für den erwünschten Bescheid, den die Abgesandten in Prag erhalten hätten, eine öffentliche Danksagung veranstalteten, thue ihrem Herzen wehe."

Der Zustand des Landes blieb derselbe, wie zur Zeit von des Erzherzogs Hinscheid und dessen unverdrossenen Voranschreiten dagegen. Der Magistrat und die Bürger der Residenzstadt dienten den Einwohnern der kleinern Städte zum ermuthigenden Vorbild. An vielen Orten sahen sich die Katholiken aller Schmach, aller Unbill bloßgestellt. Geistliche wurden nicht selten mit dem Tod bedroht. Die Aussicht auf den nächsten Landtag (im Beginn des Jahres 1592) gewährte nicht die mindeste Beruhigung. Die Erzherzogin berichtete Erzherzog Ernsts Geheimschreiber, Sebastian Westernacher: „Die steyrischen Landleute trachten nicht allein die Einwohner der Städte und Märkte, sondern auch den Bauersmann an sich zu ziehen, Heft und Regiment in ihre Hände zu bringen. Ich jedoch möchte meinen Kindern nicht gerne etwas vergeben. Ich bitte euch, haltet dieses dem Kaiser recht vor Augen." — Allein an dem Landtage erneuerte sich der alte Hader mit aller Heftigkeit. Weder Vorstellungen noch Erklärungen des Erzherzogs vermochten denselben zu beschwichtigen. Wieder giengen die Landleute die Person des Kaisers an. Seine Erklärung: er hätte erwartet, sie würden, dem Versprechen ihrer Gesandten gemäß, die Huldigung ohne ferneres Disputiren oder Difficultiren leisten, bewirkte, daß diese am 19. März endlich erfolgte.

Damit jedoch war die Stimmung keine glimpflichere geworden. Nur vier Tage nach geleisteter Huldigung fand sich die Erzherzogin veranlaßt, eine ausführliche Darlegung des Ganges der Sachen seit dem Einschleichen der Neuerung in die Lande ihres Gemahls sammt ihren Beschwerden über die Bestrebungen der Gegenwart an den Kaiser gelangen zu lassen*). „Die Landleute augsburgischer Confession, klagt sie, legen die voriges Jahr ertheilte kaiserliche Entschließung dahin aus, als gestatte dieselbe nicht blos den beiden obern Ständen, sondern auch den landesfürstlichen Städten, Märkten und Herrschaften freye Religionsübung. In mehrere Städte, wo bei ihres Gemahls Leben Prädicanten niemals sich hätten dürfen blicken lassen, habe man dergleichen eingeschleppt. Allerdings hätten

*) Ein Auszug aus ihrem weitläufigen, zugleich aber wohl documentirten Schreiben mag genügen.

in den langen Jahren, da kein Landesherr in diesen Gebieten residirt, verführerische Prädicanten sich eingeschlichen, sodann an dem Landtage vom Jahr 1572 die beiden obern Stände in Religionssachen zu stürmen begonnen, hiedurch eine schriftliche Vereinbarung erzielt unter dem Vorgeben, hiemit würde aller Mißverstand gehoben, dem gemeinen Ausdruck gemäß jeder Büfel eben werden. Statt dessen seye alles ärger, von den beiden Ständen keine aufgestellte Schranke je berücksichtigt worden, sondern immer weiter hätten sie gegriffen, das Zugestandene fortwährend ausdehnen wollen. Zu Bekräftigung dieser Darlegung schließe sie sechs Documente bei. Die Stände hätten sich nicht damit begnügt, Städte und Märkte zu ihrem unbilligen Beginnen nach sich zu ziehen, auch die Geistlichen sogar, unter dem Vorwand Haupt und Glieder müßten zu einem Leib sich zusammen fügen, es darauf angelegt, den Landesherrn zu ihrer Religion hinüberzuziehen."

Doch eine Stelle des Schreibens der Erzherzogin verdient wörtliche Aufnahme, weil sie zu hell ins Licht setzt, mit welchen Vorspiegelungen die Partei den Kaiser zu gewinnen sich bestrebte. Nachdem die Erzherzogin abermals (wie jederzeit) über den Wortlaut und die Tragweite der Zugeständnisse von Bruck umständlich sich erklärt, fährt sie fort: „In ihrem, Ew. Maj. schriftlich producirten Concept haben die Stände ausdrücklich vorgegeben, als wäre J. Liebden mündliche Erklärung und Pacification in Religionssachen gegen der Lande Steyer, Kärnthen, Krain und Dero fürstlichen Grafschaft Görz Ausschüsse mit einander geschehen; während doch bekannt und erweislich ist, daß gedachter Grafschaft Görz Ausschüsse dazumal im bruggerischen Landtag der Religion halber nicht das Geringste movirt, noch einige Gemeinschaft mit den Abgesandten der andern Lande diesfalls haben wollten, sondern öffentlich darwider protestirten; daraus dann deutlich hervorgeht, wie auch der übrige Inhalt genannter zweier Stände producirten Pacification im Grunde beschaffen, auch was darauf zu bauen seye. Also, daß sich nicht wenig zu verwundern ist, wie sie, der Lande Abgesandte, so keck diesfalls sein mögen, daß sie mit einem so unwahren Concept vor E. Mt. kommen und dasselbe produciren dürfen; zugleich, wie sie die Görzer, als katholische gehorsame Unterthanen, wider deren Willen in genannte bruggerische Pacification einzumengen einige Scheu nicht gehabt; also unterstehen sie sich auch Ihrer L. Städte und Märkte, und wo möglich die ganze Welt zu ihrer Religion zu ziehen, welches ihnen aber

hoffentlich nicht gelingen soll. — Deßhalb werden E. Mt. und L. meines gehorsamsten Erachtens mehr denn zuviel erhebliche Ursachen haben, sie, die zwei Stände, nicht allein mit ihrem so unnöthigen Begehren gnädigst abzuweisen, sondern auch alles das, so bei ihnen, den Städten und Märkten, wie oben bemerkt, durch Einschleichung fremder verführerischer Prädicanten bisher eingerissen, durch den Herrn Gubernator mit Ernst abstellen zu lassen.

„Dabei ist besonders zu bedenken, daß es diesfalls nicht allein und bloß um die Religion und das Heil vieler tausend Seelen, sondern zugleich um den politischen Gehorsam zu thun ist; auch, wo diesem schädlichen und weitgreifenden Uebel nicht alsbald ernstlich gewehrt und gesteuert würde, sondern ihnen, den zwei Ständen, ihrem unbilligen Beginnen nach auch die Städte und Märkte folgen und eingeräumt werden sollten, daß sie es dabei nicht beruhen lassen, sondern bald hernach auch die Geistlichen, ja den Herrn und Landesfürsten selbst, zu ihrer Religion zu bewegen, sich anmaßen. Wie nun dieses alles wohl und fest zu Gemüth zu führen, und mit möglichstem Fleiße zu verhüten, daneben auch wohl zu erwägen, daß zugleich, wie sie, die zwei Stände, samt den Ihrigen nur als Unterthanen in Religions- und Gewissenssachen frei seyn sollen, auch also bedingter Maßen freigelassen werden, daß ebenso gleicher, ja viel billiger Maßen Ihr Liebden, als Herr und Landesfürst, samt ihren Städten und Märkten in Religions- und Gewissenssachen frei und unverbunden, Ihro auch solche angehörige Städte und Märkte in Religions- und Gewissenssachen allerdings unabgesondert zu lassen seyn sollen; — also stelle ich in keinen Zweifel, E. Mt. und L. als ein eifriger katholischer Kaiser und Schutzherr der katholischen Religion, zumal auch als naher Blutsverwandter, Vormund und anderer Vater des jungen Erbherrn, werde hierin, als in causa Dei allenthalben recht zu thun wissen, und ferner nichts Präjudicirliches zu Schmälerung und Abbruch der katholischen Religion gestatten noch zulassen, mir auch dieses mein nothwendiges wohlgemeintes gehorsamstes Anbringen in Ungnaden nicht vermerken. E. kais. Mt und L. mich zugleich samt den Meinigen zu kaiserlichen Gnaden und väterlicher Protection demüthigst befehlend.

Gegeben in der Stadt Gräz, den 23. März 1592.

Ewer Kais. Mt. und Liebden gehorsamste Muhme

Maria."

Ein neuer Türkenkrieg brach aus. Gefährlich für Inneröster-reich, weil er gegen Croatien sich richtete. Der Sieg an der Culpa hemmte die Gefahr, beseitigte sie nicht, denn bald nachher wurde zu Constantinopel und zu Ofen der Krieg feierlich ausgerufen, ein Einbruch über die croatische Gränze in Innerösterreich befürchtet. Da gedachte Maria eine Zufluchtsstätte für sich und ihre Kinder in Tyrol zu suchen, klagte sie dem Schwager: alle Geldkräfte würden zu Abwehr des Erbfeindes in Anspruch genommen, immer unmöglicher werde es ihr, die schweren Kosten zu des Sohnes Aufenthalt zu Ingolstadt ferner zu bestreiten. Längst schon habe sie an den Kaiser sich gewendet, bisher noch keinen Entscheid erhalten können. Der Schwager wolle doch rathen. Der Fall von Raab steigerte die Besorgniß. „Käme ihr ein Türke zu Gesicht, schrieb die Erzherzogin, so stürbe sie vor Angst.“ Weder der Kaiser gewährte Rath, noch der bereits dem Tode nahe Erzherzog Ferdinand von Tyrol Trost. Sie trug dem Sohn auf, in Uebereinstimmung mit ihr und mit jedermann in seinen Landschaften, Gebete zum Schutz wider den Erbfeind abzuhalten, die Väter der Gesellschaft Jesu anzugehen, ihr Flehen mit diesen zu vereinigen. Ferdinand erwiederte: „er seye dem mütterlichen Befehl in allem Gehorsam nachgekommen, seinem Ansuchen hätten die Väter auf das bereitwilligste entsprochen.“

Zehntes Capitel.

Marias Stellung zu den Erzherzogen Ernst und Maximilian als Landpflegern.

Erscheint zwar Erzherzog Ernst seit Ende des Jahres 1590 als Landpfleger Inneröſterreichs, so lag dennoch die Leitung der Landesangelegenheiten nicht in solcher Weise in seiner Hand, daß Maria ihrer Rechte als Mutter und Vormünderin sich begeben, einzig auf die Sorge um ihre Kinder und die Leitung ihres Hofwesens sich beschränkt hätte. Gerade in dem Wichtigsten sehen wir sie so frei und fest handeln und fürsorgen, als wäre ihr die Regentschaft ungetheilt zugefallen. Dieß läßt sich an zwei Angelegenheiten vorzüglich nachweisen, deren die eine das Land, die andere ihr Haus betraf: die kirchlichen Zustände, später die tyrolische Erbschaft. In beiden tritt sie selbstständig auf, bei der einen als Stellvertreterin des Sohnes, bei der andern als Verfechterin der Rechte ihrer Kinder insgesammt. Es will uns bedünken, sie habe den durch den Obervormund geordneten Landpflegern keine andere Befugniß zuerkannt, als diejenige, welche eine männliche Vertretung den Landständen gegenüber erheischte, und dieselben wären mehr deßwegen nothwendig gewesen, um an ihre Personen durch Huldigung und Beschwörung der Landschaftsrechte das den Erbfürsten und die Unterthanen einigende Band zu knüpfen, namentlich aber die Hauptmannschaft der croatischen Gränzen und die Landesvertheidigung zu übernehmen; in allem Uebrigen wären sie hingegen mehr Rathgeber und Mittelspersonen einerseits zwischen dem Erbherrn und den Landleuten, anderseits zwischen dessen Mutter und dem obersten Vormund gewesen.

Wie die Erzherzogin dessen Allen, was des Landes Wohlfahrt betraf, in unermüdlicher Obsorge sich angenommen, sehen wir auch

daraus, daß sie im Jahr 1594 nicht allein ihren Geheimen Rath, den Deutschordens-Comthur Hans Freiherrn von Kobenzl auf Prosseck, nach Regensburg schickte, um unter der Bedrängniß ihrer Lande Theil an der Reichshülfe zu erhalten, sondern denselben anwies, Abgeordnete der Landleute, die in gleicher Absicht dorthin abgegangen waren, in jeglicher Weise zu unterstützen oder gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Sie schrieb deßhalb an Rumpf: „er wolle in ihrer Kinder Namen die Nothwendigkeit der Theilnahme an den Reichshülfen dem Kaiser vorstellen; denn sollte er von dieser Gränze die Hand abziehen, so möge sich ihrer Gott erbarmen."

Lassen sich zwar außer dieser Verwendung am Reichstage andere besondere Regentschaftsvorkehrungen der Erzherzogin nicht nachweisen, so sind wir doch zu der Annahme berechtigt, daß sie auch sonst der Verwaltung und den Angelegenheiten des Landes nicht fremd geblieben seye. Hiefür spricht ihr Charakter, ihr Auftreten bei den Forderungen und dem überhand nehmenden Ungestüm der Widerkirchlichen, ihre Betheiligung an den wichtigsten und tiefgreifendsten Vorkehrungen noch zu der Zeit, da ihr Sohn die Herrschaft bereits selbstständig führte, der Umstand endlich, daß Erzherzog Ernst seltener zu Grätz, als, seiner andern Statthalterschaft wegen, in Wien sich aufhielt.

Ihn berief im Jahr 1593 nach Alexander Farnese's Tod Philipp II. zu der Statthalterschaft der Niederlande. Der Kaiser, mit Ferdinands fortgesetzten Studien ohnehin nicht einverstanden, gedachte diesen an den Hof seines Bruders zu versetzen. Wie sehr aber während dreijähriger Statthalterschaft Ernst das Zutrauen der Erzherzogin gewonnen, wie vollkommen seine Leitung der Geschäfte sie befriedigt hatte, diesem Vorhaben trat sie mit aller Entschiedenheit entgegen. Da aber auch des Kaisers Räthe dafür waren und der Freiherr von Rumpf sich äußerte: „Das Bücherlesen seye es nicht gewesen, wodurch die Herren von Oesterreich groß geworden wären", konnte Maria mit Zuversicht ihre Gedanken bloß dem Bruder eröffnen. Darum möge, was in einer Zuschrift an denselben auf diese Frage sich bezieht, hier Raum finden.

„Zum dritten, so glaube ich für gewiß, daß Erzherzog Ernst es gar ungern sehen würde. Er wird seine Pracht gern allein haben, daß ihm die Ehre allein bleibe, und mein Sohn nur wie sein Bube mitziehen sollte. Wenn etwa vornehme Leute zu Erzherzog Ernst kämen

und Audienz bei ihm hätten, und mein Bub müßte draußen stehen wie sein Knecht, das könnte ich nicht zugeben und möchte es nicht leiden. Dazu schreibt mir Erzherzog Ernst selbst, daß er nur mit wenig Leuten hinab wolle und nicht Alle von der Kammer mitnehme; es hielten viele aus dem Reich an, die gerne mit ihm wollten, er schlage es allen ab; denn wenn er in die Niederlande komme, so werde er Leute genug finden, die ihm dienen würden. Ich kann daher nicht dafür halten, daß es zu begehren wäre*); besonders nicht eher, bis man weiß, wie es mit dem Regiment daselbst stehen werde. Wie Erzherzog Ernst von hier wegzog, ist er der Meinung gewesen, daß mein Ferdinand sein Land selbst regieren sollte; aber die Gränze sey des Kaisers. Weil mein Ferdinand jung seye, nichts von den Sachen der Gränze wisse, so werde er dem Kaiser rathen, daß er das Gränzwesen durch einen Tauglichen versehen lasse, der gute Correspondenz mit meinem Sohne und seinen Ländern hätte, weil so viel Hülfe von daher gegeben werde. Das habe ich mir wohl gefallen lassen. Wenn nur der Kaiser die Gränze wohl versieht, daß wir sicher sind, so wird es meinem Sohne gar lieb seyn, wenn ein Anderer die Verantwortung hat und er nur seine Sachen zu regieren braucht. Man sagt allgemein, Erzherzog Max soll die hiesigen Lande und die Gränze mit einander regieren. Erzherzog Ernst schreibt mir, er habe Befehl von dem Kaiser, mit Erzherzog Max zu handeln, daß er den königlichen Titel**) sollte fallen lassen. Die Meisten sind jedoch der Meinung, er werde das nicht thun; wie man denn von Wien schreibt, Erzherzog Ernst habe mit ihm gehandelt, er aber habe es in Bedacht genommen. Ich fürchte, er werde es annehmen***); geschieht es, so ist das Land verdorben; denn Erzherzog Max weiß so wenig und kann so wenig als mein Ferdinand, wenn gleich so viel Lärm gemacht wird. Erzherzog Ernst, wie ich und der Schranz, sind alle der Meinung, daß man jetzt gar nichts von Niederland sagen sollte, bis man hört, wo alles hinaus will. Das kann ich dir wohl schreiben, daß sich die Lande stark wehren werden, keinen Andern zu haben, denn Ferdinand. Es thut ihnen gar wehe, daß man schon mit Erzherzog Max handelt, ohne sie zu fragen. Auch dürfte sich wohl der Disputat zwischen mir und dem Kaiser verziehen, bis mein Ferdinand seine vollen

---

*) Daß Ferdinand ihn begleitete.

**) Von Polen, wo er zum König war gewählt worden, aber sich nicht behaupten konnte.

***) Die Landpflegerstelle von Innerösterreich.

Jahre hat. Sie*) sind gewiß gar schwierig, daß man alles hinter ihrem Rücken handelt; aber ich gönne es ihnen heimlich wohl, sie haben ihn jetzt ihren Kaiser! Ich will sonst weder Erzherzog Ernst noch keinem Menschen etwas davon sagen. Aber ich bin noch meiner vorigen Meinung, daß, wenn man den Ferdinand von Ingolstadt soll abfordern, er die meisten Fürsten und Kurfürsten ganz incognito mit wenig Leuten besuchen und sich bei ihnen bekannt machen soll. Vielleicht kann er dann zugleich auch den Erzherzog Ernst in den Niederlanden besuchen, wenn es die Gelegenheit geben wird; denn jetzt würde er ihn gewiß nicht gerne bei sich haben, auch möchte ich kurzweg nicht leiden, daß er sein Knecht wäre. Wenn es dazu käme, daß mir der Kaiser von unsers Regiments wegen schreiben würde, alsdann will ich gewiß kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern meine Nothdurft und alle meine Bedenken schreiben, es betreffe darnach den Kaiser oder seine Brüder, oder wen es wolle; denn man spricht mir dahier, so stark wie auch mein Gewissen, zu: ich solle den Mund aufthun. Ich hoffe, du werdest neben mir als ein treuer Vormund und Vater handeln; denn jetzt geht es an das Treffen. Meine Kinder würden mit diesem Regiment**) gleich gar Bettler. Ich bitte dich, mein Herr Bruder, du wollest den Schrattenbach, wenn er nicht noch bei dir ist, zu dir fordern, und ihm diese meine Bedenken sagen. Ich kann nicht so viel schreiben, und befehle mich dir samt meinem Ferdinand und allen meinen Kindern zum allerhöchsten. Der ewige Gott sey der Belohner. Daß du des Buchecks und Schrattenbachs so treulich nachkommst, das weiß ich wohl. Wenn du meine Bedenken alle hören wirst, warum Max nicht sollte regieren, und warum mein Ferdinand regieren soll, so wirst du mir beifallen.

Datum Grätz, den 21. Juli Anno 1593.

Ich fürchte, ich werde morgen kaum den Curier fortschicken können, denn ich habe noch viel zu schreiben, daß ich heute nicht kann fertig werden.

Deine treue Schwester so lange ich lebe:

Maria."

Wirklich war es des Kaisers Wille, daß Maximilian die Regentschaft Inneröſterreichs übernehme. Wie entschieden die Erzherzogin dagegen war, zeigt vorstehendes Schreiben an ihren Bruder.

*) Die Stände.

**) Des Erzherzogs Max.

Sobald sie daher aus Prag die Nachricht von dieser Ernennung erhielt, erwiederte sie dem Kaiser ungesäumt: „Die Zeit, während welcher der Erzherzog die Regentschaft zu führen hätte, wäre so kurz, daß es sich nicht der Mühe lohne, eine Huldigung vorzunehmen. Drei Huldigungen binnen drei Jahren wären eine bedenkliche Sache. Schon bisanhin habe die Landesverwaltung ihr große Unkosten aufgebürdet, was bei ihren in die Jahre wachsenden Kindern, bei den auf dem Land liegenden Schulden doch einmal sollte vermieden werden. Der Erzherzog kenne das Land nicht, müßte daher ganz von den Räthen abhängen. Dazu komme, daß er seine Ansprüche auf Polen nicht aufgegeben habe, woraus leicht Störung des Verständnisses des Königs mit ihrer Tochter*), des guten Einvernehmens jenes Landes mit Oesterreich hervorgehen könnte. Schon am letzten Reichstag seye es der Königin nur mit Mühe gelungen, den immerwährenden Ausschluß des Hauses Oesterreich von der polnischen Krone abzuwenden. Besser dürfte es daher seyn, ihr Sohn würde volljährig gesprochen, von Ingolstadt zurückgerufen und als Regent eingesetzt, wozu er ebensowohl sich eignen möchte, als ein unerfahrener Gubernator." Dann wieder schrieb sie dem Kaiser im gleichen Sinne: „Trotz des Testamentes würde selbst Ferdinands Vater in seinen Vorschlag nicht einwilligen."

Von kleinen Schwächen ist nicht leicht ein Charakter, auch der stärkste und edelste nicht, frei. Sie dienen öfters dazu, dessen Werth und Ehrenhaftigkeit heller hervorzuheben. Raschen Urtheiles kann Maria nicht frei gesprochen werden. Dasselbe ist nicht selten die Beigabe lebhafter, entschieden auftretender Persönlichkeiten. Waltet daneben eine tadelfreie Anlage des Herzens vor, so weiß dieses die leichten Verirrungen von jenem bald wieder gut zu machen. Das war bei Maria der Fall. Der Kaiser wich nicht von seinem Entschlusse, so ungerne die Erzherzogin demselben sich fügte. Darauf fügte sich bei Maximilians längerem Verweilen in Grätz ihre anfängliche Abneigung besserer Ueberzeugung leicht. Solches wußte seine Persönlichkeit ihr bald abzugewinnen. Denn es wird von ihm bezeugt daß er in seinem Thun und Lassen jedem Fürsten zum Vorbild habe dienen können; daß er als freundlich und gottesfürchtig bekannt gewesen seye; daß er an seinem Hof eine Ordnung gehalten habe, wie

*) König Sigismund von Polen hatte sich inzwischen mit der Erzherzogin Anna vermählt.

sie in einem Collegium der Jesuiten nicht besser hätte können geregelt seyn. Bei solchen Eigenschaften konnte Maximilian schon während seiner ersten kurzen Anwesenheit Marias Vertrauen in so hohem Grade gewinnen, sie dessen, wie nützlich er ihrem Hause und dem Lande seye, so vollkommen sich überzeugen, daß sie gleich nachher bei kurz dauernder Entfernung seine baldige Rückkehr wünschte, weil man seiner sehr bedürfe. Damit hatte sie dem Zeugniß des kaiserlichen Commissärs bei Ferdinands Erbhuldigung: „daß die fürstlichen Erben mit des Erzherzogs verrichteter Verwaltung wohl zufrieden sich erklären würden, eine längst vorangegangene Bekräftigung ertheilt, dabei zugleich ihren Charakter von der edlen Seite bewährt. Wohl konnte sie in weiblicher Reizbarkeit rasch aufwallen, nicht aber auf Kosten der Erfahrung und der bessern Einsicht hartnäckig bei vorgefaßter Meinung verharren.

Maximilian theilte die Wärme seiner Brüder Ernst und Albrecht für den katholischen Glauben. Die immer wilder sich gestaltende Anfechtung des seinigen, die sich mehrenden rohen Ausbrüche wider dessen Bekenner, das zunehmende Poltern von den Canzeln mußte ihn tief kränken. Wieder klagte die Erzherzogin dem Kaiser: „Bei solchem Aufreizen seye zu besorgen, daß am Ende sie und ihre Kinder auf offener Straße vor Schimpf- und Spottreden des erhitzten Pöbels nicht mehr sicher wären. Sie bitte um Abstellung der Lästerungen, um Ausweisung der Lärmblaser." Da dergleichen unter den Augen und vor den Ohren der Stände ohne die mindeste Rüge vollführt wurde*), blieb Maria auf Wachsamkeit, Abwehr und Vertheidigung angewiesen. Sie befliß sich für die Rückkehr des Sohnes Alles vorzubereiten, daß ihm genaue Kenntniß des Standes der Dinge, namentlich in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten, nicht fehle. Denn dessen, daß es so, wie seit des Gemahls Tod, auf die Dauer nicht gehen dürfe, war sie fast überzeugt. Nachstehende Zuschrift an ihren Canzlar Wolfgang Schranz giebt Zeugniß von ihrer Fürsorge in dieser Beziehung.

„Lieber Schranz!

Ich schicke euch hiemit das Buch und drei Schreiben von den hiesigen Prädicanten; das wollet ihr sorgfältig aufbehalten und zu den Religionssachen legen, auf daß, wenn mein Sohn in sein

*) Die documentirten Nachweisungen über dieses Alles finden sich in dem dritten Band der Geschichte Ferdinands und seiner Eltern.

Regiment kommt, er sehen möge, was die Prädicanten dieweil gestiftet haben, was der Pacification zuwider ist, und er sich desto besser darnach zu richten habe. Die Leute mögen keine Ruhe haben, es wird auch kein Aufhören damit seyn, so lange man das Nest hier nicht aushebt. Gott gebe, daß es bald geschehe!

Datum Grätz, den 30. Juli Anno 1594.

Maria."

Eilftes Capitel.

Die Erzherzogin Anna, Königin von Polen.

Wir dürfen diese Erzherzogin, unter Mariens Kindern (da der Erstgeborne nach wenigen Wochen hinschied) das älteste, der Mutter vollkommenstes Ebenbild in jeder Beziehung nennen, gleichwie auch zwischen Beiden, bis zu dem frühen Hinscheid der Tochter, der rückhaltsloseste und eifrigste Briefverkehr stattgefunden, von demselben manches wichtige Schriftstück sich erhalten hat, was uns in Annas liebewarmes Verhältniß zu dem Gemahl, in ihre unbegränzte Vertraulichkeit mit der Mutter, in ihre eigene Seelenstimmung, in ihre Neigungen und Gewohnheiten, in ihr Hofleben und ihre Umgebung, in ihre freundliche Behandlungsweise derselben, gleichwie dann wieder in ihre Urtheilsfähigkeit über Personen und Zustände und über den Gang der Ereignisse von höherer Bedeutung, einen hellen Blick gewährt. Der schöne Einklang mit dem Gemahl, die treue Anhänglichkeit an die ferne Mutter und die geliebten Geschwister, die Sorge um ihr Gefolge, die Hingebung desselben an die Person der Herrin, dann wieder die Aufmerksamkeit der Mutter auf Alles, wessen die Tochter bedürftig seyn, was sie erfreuen konnte, der offene, ununterbrochene Verkehr zwischen den Höfen von Krakau und Grätz, dieses Alles spiegelt sich in diesen Briefen ab. Die Unbefangenheit, mit der Anna der Mutter auch das Geheimste, bisweilen in ungeschminktem Wort, selbst in derber Rede mittheilt, die Freimüthigkeit, in der sie über Vorgänge und Personen sich ausspricht, alles dieses vereinigt sich zum anziehenden Bilde, welches von der Fürstin in voller Farbenfrische uns eingeprägt bleiben muß; und kaum werden wir nach dem Bericht über ihre letzten Stunden uns der Wehmuth erwehren können, daß eine so ausgezeichnete Frau ihr Leben nicht einmal auf fünfundzwanzig Jahre gebracht habe.

Demnach dürfte eine Schilderung dieser vortrefflichen Königin dem Geist und dem Zwecke dieses Werkes nicht fremd seyn.

Es darf wohl seltsam genannt werden, daß der Antrag zur Vermählung einer Erzherzogin mit dem Thronerben von Schweden durch einen Juden an den Hof von Grätz gelangen mußte. Ein solcher brachte denselben in der Mitte des Jahres 1586, dazu noch ohne irgendwelche Beglaubigung, dahin. Dieses sonderbaren Ausweges bediente sich der letzte Sprößling der Jagellonen, die Königin Anna, Wittwe Stephan Bathoris von Siebenbürgen, des Nachfolgers Sigismunds, des letzten Königs aus jenem alten Stamme. Ihr mochten bei diesem Vorhaben die Worte der Verlobungsacte ihres Bruders mit Elisabeth, Kaiser Ferdinand I. Tochter, in Erinnerung schweben: „Freundschaft mit den Gliedern des Hauses Oesterreich seye bei den Königen von Polen alte Ueberlieferung." Durch ihre Schwester Katharina war der spätere Sigismund, König Johanns von Schweden einziger Sohn, ihr Neffe. Daß bei aller, nach ihres Bruders Tod als bleibendes Gesetz ausgesprochenen Wahlbefugniß des Reichstages das Erbrecht des Prinzen an die Krone von diesem möchte berücksichtigt werden, scheint der betagten Königin wenigstens als Hoffnung vorgeschwebt zu haben. Dieselbe gieng in Erfüllung auf dem Reichstage des Jahres 1587 nach Heinrichs von Valois feigem Entweichen aus dem Lande. Am 18. August rief der Primas, Erzbischof von Gnesen, in jener Versammlung: „Prinz Sigismund von Schweden seye unser König!" Am 27. December desselben Jahres wurde er in Krakau gekrönt. Zu der Zeit aber, in welcher jene Eröffnung zu Grätz erfolgte, hatte Herzog Wilhelm von Bayern Annas Eltern seinen Gedanken einer Vermählung der Nichte mit dem ihm verschwägerten Hause Lothringen bereits andeuten lassen.

Bei einem in Beziehung auf kirchliche Ueberzeugung unklaren und schwankenden Vater wurde der junge Sigismund durch die Mutter mit jener katholischen Treue, welche so lange das Erbgut aller Ausgezeichnetern unter den Polen war, in freudigem Bekenntniß des Glaubens der Kirche und in wankellosem Bekennen desselben erzogen. Hatte die Weigerung, unkatholischem Gottesdienst beizuwohnen, dem Prinzen einst von dem Vater acht derbe Ohrfeigen eingetragen, so konnte dieses Mittel wenig ausrichten bei einem Knaben, welcher der geäußerten Vermuthung, sein katholischer Glaube könnte ihn um sein Erbkönigreich bringen, das entscheidende Wort entgegensetzte: „lieber jenen ohne Reich, als dieses

ohne jenen." Während nun der Sohn zur Abreise in das Wahlreich sich anschickte, suchte der Vater durch die „calmarischen Statuten über die Regierung beider Reiche" zu verhindern, daß der Glaube, zu dem der Sohn sich bekannte, jemals in dem Lande eine größere Ausdehnung wieder gewinne. Heinrich IV. von Frankreich ist bisweilen getadelt worden, daß er nicht hochsinnig genug gewesen seye, seinen Glauben höher zu setzen als eine Krone; Sigismund dagegen glaubte man herabwürdigen zu dürfen, weil er sich geäußert: „nie würde er für eine angebotene Krone seine Religion darangeben; an der ererbten festhaltend, gedenke er den Unterthanen die ihrige zu lassen, zuvor aber zu fragen, was den Genossen seines Glaubens im Reich wolle zugestanden werden." Wie anders würde über Beide mancher Leute Urtheil lauten, wenn der Eine die Krone dem Glauben, der Andere den Glauben der Krone untergeordnet hätte? — Sigmunds Oheim aber, Herzog Carl von Södermanland, der Orleans des Hauses Wasa, konnte für seine Entwürfe keinen bessern Bundesgenossen finden, als diese in den höchsten Ueberzeugungen wurzelnde Festigkeit des Neffen.

Der Antrag der polnischen Königin mußte den Verwandten des erzherzoglichen Hauses mitgetheilt werden. Er veranlaßte mancherlei Erörterungen, zumal die Aussicht auf Lothringen ihnen nicht unbekannt war. Am bemerkenswerthesten sind die Erwägungen, welche Carls Bruder, der Erzherzog in Tyrol, den Eltern zu bedenken gab. „Ob diese Verbindung dem Hause vortheilhaft seyn werde, das, erklärte er, könne er entschieden weder bejahen noch verneinen. Ob hingegen der Prinz (zu dieser Zeit konnte nur noch an Schweden gedacht werden) katholisch seye, ob er es werde bleiben können, ob er hinsichtlich der Erbfolge sicher stehe? das wären die ersten und wichtigsten Fragen. Dann nur, sofern hinsichtlich seines Glaubens kein Zweifel obwalte, dürften die Eltern mit reinem Gewissen vor Gott in die Heirath einwilligen; indeß sie es nie würden verantworten können, wenn sie eine, bei zartem Alter in dem Glauben noch nicht hinreichend befestigte, Tochter der Gefahr preis gäben, von ihrer Religion weggedrängt, wenigstens in Ausübung derselben beirrt zu werden. Würde ihr selbst (bei bestehendem Uebergewicht der Sectirerei in dem Lande) freie Uebung des katholischen Gottesdienstes und eine Umgebung aus ihrer Religion zugestanden werden, so wisse man zur Genüge, wie leicht es seye, dergleichen Leuten das Verweilen in dem Lande eines andern Glau-

bens zu erschweren; wie leicht, nach deren Absterben das Ausfüllen der Lücken zu verhindern. Sollte die Aussicht auf Lothringen sich verwirklichen, dann ließe sich wohl auf die andern Töchter verweisen. Erste Bedingung vor Allem bleibe: daß der Prinz katholisch seye, sonst es unverantwortlich gegen Gott wäre, ihm eine Tochter zu geben."

In München hätte man ebenfalls die Verbindung mit Lothringen lieber gesehen. Nicht minder hätten selbst Maria und ihr Gemahl dem nähern und ein entschieden katholisches Volk regierenden Fürsten den Vorzug gegeben. Der Mutter aber spiegelte sich die Hoffnung vor, für zwei Kinder zugleich sorgen zu können; ein schönes Zeugniß, wie neben der hohen Stellung und fürstlichem Glanz die natürlichen Regungen ihr gebührendes Recht behaupteten. Auf die Nachricht, wie die Sache wegen Lothringen nicht bloßer Wunsch, sondern neulichst durch den Bruder seiner Gemahlin wieder in Anregung gebracht worden seye, antwortete Maria dem Herzog Wilhelm:

„Ich habe dein Schreiben von dem Courier gar wohl empfangen. Mein Gemahl und ich bedanken uns zum allerhöchsten gegen der Frau Mutter und dir und deinem Gemahl des getreulichen Rathes in der Anna Heirathshandlung. Wir warten also, bis du uns schreibst. Allein ich bitte dich, du wollest es von Stund an thun, sobald du eine Antwort hast. Denn wir wollen sehen, wie wir es thun, daß wir den Juden aufhalten. Wenn es seyn könnte, so wäre es uns mit Lothringen lieber als mit Schweden. Mein Gemahl hat mir auch befohlen, dir zu schreiben, sofern es mit Lothringen was wäre mit der Anna, so hätten wir im Sinn dem Juden solches anzuzeigen. Im Fall die Königin von Polen noch dazu einige Neigung hätte, so haben wir noch eine Tochter, die Maria, sie ist nur um ein Jahr jünger als die Anna; wegen derselben werden wir uns in Unterhandlung einlassen. Mein Gemahl bittet dich auch, du wollest den Courier, den du wegen Lothringen senden wirst, es sey nun, was es wolle, auf Judenburg zuschicken; denn wir werden in acht Tagen weg auf die Jagd. Ich will nun gern sehen, was der Jud dazu sagen wird, daß er noch so lang muß warten. Soll es mit Lothringen nichts werden, so wollen wir im Namen Gottes gleich mit Schweden fort. Denn wir haben ihrer viel Töchter*). Ich bitte dich, mein Schatz, laß es uns doch

*) Diendl im Original.

von Stund an wissen, sobald du eine Antwort hast. Darum thue ich mich samt der Anna und allen den Andern befehlen. Ich bitte dich, grüße mir deinen Gemahl zu tausend Mal. Sobald Ihr Liebden gute Antwort von Ihrem Herrn Bruder hat, so ist die Anna nimmer meine Tochter, nur dein und deines Gemahls*)."

Erzherzog Maximilians Nebenbuhlerschaft mit Sigismund um die polnische Krone scheint wohl in Krakau, weniger in Grätz den Vermählungsgedanken in den Hintergrund gedrängt zu haben. Die Erzherzogin, die vornehmlich denselben festhielt, gieng den Freiherrn von Rumpf um Mitwirken zu Förderung des Vorhabens an. Auch in Rom war man demselben geneigt, und der Nuntius in Polen, Erzbischof Hannibal von Capua, sollte ihn bei dem König wieder in Erinnerung bringen. Er erhielt von Sigismund die Antwort: seine Neigung wäre noch immer auf eine Tochter des Erzherzogs von Steyermark gerichtet. Allein Erzherzog Maximilians beharrliche Weigerung, den Königstitel von Polen abzulegen, nährte doch bei dem beglücktern Kronbewerber eine nicht zu besiegende Mißstimmung, zumal der Großcanzlar Zamoisky einer österreichischen Verbindung entschieden abgeneigt war, seinen Herrn sogar durch das Vorgeben, die Erzherzogin seye mit allerlei Leibesgebrechen behaftet, davon abzuschrecken suchte.

Die Sache zog sich bis in das Jahr 1591 hinein, so daß zuletzt Anna selbst wankelmüthig wurde und erklärte: sie habe weder Lust noch Willen, dem König ihre Hand zu reichen; auch die Mutter an den Erzherzog in Tyrol schrieb: „sie hoffe nicht, daß man ihre Tochter zu einer mißbeliebigen Verbindung werde zwingen wollen." Der Kaiser aber, in diesem Augenblicke dem Vorhaben höchst geneigt, ließ ihr wissen: „ihre Tochter möge sich die Folgen des Ungehorsams und des Eigensinns nur klar genug vorstellen. Niemals werde er darein einwilligen, daß dem König eine jüngere Tochter angeboten werde. Sein verstorbener Oheim habe demselben die älteste zugedacht, und das Haus Oesterreich könne sichere Freundschaft nur dann erwarten, wenn auch in dieser Beziehung Wort gehalten werde".

Während dessen kam von dem Cardinal Radzivil die Anzeige: der König seye fest entschlossen, sich mit einer Erzherzogin zu verbinden, habe aber vor Allen die Anna sich erkoren. Nun bahnte sich alles rasch zum Abschluß an. Es konnte nicht viel über die

*) Gemahlin.

Hälfte des Jahres verflossen seyn, als die junge Erzherzogin ihren künftigen Gemahl mit einem Briefe erfreute; obwohl sie nur aus Gehorsam gegen die Mutter hiezu sich bequemte. Doch schon im ersten Jahr ihrer Verbindung mochte die Mutter dem Freiherrn von Rumpf schreiben: „der König seye ihrer Anna so lieb, daß sie denselben an keinen andern Mann in der Welt vertauschen möchte; sie bitte um Verzeihung für die Beleidigung durch ihr Sträuben".

Die Sache sollte jetzt rasch vor sich gehen, rascher, als es bei den erforderlichen Vorbereitungen der Erzherzogin lieb war. Hierüber beklagte sie sich bei dem Freiherrn von Rumpf. In ihrem Schreiben an denselben spricht sich ausschließlich die um eine angemessene Ausstattung der Tochter besorgte Mutter aus, die weder dieselbe verkürzen, noch für ihre eigene Person Unehre aufheben will, deßhalb voll Sorge und Bekümmerniß ist, die sich durch den ganzen Brief so zu sagen sichtbar abmalt.

„Lieber Rumpf!

Ich habe gar lange kein Schreiben von euch gehabt. Gleichwohl kann ich nicht unterlassen, euch zu schreiben, weil mir Ihre Mt. diesen eigenen Curier geschickt hat von der polnischen Heirath wegen, und mir Ihre Mt. schreiben, daß der König die Hochzeit zu Eingang des neuen Jahres haben will. Ich glaube, daß dieses daraus herfließt, daß Ihre Mt. der Kaiser dem König diesen Tag bezeichnet hat. Nun mag ichs mit Gott bezeugen, daß mir nichts lieber gewesen wäre, als daß die Hochzeit auf Martini, des Königs erstem Begehren nach, hätte seyn mögen; denn mich bedünkt, was zusammen gehört, soll nur bald zusammen aus vielen Ursachen. Weil aber Ihre Mt. die Resolution so lange aufgezogen hat über die Artikel, die ich durch den von Herberstein hineingeschickt habe, daß es nun über den siebenten Monat ist, und ich so gar nichts richten gekonnt, und erst jetzt Ihre Mt. sich resolvirt hat und mir befohlen, es zu vollziehen, so laß ich euch, als einen Verständigen, urtheilen, wie in solcher Zeit menschlich und möglich seye, mit der Ausstattung aufzukommen, daß es nicht unserm Haus zu großem Spott und Schande gereichen werde? Denn ihr mir in aller Wahrheit glauben dürfet, daß nicht ein Hemd für meine liebe Tochter gemacht ist, viel weniger ein Rock, aus Ursache, daß ich nicht gewußt habe, was Ihre Mt. bewilligen wollen. Denn sollte ich viel haben anfangen lassen, und man hätte es hernach nicht bewilligt, wie wäre ich bestanden und was für einen Spott hätte ich bei jedermann mir zugezogen?

Wenn sich aber Ihre Mt. von Stund an resolviert hätte, wie sie denn jetzt gethan, sollt ihr mir gewiß glauben, daß nun alles fertig wäre, und wir mit Ehren würden bestanden seyn. Denket selbst: wir haben nur neun Wochen bis zum neuen Jahr, und man sagt, man müsse drei Wochen früher von hier hineinziehen, so habe ich gleich nur sechs Wochen; da sollte man Alles machen. Auch ist hier ein Ort, wo man gar nichts findet; ich muß erst nach Wien schreiben, und Gott weiß, ob man es auch dort findet? Wenn ich Zeit hätte, so hätte ich alles von Mailand und andern Orten kommen lassen; nun aber ist die Zeit allzu kurz, daß ich gleich ganz und gar anstehe und so irre bin, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Mir ist nur um den Wagen*); denn ein solcher Wagen, wie es sich für eine solche Person gehört, bedarf nicht sechs Wochen, wohl aber sechs Monate. Ich fürchte daher, ich werde nicht allein mit großem Spott, insonderheit bei den Polen, bestehen, die sonst ein hochtrabendes Volk sind und auf alles sehr Acht geben, sondern überhaupt großen Spott aufheben. Dazu, so wird man alle Dinge um das doppelte Geld kaufen müssen; denn, wenn die Kaufleute wissen, daß man es haben muß, so verlangen sie das Doppelte, und man wird nehmen müssen, was man nur findet, es sey gut oder schlecht; so daß mich meine Tochter wirklich im Herzen erbarmet, daß sie es nicht genießen sollte, wie ich es ihr von Herzen gönnen wollte und es auch seyn sollte. Ihr möget mir bei meiner höchsten Wahrheit glauben, daß es mir so hoch anliegt, daß ich nicht schlafen und essen mag; denn ich weiß nicht, wo ich es anfangen soll. Wo ich was will anheben, sagt jedermann: die Zeit ist zu kurz. Wann es nur auf den Februar seyn könnte, daß ich doch noch einen Monat im Vorrath hätte! Ich wollte nichts mehr wünschen, als daß ich nur eine Stunde bei euch seyn und euern Rath haben könnte, wie ich doch thun sollte. Wenn aber je der König nicht länger warten will, so muß es eben seyn, wie man es kann; was man aber hernach in der ganzen Welt davon reden wird, das wird man mit schlechter Freude hören. Ich bitte euch deswegen um Gottes willen, ihr wollet mir rathen, wie ich doch thun solle. Ich habe schon überall ausgeschickt und lasse machen; es ist aber nicht möglich, daß man fertig damit werde. Ich bitte euch auch zum höchsten, ihr wollet mich bei Ihro Mt. entschuldigen (denn sie erkennen es wohl

---

*) Der Brautwagen, in welchem die Erzherzogin nach Polen ziehen sollte.

selbst, wie es möglich ist, in sechs Wochen solches zu richten), wenn es nicht gemacht würde, wie es seyn sollte. Es ist einmal, wie mir Ihre Mt. schreiben, daß es zum Nachtheil, Schaden und Spott unserm ganzen Hause wäre, wann es zurück sollte gehen. Darum muß man eben thun, wie man kann. Die Polen werden es nicht glauben, daß man eine so kurze Zeit gehabt hat, denn sie wissen es nicht. Ich bitte euch, ihr wollet mich wissen lassen, was Ihre Mt. dem König darüber geschrieben hat; denn Ihre Mt. schicken mir keine Copie als von dem, was der König Ihro Mt. schreibt; was aber Ihre Mt. dem König schreiben, schicken sie mir nicht. Wenn sich der Kaiser und der König mit einander noch über einen gewissen Tag vergleichen werden, daß die Hochzeit seyn solle, das wollet mich auch von Stund an wissen lassen. Es wird sehr kalt seyn und die Sterbläufe dazu sind nichts werth. Ihr möget mir glauben, daß ich so voll Gedanken bin, daß ich schier nicht weiß, was ich schreibe. Da die Zeit so gar kurz ist, so könnet ihr selbst denken, wie ich mit den Leuten*) werde aufkommen. Ich habe noch keinen Menschen bestellt; denn ich habe nicht gewußt, was man passiren**) wird; auch ist in diesen Landen nichts zu bekommen der Religion halber; ich muß erst anderswohin schreiben. Ehe man die Leute erhandelt, so sollte man schon fort ziehen und mangeln mir gleich die nöthigsten, als die Hofmeisterin und Kammerfrau; mit den andern wollte ich schon aufkommen. Jetzt werde ich nehmen müssen, wer nur will, er tauge oder nicht. Ihr könnet denken, wie es meiner Tochter seyn wird, wenn sie etwa Leute wird haben müssen, die nicht für sie sind. Hätte ich Zeit gehabt, so wollte ich wohl Leute bekommen haben; jetzt werde ich nehmen müssen, was uns etwa Allen eine schlechte Ehre seyn wird. Nun es muß halt seyn! Wenn etwa Ihre Mt. den Landgrafen von Leuchtenberg und seine Gemahlin meiner Tochter wollte zugeben, so kann ich euch in gar großem Vertrauen nicht verhalten, daß die Landgräfin gewiß nicht taugt, denn sie gar jung ist, und einen gar schlechten Verstand hat, denn ich kenne sie wohl, daß viel eher sie eine Hofmeisterin bedürfte, als daß sie regieren sollte. Aber die Alte***) wäre wohl gut gewesen, wenn sie es

*) Die Dienerschaft für die Erzherzogin.

**) Genehm halten.

***) Diese könnte nur Mathilde, Ludwig Heinrichs Wittwe, Roberts II., Herrn von Arembergs Tochter gewesen seyn; und da ihre ältere Schwester Margaretha, mit welcher der arembergische Besitz an das Haus Ligne kam, schon im Jahr 1547 sich vermählte, dürfte sie mit allem Fug die Alte ge-

hätte annehmen wollen. Die Landgräfin taugt gewiß nicht; es hätte meine Tochter gar keinen Trost an ihr, oder daß sie sie könnte unterweisen. Denn meine Tochter ist ihr Lebenlang bei nichts solchem gewesen, daß sie wüßte, was sie thun sollte, und die Landgräfin weiß auch nichts. Meine Tochter hat mich derhalben so hoch gebeten, daß ich mit ihr sollte, daß ich mich gleich dazu entschlossen habe, indem ich hoffe, es werde Ihrer Mt. nicht zuwider, sondern vielmehr angenehm seyn, wie ich es denn Ihrer Mt. hiemit in Postscripto selbst zuschreibe. Und bitte euch, ihr wollet es Ihrer Mt. in ihre selbsteigene Hand geben, damit dieses Schreiben nicht in die Canzlei komme; ich wollte nicht gerne, daß der Landgraf es wissen sollte. Wenn nicht die Ursach wäre, die ihr wohl wisset, daß meine Tochter so ungern diese Heirath eingeht, so hätte ich mich kaum entschlossen. Aber aus dieser und andern Ursachen hat sie mich bewegt; und daß ich auch das bedenke, daß es nicht mehr, ja weniger kosten wird. Wenn eine Fürstin oder sonst eine Frau mit zieht, muß man eine große Verehrung geben, und mit dieser Gelegenheit wird viel aufgewendet, was sonst nicht geschähe. Meine Tochter sagt, wenn sie nicht diesen Trost noch hätte, daß ich mit ihr ziehe, so müßte sie wohl verzagen. Ich hätte von diesem viel zu schreiben, das sich der Feder nicht anvertrauen läßt. So hätte ich auch gedacht, daß es des Landgrafen gar nicht bedürfe, weil der Bischof*) mitzieht; und daß man diesem einen schlesischen Fürsten oder einen ansehnlichen Herrn aus Böhmen oder vom Hof zugeben würde, damit Alle des Hauses Oesterreich Unterthanen wären und ansehnliche Leute. Doch gebe ich Ihrer Mt. gar kein Maß oder Ordnung; ich schreibe nur an euch meine einfältige Meinung im Vertrauen. Ihr möget mir glauben, daß ich lieber wollte, daß die Zeit schon da wäre, nur der bösen Leute wegen, die dieses Werk so gerne verhindert sähen. Aber unser lieber Herr wird es gnädiglich verhüten, damit unsere Feinde nicht erfreut werden. Ich erwarte alle Stunden einen Brief von seiner Liebden Erzherzog Ernst, daß wir uns alle mit einander vergleichen. Es ist beschwerlich, also über Land zu handeln. Ich habe in dem Verzeichniß, das ich zuvor Ihrer Mt. überschickt habe, noch etliche wenige Personen vergessen, die meines

nannt werden. Die Junge war Maria Salomea, des wirklichen Landgrafen Georg Ludwig Gemahlin, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, geboren im Jahr 1563. Andere Landgräfinnen von Leuchtenberg gab es damals nicht.

*) Von Seccau, Martin Prenner.

Bedünkens nothwendig sind; dieß schicke ich euch hiemit und bitte euch, ihr wollet es Ihrer Mt. übergeben, ob sie Ihr es auch gefallen lassen. Alsdann könnte es Ihre Mt. den Gesandten neben den andern Personen, die ordinare verbleiben sollten, fürhalten. Meine Tochter muß auch auf das wenigste drei Kutschen haben; ebenso muß sie Fuhrleute dazu haben, sowie auch Lakaien, einen Caplan, einen Tafeldiener, eine Leibwäscherin und eine Kammerfrau. Mich bedünkt nicht, daß es zu viel seye. Ich bitte euch auch, ihr wollet mich sogleich wissen lassen, ob es Ihre Mt. bewilligt, damit ich die Leute bestellen kann, wie ich denn schon jetzt darum umfrage. Ich werde gewiß meinen Herrn Sohn Erzherzog Ernst bemühen und bitten, daß mir sein Liebden um Kutschenpferde frage, und die Wagen der Braut zu Wien machen lasse, denn hier ist niemand, der etwas kann. Es wird nur von Goldstoff*) seyn müssen, denn in der Eile ist es nicht möglich, daß man einen sticken kann, wie es seyn sollte. Ich wollte, daß euer Weib bei mir wäre, ich weiß, sie würde mir treulich helfen; es thäte nämlich sehr Noth, daß mir jemand hülfe. Ich fürchte halt nur, wir heben einen großen Spott auf, nun, ich kann nichts dafür, ich bin vor jedermann entschuldigt.

Ich bitte euch, grüßt mir die Frau zu tausend Mal und saget ihr, ich lasse sie bitten, weil sie mir nicht helfen kann, sie wolle Gott für mich bitten, damit ich doch nur ein wenig bestehen**) möge. Ich habe gar lange nicht gehört, wenn der Khevenhiller***) nachkommen wird; ich erwarte ihn mit großem Verlangen. Ich kann nicht weiter schreiben.

Datum Grätz, den 28. October Anno 1591.

Ich bitte euch, laßt mich doch von Stund an wissen, was Ihre Mt. dem König geschrieben hat, und den gewissen Tag der Hochzeit, so bald es auch Ihre Mt. nur recht wissen.

Maria m/p."

Mit dem Beginn des Jahres 1592 war alles so weit vorbereitet, daß man zu Prag der Ankunft einer glänzenden Botschaft zur Brautwerbung entgegen sah. Am 13. März hielt dieselbe, den Herzog Radzivil an der Spitze, dort ihren Einzug. In 32 Kutschen, zwölf mit sechs, die übrigen mit vier Pferden bespannt, und von

---

*) Gulden Stuck im Original.

**) d. h. mit Ehren.

***) Der Gesandte in Spanien.

280 Reitern auf schönen und wohlgeschirrten Pferden begleitet, war sie angekommen. Bei der Audienz hielt der Bischof von Krakau eine lateinische Anrede an den Kaiser, die wohl eine Stunde dauerte. Nachdem am 17. April der Heirathsvertrag, welcher merkwürdiger Weise der Mutter niemals zu Gesicht kam, geschlossen worden, verfügte sich die Gesandtschaft nach Wien, wo die Verlobung stattfinden, unmittelbar darauf die Braut abreisen sollte, damit am Sonntag nach dem Feste der heiligen Dreifaltigkeit die Vermählung erfolgen könne.

Die Mutter freute sich des Wunsches des Königs, daß sie ihre Tochter begleite. Nachdem am 4. Mai die Verlobte in der Augustinerkirche zu Wien dem Herzog angetraut worden, brachen Mutter und Tochter mit zahlreichem Gefolge des andern Tages von Wien auf. Zwei Erzherzoge gaben ihren Muhmen auf zwei Tagereisen weit das Geleite. Am 14. wurde zu Ploiß das polnische Gebiet betreten. Vier Tage nach dem glänzenden Einzug in die Königsstadt, am 1. Juni, fand Annas Trauung und zugleich Krönung statt. Von den Reiseerlebnissen der Erzherzogin wissen wir nichts; sie hatte damals niemand, dem sie darüber hätte Bericht erstatten können.

Am 22. Mai des folgenden Jahres schenkte Anna dem König ihre erste Tochter. Ein halbes Jahr vorher war Sigismunds Vater, Johann von Schweden, gestorben. Das rief jenen in sein Erbkönigreich, wohin er im August sammt der Gemahlin sich erhob, und am 10. October nach stürmischer und gefahrvoller Ueberfahrt unter kriegerischem Jubel zu Stockholm landete*). Der Herzog Carl hatte nach des Vaters Hinscheid, wahrscheinlich noch vor demselben, für das Gelingen seine Plane alle schlau einzufädeln gewußt. Die Religionsfrage mußte den Wendepunct herbeiführen.

Kaum der König in dem ausgeplünderten Schloß seines Erbreiches sich festgesetzt hatte, wurde von ihm verlangt, keine andere Religion ins Land bringen, das heißt, für sich selbst keinen Gottesdienst halten zu wollen. Er schlug dieses ab, als seinem Gewissen widerstrebend. Ferner sollte er den Nuntius Malaspina, der ihn hinüber begleitet, fortschicken; er that es nicht: denn, wendete er ein, derselbe seye zu seiner Person, nicht zu dem Schwedenreich gesendet. Es wurde gefordert, daß Rückkehr zu der Kirche dem Lan-

---

*) Sowohl von der Ueberfahrt als von dem Treiben in Stockholm und dem Zustand der Hauptstadt giebt Anna in eigenhändigen Briefen an die Mutter höchst lebendige Schilderungen.

desverrath gleich geachtet werde, Verlust aller Rechte bewirke. Durfte Sigismund in dergleichen einwilligen? Kaum in dem eigenen Schloß sollte zuletzt dem Landesfürsten Religionsübung gestattet seyn.

Die Königin setzte ihren Gebrauch, wöchentlich zwölf Arme zu speisen, auch in Stockholm fort, zu großem Erstaunen der Einwohner, die eine solche Entäußerung der fürstlichen Würde niemals gesehen, nicht einmal für möglich gehalten hatten; was doch auf Manche tiefen Eindruck machte. Anna ließ die Verpflegten das Gebet des Herrn und den englischen Gruß aussprechen, und freute sich innig, denselben da wieder zu hören, wo er seit so langer Zeit in Vergessenheit gekommen war. Da fürchteten die Prädicanten den stillen Einfluß einer jungen, schönen, in Werken christlicher Liebe eifrigen Fürstin. Schon am 30. October sprach einer derselben auf offener Canzel über alle diejenigen den Bann aus, „welche mit Papisten Gemeinschaft hätten". Das war dem König doch zu viel. Er ließ dem Eiferer ansagen: entweder müsse er widerrufen, oder das Gefängniß stehe offen. Derselbe suchte sich nun mit der Erklärung zu helfen: „er habe den König nicht gemeint". Dieser verwies aber den Senatoren und dem Adel ihre Unbescheidenheit, daß sie derartige Ausfälle in seiner Nähe gestatteten, rügte zugleich die Zusammenkünfte, die sie ohne sein Vorwissen hielten. „Ihr nennt mich fromm, sagte er; wohl kann ich es seyn, wenn man es zu grob macht."

Auf den ersten März 1594 war der Krönungstag des Königspaares angesetzt. Mit schwerem Herzen mag Sigismund zu mehrern der gestellten Bedingungen sich bequemt haben; doch so weit ließ er sich nicht demüthigen, daß er durch den zweideutigen (protestantisch war er ohnedieß) Erzbischof von Upsala die Krone sich hätte aufsetzen lassen. Durch den Bischof von Westeräs, der dabei im vollen Schmuck eines katholischen Bischofs auftrat, ließ er es geschehen.

Die Weise, in welcher die Erzherzogin dem Gedanken über diese Krönung gegen ihre Tochter Lauf läßt, führt uns so in die Tiefen ihrer Anschauungsweise und ihres thatkräftigen Wesens, als daß wir es uns nicht versagen könnten, deren Aeußerungen hierüber mitzutheilen, zumal einer wahrhaft katholischen Fürstin eine Königskrönung weder eine weltlich-politische Handlung, ein ceremonienreicher Staatsact, noch weniger ein die Hoheit des Königthums versinnbildendes Schaugepränge seyn konnte, sondern sie darin, was die christlichen Königskrönungen ursprünglich darstellen wollten, die mystische Verbindung der einem einzigen Lande geltenden

irdischen Hoheit mit der über dem Weltall herrschenden himmlischen Allmacht anerkennen mußte. So wenig als Taufe und Priesterweihe durfte sie ihr als bloßes Zeichen gelten; eine sacramentale Handlung hatte sie in der Krönung zu verehren. Denn nicht darin, daß der erste Kirchenfürst des Landes dem künftigen Herrscher die Krone auf das Haupt zu setzen hat, liegt das Wesentliche dieses bedeutungsreichen Actes, dasselbe ruht in der Weihe, die dem zu Krönenden ertheilt wird, in dem innigen Bund mit dem Glauben und dessen Quelle, worin er fortan verharren soll, durch den Ring bezeichnet, in der vor dem Ewigen selbst gegebenen Zusage, die ernstesten Regentenverpflichtungen treulich erfüllen zu wollen*), bei lebendigem Vertrauen, daß die Gnaden hiezu über ihn ausgeströmt wären; wessen Allem am Schlusse der Schmuck der Krone das laut sprechende Zeugniß zu geben hat. Diese Ueberzeugung von dem Wesen einer Krönung fordert aber unabweislich die Annahme einer höhern Bevollmächtigung von Seite des Krönenden, und einer hiedurch ihm angewiesenen freien Stellung, sonst die Sache in ein flimmerndes Prunkstück sich verkehren würde, bei welchem der Fürst für einen Augenblick, jedoch nur scheinbar, hinter den Unterthan träte; indeß nach dem wahren Begriff einer Krönung der Krönende für die Zeit, da er die erhabene Handlung als hiezu bevollmächtigter Diener Gottes verrichtet, dem Unterthansverhältniß, in welches er nach derselben möglicher Weise wieder zurückkehren kann, entrückt ist. Dieser Mangel einer nicht von Menschen herrührenden Bevollmächtigung war es, welche Maria mit der Anschauung einer wahren, ihrem Wesen entsprechenden Krönung durchaus nicht vereinbaren konnte, und der ihr Veranlassung gab, nicht ohne Humor und selbst einer Anwandlung von Bitterkeit über diejenigen, welche bei aller Feindschaft gegen das Wesen der Kirche einige Formen derselben beibehalten hätten, vor der Tochter darüber sich zu äußern. Und welcher Gegensatz zwischen dem

*) Daher, weil ein lebendiger und regierender, auch ein (Gott) verantwortlicher König, dem deßwegen gesagt wird: Regiam hodie suscipis dignitatem; præclarum sane inter mortales locum, sed discriminis, laboris et anxietatis (der wahren Signatur alles, daher auch des königlichen Seyns, nicht eines bloßen, auf das Papier gezeichneten Scheins) plenum. Verum, si consideraveris, quod omnis potestas a Domino Deo est, per quem reges regnant, tu quoque de grege commisso ipsi Deo rationem (welche bloß die lügende Theorie, niemals aber die wahrhaftige Praxis auf anderer Leute Schultern wälzen kann) es redditurus.

vorigen Brief, in welchem die Mutter ihrem Kummer über wirthschaftliche Verlegenheiten freien Lauf läßt, und dem nächstfolgenden, zu welchem die katholische Fürstin mit dem Bewußtseyn ihrer hohen Stellung die Feder in alle Bitterkeit gegen eine ihr verhaßte Religionsmeinung und einen treulosen Blutsverwandten des Königs getaucht hat.

„Mein herzliebes Kind!

Ich weiß nicht, wie ich danken kann, daß du mir so ganz vertraulich schreibst, wie es alles zugegangen ist. Mein Gott, wie werdet ihr eine Zeit gehabt haben! Hätte ich es gewußt, es würde mir großen Kummer gemacht haben; ich glaube, daß ich vor Leid gestorben wäre. In was Aengsten wird das fromme Herz der König gestanden seyn? Aber die Krönung ist nicht mehr werth als eine Schmiere. Hätte ich es gewußt, ich wollte euch einen guten spanischen Balsam geschickt haben, so hättet ihr doch etwas Gutes zu riechen gehabt. Ich kann nicht sagen, wie wohl er mir gefällt, daß der König den Handschuh nicht hat wollen abthun. Laß mich wissen, wohin man den König geschmiert hat, an welchen Ort, und wohin man dich gesalbt hätte. Es mahnt mich euere Krönung, gleich wie man die Buben im Spiele krönt; ihr seid nicht um ein Haar besser gekrönt, weil es nur die lutherischen Schelmen gethan haben, die so viel Vollmacht dazu haben als ich. Sie sind wie die Affen, daß sie den Katholischen alles nachmachen, und ist doch nichts dahinter. Wäre ich König gewesen, und hätte mir der Schelm das Schwert gegeben, wollte ich es ihm auf seinen heiligen Grind geschlagen haben. Ich glaube, wenn man mich gekrönt hätte, ich hätte mich des Lachens nicht enthalten können. Wenn mein Mädl mail*) da gewesen wäre, glaube ich, sie hätte den Gulle gestochen**); es wäre auf seine Heiligkeit gleich genug gewesen. Laß mich wissen, ob die Bischöfe Weiber haben und wie man diese Weiber nennt, ob sie Bischöfinnen heißen und ob man sie auch ehrt? Ich befürchte sehr, weil sie euch sonst überall drängen, wie sie wollen, sie werden dein Kind***) auch taufen und es drinnen behalten wollen. Um Gotteswillen, lasset es nicht drinnen. Du hast doch dem Bischof einen

*) In spätern Briefen öfters vorkommend, eine Art Hofnärrin.

**) Ueber welchen Ausdruck der Verfasser in keinem Idiotikon hat Aufschluß finden können.

***) Welches Geschlechts es gewesen seye, wissen wir nicht, es scheint bald hernach gestorben zu seyn.

rechten Namen gegeben, daß du ihn einen Erzschelm geheißen hast. O wie hätte ich sie zu Schanden gemacht die losen Schelmen! Die Herolde haben auf dich nicht gerufen: Vivat Anna Regina; das kann dir gleichgültig seyn. Du hast recht daran gethan, daß du dich nicht hast salben lassen. Aber ich befürchte, weil du nicht gesalbt bist, werden sie dir nicht geben, was dir der König etwa in Schweden vermachen wird; denn sie werden sagen, du seyest keine rechte Königin. Laß mich wissen, was dich hierüber bedünkt, und wo man dich hingesalbt hätte, wenn du dich hättest salben lassen. Laß mich wissen, ob Herzog Carls*) Gemahlin**) schön ist, und ob es die ist, die dein Gemahl hätte nehmen sollen; wie sie ihm gefällt und er ihr. Jetzt hat sie nämlich einen schönen Unflath. Daß des Kaisers Botschaft die Krönung gesehen hat, und du meinst von Fürwitz wegen, will ich nicht widersprechen. Aber das verstehe ich nicht, daß du schreibst, du seiest noch der Meinung, wie du früher geschrieben hast. Ich habe kein anderes Schreiben als dieß seit dem ersten Januar empfangen. Laß mich doch wissen, was du meinst; ich weiß kein Wort, warum er drinnen gewesen ist, noch weniger wer er ist und was für eine Antwort er gebracht hat. Man schreibt überall, der Türke begehre von den Polen, sie sollen die Tartaren durchlassen. Ich traue zu Gott, sie werden es nicht thun, denn es sie sowohl, als uns träfe***). O mein Gott! wie wird es halt im Reich†), wie bedürfte man euer so wohl! Ihr müßt gewiß auch daran, damit man dem Schelm††) von allen Seiten Angst mache.

„Ich kann mir gar nicht denken, was du meinst, warum des Kaisers Botschaft hinein sollte seyn. Es gefällt mir recht wohl, daß der Botschafter so viel auf den Polen hält; sie sind mir halt auch lieb von des Königs und deinetwegen. Ich werde mit großem Verlangen warten, bis ich höre, daß ihr wieder zu Stockholm seid. Ich fürchte stets, man werde euch einen Possen spielen, was Gott verhüten wolle. Ich will auch gerne hören, wen der König zum Gubernator machen wird; nur den Schelmen, den Herzog Carl nicht. Ich wollte ihn auszahlen, sollte mir mein halbes Gut darüber aufgehen. Wie wird er deinen Herrn verlästern, wenn

*) Von Södermanland.

**) Die damalige, seine zweite, war Christina, Herzog Adolphs zu Holstein Tochter, mit der er sich im Jahr 1592 vermählte.

***) Es geschah aber dennoch.

†) In Polen.

††) Der Herzog von Södermanland.

man ihn nicht zum Gubernator macht! Wer wollte ihm denn trauen, weil er selbst gern König wäre. Früher gehängt, dann vergeht den bösen Menschen das Schelten!

„Jetzt will ich auf die Zifferschrift Antwort geben, aber nur kurz, denn ich traue nicht. Es ist wohl zu erbarmen, daß die Krönung von wegen des unnöthigen Disputats über die Religionsübung des Königs ist verschoben worden. Ich kann nicht genug bedauern und beklagen, daß es dazu gekommen ist, daß der König von den Ständen die Gnade bekomme, was sie ihm für Kirchen und Religion bewilligen wollen. Es ist wirklich an dem, daß die Stühle auf die Bänke springen. Mein Gott, wohin kommt es doch, wo das Ungeziefer überhand nimmt. Ist das nicht zu erbarmen, daß der König seine Religion nicht frei haben solle, sie aber in allem frei sein wollen? Es wäre kein Wunder, wenn sich die Erde öffnete und die Leute verschlänge. Das ist doch gar aus der Art, daß der König ihnen hat verschreiben müssen, daß kein katholischer zu keinen Aemtern kommen solle. O Gott! nimm dich deiner Rechtgläubigen an! Es wäre kein Wunder, wenn deinem frommen Gemahl sein Herz im Leibe zersprungen wäre. Ich glaube, du hast ihn getröstet. Es mag gewiß nöthig gewesen seyn, auch dich zu trösten; denn ich weiß wohl, wie Einem in solchen Fällen zu Muth ist. In Summa, ich sehe in allen Sachen, daß Herzog Carl und der klappernde*) Prädicant an dem meisten schuld sind. Ich wollte alles, was ich habe, daran wenden, daß ich mich an ihnen rächen könnte. Ich wollte sehen, wie ich sie mit guten Worten zu mir ins Schiff brächte, auf dem ich wegfahren wollte; würde sie dann mit mir nach Polen führen und dort mit ihnen abrechnen. Ich wollte mit dem Moscowiter Friede machen, um die Schweden auszuzahlen, daß sie an mich denken müßten, und sollte ich das Reich daran setzen müssen, weil sie doch so ungehorsam sind. Ja was haben nur die Prädicanten und die Bauern mit solchen Sachen zu schaffen? Dem Bauer einen Pflug in die Hand, den Prädicanten einen Strick um den Hals! Ist das nicht ein schönes Verbündniß, auch eine Kette, wie da im Lande? Ist er nicht ein Schelm, dieser Herzog Carl, daß er so bestimmt zugesagt hat, wie er dem König helfen wolle und hat hernach ganz das Gegentheil gethan? Wie

*) Scheper im Original, von dem Stammwort: schebern — klappern. Wollte aber der Ausdruck von dem Wort schaben abgeleitet werden, so hätte das Beiwort die Bedeutung von schäbig.

wird es dem Fellvetter zu Herzen gegangen seyn? Er ist halt ein treuer alter Diener. Ich wollte dem Herzog Carl seine Freiheit mit, weiß nicht was, versiegelt haben, wenn er sich so wohl verhalten hätte gegen mich. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn der König mit Herzog Carl gerauft hätte, weil er in allem wider ihn gewesen ist und doch so viel Gutes erboten hat. O falsche Herzen! Er hat es wohl errathen, daß er ihm im Winter nichts thun könne; ich wollte es ihm im Sommer gewiß auszahlen. Wie er gesagt hat, er wollte sich entfernen, hätte ich ihm gesagt: zieh hin an den Galgen, wo du willst, bis ich nach dir schicke. Er hat euch recht getummelt. Das ist doch gut, daß die Räthe nicht gewollt haben, daß der König das Reich dem Herzog Carl übergebe; sie kennen ihn eben, darum mögen sie ihn nicht. Kurz, ein Kind muß bekennen, daß man an allem merkt, daß er selbst gern König wäre. Es wird ihn aber nicht drücken. Ich wollte sie recht geschreckt und ihnen gesagt haben: ich wolle nun die Krone dem Herzog Carl übergeben; da hätten sie ihr Verbündniß gar wohl brechen mögen. Ihr seid eben die Schafe unter den Wölfen gewesen. Aber Gott verläßt die Seinen nicht. Wie sind das Schelme, daß sie nicht haben annehmen wollen, daß der König nach der Krönung weiter handeln solle! Sie haben den Braten geschmeckt. Aber das verstehe ich nicht recht, wie es der König gemeint hat, daß er seine Kinder ausnehme. Worin hat er sie ausgenommen? O wie bin ich so zornig über den losen Grafen Gustav*); ich hätte es ihm mein Leben lang nicht zugetraut; ich will ihm gewiß nimmer schreiben, will seiner müßig gehen. Ich kann kaum den Georg**) erwarten, fürchte aber, er werde das Meiste und Beste vergessen, da es noch lange dauert, ehe er kommt. Sag' ihm doch, daß er alles fleißig aufzeichne. Ich will deine Briefe alle behalten, bis er kommt, daß ich ihn darüber fragen kann. O mein Gott, zu was wollte doch der König einen Lärm angehoben haben; er hätte gewiß den Kürzern gezogen. Es ist nur gut, daß die Heiducken so lustig waren. Mein Gott, du würdest gewiß erschrocken seyn, wärest du um das Kind gekommen. Spare es nur bis zu seiner Zeit. Gott wird es nicht ungerochen lassen, wenn das gelten sollte, daß man den Eid aufsagen könnte, wann man wollte! Es gehört mehr dazu. Laß mich doch wissen, wie der

*) Er trat, wie es scheint, auf des Herzogs Seite über.

**) Georg Schiebel, Kammerdiener der Königin.

lange Viele des Königs Sohn*) ist, wie du schreibst, sein Stiefsohn.

„Ich freue mich von Herzen, daß du schreibst, du wollest mir durch den Georg alle Schriften schicken über das, was begehrt und bewilligt worden ist. Wenn er nur bald käme, ich will es von Herzen gern sehen. Sag' dem Georg bei seinem Kopf, daß er nichts vergesse. Ich denke oft an ihn. Als er hier war, sagte er: „wenn ich wieder aus Schweden komme, werde ich Seltsames zu berichten haben." Er hat es wirklich errathen. Jetzt heißt es: leide dich, Sigmund, leide dich bis zu seiner Zeit, darnach wird es an dir seyn. Es gefällt mir recht wohl, daß dem König Schweden verleidet ist. Was hat mir der lose Graf gesagt, wie es weit über Polen sei; jetzt sieht man es. Ich meine, ich habe sie mit gutem Grund ausgelacht, daß sich Herzog Carl um ein Königreich über und über wollte salben lassen; hättet ihr ihn nur durch die Heiducken auf ungarisch salben lassen, das wäre eine rechte Salbe für ihn gewesen. Kurz, ich schließe mit dir: Herzog Carl, die Prädicanten und der Graf ist Einer wie der Andere. Ich will nur warten, bis der Georg kommt, dann will ich meine Meinung sagen. Ich habe es nicht gerne gesehen, daß etliche deiner Leute heraus geschrieben haben, was alles gehandelt worden ist. Es ist nicht gut, wenn solche Sachen auskommen; ich bin im Herzen erschrocken, als ich es gehört habe. Wo es nöthig ist, will ich deinen Gemahl wohl vertheidigen, aber es finden sich Leute, die meinen, dein Gemahl sollte eher das Reich, das Leben und Alles gelassen haben, als so viel zu bewilligen. Ich tröste mich dessen, daß der König ohne der Geistlichen und Seelsorger Rath nichts wird gethan haben. Es ist dem frommen König hart genug angekommen, daß er es hat thun müssen. Ich fürchte und glaube gewiß, die Neränze**) werde nicht wenig dazu geholfen haben. Laß mich wissen, wie sie sich in diesem Handel verhalten hat. Wann sie gewollt hätte, so hätte sie viel Gutes thun können. Wie wird sie ihr Müthchen kühlen an den Prädicanten. Dem Erzherzog Ernst habe ich noch nichts davon geschrieben; der Weg ist weit und es ist nicht gut, solche Sachen an unsichere Orte zu schicken. O wie sehnlich erwarte ich den Georg, wenn er nur nicht das Halbe oder Alles vergißt."

Gegen die Fußwaschung, durch das Königspaar am grünen

*) Wahrscheinlich ein Bastard des verstorbenen Königs.

**) Vermuthlich eine Kammerfrau der Königin.

Donnerstage vorgenommen, wurde von den Canzeln losgezogen; selbst die Unterstützung von Bedürftigen diente zu Entfesselung der Leidenschaften. Immer unheimlicher mußte es dem König in seinem Schlosse werden; er sah sich in demselben bewacht, gleichsam belagert. Im Juli 1594 gieng er zu Schiffe, um nach Polen zurückzukehren. Maria war froh, die geliebte Tochter aus einem Lande entfernt zu wissen, in welchem es ihr niemals behaglich seyn, wo sie keiner Behandlung sich erfreuen konnte, die ihr den Aufenthalt auch nur erträglich zu machen vermocht hätte.

Im folgenden Jahr kam der Erzherzogin Maria auf dem Wege nach Siebenbürgen die freudige Botschaft von der Geburt eines Enkels in Krakau zu. Das bewog sie, bei der Rückreise den Umweg über die polnische Königstadt zu nehmen, zugleich um bei den bedenklichen Wendungen des Türkenkrieges die Polen zum Beistand für Oesterreich zu gewinnen, hiedurch den Kaiser zu kräftigern Maßregeln zu spornen. Was Maria in Polens Hauptstadt angebahnt hatte, das bemühte sie sich bei ihrer Rückkehr nach Grätz weiter zu betreiben. Obwohl ihr hierin in Polen der einflußreichste Widersacher in dem Großcanzlar entschieden, zu Prag die Unschlüssigkeit des Kaisers hemmend entgegentrat, gab sie ihr Bemühen doch nicht auf. Sie versuchte es, diesen anzutreiben. Ihre Tochter, der sie eine Abschrift des Schreibens an Rudolph zusandte, erwiederte ihr: „Euer Durchlaucht haben deutsch geschrieben." Der Kaiser aber gab nur keine Antwort. Anna meinte, „er werde eben nicht wissen, was er zu antworten habe". Und doch mochte es die Erzherzogin wieder schmerzen, gestehen zu müssen, daß es in Polen mehr an den erforderlichen Mitteln, als an des Königs gutem Willen, vor Allem jedoch an der Möglichkeit fehle, die argwöhnische Gesinnung der Polen zu überwinden.

Nach vier Jahren trat die Erzherzogin mit kummervollem Herzen ihre dritte Reise nach Polen an, zur Beisetzung ihrer Tochter. Die Mutterliebe wollte dieser traurigen Pflicht nicht sich entziehen. Der Erfüllung derselben, so wie einer Skizzirung der hingeschiedenen hervorragenden Frau und Fürstin darf ein eigenes Capitel gewidmet werden.

Zwölftes Capitel.

Reise der Erzherzogin Maria nach Siebenbürgen.

Das vorige Capitel erwähnt, der Erzherzogin seye auf ihrer Reise nach Siebenbürgen die freudige Botschaft von der Geburt eines Enkels aus Krakau zugekommen. Es ist darzuthun, was sie zu der Reise in ein so fernes Land, unter eine noch für sehr roh gehaltene Bevölkerung bewogen habe. Erschöpfend läßt sich dieses mit einem einzigen Wort ausdrücken: Mutterliebe.

Ihre zweite Tochter, Maria Christina, hatte ihre Kinderjahre an dem Hofe der Großältern in München zugebracht. Von ihr wissen wir bloß, daß sie Schönheit und Anmuth, Geistes- und Herzensvorzüge in sich vereinigt habe. Sigismund Bathori, Stephans des Königs von Polen Neffe, Woiwode von Siebenbürgen, ein unschlüssiger, launenhafter, in mancher Beziehung würdelos sich bewährender Fürst, von dem die bedenkliche Sage gieng, er habe blutige Hände zur Welt gebracht, gedachte bei Wiederausbruch des Krieges mit den Türken im Jahr 1593, eine Verbindung mit dem Kaiser dürfte bessern Schutz gewähren als die türkische Vasallenschaft. Des Kaisers Canzlar, Richard Strein von Schwarzenau, deutete in einem Gutachten darauf hin, wie eine Heirath die Person des Fürsten am sichersten gewinnen könnte. Hierauf wurde an diesen ein Vertrauter gesendet, um ihn, der von dem Sultan die Benennung „Knecht und Hund" zu erhalten gewohnt war, wieder auf der Christen Seite hinüberzuziehen. Dem wirkte jedoch ein Theil der siebenbürgischen Magnaten entgegen, indeß der Jesuit Alphons Cariglio, des Kaisers Abgesandter an den Fürsten, diesen gewann. Sofort verlangte derselbe eine Erzherzogin zur Gemahlin. Es gab aber zu dieser Zeit keine andern als die Töchter Mariens. Der Kaiser gieng dieselbe um die Bildnisse von zweien an, ohne ihr anzudeuten zu welchem Zweck. Diesen vernahm sie nur durch das Ge-

rede und durch eine Andeutung ihrer Tochter in Polen, welche mit richtigem Blick die Verbindung mißrieth.

Die Uebereinkunft mit dem Fürsten war getroffen, bevor die Erzherzogin davon Nachricht erhielt. Große Freude darüber zeigte sie nicht; vielmehr fiel es ihr schwer, „ein liebes und gehorsames Kind" in das Gewirre jenes Landes hineinzusenden; zudem setzte sie kein besonderes Vertrauen in den Fürsten; sie hielt ihn für zweideutig, und glaubte, man hätte sich einstweilen darauf beschränken können, ihre Tochter ihm zuzusagen. Noch weniger war Christinens Schwester, die Königin von Polen, damit einverstanden. Hätte es von ihr abgehangen, diese Verbindung rückgängig zu machen, es würde unfehlbar geschehen seyn. Noch kurz vor der förmlichen Werbung hatte sie davor gewarnt. „Der Fürst, bemerkte sie, stehe in zweifacher Gefahr, hier vor den Türken, dort vor den eigenen Unterthanen; wäre er sicher vor jenen, so wäre er es nicht vor den Verwandten der unlängst durch ihn Hingerichteten. Der Kaiser hätte, bevor er so weit gegangen, recht überlegen sollen, daß Sigismund weit eher Hülfe von ihm werde verlangen müssen, als solche leisten können. Was man dazu sagen solle, daß er ihm die Erzherzogin ohne der Mutter Vorwissen bewilligt habe? Trüge er wahre väterliche Liebe zu ihren Geschwistern, so hätte er in der Sache anders handeln müssen. Sie werde ganz traurig, wenn sie des möglichen Schicksals ihrer armen Schwester gedenke. Man sollte sich auf das Versprechen beschränken, die Vermählung hingegen verschieben." Als aber solches unmöglich war, äußerte sich Anna neuerdings: „man habe diese Heirath zu der allerungelegensten Zeit unternommen; sie könne sich dessen nicht genug verwundern, daß selbst die Räthe ihrer Mutter darauf gedrungen hätten."

Fiel der Erzherzogin schon die Weise empfindlich, wie der Kaiser über eine ihrer Töchter verfügte, so war sie eben so wenig damit einverstanden, daß die gesammte zahlreiche Gesandtschaft des siebenbürgischen Fürsten, die damals in Prag sich befand, zur Brautwerbung nach Grätz ziehe. Dann regte sich wieder die mütterliche Besorgniß wegen gehöriger Ausstattung der Tochter mit Personen und mit Sachen. Sie schüttete ihr Herz in jeder Beziehung mit folgender Zuschrift gegen den Geheimen Rath Rumpf aus.

„Daß Ihre Mt. den siebenbürgischen Gesandten ihren Abschied gegeben haben, habe ich vernommen, wie auch aus ihrer Mt. Schreiben selbst. Daß sie aber Alle mit einander herkommen, sehe ich nicht sehr gerne: es wird viel aufgehen und der Vornehmste

hätte es gar wohl allein verrichten können. Daß Ihr und der Trautson auf Befehl Ihrer Mt. der Heirath halber mit ihnen geredet haben und sie die Hochzeit auf St. Georgen Tag durchaus begehren, so kann ich bei mir gar nicht befinden, wie es möglich seye, daß es in so kurzer Zeit geschehe, da doch meine Tochter nichts hat, das dazu gehört, ja gewiß, wie man sagt, keinen rechten Rock, will geschweigen anderer Sachen, die nothwendig sind, und, was das meiste ist, kein einziges Frauenzimmer, das mit ihr ziehe. Ich stehe in großen Sorgen, ich werde niemanden aufbringen können, der mit ihr wird hinein wollen bei diesen Kriegsläufen, so daß ich gar anstehe. Sollte ich sie denn allein hinein schicken? Ich lasse euch urtheilen, wie es sich reimen würde. Ich weiß, wie es mir mit meiner Tochter, der Königin, gegangen ist, da ich doch gute Zeit gehabt habe, wie schwer ich mit Leuten aufgekommen bin. Da fürchte ich mich noch mehr, weil ich ja einmal nicht sehe, wie es möglich ist, im Fall man sie schicken und ausstatten will, wie es seyn sollte. Es wäre viel davon zu schreiben, daß ich mich nicht so lange damit säumen mag. Aber das beschwert mich hoch, sie, meine liebe Tochter, in solche gefährliche Orte zu schicken, ehe man sieht, welchen Ausgang es gewinnen wird. Es wäre mir viel lieber gewesen, Ihre Mt. hätten die Botschaft gnädigst selbst beschieden, daß es nicht möglich seye, meine Tochter allein, wie eine schlechte Person, zu schicken. Ob es nun rathsam seyn wird, kann ich bei mir nicht befinden; wenn man es ihm (dem Fürsten) verspräche, so bedünkt mich, er sollte damit zufrieden seyn, sie wird ihm nicht mehr entlaufen. Daß Ihre Mt. schreiben, ich sollte die Heirath mit dieser Tochter schließen wie mit der Königin, so weiß ich kein Wort, wie diese Heirath beschlossen worden ist, denn ich habe den rechten Heirathsabschluß mit meinem Wissen nicht gesehen, viel weniger, daß ich ihn bei Handen hätte. Ihre Mt. haben mir wohl viel über jene Heirath geschrieben und Erzherzog Ernst mir auch mündlich viel gesagt, aber daß ich den rechten Heirathsabschluß oder Heirathsbrief kenne, davon weiß ich nichts. Ich habe deßwegen diesen Ihrer Mt. Curier so bald wieder abgefertigt, damit ich bald von Ihrer Mt. das rechte Original oder doch eine genaue Abschrift davon haben möchte, daß ich mich darnach zu richten wüßte. Ich bitte euch, ihr wollet helfen, damit ich es bald durch einen eigenen Curier bekommen möchte, damit die Gesandten nicht so lange hier seyn dürfen. Ich bitte euch auch, ihr wollet bei Ihrer Mt. anhalten, daß mir dieselbe auf mein Schreiben bald Antwort geben, daß ich mich darnach richten kann.

Ich bedanke mich gegen euch, daß ihr meinen Brief nach Polen und Spanien schicken wollet. Gott gebe, daß nur Graf Carl von Mannsfeld*) bald kommt; ich bitte euch, wann er kommt, so lasset mich es wissen, daß ich mich dessen erfreuen kann. Gott gebe ihm Glück und Sieg wider diesen grausamen Feind. Ich fürchte mich, wenn meine Tochter nach Siebenbürgen ziehen sollte, daß die Feinde ihr zum Geleite und zum Jagen nachziehen werden, was Gott verhüten wolle. Ich lasse dem Gesandten gewiß die Wahl nicht; nehme der gute Fürst, was man ihm gibt, es ist eine wie die andere. Man muß den Gebrauch nicht aufkommen lassen, daß sie die Wahl haben sollen. Ich kann es nicht reimen, daß man die Heirath schließe, hernach erst den König von Spanien und den König von Polen und meinen Herrn Bruder um Rath fragt. Ehe ihre Meinung kommt, wird es schon beschlossen seyn; wie werden wir dann bestehen? Helf' Gott dem Grafen Ferdinand**). Viele Leute sind der Meinung, so lange man ihm nicht thue, was er verdient habe, so werde kein Glück sein. Gott gebe, daß geschehe, was Gott am gefälligsten ist, damit das Uebel bestraft werde, und daß der Reichstag in Polen der ganzen Christenheit zum Besten abgehe.

„Ich habe gar gerne vernommen, daß die Kurfürsten***) auch schicken. Ich hoffe zu Gott, es werde dann eher von Statten gehen.

„Ich hätte noch mehr zu schreiben, aber ich wollte gern, daß der Curier bald fortziehe. Wir haben gar keine übrige Zeit zum Zurichten auf die Gesandten, denn wie ich rechne, so sind sie schon zu Wien.

Datum Grätz, den 22. Febr. Anno 1595.

Maria m/p."

Aber die Gesandtschaft kam doch nach Grätz. Am 5. Februar 1595 traf sie dort ein. Dem Drängen, schon auf Pfingsten möchte die Vermählung stattfinden, stand Sigismunds dringliche Einladung, die Erzherzogin wolle ihre Tochter begleiten, als beruhigende Vorbedeutung zur Seite. Die Einwilligung von Prag ließ lange auf sich warten. Als diese endlich eintraf, machte es der Gesundheitszustand der jungen Erzherzogin zweifelhaft, ob die Abreise statt finden könne. Noch am Vorabend des festgesetzten Tages schrieb die Mutter: ihre Tochter sehe sehr blaß aus, seye schwach, nehme

*) Befehlshaber des kaiserlichen Heeres gegen die Türken.

**) Von Hardeck, der Raab den Türken übergeben.

***) Von Sachsen und Brandenburg wegen eines Bündnisses mit Polen gegen die Türken; wovon im folgenden Capitel.

ab, eben heute habe sie durch sieben Stunden das Fieber gehabt. Doch bloß vom 12. bis auf den 15. Juni wurde die Abreise verschoben.

In jugendlicher Aufwallung gieng Erzherzog Ferdinand, eben von Ingolstadt zurückgekehrt, den Freiherrn von Rumpf um Verwendung bei dem Kaiser an „daß er mit der Frau Mutter reisen dürfe". Wahrscheinlich hielt sie selbst die angeführten Gründe, jetzt wären seine Studien vollendet, sein Regierungsantritt stehe bevor, nach diesem würde er nicht leicht wieder Muße zum Reisen finden, nicht für stichhaltig genug, um sein Gesuch zu unterstützen. Dafür säumte sie nicht, ihn durch Berichte von ihrer Reise zu entschädigen. Es sind deren zwar nur wenige, aber anziehend genug, um hier mitgetheilt zu werden. Den ersten ließ sie aus Prelvicza, einem Marktflecken der Neutraer Spanschaft, an ihn abgehen.

1.

„Lieber Ferdinand!

Ich lasse dich wissen, daß ich Gott Lob sammt meinen Leuten gestern hier angekommen bin. Deine Schwester hat das Fieber alle Tage ziemlich stark; sie sieht gar übel aus und hat eine ganz andere Gestalt bekommen, als wie du sie gesehen hast. Die Aerzte haben alle Tage gute Hoffnung, es sollte nachlassen; es wäre auch Zeit, wenn es Gottes Wille wäre. Ich habe seit meiner Abreise von Wien kein Schreiben aus Siebenbürgen gehabt. Meine Reise geht, Gott Lob, wohl fort; wäre nur die Maria gesund, so wäre alles gut. Von dem Feinde hören wir nichts. Wie sie alle sagen, so sey es hier sicherer als um Wien. So schreibt mir der von Teufenbach*), daß es in Ober-Ungarn ganz sicher sey. Gebe Gott, daß wir alle Zeit ungehindert fortreisen können. Ich denke oft an dich, daß du die Landesart sehen solltest. Wie mir die Ungarn sagen, so hat der Kaiser an Ungarn noch so viel als zwei Königreiche Böhmen. Gott wolle es erhalten und weiter mehren, daß man nur das dazu gewinne, was davon verloren ist. Wir erwarten alle Tage, was Graf Carl von Mannsfeld**) Gutes verrichten wird; Gott gebe ihm Glück und Heil. Jedermann in diesem Lande hat den besten

---

*) Kaiserlicher Feldherr in Ungarn.

**) Peter Ernst's, von der Friedeborn'schen Linie, Sohn, kaiserlicher Heerführer in Ungarn. Peter Ernst wurde im Jahr 1594 von Kaiser Rudolph in den Fürstenstand erhoben, Carl aber starb den 14. August dieses Jahres zu Comorn.

Willen zu ihm. Grüße mir den Trautmannsdorf*) und sag ihm, ich habe gar nicht Zeit, ihm zu schreiben. Ich hoffe bis Mittwoch über acht Tag zu Kaschau zu seyn. Erzherzog Max zieht vor mir her. Ich glaube sein Liebden werden über zwei Tage nicht vor mir nach Kaschau kommen. Ich wollte gern, daß man mir von unsern Gränzen auch viel Gutes schreibe. Ich bin nur froh, daß der Graf von Zrini**) bei seiner Gränze bleiben wird. Ich weiß sonst nichts zu schreiben: ich schreibe dir nur, daß du siehst, daß ich deiner nicht vergesse. Jedermann hält uns gar schön und lieb, Gott Lob! Bete doch für mich. Grüße mir den Kämmerer Georg***) und wen du für gut findest. Ich habe gestern treulich an dein Schießen gedacht; laß mich allezeit wissen, wer das Beste, den Kranzschuß und die Sau gewinnt und wer das Kranzl hat.

Datum Prelwicza†), den 26. Juni Anno 1595.

Deine treue Mutter so lange ich lebe.

Maria.

Du solltest von Zeit zu Zeit zu der Frau Schwester††) zu Gast gehen, wenn es ihr gelegen seyn wird, es würde ihr wohl gefallen, und sie auch zu Zeiten bitten, daß sie dein Gast wäre; doch wie es der Hofmeister befindet, daß es am besten wäre, denn sie ist wie deine Mutter. Halte sie in Ehren und thue alles mit ihrem Rathe und Vorwissen. Ich bitte dich, mein Ferdinand, sei gewahrsam mit Reden, bedenk dich wohl. Sag dem Casal†††), er sei gar faul, daß er mir nicht öfters schreibt: er hat mir, seit er in Schottwien von mir weg ist, nicht geschrieben."

2.

„Lieber Ferdinand!

Ich habe nicht unterlassen wollen, dir zu schreiben, weil ich jetzt wieder, wills Gott, von hier abreise. Was die Ursache ist, daß ich mich so lange hier aufhalten mußte, das wirst du aus des

---

*) Der Hofkriegsraths-Präsident, Hans Friedrich, des nachmaligen Generals Adam Vater.

**) Georg Zrini, einer der ungarischen Helden dieser Zeit und mit Joh. Sigmund von Herberstein die croatische Gränze vertheidigend, von der aus er im August dieses Jahres Babocza einnahm.

***) Georg Goldschmiditsch, Ferdinands erster Kammerdiener.

†) Marktflecken im Neutraer Comitate.

††) Die Herzogin Maximiliana von Bayern, damals zu Grätz wohnend.

†††) Bisher Geheimschreiber der Erzherzogin.

Harers*) Schreiben vernehmen. Kurz es kann nicht alles recht zugehen. Was meine Catharina selig anlangt, wirst du von deinem Hofmeister vernehmen, daß man sie nach Seccau führen soll, ehe ich komme, Vieler Bedenken wegen. Wenn es seyn könnte, daß du der Geschäfte wegen könntest abkommen, sähe ich gerne, daß du mitzögest; oder, wenn du nicht selbst kannst, daß doch dein Bruder Max mit reite, und sein Hofmeister; — dann ich sehr wünsche, daß man sie ehrlich**) bestatte zu ihres Vaters Füßen, da es zugleich ihr Hochzeits- und Heirathsgut ist. Dein Hofmeister und deines Bruders Hofmeister und der Landshauptmann wird wohl in Allem das Gehörige zu thun wissen; denn es ist nicht möglich, daß man alles schreiben und befehlen kann. Sehet nur, daß es ehrlich und wohl verrichtet werde, wie zu Grätz, so auch unterwegs und zu Seccau, wie es ihrem Stande gebührt und sie es würdig ist. Ich kann nicht mehr schreiben, wiewohl ich jetzt auf ein für alle Mal schreibe, bis ich den gewissen Tag weiß. Laß mich wissen, wie du deines Herrn Vaters Jahrzeittag gehalten hast. Ich habe von der siebenbürgischen Gränze nur 7 Tage bis an die polnische, und darnach durch Polen nur 20 Meilen nach Cracau. Ich wollte, ich könnte dich dahin wünschen, zu mir in Polen. Den 9. dieß hoffe ich sey die Taufe***) in Polen gewesen; also hat der Georg vermeint. Laß mich wissen, ob man die Catharina nicht im Tod abgemalt habe und ob es wohl getroffen ist. Ich kann dir nun nicht mehr schreiben; der Harer wird es thun. Laß dieses die Frau Schwester auch lesen.

Datum Kaschau, den 12. July Anno 1595.

Deine treue Mutter, so lange ich lebe.

Laß mich wissen, wie es dir in dem Regiment geht. Grüße mir den von Eckenberg, wenn er bei dir ist."

3.

„Lieber Ferdinand!

Ich habe dein Schreiben vom 7. dieß wohl erhalten. Ich höre gern, daß du wohl auf bist; Gott erhalte dich lange. Deine Schwester hat das Fieber wohl noch, aber nur gering, Gott Lob! wir wollen hoffen, es werde bald nachlassen. Ich glaube der Unver-

*) Der Erzherzogin jetziger Geheimschreiber.

**) Anständig, ihrem Range gemäß.

***) Taufe ihres Enkels, des Erbprinzen Ladislaus.

zagt*) werde dir alles schreiben, was man Gutes in Ungarn macht. Gott stehe dem Grafen von Mannsfeld bei. Hier ist es Gott Lob still. Max**) wird bald ins Feld ziehen und sein Heil versuchen; er will sich nur zuvor mit dem Fürsten von Siebenbürgen vergleichen, was gar gut ist. Gott gebe, daß wir aus Kroatien auch bald etwas Gutes hören. Daß der Raming die Sau hat gewonnen, hat ein Bär den andern gewonnen. — Wie man es mit der Catharina machen solle, habe ich schon alles schreiben lassen: man komme ihm nur nach. Ich bin recht zornig, daß man den Kaiser um Rath fragt. Was weiß der Kaiser darum? Er thut in viel nöthigeren Sachen nichts, sollte er es jetzt in dieser Sache etwa thun?"

Unter allen Kindern Mariens war es Maria Christina, welcher ein beneidenswerthes Loos am wenigsten zufiel. Obgleich in der Hauptstadt Siebenbürgens glänzend empfangen und durch den Nuntius dem Fürsten angetraut, überwältigte diesen doch unverweilt eine unüberwindliche Abneigung gegen die mit allen Reizen jugendlicher Schönheit ausgestattete und nicht minder geistig begabte Gemahlin, vermochte er nicht den buhlerischen Banden, mit denen Catharina Maylath ihn umschlungen hatte, sich zu entringen. Die Zeitgenossen schrieben jenen Widerwillen einem Zaubertrank zu, den diese dem Fürsten beigebracht. Derselbe Wankelmuth, der ihn in Religion und Politik beherrschte, zeigte sich auch in seinen Beziehungen zu der Gemahlin. Bald sehnte er sich nach ihr, dann wieder waren weder Schönheit noch Anmuth, weder Geistes- noch Herzensvorzüge mächtig genug ihn zu fesseln. Während er in Briefen an die Schwiegermutter den „gehorsamen Sohn" sich nannte, gedachte er jener zusammt der ihm lästig gewordenen Regierung sich zu entledigen.

Von einem Feldzug gegen die Türken heimgekehrt, trat Sigismund gegen ein Jahrgeld von 100,000 Gulden und die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor sein Land dem Kaiser ab, trug zugleich auf Scheidung der Gemahlin an, wofür aber Rudolph deren Einwilligung als Bedingniß setzte. Kaum jedoch der wankelmüthige Fürst auf seinem neuen Besitzthum angelangt war, wandelte

---

*) Der nachmalige Kammerpräsident, Wolf Freiherr von Unverzagt, diplomatischer Geschäftsmann des erzherzoglichen Hauses in Wien, von welchem eine große Anzahl Briefe an die Erzherzogin und an Erzherzog Ferdinand, Bericht über alle wichtigen Vorfälle ertheilend, noch vorhanden sind.

**) Erzherzog Maximilian, der in diesem Jahr einen Heerzug gegen die Türken unternahm.

ihn Reue an. Er entwich heimlich nach Siebenbürgen, wo inzwischen zu des Landes Zufriedenheit die Gemahlin gewaltet hatte. Scheinbar söhnte er mit dieser sich aus. Aber hierin lag keine Aufrichtigkeit. Die Königin von Polen schrieb bald darauf der Mutter „sie vernehme, daß Niemand, der Sigismunds Gnade gewinnen oder bewahren wolle, zu ihrer Schwester kommen dürfe; dieselbe seye auch mit dem Nothdürftigsten schlecht versehen, nicht einmal gehöriges Essen werde ihr zu Theil." Ihr früheres Urtheil: „hinter allem Thun Sigismunds seye nichts, alles bloß darauf berechnet, daß man viel von ihm halten solle", bestätigte sich immer mehr als ein richtiges. Dabei täuschte er sowohl die Schwiegermutter als seinen Schwager Ferdinand, indem er diesem schrieb: „er werde die geliebteste Gemahlin stets fürstlich und ehrenvoll behandeln, gewiß zu keiner Klage ihr Veranlassung geben." Es gelang ihm die Schwiegermutter zu täuschen, indem er die größten Lobsprüche über die Gemahlin an sie gelangen ließ.

Am 20. März 1598 zeigte er zu Medgyes dem Landtage an: er seye gesonnen, das Land seinem Bruder, dem Cardinal Bathori, zu übergeben, womit zugleich die Trennung von der Gemahlin beschlossen war. Unerwartet traf in Grätz von ihm die Anzeige ein: er und die Gemahlin wären einverstanden, die Lösung ihres ehelichen Bandes zu verlangen. Damit sollte endlich der heiße Wunsch der Erzherzogin, ein Land verlassen zu können, in welchem sie vier Jahre ihrer Jugend in Trübsal zugebracht hatte, in Erfüllung gehen. Am 8. April überließ sie, „nur damit sie mit Liebe davon komme", die Nutzung aller ihrer Güter, worauf Heirathsgut und Morgengabe und all ihr Eigenthum verschrieben war, dem Cardinal für die jährliche Summe von 15,000 ungarischen Thalern, indeß sie bis dahin 24,000 daraus gezogen hatte.

Verursachte ihre Abreise allgemeine Betrübniß in dem Lande, so wollte Sigismund seiner unehrenhaften Gesinnung bis zum letzten Augenblick treu bleiben: er forderte selbst die Geschenke zurück, die er der Gemahlin früher gemacht hatte. Clemens VIII. ließ hierauf durch eine Congregation das Scheidungsbegehren erörtern. Im August des Jahres 1599 traf der Nuntius in Wien zu Grätz ein und sprach in der dortigen Hauptkirche öffentlich die Entscheidung: das eheliche Band zwischen dem Fürsten von Siebenbürgen und der Erzherzogin Maria Christina seye gelöst. „Ist der Siebenbürger nicht ein Schelm?" schrieb jetzt Maria dem Sohn.

Das Mißgeschick, welches sich in die Blüthenjahre von Maria

Christinas Lebens verflochten, hatte sie ernst gestimmt. Als bald darauf allerlei Entwürfe von Verbindungen der Erzherzoginnen zur Sprache kamen, schrieb Ferdinand dem Kaiser: „auf Maria Christina ist wenig Rechnung zu machen; sie hat ihre Gedanken auf Anderes gerichtet. Weder die Mutter noch ich halten es für rathsam, dieselbe hievon abzuwenden.“

Welchen Entschluß die Erzherzogin gefaßt habe, wie ihr Leben verlaufen seye, darüber zu berichten, bleibt für ein späteres Capitel aufgespart.

Dreizehntes Capitel.

Mariens zweite Reise nach Polen.

Auf der Reise nach Siebenbürgen traf ein polnischer Herr bei der Erzherzogin ein, um sie Namens seines Königs bei der Heimkehr nach Krakau einzuladen. Sie erwog, daß die polnische Gränze von Stuhl-Weissenburg nur sieben Tagereisen, Krakau von dieser bloß zwanzig Meilen entfernt seye. Die großmütterliche Liebe fand sich zu dem eben gebornen Enkel hingezogen. Mancherlei wichtige Berücksichtigungen bewogen die Erzherzogin, der Einladung Folge zu leisten. Auch die Vorgänge in Stockholm und der Wunsch nach nähern Ausschlüssen hierüber zog sie hin.

In dem Bisherigen ist uns Maria als Landesfürstin, als besorgte Mutter, als eifervolle Tochter der katholischen Kirche vor Augen getreten, hier erblicken wir sie als Staatsmännin, tief greifenden politischen Combinationen hingegeben, mit aller Thatkraft für diese wirkend. Sie waren zu dem Entschluß, nach Polen zu reisen, wenn nicht der entscheidende, so doch der wesentlichste Beweggrund.

Die Türken hatten seit zwei Jahren den Kampf gegen Oesterreich wieder angehoben. Die Erzherzogin erkannte die Wichtigkeit des polnischen Beistandes bei demselben. Sie war überzeugt, daß nur bei diesem Oesterreich im Stande seyn werde, dem Erbfeind mit Erfolg die Spitze zu bieten. Schon nach der schmählichen Uebergabe Raabs beschwor sie die Tochter „bei ihrer österreichischen Herkunft, alles anzuwenden, damit Polen, welches so viele Ursache dazu habe, bedeutende Hülfe leiste". Nur daß der König in Person gegen die Türken ziehe, billigte sie nicht. Sie berief sich dabei auf den Oberbefehl des Erzherzogs Matthias in Ungarn. „Wäre dieser nicht dort gewesen, bemerkte sie, so hätte man eher

etwas gewagt. Liege ein großer Herr zu Felde, so werde gerade deßwegen häufig unterlassen, was sonst wäre vollführt worden.

Durch ihren Besuch in Polen hoffte sie nachher auf den Kaiser nachdrucksamer wirken zu können. Niemand war über die in Prag herrschende Schläfrigkeit ungehaltener als die Erzherzogin. Schon zu Ende des Jahres 1594 äußerte sie sich gegen ihre Tochter Anna: „Gelingt es nicht bis nächste Lichtmeß Raabs sich wieder zu bemächtigen, dann steht es schlimm um Ungarn, um Oesterreich ebenfalls.“ Jetzt sandte sie dem Geheimen Rath Rumpf Berichte aus Polen, die ihr weder von dem König noch von der Königin, sondern „von einem sehr vornehmen und vertrauten Ort“ zugekommen wären, die aber ihrem Urtheil nach dem Kaiser sehr dienlich seyn könnten. Denn wieder versicherte sie Rumpf: unter den angesehensten Polen fänden sich Viele, die den besten Willen zum Losschlagen gegen die Türken zeigten. Freilich wären die Polen ein seltsames Volk, schwer zu behandeln. Eine Gesandtschaft des Kaisers, die jeder Einwendung zu begegnen wüßte, könnte wesentliche Dienste leisten.

Was sie hierüber mit dem König verhandelt, wie sie auf denselben zu wirken sich bemüht, wissen wir nicht. Aber ganz erfüllt von dieser Angelegenheit reiste sie heimwärts. Schon am vierten Tag nach ihrem Wiedereintreffen in Grätz theilte sie dem Freiherrn von Rumpf mit, wie sehr es in Polen befremde, daß der Kaiser keinen Gesandten dort habe, alle Mittheilungen unterlasse. Lebte Kaiser Maximilian noch, bemerkte sie, dann würde sie den Rückweg über Prag genommen, diesem Alles eröffnet haben; weil sie aber den gegenwärtigen Kaiser nicht so gut kenne, als sie seinen Herrn Vater gekannt habe, so habe sie solches nicht wagen wollen. Unbestreitbar war dieß einem hochgestellten Diener des Kaisers gegenüber der glimpflichste Ausdruck, um ihr tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen Kaiser Rudolph anzudeuten. „Sollte, fragte sie bald darauf, der bedenkliche Kriegszustand in Niederungarn nicht eine Strafe von Gott seyn für böses Leben, für sträfliche Gleichgültigkeit gegen solches. Man sagt viel hievon. Ihr werdet es besser wissen als ich; aber verschweigen kann ich es nicht. Ich bin vor Gott schuldig, anzuzeigen, wie man redet und daß Jedermann besorgt, Gott werde uns wieder wie voriges Jahr strafen. Ihr zu Prag seyd Hausväter, die das Böse strafen sollten.“

Rumpf erwiederte: die Polen überspannten den Bogen und erwiesen sich grob gegen den Kaiser. Doch gieng im Beginn des

Jahres 1595 eine Botschaft desselben, um zur Hülfe gegen die Türken zu mahnen, in jenes Königreich ab. Der Nuntius sollte deren Werbung unterstützen. Bei den geringen Erfolgen derselben liegt die Vermuthung nahe, die Erzherzogin habe bei ihren Mittheilungen über Polen mehr die eigene und des Tochtermanns Gesinnung, als die in dem Lande vorherrschende Stimmung zu Rath gezogen. Eine zweite Gesandtschaft, welcher Abgeordnete der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg sich anschlossen, begleitete die Erzherzogin mit ihren wärmsten Wünschen.

„Der allmächtige Gott gebe, schrieb sie hierüber an Rumpf, daß die Gesandten in Polen viel ausrichten. Ich fürchte nur, wenn Andere sehen werden, wie langsam wir selbst mit unseren Sachen umgehen, so wird niemand viel Lust haben, uns zu helfen. Es ist ja zum Erbarmen, daß man so gar nichts thut. Auf diese Weise kann der Feind alle Tage vor Wien seyn und etwa noch weiter kommen, wenn man so gar nichts thut. Ich bitte euch um Gottes willen, thut doch Ihr das Beste; denn nach Gott habe ich meine Hoffnung zu Euch: ich mag vor Betrübniß nicht mehr von diesem schreiben. — Wenn der Curier aus Spanien kommt und des Königs Hilfserklärung mit sich bringen sollte, bitte ich euch, so fern es nicht ein Geheimniß ist, ihr wollet mich es wissen lassen, was es ist. Hilft er nicht, so helf uns Gott. Erzherzog Albrecht gönne ich sein Bisthum*) von Herzen wohl, er ist es würdig; und ist wohl wahr, daß man in Cärnthen und in ganz Steyer und Oesterreich wenig solcher Pfarreien findet; es ist ein schönes Einkommen; der Allmächtige Gott lasse Ihr Liebden es lange genießen! Daß Graf Carl von Mannsfeld herauf kommt und so viel gute Kriegsleute zu Roß und zu Fuß mitbringt, darüber bin ich von Herzen erfreut. Aber es ist alles noch zu wenig, um Raab wieder zu bekommen. Mich dünkt, wenn ich Kaiser wäre, ich möchte weder schlafen noch essen, bis ich Raab wieder hätte. Ich will gern hören, wie es mit dem Grafen von Hardeck**) abgehen werde, ob er schuldig ist oder nicht. Der allmächtige Gott erbarme sich unser. Ich höre sonst von niemandem, daß man Leute bestellet. Kommt der Feind auf den Frühling eher ins Feld, so helf uns Gott. Ich bitte euch um Gottes willen, treibet doch, daß man ohne Verzug dazu thue, ehe uns der Feind zuvorkommt. Ich möchte nicht gerne

*) Das Erzbisthum Toledo, welches ihm König Philipp II. verliehen.
**) Ferdinand von Hardeck, welcher Raab den Türken übergeben.

von hier weichen ohne große Noth. Ich bedanke mich gegen euch des gewünschten Neuen Jahres und wünsche euch und der Frauen auch von Herzen, was euch nützlich und gut ist für Seele und Leib. Ich erwarte meinen Herrn Vetter und sein L. Erzherzog Maximilian mit Verlangen; wenn sie nur viel Geld auf die Gränze mitbrächten.

Datum Grätz, den 13. Jan. Anno 1595.

Wird es nicht bald werden, so wird Euch der Türk gar von Prag wegjagen.

Maria m/p."

Den Kaiser selbst versuchte sie anzutreiben. Er gab keine Antwort. Ew. Durchlaucht, bemerkte Anna, haben deutsch geschrieben; der Kaiser wird aber nicht wissen, was er erwiedern solle. Es schmerzte Maria besonders, daß keine Möglichkeit sich darbiete, die argwöhnische Gesinnung der Polen zu überwinden. Doch konnten ihr am 6. April 1598 die Artikel eines Bündnisses zugesendet werden, welches kaiserlichen Gesandten auf dem polnischen Reichstage zugestanden wurde. Aber auch diese blieben Vorschläge, welche niemals zur Verwirklichung gelangten. Jedenfalls ist der Erzherzogin das Verdienst zuzuschreiben, mit rastlosem Eifer es versucht zu haben, dem durch die Türkenmacht bedrängten österreichischen Hause einen kräftigen Bundesgenossen zu erwerben.

Vierzehntes Capitel.

Die Erzherzogin in den ersten Jahren nach Ferdinands Rückkehr.

Im Sommer 1596 erreichte Ferdinand seine Volljährigkeit. Der Kaiser machte dieselbe in dessen drei Herzogthümern und in den übrigen Gebieten kund. Ihn selbst wies er an, bezüglich der Religion in nichts sich einzulassen, jedenfalls über die Bewilligungen seines verstorbenen Vaters nicht hinauszuschreiten. Hierauf erfolgte die Huldigung in den einzelnen Landestheilen. Während der Erzherzog diese außerhalb Steyermarks vornahm, ließ ein Theil der Landleute dieses Herzogthums abermals eine Schrift nach Prag abgehen, worin derselbe über bisherige Erlasse und Handlungen, als der Pacification zuwiderlaufend, abermals sich beschwerte, neuerdings als Veranlasser alles Mißbeliebigen die Jesuiten bezeichnete. Dagegen legte Ferdinand dem Kaiser dar: wie das fürstliche Ansehen immer tiefer herabgesetzt werde, wie die neue Lehre dahin geführt habe, daß die Landleute mit dem Gedanken, den Schweizern oder den Holländern es gleich zu thun, immer vertrauter würden.

Was aus des Vaters Leben ihm in Erinnerung geblieben, wozu die Mutter unabläßig ihn gemahnt, worauf der Oheim in Bayern in einer ausführlichen Darlegung, wie er künftighin das Regiment führen solle, bald nach der Rückkehr in sein Land aufmerksam gemacht hatte: daß nemlich die Herstellung des landesherrlichen Ansehens an das Bemühen geknüpft seye, bei den Unterthanen wieder katholische Ueberzeugung zu pflanzen, das war in dem jungen Erzherzog festgewurzelt. Daß er mit dem Antritt seiner Regierung erst beobachten und Erfahrungen sammeln wollte, ist ein Beweis seines Verstandes, der auch in ihm waltenden welthistorischen österreichischen Milde und jenes Gerechtigkeitsinnes (bei

dessen Würdigung wir die Reichsgesetze und die damals allgemein geltende Praxis nicht, wie zumeist geschieht, aus den Augen setzen dürfen), den er unter weit ernstlichern Verwicklungen bis zum Ende seines Lebens als Grundzug des Charakters ungeschwächt bewahrt hat. Die ersten zwei Jahre seines Regentenlebens sind der Reflex dessen, was im Mai 1597 seine Schwester, die Königin von Polen, ihm schrieb: „Es hat mich hoch gefreut, daß E. F. L. in der Religion so gar nicht nachgegeben hat, und Sie daneben melden, Sie hätten sich mit Hülfe Gottes vorgenommen, keine Prädicanten mehr im Lande zu dulden. Ich wünsche von Herzen, daß der allmächtige Gott Gnade verleihe, um solches durchzuführen; hiemit wird dem schädlichen Treiben mit einem Mal ein Ende gemacht. Denn so lange die Prädicanten walten, ist nichts als Aufruhr und Unrath zu erwarten, wie man es da, wo sie geduldet werden, täglich erfahren kann.“

Es läßt sich nachweisen, daß Ferdinand das Vorhaben einer Reformation lange in sich herumtrug. Außer der Mutter (später dem in jeder Beziehung höchst ausgezeichnetem Bischof Georg Stobäus von Lavant) mag von demselben niemand etwas vernommen haben. Mit Zustimmung der Erzherzogin unternahm er zuvor eine Wallfahrt nach Loreto. Sie wurde angetreten, ohne daß große Vorbereitungen wären gemacht worden. Verborgen konnte sie nicht bleiben. Die Unkatholischen erwarteten in Spannung des Erzherzogs Rückkehr. Der Ahnung, er möchte fortan kräftiger auftreten, konnten sie sich nicht entschlagen.

Seit Ferdinands Regierungsantritt mehrten sich die Gewaltthaten gegen die katholischen Geistlichen, immer weiter dehnten sie über das Land sich aus. Es war schon so weit gekommen, daß zu Eisenärz dem Vorgeben eines Curiers, der zufällig durchreisende Nuntius seye ein weltlicher Herr, der in des Erzherzogs Namen eine Sendung zu vollführen habe, die Menge entgegen lärmte: „Was Erzherzog? Hier sind wir die Herren!“ Auch scheint schon zu dieser Zeit von einer Verbindung desselben mit einer bayerischen Princessin die Rede gewesen zu seyn, was dem unkatholischen Theil der Landleute im Hinblick auf seine Mutter nicht ohne Grund bedenklich vorkommen mochte; daher sie alles aufboten, um den Kaiser, welcher die Einwilligung dazu zu ertheilen hatte, dagegen zu stimmen, selbst auf Kosten der körperlichen wie der geistigen Eigenschaften der Herzogstochter.

Dennoch traute die Bewegungspartei dem Erzherzog bei seiner

Jugend keine Selbstständigkeit zu; sie betrachtete ihn als Werkzeug der Mutter. Gegen diese richtete sie um so eifriger ihre Anschläge. Maria wurde in allem ihrem Thun beobachtet. Fleißig giengen über sie Berichte nach Prag ab. Vermuthungen, vielleicht selbst Erdichtungen, sollten sie dort anschwärzen, nicht immer ohne Glauben zu gewinnen, wahrscheinlich um so leichter, weil man dort ihre Gesinnungen in Betreff des regierenden Herrn kennen mochte.

Der Erzherzog hatte mit seinem Regierungsantritt den Tobias Fischer, einen ruhigen, verschwiegenen, dieser Eigenschaften wegen bei den Räthen beliebten Mann als Agenten nach Prag geschickt. Dieser erachtete es als Obliegenheit, die Erzherzogin über die gegen sie verbreiteten Anschwärzungen in Kenntniß zu setzen. Sie wurde beschuldigt, für ihre Kinder eine kostspielige Hofhaltung eingerichtet zu haben, prächtige und theure Gegenstände von Venedig kommen zu lassen, keinen Aufwand zu scheuen. Ferner wurde ihr beigemessen, daß ohne Vorwissen der Jesuiten (diese mußten bei Allem als Knecht Rupprecht erscheinen) die Geheimen Räthe nichts beschließen, die Schreiber nichts ausfertigen dürften. Man sprach sogar von einem Hauptschlüssel, den Einer oder Mehrere zu ihren Gemächern besäßen, um zu jeder beliebigen Zeit freien Zutritt zu haben. Ihre Zahl wurde über hundert hinaufgedichtet, größtentheils aus Frankreich Vertriebene, die Einkünfte der Gesellschaft seyen um mehrere tausend Gulden vermehrt worden. Nur durch sie könne jemand zu einer Anstellung gelangen. Ob einer ein Schelm oder ein Dieb seye, darnach werde nicht gefragt; mit ihrer Gunst dürfe er immer eines Hofdienstes sicher seyn. Auf ihr Verwenden fänden Verurtheilte Begnadigung.

Diese Mittheilungen gaben Marien Veranlassung, nachstehende Zuschrift an Fischer zu richten, in welcher ihr offener und energischer Charakter treffender gezeichnet ist, als in irgend einem ihrer Briefe.

„Lieber Fischer!

Weil ich bisher gar nicht Zeit und Gelegenheit gehabt habe, euer Schreiben, welches ihr mir im Vertrauen geschrieben habet, zu beantworten, so habe ich es bis jetzt müssen anstehen lassen. Soviel nun das erste, meinen Sohn, daß er sich mit dem Hause Bayern in eine Heirath einzulassen resolvirt haben soll, belangt, so kommt es mir gar fremd vor, daß Ihre Mayt. diese Heirath so ungern sehen, und da sie geschehen sollte, dieselbe so hoch empfinden,

und deßwegen solches meinem Sohn und dessen gemeinem Regiment entgelten lassen wollten; wie ich denn in vielfacher Weise abnehmen und verspüren muß, daß sich Ihre Mayt. ebenso von einer Zeit zu der andern je länger je mehr in der tyrolischen und Gränz-Sache zu meiner Kinder und dieser Länder großem Schaden vermerken läßt. Weil ich aber wohl weiß, daß mein Sohn weder in Heiraths- noch andern wichtigen Sachen nichts ohne Ihrer Mayt. Rath vornehmen wird, so will ich dennoch verhoffen, wenn sich gleich was solches, doch mit Ihrer Mayt. Bewilligung und Vorwissen, ergeben würde, daß Ihre Mayt. nicht Ursache hätten, solches so hoch zu empfinden und dasselbe meinen Sohn entgelten zu lassen. So glaube ich auch, daß die geheimen und andere vornehmen Räthe, wie ihr schreibet, nicht so hoch difficultiren werden. Dann ich bei mir nicht befinden kann, daß durch diese Heirath, wenn sie auch gleich fortgehen sollte, dem Haus Oesterreich, wie etwa Etliche vermeinen möchten, so hoch und viel präjudicirt werden soll. Mein liebster Gemahl, hochseligster Gedächtniß, hat sich auch zu dem Haus von Bayern verheirathet; ich verhoffe, daß er dem Haus Oesterreich damit nichts werde vergeben, oder etwa zum Schaden gehandelt haben. Also kann es auch allda, wenn es so von Gott verordnet wäre und zu einer Heirath käme, geschehen. In dieser Sache haben die Competenzen, so der Zeit zwischen Oesterreich und Bayern sind, nichts zu bedeuten. Denn mein Sohn, wenn er gleich diese Heirath schließen würde, dennoch dem Hause Oesterreich und desselben Rechten, Freiheiten und altem Herkommen gewißlich nichts vergäbe, oder irgend etwas entziehen ließe, sondern dasselbe, sowohl als Andere von diesem Hause, steif und nach bestem Vermögen handhaben würde. Es nimmt mich demnach von Herzen wunder, daß sich die Leute so viel unnöthige Sorge und Mühe machen mögen, so doch dieß Orts ohne Ihrer Mayt. Rath und Vorwissen nichts vorgenommen werden wird. Was aber die bewußte Person anbelangt, daß dieselbe nicht schön, viel weniger gesund und mit einer besondern Blödigkeit behaftet seyn soll, das weiß ich für meine Person nicht. Das weiß ich aber wohl, wie ich den vergangenen Sommer in Bayern gewesen bin, daß dem nicht also ist, ich auch nichts dergleichen sehen noch verspüren konnte. Von der Schönheit will ich nicht viel schreiben. Im Fall es aber je eine Heirath abgeben soll, und sie meinem Sohn gefallen würde, so sollen sich billig andere auch zu Ruhe geben, und sich weiter nichts anfechten lassen.

„Was aber das anbelangt, daß von hier aus alles und jedes

was außer= und innerhalb des Hofes geschieht oder sonst gethan und vorgenommen wird, Ihrer Mayt. und den geheimen Räthen zugeschrieben wird, da habe ich gleichwohl keine Scheu, daß es nicht allein der Kaiser und seine geheimen Räthe, sondern auch jedermann wisse, was man hier thut; indem ich verhoffe, es soll nichts Solches das nicht zu passiren wäre, gefunden werden. Daß man aber zu Prag solchen unwahrhaften Schreiben so guten Glauben gibt, das hätte ich mich gleichwohl nicht, sondern eines viel Besseren versehen. Ich muß es wohl sammt Anderem mehr Gott befehlen, und mich und meinen Sohn der Unschuld getrösten. Da ich aber dagegen auch das schreiben sollte, was man von Prag und wie es dort zugeht, hieher schreibt, so würden auch viel seltsame Händel, die nicht am besten passirlich, anzuhören seyn; weil man aber daselbst nichts sündigen, oder was Unrechtes thun kann, mich die Sachen auch nichts angehen, so lasse ich es dabei bleiben. Aber das wollte ich gerne wissen, wer doch diese seyn mögen, so solche Sachen von mir und den Meinigen mit solchen handgreiflichen Lügen schreiben und sich unterstehen dürfen, uns damit wider alle Billigkeit gegen den Dritten also zu verkleinern. Ich bitte euch derhalben zum höchsten, ihr wollet euere fleißige Nachfrage halten, ob ihr diese Person erfahren und in der Sache einen rechten Grund, darauf zu fußen seyn möchte, erfragen könnet, und solches mir in aller Geheimniß alsbald zuschreiben, welches dann ich und mein Sohn mit solchen Gnaden gegen euch erkennen wollen, daß ihr nicht allein wohl zufrieden seyn, sondern auch deßwegen gegen keinen Menschen vermeldet werden sollet.

„Daß man aber schreibt und sagt, daß so viel unterschiedliche Hofhaltungen und Mahlzeiten allhier seyn sollten, so kann es nicht anders seyn, da sie, meine Söhne und Töchter, wegen vielerlei Ursachen, weil sie nunmehr auch etwas erwachsen, nimmer also, als wie sie noch kleine und junge Kinder gewesen, bei einander seyn können. Aber es ist also gerichtet und geordnet, daß ich nicht wüßte, wie es geringer seyn könnte. Darum sich auch die Leute, besonders die es nichts angeht, nicht darum bekümmern dürfen, was wir machen. So weiß ich mich nicht zu erinnern, daß ich von Venedig um so viel tausend Gulden prächtige und stattliche Waaren habe einkaufen lassen, denn ich derselben nicht bedarf, mir auch zu meiner Kleidung weder Silber noch Gold von nöthen sind; ich bin auch um dasselbe nicht zu beneiden. Was aber etwa mein Sohn für sich, seine Brüder und Schwestern, auch anderer Leute und Diener Klei=

bung einkaufen und bringen läßt, das ist nicht so prächtig, als man es macht, sondern allein dasjenige, was die unvermeidliche Nothdurft erfordert, auch um viel tausend Gulden weniger erkauft, als man vielleicht glaubt, daß dafür ausgegeben worden. Darum auch mein Sohn Niemanden Rechnung zu thun schuldig ist. Und möchten sich solche Leute besser um ihre eigenen Sachen bekümmern und ihre Zeit nützlicher verwenden, als mit solchen Sachen.

„So viel aber die Herren Patres anbelangt, daß ohne derselben Vorwissen weder die geheimen noch andere Räthe nicht das Geringste beschließen, viel weniger die Secretari ohne ihr Angeben kein Concept stellen dürfen, da möchte der, der es also ausgegeben hat, doch besseren Bericht einziehen. Aber es würde sich nimmermehr solches finden. Man frage nur die Räthe und Secretarios selbst darüber. Viel weniger ist es wahr, daß Einer oder Mehrere aus ihnen den Hauptschlüssel hat, und daß sie durch alle meine Zimmer nach ihrem Gefallen gehen könnten. Das ist gar zu nahe geschrieben und geredet und trifft die Ehre an; schreibe und rede solches, wer da wolle, so muß dieser ein verlogener Mensch seyn. Ich bin Gott Lob wohl so ehrbar, daß ich das nicht thun wollte, auch es keinem gestatten würde, wenn ich es wüßte. So bin ich mit den Hauptschlüsseln wohl so heikel, daß mein Sohn bis auf diese Stunde keinen hat. Ich will weiter nichts schreiben. Lege nur ein Jeder selbst die Hand aufs Herz, er wird vielleicht mehr finden, als man da unwahrhaftig ausgibt. So weiß ich keinen einzigen Patrem, der aus Frankreich vertrieben und nun hier wäre; wie ihnen auch mein Sohn über das, was ihnen mein Gemahl, seligster Gedächtniß, gegeben, ihr Einkommen nicht um einen Heller gemehrt hat. So wird sich auch nicht befinden, daß jemand, dann allein durch Beförderung, zu Diensten kommen könne. Daß sie aber für die gefangenen und zum Tod verurtheilten Personen bitten, das ist nicht ohne; es weist auch ihr Beruf darauf hin. Daß aber Schelmen und Diebe durch ihre Beförderung zu den besten Diensten an den Hof genommen werden, das ist so wenig wahr als das andere; wie man dann mich und meinen Sohn nicht so närrisch halten soll, daß wir solches thun. Und wenn wir es auch thun wollten, so haben wir aus Gottes Gnade solche ehrbare und aufrichtige vornehme Leute in unsern Diensten zu Hof, daß sie neben solchen Leuten gewißlich nicht dienen noch bleiben würden. So daß also, alles was man schreibt, gänzliche Lügen sind, indem man vielleicht mit solchem Angeben mich und meinen Sohn nicht allein bei Ihrer Mt. und

dero Räthen, sondern auch bei jedermann gern verhaßt machen wollte.

„Ich hätte mich aber versehen, Ihre Mt. und dero Räthe, wie auch andere gutherzige*) Leute, sollen dergleichen Angebern, deren sie selbst eben so wenig als ich und die Meinigen befreit sind, nicht so bald Glauben geben, sondern der Sache besser und weiter nachdenken, und sich dessen, ob es wahr sei, vorher recht und gründlich erkundigen. Aber alles Gott befohlen. Verzeihe Gott denen, so solches wider die Wahrheit ausgeben und schreiben; darunter ich denn niemand mehr als die Ketzer in Verdacht habe, denen ja ich und mein Sohn nicht allezeit thun können noch wollen, was ihnen lieb wäre. Wir werden es hinfüro noch weniger thun, wenn sie auch noch mehr Lügen schrieben. Derhalben bitte ich euch nochmals zum allerhöchsten, ihr wollet diesen Angebern im Geheimen fleißig nachfragen, und wenn Ihr etwas Gewisses inne werdet, mich alles bald wissen lassen; welches dann ich und mein Sohn mit allen Gnaden gegen euch erkennen und solches gewißlich nicht unvergolten lassen wollen.

Datum Grätz, den 31. December Anno 1597.“

Uebrigens konnte so Manches, was in des Sohnes Residenzstadt vorgieng, die Stimmung, die in derselben sich kund gab, die Erzherzogin nicht befriedigen. Vieles, was den landesherrlichen Anordnungen stracks zuwider lief, fand Vorschub und Begünstigung bei dem Stadtrath von Grätz, bis es dem Bischof von Lavant gelang, die unkatholischen Glieder desselben auf die glimpflichste Weise durch katholische zu ersetzen. Kupferstiche mit spöttischen Darstellungen des Papstes wurden öffentlich ausgestellt. Die Prädicanten traten ungestümer und rücksichtsloser auf. Einer derselben, Namens Fichtmann, nannte in einer einzigen Predigt den Papst sechszehnmal den Antichrist, bezeichnete denselben ohne Rückhalt als Sohn des Verderbens. Einst standen zwei dieser Diener des Wortes im Gespräch auf der Murbrücke. Der Erzherzog, seine Mutter, seine Geschwister giengen vorüber. Nicht bloß ließen jene ihre Hüte sitzen, sie wendeten sogar den fürstlichen Personen den Rücken. Empört hierüber, fragte ein Kammerherr: soll ich sie über die Brücke schmeißen, wenigstens die Hüte ihnen von den Köpfen schlagen? Ferdinands Erwiederung: „Laß Unverschämte unverschämt seyn; Leute ihres Gewerbes kennen Achtung weder

---

*) Nach jetziger Redeweise: gutgesinnte.

vor Gott noch gegen den Fürsten", fügte Maria bei: „ich verabscheue die Ehrenbezeugung solcher Menschen."

Im August 1598 trat Laurenz Sonnabender, einst Ferdinands Capellan zu Ingolstadt, als neu eingesetzter Pfarrer zu Grätz den Eingriffen der Prädicanten in seinen Pfarrsprengel entgegen. Eine Klage, die er bei den Verordneten führte, wurde nicht gehört, so daß er zu einer Anzeige an den Erzherzog sich genöthigt sah. Die Räthe des Fürsten wiesen auf die obschwebende Türkengefahr, welche Zusehen bis zu gelegenerer Zeit gebiete. Da wurde der Erzherzog unwillig und versetzte: „Wann denn soll die gelegenere Zeit kommen? Soll ich Nachsicht üben, bis mein Ansehen ganz dahin, die katholische Religion aus meinem Lande verschwunden seyn wird? Es ist Gottes Wille, daß ich endlich eine Herstellung der Religion vornehme. Hat Gott bisher ohne unser Zuthun die Sache geleitet und beschützt, so wird er auch Kraft verleihen, wenn wir sie weiter zu fördern gedenken." „Lieber," äußerte er sich später, „wollte ich mit meiner Gemahlin und meinen Kindern an einem Bettelstab in dem Elend herumwandern, mit Brod und Wasser mich ernähren, ja in Stücke mich zerhauen lassen, als daß ich dulden sollte, daß Gott und seiner Kirche eine bedeutende Schmach angethan würde. Ja ich wäre bereit, für jeden Glaubensartikel jede Pein, selbst den Tod zu dulden." — Wer so zu sprechen vermag, läßt sich nicht durch fremden Einfluß, woher immer derselbe kommen möge, gängeln.

Bald nach jener Anzeige des Pfarrers ließ der Erzherzog den Verordneten den Befehl zustellen: „als katholischer Erzherzog zu Oesterreich, Vogt und Lehensherr der Pfarrei Grätz, auch oberster Vogt aller geistlichen Stifte in den Erblanden, befehle er ihnen, das Kirchen- und Schul-Exercitium sowohl zu Grätz und Judenburg, als in allen ihm eigenthümlichen Städten und Märkten binnen 14 Tagen abzuthun und ihre unterhaltenen Prädicanten anzuweisen, innerhalb dieser Frist seine Lande zu räumen, sich selbst fernerer Bestallung solcher Personen zu enthalten." Die Antwort bestand in fortgesetztem Bestreben, wider die Katholiken aufzustacheln. Die Verordneten hielten heimliche Zusammenkünfte mit Landleuten; Drohworte wurden ausgestoßen, Katholiken selbst bei Tage auf offener Straße mißhandelt, des Nachts ihre Wohnungen entweder mit Koth beschmiert oder die Fenster eingeworfen. — Am 23. September erfolgte an sämmtliche Prädicanten der Befehl, binnen acht Tagen die Erblande zu verlassen. Da aber hiezu keine Anstalten gemacht wurden, ergieng am 28. September der dritte Befehl: „die

Prädicanten hätten sich sammt und sonders noch heutiges Tages bei scheinender Sonne*) aus J. F. D. eigenthümlichen Stadt Grätz und deren Burgfrieden zu erheben, nach acht Tagen Ihre Lande zu verlassen und J. F. D. der Nothwendigkeit einer Vollziehung der angedrohten Strafe zu entheben."

Dieser Erlaß ergieng am Vorabend vor Mariens Reise nach Spanien. Es war eine Landesangelegenheit, von welcher die Erzherzogin während einer Abwesenheit, die beinahe ein Jahr dauerte, niemals, wo immer sie sich befinden mochte, das Auge abwendete; mit welchem Ernst, werden ihre nachfolgenden Briefe darthun.

Unsere Zeit muß sich für eine solche felsenfeste Glaubensgewißheit, wie sie an der Erzherzogin Maria hervortritt, mit dem Ausdruck Fanatismus behelfen, deßhalb, weil sie dem Fanatismus der Glaubensleerheit verfallen ist. Daher wähnt sie auch, Erzherzog Ferdinands spätere Erklärung: „lieber will ich alles, was ich von Gottes Gnade besitze, daran geben, als von meiner Ueberzeugung nur im Geringsten weichen," seye mit einer milden Gesinnung durchaus vereinbar. Weil wir zu dem erstern die erforderliche Entsagungsfähigkeit nicht mehr besitzen, bietet sich letzteres Urtheil als Schminke für innerliches und äußeres Fahlwerden dar. Uebersehen wir aber nicht, daß Ferdinand später erneuerten Begehren seiner unkatholischen Landleute, von dem betretenen Pfad zurückzuweichen, die Erklärung entgegenhalten konnte: „sie selbst würden ihm das Zeugniß geben müssen, daß er in allen Angelegenheiten Jedermanns Recht zu ehren und zu erhalten sich bestrebe, seiner Unterthanen Bestes nie aus den Augen verliere und in allen billigen Dingen ihnen zu willfahren geneigt seye." Das waren nicht Worte, von dem Fürsten in der Voraussetzung gesprochen, es werde doch Niemand offene Widerlegung wagen, so wenig als die Versicherung: „was er auch den zur augsburgischen Confession gehörenden Landleuten, selbst unter Darbietung von Gut und Blut, zu Lieb thun könne, das werde er ihnen, wie den andern Landleuten, aufs Bereitwilligste erweisen," der Redeweise einer modernen Proclamation verglichen werden dürfte.

---

*) Die schauerliche Beleuchtung, in welche man diesen Ausdruck für den vorliegenden Fall häufig zu stellen beflissen ist, verlöre alle Wirksamkeit, wenn man sich erinnern möchte, daß er allgemein deutsche Rechtsformel und Rechtsgewohnheit jener Zeit gewesen seye. Es fehlt nicht an Beispielen aus protestantischen Gebieten, in welchen er ausgesprochen und schonungslos vollzogen wurde.

Fünfzehntes Capitel.

Marias Reise nach Spanien.

Im Jahr 1596 erschien der Admiral von Aragonien zu Grätz und verlangte die Bildnisse dreier Erzherzoginnen. Es waren diejenigen von Gregoria Maximiliana, Eleonora und Margaretha. Der Infant, nachmals König Philipp III., sollte eine derselben zur Gemahlin erwählen. Bei dem Eintreffen der Bilder deutete der Infant, von dem Vater befragt, welche unter den Dreien ihm am besten gefalle, auf Margaretha. Doch wollte er die Wahl diesem überlassen, der dessen anfangs sich weigerte. Den Streit schlichtete die Infantin Isabella dadurch, daß sie die Bilder umwendete, mischte, sodann dem Prinzen anrieth, diejenige zu nehmen, deren Bildniß er herausgreifen würde. Wieder war es dasjenige der Erzherzogin Margaretha. Darauf sagte der König: „die ältere, weil ebenfalls ohne Mangel, verdient doch den Vorzug. Ich gebe dir meinen Segen und die Gregoria Maximiliana zur Braut.“ Diesem Ausspruch mußte der Sohn sich fügen.

Diese Erzherzogin hatte den einen ihrer Namen von Papst Gregor XIII., den andern von der bayerischen Tante, Beide ihre Pathen. In Gottesfurcht kam sie den übrigen Schwestern gleich, in Hingebung und Liebe zu der Mutter hat sie alle übertroffen. Nichts konnte die junge Erzherzogin so hoch erfreuen, als zu hören, es habe sich wieder Jemand der Kirche zugewendet; nichts so tief sie betrüben, als zu vernehmen, daß Einer seines Glaubens wegen Ungemach erleide. „Ist diese Woche Niemand bekehrt worden?“ fragte sie manchmal in Anwandlung jenes Gefühles; „o könnte ich Dem das Kreuz tragen helfen!“ äußerte sie in der Regung des andern. Wurde ihr jene Frage mit Ja erwiedert, doch

mit dem Beisatz: nur Leute geringen Standes, so hielt sie nicht zurück mit der Antwort: „haben denn diese nicht auch eine Seele?“ Die verständige Weise, mit der sie zu denen sprach, die nicht katholischen Glaubens waren, setzte selbst Geistliche in Staunen. Oft sagte sie: „wie schade ist es nicht um diese, um jene Person, daß sie nicht katholisch ist!“

Ihr Gehorsam kannte keine Gränzen. Selbst in ihrer Krankheit wollte sie Arznei nur mit Wissen der Mutter nehmen. Aehnlichen Gehorsam erwies sie auch ihrem Lehrer. Nach ihren Beichten verweilte sie gewöhnlich und forderte den Beichtvater auf, ihr noch etwas Gutes zu sagen. — „Hat's die Frau Mutter befohlen? weiß sie darum? gefällt es ihr? darf ich wohl?“ das waren ihre Fragen bei Allem, was sie vornahm. — Da von Maria eingeführt worden, jeden Montag am Hof eine Anzahl Armer zu speisen, unterließ es Maximiliana niemals, dieselben zu bedienen. Ihr Taschengeld verwendete sie für die Armen im Spital.

Der Admiral von Aragonien kam zum zweitenmal nach Grätz, um die Erzherzogin als Braut zu begrüßen. Jetzt erschrak er ihres Anblickes, denn bereits im Anzuge war die rasch verzehrende Krankheit, welcher sie, die ohnedem schwacher Gesundheit gewesen zu seyn scheint, nach kurzem Verlauf erlag. Bei Maximilianens zartem Körperbau stellten bald harte Leiden sich ein. Aber mit dem Gedanken an Solche, die Schwereres zu tragen hätten, stärkte sie sich zur Geduld, so daß kaum ein anderes Wort von ihr gehört wurde, als: „O mein Gott! Mein Gott hilf mir! Herr, wie Du willst.“ Als ihr das Liegen schwerer wurde, sagte sie: „Gott, wie gering ist, was ich zu leiden habe! Wie Schwereres haben so manche gefangene Kriegsleute bei den Türken zu dulden!“ Dabei ließ sie sich zur Stärkung in ihrer Krankheit das Leben der Märtyrer vorlesen. Bevor ihr die letzte Oelung sollte ertheilt werden, verlangte sie, daß ihre Geschwister und ihre Hofleute beiderlei Geschlechts aufgeweckt würden, damit Alle zugleich mit ihr beteten. Als ihr sodann das Sacrament gegeben worden, jauchzte sie auf: „O meine Frau Mutter, welche Wohlthat hat mir Gott nicht erwiesen, daß ich nun mit allen Sacramenten versehen bin! Ich sage dir Dank, mein Gott! In deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Da sie gefragt wurde, ob sie in dem katholischen Glauben sterben wolle? versetzte sie mit lebhaft gesprochenem Wort: „wie anders denn?“ Bald hernach erwiederte sie auf die Frage: ob sie lautes

Vorbeten ferner wünsche? „o ja, aber ich vermag nicht, laut nachzusprechen; ich will es im Herzen thun." Sie ließ ihr das Bild des Gekreuzigten geben und drückte dessen Wundmalen inbrünstige Küsse auf. Siebenmal unter dem kurzen Verlauf ihrer Krankheit beichtete sie und empfieng das h. Sacrament. So winkte ihr über der diamantenreichsten Krone der Welt die unvergängliche Krone der Herrlichkeit. Am 20. September 1597 vor sechs Uhr in der Morgenfrühe verschied sie, zu großer Bekümmerniß der Mutter und der Schwestern, von denen Anna jener einen Trostbrief zusendete, welcher der reinste Erguß ihres frommen Sinnes ist. Daß sie der Schwester so bald nachfolgen werde, konnte sie nicht ahnen.

Es sollte keiner Entschudigung bedürfen, daß wir die Trostesworte hier beifügen, welche die Königin von Polen über den Hinscheid ihrer Schwester, alsbald an ihre Mutter richtete. Auch sie sind der reine Ausdruck der Ueberzeugungen, welche in diesen fürstlichen Personen bei jeder Veranlassung ungesucht sich kund gaben.

„Es ist, schrieb Anna, meinem Gemahl ein Brief von Unverzagt*) zugekommen, darin ein Brief von Schiehel**), worin er ihm die traurige Zeitung schreibt, daß Gott der Allmächtige meine herzliebe Frau Schwester Maximiliana den 20. September aus dieser Welt abgefordert hat. Der allmächtige Gott wolle ihrer Seele gnädig seyn. Wie schmerzlich und unverhofft mir dieser Todesfall ist, kann ich nicht beschreiben, besonders weil ich eine so liebe Schwester an ihr verloren. Ich weiß wohl, daß sie mir alles Gute gegönnt und mich herzlich lieb gehabt hat. Nicht weniger ist es mir auch leid für E. L., indem ich wohl bei mir selbst erkennen kann, wie schmerzlich Ihr dieser Todesfall gewesen ist, vornehmlich zu dieser Zeit, da Sie die höchste Freude, der Welt nach zu reden, an ihr hätten erleben können, und jetzt sie der Allmächtige Gott weggenommen hat. Weil aber Gott nichts thut, als was zu unserm Besten ist, und auch ohne seinen Willen nichts geschieht, so hoffe ich, E. L. werden auch mit dem Willen Gottes zufrieden seyn und gedenken, daß sie, so Gott will, ein Kind der ewigen Seligkeit ist, und daß Ihm der liebe Gott sie allein zu einer jungfräulichen Braut sich erwählet hat; auch gedenken, aus was Jammer und Noth und vielen Widerwärtigkeiten, die sie ohne Zweifel, wenn sie

*) Der in Mariens Briefen öfter vorkommende Herr von Unverzagt.
**) Georg Schiehel, der Königin Kammerdiener.

noch in dieser sündigen Welt gelebt hätte, überstehen müssen, Gott so gnädig sie errettet hat, und also mit dem Willen des Höchsten zufrieden seyn, der E. D. ohne Zweifel in anderem Wege hundertfältig erfreuen wird, wie ich zu dem Allmächtigen hoffe. Dem Prinzen von Spanien wird solches auch eine betrübte und unverhoffte Botschaft seyn; wie mir dann der Jörg*) schreibt, daß ein spanischer Secretär, der wegen dieser Heirath nach Grätz geschickt worden ist und gleich den Freitag zuvor ankam, sehr darüber erschrocken ist. Ich muß aufhören von diesem zu schreiben. Weil es also der Wille des Höchsten gewesen ist, müssen wir zufrieden seyn.

Datum Warschau, den 11. Tag October Anno 1597.

Unterthänigste und gehorsamste Tochter bis in den Tod.

Anna."

Obwohl man in Spanien mit dem Entschluß über eine Vermählung sich nicht beeilte, hegte Maria dennoch die feste Zuversicht, eine andere ihrer Töchter würde die Stelle der Verstorbenen einnehmen. Sie täuschte sich nicht. Der Infant wendete seine Neigung wieder derjenigen zu, die er unter den drei Schwestern zuerst erwählt hatte, der jüngsten von ihnen, der Erzherzogin Margaretha, die nachher nicht auf den Rang einer Königin, sondern auf den Vorzug, eine fromme Königin zu seyn, alles Gewicht legen wollte. „Jenes," pflegte sie zu sagen, „hat mir Gott ohne mein Verdienst gegeben, um dieses aber habe ich unter seiner Gnade mich zu bemühen." In Freudigkeit zu allen gottesdienstlichen Verrichtungen that sie es ihren übrigen Schwestern gleich; in Arbeitsamkeit war sie das Ebenbild der Mutter. Unverdrossen fertigte sie, wie diese, Manches entweder für den Dienst der Kirche oder für die Armen, die bei ihr, wie sie es in dem elterlichen Haus gelernt, nicht allein Trost, sondern jederzeit reichliche Hülfe fanden; so daß sie einst nach verrichtetem Gebet einem Vertrauen sagte: „Edelsteine der Seele haben größern Werth als solche, die den Leib zieren; darum will ich diejenigen, welche ich in jüngster Zeit weit umher für mich habe aufsuchen und erwerben lassen, wieder verkaufen und in Werke der Gottseligkeit verwandeln." Den hellesten Spiegel ihres Innern bietet das öfter von ihr vernommene Wort: „sie könne nicht begreifen, wie Jemand einen Beichtvater haben möge, der ihm nicht rundweg die lautere Wahrheit sage?" Darum darf

*) Der vorhin erwähnte Georg Schiehel.

es uns nicht befremden, daß ihr die Herzen der Unterthanen in Liebe entgegenschlugen, daß sie die Königin „einen Sitz der Weisheit und einen Spiegel der Gerechtigkeit" nannten.

Den wenigen Briefen zufolge, die sich von ihr erhalten haben, scheint der heitere Sinn, der die Mutter auszeichnete, auf die Erzherzogin Margaretha besonders übergegangen zu seyn. Einst meldete sie ihrem Bruder aus Mailand: „heute hatten wir Besuch von einem Marchese, deren es hier zu Lande mehr giebt als gestutzte Hunde." Ueber die erste Zusammenkunft mit ihrem künftigen Gemahl schreibt sie ihm: „Ich kann E. L. versichern, daß Sie mehr Bart haben als der König; der seinige ist sehr weiß, so daß man fast gar nichts davon wahrnimmt. Gegen ihn ist der Walter groß; er ist doch gar klein und dick. Ich kann aber E. L. nicht mit Bestimmtheit schreiben, wie er aussieht, denn ich hab' mich geschämt, daß ich ihn nicht habe ansehen können. Morgen, denke ich, wird er wieder kommen, dann will ich ihn genauer ansehen und ihn E. L. beschreiben." Wirklich schaute sie in der Kirche zu Murviedro ihren „Liperli" freier an. Da gefiel er ihr besser; doch kam ihr der Bruder im Vergleich zu demselben vor wie ein alter Mann. Sie gesteht ihm, sie habe sich geschämt, spanisch reden zu müssen. Daneben erwies sie sich in den ersten Zeiten ihres Aufenthaltes in Spanien etwas kindisch, für Schmeicheleien leicht zugänglich, im Essen und Trinken wenig geregelt, von gewaltigem Sehnen nach Deutschland befangen, deßwegen der Leitung sowohl als der Aufmunterung bedürftig; dieß auch, um für die Interessen des Bruders thätig sich zu erweisen.

Im Juli 1598 mag aus Madrid die Heirathserklärung eingetroffen seyn. Am 24. September wurde zu Grätz der Vertrag abgeschlossen. Papst Clemens VIII. ließ die Braut nach Ferrara einladen, damit die Vermählung durch ihn könne vorgenommen werden, der Bericht des österreichischen Botschafters in Madrid: es stehe gefährlich mit dem König, schwerlich werde er mehr lange leben*), beschleunigte die Abreise der Braut. Die Mutter sollte sie wenigstens bis Ferrara begleiten. Am frühen Morgen des 30. September brachen die beiden Erzherzoginnen mit zahlreichem Gefolge aus der Hauptstadt Steyermarks auf. Es fügte sich in

---

*) Philipp II. starb schon am 13. September; die Reisenden erhielten die Nachricht von seinem Ableben am 6. October zu Villach in Kärnthen.

der Folge, daß die Mutter ihre Tochter in ihr künftiges Reich begleiten konnte.

Von dieser Reise nun haben sich die Briefe, durch welche Maria ununterbrochen dem Sohn alles Erlebte und Wahrgenommene mittheilte, beinahe vollständig erhalten. Dieselben mögen hier als der anmuthigste Reisebericht unverkürzt folgen, zugleich aber auch deßwegen, weil sie das treueste, das kräftigste, farbenfrischeste Bild von Mariens innerm Wesen nach seiner vollen Tiefe, nach seiner reichen Mannigfaltigkeit, in den lieblichsten Zügen und den vielartigsten Schattirungen gewähren. Hier begegnen wir in denselben dem hellen Verstand dieser seltenen Frau, dort finden wir uns angezogen durch die zarte Theilnahme, die sie an den Begegnissen ihrer Begleitung, wie an allen denjenigen Personen nimmt, die sie zu Hause gelassen, an Niedern wie an Hohen, bis hinab auf die geringsten Diener, so daß selbst „die kleine Resel" und „Alle im Kindszimmer" nicht vergessen werden. Ihre Weiblichkeit wird durch die Hoheit der Stellung nicht verkümmert, jene tritt hervor in der Obsorge um die Kleidung ihrer Söhne und den Anordnungen, die sie für deren Zurechtmachung ertheilt, in so Manchem, was ausschließlich den Haushalt betrifft. Wie männlich erscheint sie in der fürstlichen Würde, in der sie den Anmaßungen der Spanier entgegentritt, in der herzhaften Entschlossenheit, mit der sie deren Ränke vereitelt, in der deutschen Gesinnung, in welcher sie unter allen Herrlichkeiten der Fremde den hohen Vorzug der Heimath nicht mißkennt! Welche Blicke in ihr geistiges Wesen eröffnen sich uns in der unausgesetzt gleich warmen Theilnahme an allen Angelegenheiten ihres Landes bis zu den geringsten Einzelnheiten, an dem Wohl und Wehe der Unterthanen, selbst in der Frage, in welche Häuser zu Grätz Knechte eingelegt wären, oder in welcher bei herrschender Seuche Sterbfälle sich ereignet hätten? Und wenn der Eifer, mit dem sie den Sohn fortwährend zu rücksichtslosem Vorangehen in der Religionssache spornt, die religiöse Blasirtheit unserer Zeit mehr unangenehm berührt, als ihr auch nur von ferne noch verständlich ist, so dürfen wir wenigstens nicht mißkennen, daß derselbe für dasjenige, was die wahre Klugheit anrieth, weder blind noch unempfindlich machte. Neben dem zeigt uns die Genauigkeit, mit der die Erzherzogin des Abgangs und des Einlaufs von Briefen wahrnahm, wohlgeregelte Ordnung in jeglicher Beziehung. Wie herzgewinnend aber mütterliche Obsorge um das allseitige Gedeihen ihrer Kinder, die liebereiche Gewohnheit

sie an hervorragenden Tagen des Jahres durch Geschenke zu erfreuen, die Sehnsucht nach dem Kreise der Ihrigen, nach der Rückkehr unter ihre Geliebten, die in ihren Gedanken ihr überall nahe sind, in der weiblichen Ungeduld, wenn ihr nicht alsbald über alles, was sie von Haus zu wissen wünscht, immerdar Nachricht zukommt. In den Mittheilungen über die eigene Persönlichkeit wechseln, je nachdem es Begegnisse der Reise oder Angelegenheiten von Wichtigkeit, Vorübergehendes oder Bleibendes betrifft, muntere Laune und Scherz mit dem hohen Ernst eines gereiften Urtheils. Neben der natürlichen Zaghaftigkeit in der Aussicht auf größere Beschwerden und mögliche Gefahren bei einer Seefahrt tritt hochgemuthete Herzhaftigkeit hervor und ringt jener den Sieg ab. Ueber alle diese schönen Eigenschaften des Geistes und Herzens verbreitet die aufrichtigste Frömmigkeit, die inbrünstigste Gottesfurcht, die innigste Hingebung an alles, was die Kirche lehrt, darbietet und veranstaltet, endlich mit ihnen ungefälschte Wahrhaftigkeit, lautere Sittlichkeit, Abneigung gegen Hoffart, tiefbegründeter Unwille bei üppigen Vergnügungen, ein reines, helles, verklärendes Licht.

Es sind in neuerer Zeit manche Reiseberichte merkwürdiger Personen der Vergangenheit an das Licht gezogen worden. Dieselben sprechen nicht minder an durch die schmucklose Darstellung im Gegensatz zu der verkünstelten der Gegenwart, als durch verständige Auffassung des Gesehenen und Erlebten. Ein solcher Bericht aus der Feder der Erzherzogin, welchen die Briefform eine leichtere und freiere Bewegung verleiht, darf daher diesem Lebensbilde mit dem vollesten Recht eingefügt werden.

Ihre Abreise von Grätz erfolgte am 30. September, nachdem der Sohn das Fest des Erzengels Michael den Prädicanten als Frist gesetzt, bis zu welcher sie seine Residenzstadt zu verlassen hätten. Daher darf es nicht befremden, daß der Eindruck dieser von Maria längst ersehnten Maßregel sie überallhin begleitete, ihre Briefe immerwährend darauf zurückkommen, zumal der Kampf einen Charakter auf Leben und Tod angenommen hatte, Erhaltung oder Beseitigung der fürstlichen Selbstständigkeit von dessen Ausgang abhieng. Den ersten Bericht von ihrer Reise ließ sie schon am Abend ihres Aufbruchs von Grätz aus Leibnitz, dem Schloß des Bischofs von Seccau, an den Sohn abgehen. Mit diesem Briefe beginnen unsere Mittheilungen.

1.

„Freundlicher, mein herzliebster Sohn[1])!

Ich lasse dich wissen, daß ich heute, ein Viertel vor 5 Uhr, wohl hier angekommen bin. Ich habe den Bischof[2]) samt den Propst[3]) von Seccau hier gefunden und wegen der Prädicanten geredet. Er erfreut sich gar hoch und sagt, wenn du herabkommest, wolle er schon mit dir reden der Bewilligung halben auf künftigen Landtag. Er vermeint, man dürfe sich nicht abschrecken lassen, man werde Wege finden, daß sie noch bitten werden: wie er denn viel mit mir geredet hat. Der Ziett[4]) ist höflich, hat mich und die Margaretha besuchen lassen, wie es uns gehe; hat uns eine Schüssel mit Confect geschickt und erboten, er werde jetzt einen Curier nach Mailand schicken, der müsse gar nach Spanien, daß er anzeige, daß wir die erste Tagereise wohlauf seyen. Ich schicke drei Schreiben an die Ursula und eins an die Schwester Maximiliana. Schicke es durch den Boten. Grüße mir die Kinder, deinen Beichtvater[5]) und P. Balthasar[5]), auch im Frauen-Zimmer Alle.

Datum Leibnitz, den 30. September.

Morgen nach 5 Uhr zieh ich fort. Der Weg ist bös. Grüße deinen Hofmeister.

Deine treue Mutter so lange ich lebe.

Maria."

2.

„Wir sind Gott Lob wohl hieher gekommen; morgen ziehen wir weiter, wills Gott. Ich schicke dir hiemit Briefe nach Polen und

---

1) Wir lassen hinfort die über jedem Briefe stehende Anrede, ebenso die Unterschrift: „deine treue Mutter, so lange ich lebe, — Maria," nicht minder die jedem Briefe angefügten Grüße, ebenso die Erkundigungen, die oft in mehrern auf einander sich folgenden Briefen über örtliche Angelegenheiten sich wiederholen, weg, bemerken dagegen bei jedem Briefe, ob er von der Hand der Erzherzogin oder durch ihren Secretär geschrieben seye, wiewohl auch diese als Briefe der Erzherzogin zu betrachten sind, indem aus deren Inhalt, Form und Styl unverkennbar sich ergiebt, daß sie insgesammt Dictate derselben seyen.

2) Martin Brenner, Bischof von Seccau, der das Schloß Leibnitz kurz vorher von dem Erzbischof von Salsburg erhalten hatte.

3) Sebastian Rieller.

4) Einer aus der entgegengesendeten spanischen Begleitung.

5) Aus der Gesellschaft Jesu, in hohem Ansehen bei dem erzherzoglichen Hofe. Im Original wird er P. Walthauser (Balthasar) genannt.

andere Orte, wie du sehen wirst. Ich schicke dir das Schreiben, das mir meine Frau Schwester Maximiliana schreibt und den Zettel, den ihr der Herr Bruder Wilhelm schreibt. Ich habe ihm unrecht gethan. Den Zettel von Herrn Wilhelm binde zu der Frau Schwester Brief, denn sie begehrt ihn wieder, und schließe alle Briefe, die nach Bayern gehen, der Frau Schwester Maximiliana ein, daß sie nicht in des H. B. W. Hände kommen. Der Brief von der von Brandis[1]), den lies, was sie von der Regeisen[2]) schreibt. Des Georgs[3]) Brief, wie auch der Fr. Schw. Maximiliana Brief und den Zettel von dem H. B. W. laß den Herrn Maxen[4]) lesen, aber den Zettel schicke der Fr. Schwester wieder. Laß auch Herrn Max lesen, was der Rumpf und Khevenhiller[5]) schreibt; darnach verbrenne nur alle diese Briefe. Ich schicke dir hiemit zwei Paar Handschuhe, und der kleinen Katherl[6]) und dem Michl[7]) und der kleinen Resl jedem eines, wie es auf allen geschrieben ist, eine Citische Verehrung[8]). Der Don Wilhelm[9]) ist mit seinen Besuchen gar fleißig, er zeigt sich oft bei uns. Ich kann nicht mehr schreiben. Grüße mir jedermann und schreibt ihr auch einmal.

Datum Draaburg[10]), den 2. October Anno 1598."

3.

„Ich lasse dich wissen, daß wir Gott Lob wohl auf sind; aber wir haben so ein böses Wetter, daß man weinen möchte; so ist der Weg bös, daß es nicht zu sagen ist, solche Lücken und schiech[11]). Morgen wills Gott ziehen wir nach Villach über den hiesigen See[12])

1) Magaretha von Brandis, Aebtissin vom St. Claren Kloster am Anger zu München, die mit der Erzherzogin in Correspondenz stand.

2) Wahrscheinlich Orlando Lasso's Wittwe, Regina.

3) Des Kammerdieners Georg Schiehel.

4) Maximilian von Schrattenbach, der Erzherzogin Obersthofmeister.

5) Der kaiserliche Gesandte am spanischen Hof.

6) Pflegetochter der Erzherzogin.

7) Michael, Kammerdiener ihres Sohnes Maximilian.

8) Geschenk des im vorigen Brief erwähnten Cit.

9) Don Guglielmo di San Clemente, spanischer Botschafter zu Prag und der Erzherzoginnen Begleiter auf dieser Reise, öfters in ihren Briefen mit dem Namen „der Krumme" erwähnt.

10) Städtchen im Lavanter Viertel von Cärnthen, nicht zu verwechseln mit Drauburg, was später vorkommen wird.

11) Widerwärtig.

12) Der Werdersee bei Klagenfurt.

nach Bartlmä [1]); es ist weit. Die Landschaft hat der Margaretha heute 1000 Ducaten geschenkt. — Wie es mit dem Geist zu Völkermarkt [2]) steht, habe ich seltsame Sachen erfahren; es ist eine Historie für den Herrn Max und die Pöllin [3]). Der Propst wird ihnen alles geschrieben schicken. Der Breiner [4]) sagt, er wollte den Geist mit einem Prügel wohl beschwören; ihr werdet gewiß genug lachen. Wie es hier mit der Kirche steht, wird der Harrer [5]) auf meinen Befehl schreiben. Ich weiß nicht, wie es noch abgehen wird; ich hoffe aber gut. Don Clemente hat mich heute zu einer spanischen Merenda [6]) ins Landhaus geladen, er läßt die neue Tapeziererei aufrichten; es wird gar stattlich zugehen. Der Cit ist Hofmeister, der von Attimis [7]) will sich krank lachen, daß es so kärntnerisch zugeht. Ich bitte dich, lasse mich wissen, wie es nun mit dem Sterben und mit der Religion stehe.

Was dir der Harrer schreibt unserer Reise halben, das laß alles Herrn Max lesen und schicke es der Resl, doch daß sie es alles wieder schicke. P. Alfonso [8]) ist hier, er wird sich zu dir nach Grätz begeben. Sofern du seit meiner Abreise etwas aus Siebenbürgen weißt, so sage es ihm; er wird dir allerlei sagen. Grüße mir die Kinder alle. Sag der Leonora, daß sie mir von ihrer Kocherei von einer jeden Sache eine Schachtel schicke, daß ich es versuchen kann. Grüße mir den Max und Leopold; sag' ihnen, sie sollen fromm seyn. Grüße. Es wird heuer viel wässerichten Wein abgeben.

Datum Klagenfurt, den 5. October Anno 1598.

Gott Lob daß sich der Oberst von Hermstein [9]) so wohl gehalten hat. Ich habe es dem von Neuhaus hier gegeben, er freut sich sehr; er will morgen nach Grätz. Du glaubst nicht, was hier für

---

1) Ein Dorf in Unter-Cärnthen zwischen dem Werder- und dem Ossiacher See, an der ehemaligen Straße von Klagenfurt nach Villach.

2) Städtchen im Klagenfurter Kreise.

3) Argula Pöllin von Canstein, geb. von Königsfeld, Wittwe, Oberst-hofmeisterin der erzherzoglichen Kinder durch eine lange Reihe von Jahren.

4) Jakob von Breiner, der Erzherzogin Begleiter.

5) Der Erzherzogin Secretär.

6) Ein Abendbrod, was in Oesterreich Jause genannt wird.

7) Hermann von Attimis, später Kammer-Präsident, Sohn Jakobs, Ferdinands ersten Hofmeisters.

8) Alphons Carillo, Spanier von Geburt, aus der Gesellschaft Jesu, Geschäftsmann des siebenbürgischen Fürsten Sigismund Bathori.

9) Johann Sigismund, Freiherr von Herberstein, Befehlshaber an der croatischen Gränze.

eine Furcht herrscht der Prädicanten wegen; jedermann glaubt, man werde alle im Lande verjagen. Herr Bartholomäus[1]) ist sehr demüthig. Ich habe gestern die von Stein[2]) recht in der Schule gehabt des Handels halben mit dem Gottfried; sie läugnet alles. Die Margaretha[3]) hat alles gehört. Es ist ein böses Diendl[4]), wie ich dir sagen will, wills Gott.

Grüße mir meine liebe kleine Katherl; sag' ihr, daß sie mir schreibe, wie es ihr geht, und daß auch ihr Präceptor schreibe, wie sie sich anlasse."

4.

„Ich habe dein Schreiben von dem 4. Oct. wohl empfangen und gerne vernommen, daß du mein Schreiben von Drauburg aus empfangen hast. Das spanische Regiment geht noch immer fort; ich gebe aber wenig darum. Was dir dein Beichtvater gesagt hat, was deine Schwester dem Herrn Nuntio für einen Zettel in des von Attimis Brief gegeben hat, ist alles mit meinem Vorwissen geschehen; denn deine Schwester bittet mich so dringend, daß ich mit ihr nach Mailand und gar nach Genua gehen sollte, was ich selbst gerne thäte, wie du weißt. Aber der Herr Nuntius thut nicht recht, daß er es ausgesagt hat, denn die Magaretha hat es in hohem Vertrauen geschrieben. In Zukunft muß man gewahrsamer mit den Leuten gehen. Der von Attimis hat auf das bringende Begehren der Margaretha geschrieben, ich wollte so gerne Mailand und Genua sehen, wenn es Gottes Wille wäre. Es verdrießt mich von Herzen, daß der Nuntius[5]) es ausschreit. Du wirst aus des Klesl's[6]) Schreiben schon gesehen haben, daß es dem guten Nuntio mit Passau daneben wird[7]). Es ist mir leid für ihn. Daß du heute nach Leibnitz willst, wirst du schlecht Wetter haben, denn es regnet hier stark. Ich habe heute einen Handel mit den Verordneten gehabt, wie dir der Harrer zuvor geschrieben hat, von wegen der Schlüssel

1) Bartholomäus Khevenhiller, Landmarschall in Cärnthen, Haupt der dortigen Protestanten.

2) Fräulein Elisabeth von Stein, Hofdame der Erzherzogin.

3) Die Erzherzogin Braut.

4) Damals gewöhnlicher Ausdruck für Mädchen.

5) Hieronymus, Graf von Portia, bald hierauf durch den Papst zum Bischof von Adria ernannt. Er bekleidete die Würde eines Nuntius zu Grätz noch mehrere Jahre von da an.

6) Des bekannten Bischofs von Neustadt und Wien.

7) Nämlich die Administration von Passau während Erzherzog Leopolds Minderjährigkeit zu erhalten.

zu der Pfarrkirche. Heute, bevor ich weggezogen bin, habe ich sie vor mich gefordert. Was ich mit ihnen geredet habe, wirst du von dem Harrer vernehmen, denn es wäre mir zu viel, alles zu schreiben. Ich hoffe zu Gott, es werde gut werden. Du glaubst nicht, was für eine Furcht hier ist mit den Prädicanten; man sagt, du habest einen Eid geschworen, du wollest alle Prädicanten vertreiben. Gott gebe, daß ihr Glauben wahr wäre. Der P. Alfonso wird es dir auch sagen, denn ich habe ihm alles gesagt, wie es zugegangen ist. Du glaubst nicht, wie der Eit so schön ist und die andern Spanier; Gott gebe, daß wir es erhalten. Laß mich wissen, mein Kind, wie es zu Grätz mit den Prädicanten steht, und ob du es nicht dem Papst geschrieben hast. Mein Ferdinand! jetzt bin ich auf dem See auf Veldes[1]) zu; wir haben gleich die Litanei gesungen, der P. Anton, Caspar der Tanzmeister, der Bub Valentin, Harrer, Breiner, Eggenberg, Sidonia[2]); es ist eine gute Litanei gewesen. Ich wollte, ich könnte dich zu mir wünschen, es hat gar viele Enten, du hättest wohl zu schießen. Laß mich wissen, wie es mit deinen Brüdern und Schwestern geht und sonst Allen zu Hof, auch Herrn Maxen. Ich schicke dir einen Brief an den P. Walthauser; schicke nach ihm, daß er es lese, und darnach verbrenne den Brief. Es ist mir, als ob ich noch mehr zu schreiben habe, es will mir aber nicht einfallen. Schicke mir doch alle Briefe, die der Unverzagt und Westernacher[3]) und Andere schreiben. Grüße mir die Kinder und jedermann, wen du willst.

Datum auf dem See, den 6. October Anno 1598.

Grüße mir Herrn Blasy[4]) und Herrn Hans[5]), und wen du meinst. Entschuldige mich bei der Pöllin, daß ich nicht schreibe, ich habe keine Zeit. Grüße auch Martha[6]), Annchen[7]), meine kleine Katherl, Braunerin."

---

1) Ein Schloß am andern Ende des Klagenfurtersees.

2) Fräulein Sidonia Rieder, der Erzherzogin Hofdame, die sich nachher in Spanien mit dem Grafen Barajas vermählte.

3) Ebenfalls ein hochbetrauter Geschäftsmann der Erzherzogin, von welchem sich viele Briefe erhalten haben. Früher in Erzherzog Ernsts Dienst.

4) Blasius Laubich, Lehrer der Erzherzoge.

5) Johann Decker, Canzlar der Universität Grätz, Mitglied der Gesellschaft Jesu, gebürtig aus Haesbroek in Belgien. Ein sehr gelehrter Mann, an welchen unter den Briefen des Bischofs von Lavant viele vorkommen.

6) Martha Reinhard, Dienerin der Hofmeisterin der Erzherzoginnen.

7) Gleichfalls aus dem Hofgesinde; bei den Legaten der Erzherzogin wird die „alte Andl" mit 100 fl. bedacht.

5.[1])

„Ich lasse dich wissen, daß ich gestern, Gott Lob, wohl hier angekommen bin, und ist jedermann, Gott Lob, wohl auf. Ich hoffe zu Gott, daß auch ihr Alle wohl gesund seyd. Ich bin recht zornig, daß du nicht schreibst, wie es der Infection halber steht. Gestern frühe, bald nach 3 Uhr, nach dem ersten Blasen, schickt Don Clemente den P. Richard[2]) zu mir und läßt mir sagen, daß ein Currier aus Spanien gekommen sey, der bringe Nachricht, daß der alte König den 13. September gestorben seye, gar christlich und wohl; der junge König schreibe, man solle nur die Reise fortsetzen. Da wußte ich noch nicht, ob es wahr seye. Wie ich angekleidet war, kommt er selbst zu mir und unterredet sich mit mir, ob die Margaretha Trauerkleider anziehen solle oder nicht? Darauf habe ich beschlossen, sie solle in Schwarz gehen, wie sie denn heute damit angefangen hat. Ich habe es aber einen Tag zuvor gewußt, denn der Lustrier[3]) hat es mir geschrieben und ihm der Muzuolo, wie ich dir hiemit überschicke. Mich bedünkt, die Spanier sind nicht sehr traurig. Jetzt müßt ihr wieder von Neuem trauern[4]). Ich vermeine aber nicht in langen Mänteln, nur in Seide; doch frage den Herrn Maxen und deinen Hofmeister[5]); was sie rathen, das thuet ihr. Du mußt auch die Todtengesänge von Stund an halten lassen. Ich kann es auf dem Wege nicht thun.

Man sagt hier eine seltsame neue Zeitung, ich glaube es aber nicht und wollte nicht, daß du es thätest, glaube auch nicht, daß du es ohne mein Vorwissen thun würdest: das ist, du sollest nach Ferrara auf der Post zu der Vermählung kommen. Etliche sagen, es sollen der Max und Leopold mit dir kommen. Ich glaube das eine so wenig wie das andere, wollte auch nicht, daß du das thätest, denn es wäre nicht gut. Wenn ich, so Gott will, wieder heim komme, will ich dir sagen, woher ich diese Nachricht habe. Morgen, wills Gott, bleibe ich noch hier; der Don Clemente hat es also gerathen. Er meint auch, ich solle zu Botzen etliche Tage verweilen,

1) Des Secretär Harrers Schrift.

2) Richard Haller aus der Gesellschaft Jesu, welcher der Erzherzogin Margaretha als Beichtvater nach Spanien folgte.

3) Ihr Geschäftsmann in Tyrol.

4) Weil die Trauer um die Königin von Polen erst kurz vorher aufgehört hatte.

5) Balthasar von Schrattenbach.

denn Erzherzog Albrecht könne so bald nicht kommen. Wir haben eine recht gute faule Reise. Auf diese Weise wird man heuer wohl nicht übers Meer kommen. Weil es doch der Wille Gottes gewesen, daß der König hat sollen sterben, so ist es gleich jetzt gut, daß die übermäßige Pracht wegen der Trauer vermieden bleibt. Ich bin viel fleißiger mit schreiben, als ihr es seyd.

Datum Spital[1]), den 8. October Anno 1598.

„Ich schicke dir hiemit, was den Geist zu Völkermarkt anbelangt. Du wirst eine seltsame Sache sehen; ich glaube, daß es ein rechter Betrugs-Geist ist, der die Seelen verführen will. Gleich wie ich meinen Brief schließen wollte, habe ich ein Schreiben vom 6. von dir aus Leibnitz empfangen. Herr Max wird sich so hoch verwundern als du, ob meines Herrn Bruders Wilhelm Zeddel. Ich höre gerne, daß ihr auf Leibnitz seyd; wenn ihr aber so schönes Wetter habet wie wir, so werdet ihr wenig richten. Ich kann mich deiner nicht genug verwundern, daß du mir so gar kein Wort schreibst[2]). Hier sagt man, es sey dem Regiments-Canzler ein Mensch gestorben, und daß ihr euch schon zum Fliehen gerichtet habet; ich glaube aber nichts, als was du mir schreibst. Ich bitte dich, schreibe mir alles, oder laß mir doch schreiben, wie es allezeit steht. Laß mich auch wissen, wie es mit den Prädicanten steht, wo sie sind, und ob man noch also drohet. Du glaubst nicht, was hier im Lande für eine Furcht ist; wenn man jetzt nur fortfährt; insonderheit mit Villach zögere nicht. Du schreibst mir auch kein Wort, wie sich die Verordneten, Landshauptmann und Andere verhalten, ob man noch also drohe. Hätte ich zu Villach nur einen Tag können bleiben, ich wollte gewißlich die Kirchen auch eingenommen haben, wie zu Klagenfurt. So schreibst du mir auch nicht, ob du die Handschuhe empfangen hast, und ob du sie ausgetheilt. Du bist halt gar faul und unverbesserlich; befiehl solche Sachen nur dem Georg[3]) zu schreiben. Ich habe dir auch schreiben wollen, daß die Gräfin allhier, Herrn Morizen sel. Wittwe, auf den Tod krank ist; wie den Doctor[4]) und mich bedünkt, wird sie es nicht mehr lange treiben. Sie hat mich gar hoch gebeten, wenn sie stürbe, daß ich ihre Tochter zu mir nehmen möchte, so wollte sie alsdann desto lieber sterben. Ich habe

1) Marktflecken in Villacher Kreise, im untern Drauthal.

2) Nemlich von der im Lande herrschenden Seuche.

3) Georg Goldschmidisch, Ferdinands erster Kammerdiener.

4) Der Erzherzogin Leibarzt, Gisbert Voß.

es ihr zugesagt, daß ich sie wollte von Stund an zu mir nehmen, ehe sie in die Hände der Lutherischen kommt; darüber erfreut sie sich zum höchsten. Ich habe auch dem Grafen befohlen, wenn sie in meiner Abwesenheit sterben sollte, soll er dir die Tochter von Stund an zuschicken. Lasse sie derweil bei den andern Jungfrauen, bis ich komme. Ich habe auch dem Grafen befohlen, im Fall Herr Bartholomäus[1]) und andere Freunde dieses verhindern wollten, was ich doch nicht glaube, daß er dich davon benachrichtigen solle, damit du alsdann dem Harrer schreibest und sie zu dir hinausforderst. Dem wirst du nachzukommen wissen. Laß mich wissen, ob mein Herr Max noch nicht umgeht[2]).

Datum Spital, den 9. October Anno 1598.

„Die Beschreibung vom Geist wirst du noch empfangen; dieweil aber ein heilloser Bube, ein Zinngießer, darin oft vermeldet wird, so glaube ich, es wäre gut, daß du denselben zu dir nach Grätz forderteſt, doch unvorgesehener Dinge, daß er nicht wisse, warum er vorgefordert wird, und daß man ihn recht fleißig und wohl examinire, ob es ein rechter oder böser Geist ist; denn der Bub weiß viel. Und wann du es lesen wirst, so wollte ich, daß du den Max, Leopold, deine andern Geschwister, die Pöllin und P. Walthauser, auch wen du sonst willst, dabei hättest. Laß mich wissen, ob noch nichts gekommen ist von dem Kaiser Passau halber[3]), wenn der Leopold hinauf soll; und so bald etwas kommt, so lasse mich es durch eine eigene Post wissen. Laß mich wissen, wie sich der Nuntius jetzt stellt wegen Passau, ob er noch eine Hoffnung hat oder nicht; es wäre nun Zeit, daß sich der Kaiser des Leopolds halber resolvierte."

6.

„Ich habe zwei Schreiben von dem von Stainz[4]) vom 7. dieß wohl empfangen; habe gerne vernommen, daß ihr wohlauf seyd. Wir sind, Gott Lob, auch wohlauf; allein ich habe einen ziemlichen Catharr und Husten; es wird, wills Gott, bald besser werden. Daß euch das Regenwetter alle so plagt, ist bei uns auch so, nur gestern

1) Bartholomäus Freiherr von Khevenhiller.

2) Dem Herausgeber nicht verständlich.

3) Eben war die Bestätigung von Leopolds Erwählung zum Coadjutor von Passau im Werk.

4) Jakob Resolenz, Propst zu Stainz, später innerösterreichischer Kammerpräsident, einer der vielen ausgezeichneten Prälaten dieser Zeit.

und heute haben wir schönes Wetter. Die Wasser sind gar nicht groß, der Weg aber grausam bös. Wir ziehen auch wie die Schnecken, man eilt nicht sehr; ich weiß bald nicht, was dieses bedeutet. Ich wollte, ich könnte euch die Lerchen fangen sehen. Des Geists halber wirst es schon empfangen haben; ich glaube, der Zinngießer wird wohl wissen, wer er ist; ich will gern hören, was Herr Max davon halten wird. Ich hoffe mit der Kirche zu Klagenfurt wird es bleiben. Der von Stotzing[1]) hat hier zwei Lügen aufgebracht: daß zu Grätz so viele Todesfälle vorkommen, daß man alle Nacht etliche Karren hinausführe, und daß die Landschaft Kriegsleute anwerbe wider dich, der Prädicanten wegen. Viele Leute glauben es, ich aber nicht, wenn du es nicht schreibst. Es verdrießt mich das Lügen von Herzen.

Mein Kind! es ist mir ärgerlich, daß ich so gar nichts aus Polen und Siebenbürgen habe. Es ist mir fast aus dem Sinn mit Passau. Dieweil vermeine ich, die von Stein wolle bei mir abbitten; ich will erst hören, was sie sagen wird. Es ist mir so leid um meine kleine Katherl, grüße sie von meinetwegen tausendmal. Ich verwundere mich sehr, daß du keine Rephühner finden sollest. So schreibe ich hier zu Ober-Drauburg[2]). Ich will nicht schließen, bis ich, wills Gott, morgen nach Lientz[3]) komme; denn ich höre, es warte eine venetianische und eine päpstliche Botschaft auf mich. Die Margaretha schickt euch gewiß schöne Sachen; die Kinder werden eine Freude damit haben. Ich wollte, ich könnte es sehen, wenn du es ihnen geben wirst. Laß den Herrn Max alle Stücke sehen, denn ich schicke ihm das Verzeichniß, wie es der Cit alles anschlägt. Nach meiner Meinung, wie ich mich darauf verstehe, ist es so viel nicht werth. Was dir Harrer schreibt des Regini[4]) halben, als hätte er von seinem Hineinziehen nichts mit mir geredet, das hat er nicht recht gemerkt, sondern Regini hat mit mir von des von Florenz[5]) halben geredet; das andere alles hat er mit dem P. Mesto geredet.

---

1) Ruprecht von Stotzing, Reichshofrath, früher des ältern Erzherzogs Maximilian Hofmeister.

2) Ober-Drauburg, ein Markt nahe an der Gränze von Tyrol.

3) Tyrolisches Städtchen an der Drau, im Brunnecker Kreise, an der Gränze von Cärnthen.

4) Apostolischer Protonotar, von Ferdinand eines Geldgeschäfts wegen nach Florenz gesendet.

5) Der Großherzog von Florenz.

Ich schicke dir hiemit ein Ringlein, gieb es dem Max; sag ihm, weil heute Sanct Maximilian Tag sey, binde ich ihn damit, daß er Gott um Gnade bitte, daß er so fromm werde, wie der h. Maximilian. Ich schicke dir hiemit einen welschen Discurs von der Margaretha, daß du siehst, was die Leute sind; ich denke, es werde wohl gelinder abgehen. Ich habe dein Schreiben vom 9. d. gleich jetzt empfangen. Das spanisch Regiment ist ziemlich still jetzt, seit der König todt ist; sie sagen, jetzt sey die Margaretha Königin, sie könne befehlen, wie sie wolle; sie fürchten sich recht vor ihr; wir lachen sie oft aus.

Da du zufrieden wärest, wenn ich gar nach Spanien zöge, so traue ich es mir; ich will sehen, wie es sich thun läßt. Ziehe ich mit, so ist es alles für dich und deine Geschwister. Aber bis jetzt habe ich nicht viel Lust dazu. Man müßte mir anders pfeifen, wenn ich tanzen sollte. Aber die Margaretha erbarmet mich. Der Nuntius ist doch die rechte Einfalt, er wird über alles verdrießlich. Es ist mir gar leid, daß es der Pest halber nicht will besser werden; ich weiß gleich nicht, was ich rathen solle. Zu lange zu warten, ist nicht gut, zu früh wegziehen, ist auch nicht gut; Herr Max und der Canzler werden wohl wissen, was zu thun ist. Schreibet mir nur bald, was ihr thun werdet, und wenn ihr ja wegziehen solltet, so laßt mich allezeit wissen, wie es zu Grätz steht und in welches Haus, das ich kenne, es eingerissen hat, und was für Personen.

Du mußt gewiß fortfahren in der Religion, denn mir Graf Hans von Ortenburg[1]), der Landshauptmann, gesagt hat, daß ihn der Mager[2]) oft gefragt: was doch er glaube, daß noch aus dem werde, was du im Sinne hast; er könne es in seinen Kopf nicht bringen, wie es noch hinausgehen werde. Es kommt ihnen wunderbarlich vor; darum fahre nur im Wunder fort. Es ist ein Markt der heißt Steinfeld[3]) und ist ein Prädicant dort, den man bald wegschaffen sollte, denn ihn nur die Werkleute aufhalten, so daß du ihn wohl wegschaffen kannst; der thut viel Böses. Alle Pfarrer

---

1) Johann von Salamanca, Graf von Ortenburg. Seinem Oheim, Grafen Gabriel, aus angesehenem spanischem Geschlecht, gab Kaiser Ferdinand I. die Grafschaft Ortenburg in Kärnthen, in welchem Herzogthum Graf Johann damals Landshauptmann war.

2) Ein Erasmus Mager führte im Jahr 1537 das steyerische Kriegsvolk neben Johann von Ungnad gegen die Türken. Der hier Genannte war vielleicht ein Sprößling dieses Geschlechts.

3) Auf der Gränze von Steyermark und Kärnthen.

hier herum haben gute Hoffnung, wenn der Mensch weg wäre. Es wird nicht viel bedürfen, denn der Flecken ist dein. Gott Lob, daß es zu Grätz so still ist in der Religion. Des Paradeisers [1]) Knechte werden ihnen nicht schmecken. Weil es aber dort ungesund ist, ist es nicht gut, daß man sie in die Stadt legt, es könnte etwas hinter sie kommen. Ich würde rathen, daß du sie alle ins Schloß legtest; doch wirst du Räthe genug haben, ich verstehe mich nicht darauf.

Die Constantia [2]) wird die Beste bei der Lerchenjagd gewesen seyn; wollte Gott, ich hätte es sehen können; der Mattheis wird auch genug geschrieen haben. Wie ihr es mit der Trauer machen sollt, habe ich dir schon geschrieben, der gleichen Meinung bin ich noch, allein bei der Todtenfeier möchtet ihr die langen Mäntel tragen. Laß mich wissen, was du von dem Discurs hältst. Laß Herrn Max die Sachen alle sehen. Die Margaretha schickt auch den Discurs; die Leute haben sonst nichts zu schaffen, als mit solchen Sachen umzugehen. Die Kleinode wird der von Par [3]), der Julius, bringen; sage derweil nichts davon, bis er kommt; ich hoffe, ihr werdet zufrieden seyn. Laß mich wissen, ob der Casal [4]) gekommen seye, oder was man schreibt, ob der Kaiser in allem zufrieden ist, insonderheit der Prädicanten halber, und wie es mit Passau steht, wann der Leopold hinaufkommen werde, oder wie es stehe. Gleich wie wir hier ankamen, ist des Papstes Botschaft, der Madentsthi [5]), dein lieber Pfaffe, da; er sieht einem guten Menschen gleich, muß überall mit uns ziehen, ich habe ihn gern. Ein Graf von Nageroll ist auch hier von den Venetianern, ein guter Mensch [6]). Der Don Clemente sagt, er sei nur zum Ausspähen gekommen, ob der Tod bei uns sey. Ich mag nicht mehr schreiben. Sag dem Katherl und Carl, ich wolle ihnen bald schreiben, habe jetzt nicht Zeit. Die Tyroler haben feine Leute geschickt, den Schurfen [7]), den jungen Herrn von Wolkenstein, einen andern von Wol-

---

1) Christoph Paradeiser, Hauptmann der durch Ferdinand aufgestellten Besatzung von Grätz.

2) Die nachmalige Königin von Polen, Sigismunds zweite Gemahlin.

3) Damals noch jung, später steyrischer Hofkammer-Präsident.

4) Peter Casal, Erzherzog Ferdinands Geheimschreiber, wegen der begonnenen kirchlichen Herstellung nach Prag gesendet.

5) Vermuthlich Madruzzi.

6) Einer dieses Geschlechts war zur Zeit von Mariens Vermählung Kammerherr des Erzherzogs Carl.

7) Wahrscheinlich der tyrolische Canzler Schurf.

kenstein, der Kinigl; weiß nicht, wer der ist. Der Schurf hat mir viel gesagt; ich will es dir bald schreiben lassen.

Datum Lienz, den 12. October Anno 1598.

Die Gräfin von Ortenburg[1]) ist gar krank; ich fürchte, ich müsse sie hinten lassen; ich weiß noch nicht, was ich thun werde."

7.[2])

„Ich lasse dich wissen, daß ich, Gott Lob, gestern wohl hier angekommen bin, und hat die spanische Botschaft fast alle Tage etwas Neues: es erkleckte ein ganzes Ries Papier nicht, wenn ich alles schreiben sollte. Eine Weile ists weiß, eine Weile ists schwarz, was heute ja, ist morgen schon wieder nein. Gestern und vorgestern ist er[3]) gekommen und hat vorgebracht: der Papst und die Venetianer begehren drei Dinge. Das erste, daß wir an einem Orte sollen still liegen, alle Koffern eröffnen und die Kleider lüften. Auf das hat die Margaretha den Rath gegeben, weil hier ein großer Ort ist, so soll man das Gewand alles aufhängen, und bei einem jeden, wem es zugehört, selbst sitzen und dasselbe hüten. Zum Andern sollen wir zu Trient, wo ein Engpaß ist, drei Commissarios warten lassen, einen von mir, den andern von Erzherzog Albrecht und den dritten von den Venetianern, die alles Gesinde besichtigen und examiniren sollen, ob niemand den Tod auf dem Rücken oder in dem Sack trage. Man wird von neuem sceda[4]) ausgeben, und werden die gelben Fleckel nichts mehr gelten. Das Dritte, daß ich meine Leibwache von Trient aus wieder zurückschicken solle; denn der Papst und die Venetianer fürchten niemanden mehr als die Trabanten, die möchten etwas mit hineinbringen. Die zwei ersten Punkte habe ich von stundan bewilligt, den dritten will ich durchaus nicht bewilligen, daß ich die Trabanten soll hinwegthun. Er sagt wohl, der Papst und Contestabile[5]) werden mir schon eine Leibwache geben; aber ich will nicht. Ich schicke den Attimis hinein und will mich bei Sr. Heiligkeit empfehlen. Darnach hat er auch gesagt, daß

1) Sybilla, Gräfin von Montfort, des Grafen Johanns von Ortenburg zweite Gemahlin.

2) Wieder von Harrers Hand.

3) Der Botschafter, Don Clemente.

4) Gesundheitsscheine.

5) Juan Fernando de Velasco, Connetable von Castilien, Landpfleger von Mailand.

der junge König nach Barcelona kommen werde; dort sollen beide Hochzeiten[1]) vollzogen werden. Die Herberstorferin[2]) ist wirklich an der Kleider-Lüftung. Es ist so viel, daß ich nicht mehr weiß, was es alles ist; lauter Narrenzeug. Aber unter andern hat er mir auch gesagt, daß die Gräfin von Mannsfeld[3]) ihre Aufwartung bei mir machen wolle, und noch eine andere Gräfin, weiß aber nicht, wie sie heißt; auch sechs Jungfrauen, welche die Infantin herausbegleiten sollen. Die Pfalzgräfin von Mannsfeld sey mir befreundet, sie komme von einer Pfalzgräfin, aber so weit, daß ich glaube, es sey nicht wahr; ich lasse sie jedoch gar gern meine Freundin seyn. Wir haben lange disputirt, wie wir sie tractiren sollen. In Summa es ist halt überall Hoffart. Ich werde drei oder vier Tage hier bleiben, bis man weiß, wann der Erzherzog Albrecht kommen wird; daß ich also nicht weiß, wann ich von hier abreisen werde. Er hat mir auch gesagt, daß der Duca di Sessa[4]) an deiner Statt Bräut wird seyn und sich mit dem Erzherzog Albrecht anstatt der Infantin zusammengeben lassen. Das werden zwei breite Brautleute werden. Wenn sie nur etwas Klugheit gehabt hätten, so hätten sie wohl um meine Lena[5]) schicken können. Du glaubst nicht, wie mich die Gesandten plagen. Gestern ist der Markgraf[6]) selbst persönlich bei mir gewesen, hat das Nachtmahl mit mir gegessen und ist gleich darauf wieder weggezogen. Er hat mich in seiner Burgauischen Sache dringend gebeten; ich will dir bald in derselben Sache durch den Harrer weitläufig schreiben lassen. So hat auch die Erzherzogin[7]) zwei Hofmeister zu mir geschickt; desgleichen hat mich der Cardinal Madruzius nach Trient laden lassen. Die Erzherzogin hat sich entschuldigen lassen, daß sie nicht selbst gekommen seye, sie sey nicht wohl auf; ich glaube es aber nicht. Es ist noch so viel, daß ich gleich selbst nicht mehr weiß, was es alles ist. Ich lasse dich auch wissen, daß ich die Gräfin von

---

1) Auch diejenige des Erzherzogs Albrecht mit der Infantin Isabella, Philipps II. Tochter.

2) Livia Emilia, Gräfin von Arco, Andreas von Herberstorfs Gemahlin.

3) Vermuthlich des verstorbenen Fürsten Carl von Mannsfeld Gemahlin, deren die Erzherzogin Margaretha in einem Brief an ihren Bruder Erwähnung thut.

4) Spanischer Botschafter am päpstlichen Hof.

5) Die Erzherzogin Eleonora.

6) Carl, Markgraf von Burgau, Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol und der Philippine Welser.

7) Ferdinands von Tyrol Wittwe, Catharina von Mantua.

Ortenburg habe zurücklassen müssen, so krank ist sie gewesen. An ihrer Stelle nehme ich des Grafen Hermann von Portia Tochter[1]); ihr Bruder ist gleich selbst um sie fortgeritten. Sie wird gleich spanisch und deutsch mit einander lernen müssen.

Wie ist mir meine Weile so lang, mein Ferdinand! daß ich nichts höre, wie es des Sterbens halben zu Grätz steht, seit ich von Spital wegreiste; auch wie es auf den ungarischen und unseren Gränzen steht. Daß ich aber so gar nichts aus Siebenbürgen und Polen habe, ist mir so ärgerlich, daß ich es nicht sagen darf, sowie auch, daß ich nicht weiß, wie es mit Passau und dem Leopold steht. Laß mir es doch alles schreiben, und ob der Casal gekommen ist und was er Gutes gebracht hat. Wenn ich, wills Gott, von hier verreise, so will ich dir wieder schreiben. Sag dem Herrn Max, ich habe mit dem Schurfen allerlei geredet, ich will es etwa mit Gelegenheit schreiben lassen, denn jetzt habe ich sonst viel zu thun; es ist gleichwohl nicht viel Nöthiges. Allein er hat doch soviel erwischt, daß man sich der Theilung halber[2]) wehren werde, so viel man kann. Wenn wir aber ja nicht weichen wollten, so wollte man uns die vordern Lande vorschlagen; dazu räth der Schurff nicht. Entschuldige mich bei jedermann, daß ich nicht schreibe. Ich meine, wenn nur du weißt, daß es uns wohl gehe, so kannst du es jedermann sagen.

Datum Brixen, den 16. October Anno 1598."

8.[3])

„Ich habe vier Schreiben von dir, als vom 11., 12., 14 und 15. dieß, wohl empfangen. Ich kann mich nicht genug verwundern, wie dich der Fleiß angekommen ist, daß du so oft schreibst. Du thust aber gar recht, sonst würde ich dich doch schelten, wenn du es nicht thätest. Daß die Leonora und Magdalena Kopfweh gehabt, ist nichts Seltsames, es ist ihre alte Krankheit. Gott Lob, daß es wieder gut geworden ist. So habe ich alle Schreiben wohl empfangen. Du mußt aber allezeit die Briefe, die an mich lauten, in ein Couvert einschlagen und nicht nur mit einem Spagat zusammenbinden. Ich kann mich nicht genug verwundern, daß sich der Kaiser mit Passau zu nichts resolviert. Gott gebe, daß es nur dem

1) Zenchra, Tochter des Grafen Hermann.
2) Der Verlassenschaft des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol.
3) Abermals von Harrers Hand.

Leopold und dem Bisthum nicht zu Schaden komme. Laß mich wissen, wo der von Lamberg [1]) ist. Ich schicke dir zwei Schreiben vom Casal, daraus wirst du sehen, was man zu Prag von uns allen hält; laß sie den Max sehen, darnach verbrenne sie. Was die Todtenfeier und Trauer anbelangt, so macht es nur, wie ihr es selbst für gut findet. Ich höre gerne, daß es nicht wahr ist, daß du nach Ferrara ziehen wollest; ich habe wohl geglaubt, du werdest es ohne mein Vorwissen nicht thun. Es wäre recht gut, wenn man das Lügen einmal verbieten würde.

Wir haben gar eine strenge Reise; wir liegen schon sechs Tage hier und ich weiß noch nicht, wann wir wegziehen werden; wir warten noch stets auf Erzherzog Albrecht; weiß Gott, wo er herumzieht. Hier habe ich ein Frauenkloster wie am Anger [2]); es ist das unsere größte Lust, wir sind schon dreimal darin gewesen, französisch und niederländisch. Ich habe von Herzen gewünscht, daß die Pöllin gesehen hätte, wie die Wittwen so gut gekleidet giengen. Vergiß nicht, daß du der Urschl [3]) des Harrers Brief schickst, damit der König [4]) allezeit wissen könne, was mir machen.

Mein Ferdinand, frag nur den Prädicanten nach, und wenn du einen darin findest, so laß ihn hängen; denn sonst werden sie sich gewiß aufhalten bis auf den Landtag, alsdann werden sie wieder einen neuen Lärm machen. Ich höre für gewiß, sie halten sich zu Rögelspurg [5]) bei dem Hans Stadler auf. Du wirst sie wohl erfragen können. Der Landshauptmann und die Verordneten sind Füchse, daß sie sich so fröhlich gegen dich stellen. Du mußt nur deinen alten Kundschafter brauchen [6]), den du weißt, der dir den rechten Grund von allem erfraget. So hast du gar recht gethan, daß du Villach halber berathschlagen lassen willst. Ich hoffe zu Gott, es werde wohl gehen. Hätte ich nur zwei Tage können dort bleiben, ich hätte es gewagt. Es ist gleich einem wohl, daß jeder-

---

1) Freiherr Jakob von Lamberg, Domherr zu Passau, bald darauf Bischof von Gurk; jetzt von dem Capitel zu Passau wegen Erzherzog Leopolds Coadjutore nach Rom geschickt.

2) Zu München.

3) Ursula Mayer, vertraute Kammerfrau der Königin Anna von Polen.

4) Sigismund von Polen.

5) Ein Schloß in Steyermark.

6) Vermuthlich Thomas Geroldshofer, bei der Erzherzogin in besonderer Gunst, so daß sie ihm in dem, vermuthlich um diese Zeit aufgesetzten, Verzeichniß ihrer Legate 300 fl., seiner Frau aber 900 fl. vermachte.

man in diesem Lande[1]) so gut katholisch ist. Du kannst nicht glauben, wie es überall so schöne Kirchen hat.

Es ist mir leid, daß der Max[2]) so einen starken Durchfall hat; der Lecker wird etwa viel Obst gegessen haben. Du mußt seinem Hofmeister sagen, daß man auf die Trauben Achtung habe, sein Magen kann sie nicht vertragen. Laß mich bald wieder wissen, wie es ihm geht. Ich weiß wohl, daß Dr. Ferrara unfleißig wird seyn. Daß Dr. Robba so krank ist, thut mir leid; ich glaube, es sey vor lauter Furcht der bösen Krankheit halber. Laß ihn nur heim ziehen, wenn es besser wird, denn ich fürchte, er macht das Geschrei in das Welschland also hinein. Du glaubst nicht, wie die Venetianer uns plagen; sie wollen uns gar nicht durchlassen. Sie sagen, wir werden ganz Welschland und Spanien inficieren. Ich wollte, daß es an der Schelmen Hals ausgienge. Du hast mich heute von Herzen erfreut mit deiner ofnerischen Zeitung. Unser Herr gebe, daß du bald schreibst, daß Ofen[3]) gar unser ist, und daß auch der Sterbend zu Grätz nachlasse. Ich höre gar gerne, daß des Paradeisers Knechte so feine Leute seyen. Unser lieber Herr behüte sie vor Uebel, daß nur die Pest nicht unter sie komme, weil es so feine Knechte sind.

Du glaubst nicht, was das spanische und welsche Gesindel allhier alles vorbringt, es wäre einem nicht möglich alles zu schreiben. Alle Tage haben sie etwas neues; ich glaube, sie fertigten die Deutschen gerne auf einmal ab. Wenn wir werden heim kommen, wird der Marschall eine lange Legende davon zu sagen haben, denn er hat das Meiste mit ihnen zu thun. Attimis ist jetzt nicht hier, ich habe ihn nach Ferrara zu dem Papste geschickt; ich erwarte ihn aber alle Tage. Ich will nur sehen, wann wir von hier wegziehen werden. Laß mich bald wissen, wie es deinem Bruder Max geht. Er schreibt mir selbst vom 14. d., ich hoffe, es werde nicht so bös seyn.

Datum Brixen, den 21. October Anno 1598.

Ich habe für dich und den Max hier etwas gekauft, für die andern aber etwas bestellt, aber ich kann es euch nicht schicken, bis ich selbst heim komme; ich hoffe, es werde euch gefallen. Ich schicke dir hiemit des Erzherzogs Albrecht Hofstaat; daraus wirst du sehen,

1) Tyrol.

2) Der junge Erzherzog.

3) Was damals belagert, hart bedrängt, aber doch nicht erobert wurde.

wie viel Leute er hat. Du mußt gewißlich auch um so viel Salzmacher[1]) und dergleichen Leute dich umsehen, auch solche aufnehmen, die nicht laufen, sondern nur sonst zu Fuß gehen. Darunter wirst du mich gewißlich bekommen.

Mein Kind[2]), du glaubst nicht, wie uns die bösen Leute, die Spanier und Welschen, plagen mit der Infection. Sie wollen uns nicht mehr durchlassen, und doch lassen es die Venetianer, die hier sind, nicht an sich kommen. Verzeih' mir es Gott, ich glaube, daß die Spanier selbst es erdenken und legen es darnach auf die Venetianer, denn ich sehe je länger je mehr, daß sie die Deutschen nach Deutschland gern abfertigten. Sie müssen mich hineinlassen, es ist Gottes Wille, und sollten sie sich zerbeißen. Der Eit, der plagt uns recht; du wirst dich verwundern, wenn ich dir sagen werde, was er uns alles einredet in unsere Zehrung. Der Marschall geht ihn so an, daß ich über ihn von Herzen lachen muß.

Mein Kind, schreib mir bald wieder, wie es dem Maxen geht, er schreibt mir selber vom 14. Ich hoffe zu Gott, es sey schon wieder gut. Um Gottes willen, frage den Prädicanten nach, wo sie seyen; sie sind gewiß versteckt im Lande; treibe sie aus vor dem Landtag, sie werden dir sonst böses Spiel machen. Von Klagenfurt höre ich seither nichts. Laß mich wissen, wie die Bürger mit den Knechten zufrieden sind. Schreib' mir ein Verzeichniß, wo sie überall einlogirt sind, in welchen Häusern und wie viel in einem Hause. Unser Herr behüte sie nur von der bösen Krankheit. Laß mich auch wissen, wie man sie an den Thoren ausgetheilt hat. Grüße mir jedermann.

Datum Brixen, den 22. October Anno 1598.

Gott weiß, wann ich weiter ziehe; ich höre nichts davon. Laß mich wissen, wie sich unser gnädiger Herr Stallmeister[3]) hält."

9.

„Ich schreibe in großer Eile, da ich gleich weiter, wills Gott auf Botzen, ziehe. Wir sind, Gott Lob, gestern zeitlich hier angekommen, haben überaus bösen Weg und Wetter, es regnet beständig gar stark und die Wasser sind groß. Warum ich aber jetzt so

---

1) Süddeutscher Ausdruck für Müßiggänger; z. B.: er hat viel Leute, die Salz machen.

2) Dieses von der Hand der Erzherzogin.

3) Bernhardin von Herberstein.

eilends schreibe, ist die Ursache, daß ich den von Attimis nach Ferrara von Brixen aus geschickt habe, sich nach allerlei zu erkundigen. Der ist gestern hieher zu mir gekommen und hat mir viel gesagt, das ich Eil halber nicht schreiben kann. Unter andern haben wir mit einander geredet, ob der Max noch mit uns kommen möchte, sofern ich nach Spanien zöge. Die Spanier suchen, soviel sie können, abzuwehren, daß nur ich nicht mit ziehe, wovon vieles zu schreiben wäre. Ich und die Margaretha verhoffen, wenn es in irgend einer Weise möglich seyn sollte, könne ich mitziehen, darum wollten wir den Max mit haben. Nun sagt der Attimis, daß die Venetianer so bös seyen, wollen keinen Menschen von Grätz durchlassen des Sterbens halben. Deßwegen glauben wir, daß es gut wäre, daß du den Max von Grätz wegschicktest; doch daß kein Mensch wisse warum, damit, wenn etwa nichts aus der Reise würde, man es nicht erführe. Ich meine deßhalb, er sollte einstweilen nach Radkersburg ziehen, indem sein Hofmeister sage, er wolle ihn ein wenig spazieren führen auf seinen Durchfall[1]); daß er ihn dann dort lasse, bis ich weiter schreibe. Auch sein Gesinde soll mit ihm ziehen, als: der Hofmeister, zwei Kammerer, zwei Kammerdiener und wen Herr Max, dein Hofmeister und sein Hofmeister für gut findet. Nur gar wenig Leute müßte er auf die Reise mitnehmen, denn ich ihm von meinen Leuten schon noch mehr zugeben wollte. Aber ich bitte dich, daß die drei Hofmeister es in größter Geheimniß halten, daß selbst der Max nichts davon wisse. Nur der Walther müßte es wissen wegen des Einpackens. Doch müßte man es ihm gar streng verbieten, jemand etwas davon zu sagen, damit, wenn nichts daraus würde, es keine Schande wäre. Du wirst übrigens wohl das Gehörige zu thun wissen. Die Venetianer sind halt böse Leute. Die Margaretha hat ein so großes Verlangen nach ihm[2]), daß sie Tag und Nacht begehrt, daß er doch komme. Wir wollen nun sehen, wie wir den Spaniern durch die Köpfe fahren; nur daß man es zu Grätz nicht erfahre, auf was wir umgehen. Das ander ist, daß der Attimis versichert, der Duca de Sessa habe ihm gesagt, es verlaute als gewiß, der Papst begehre, uns zu großen Gnaden, daß wir beide, ich und die Margaretha, eine jede zwei sollten benennen, die er zu Cardinälen machen wolle. Weil ich denn nicht weiß, wen ich benennen soll, der gut auf unse-

1) Die gehabte Diarrhöe.

2) Ihrem Bruder Erzherzog Max.

rer Seite wäre, so wollte ich des Grafen Sigmunds[1]) Bruder nennen, den andern weiß ich nicht; darum schreibe ich dir mit eigner Post, daß du mit deinem Beichtvater in größter Geheimniß darüber reden wollest, wen er doch als den andern gut finde; ich kenne niemanden. Aber den Grafen will ich nennen, denn ich weiß, daß er uns treu ist; so kann ich den Grafen Sigmund seine Treue mit diesem auch genießen lassen. Das muß aber kein Mensch wissen, als dein Beichtvater. Vielleicht wird nichts daraus; die Welschen sind wohl so seltsam, ändern ihren Sinn oft. Die Margaretha wird gewiß Spanier benennen müssen. Sie wollte kurz ihren Bruder Leopold nennen; aber ich will nicht, er wird noch wohl dazu kommen, wenn es Gottes Wille ist. Darum schreib' mir bald der Cardinäle wegen; doch daß ja niemand etwas davon wisse; verbiete es dem Beichtvater, und schicke den Max unter dem Scheine bald weg, damit er von den Venetianern nicht aufgehalten wird, sofern er noch fort müßte; würde dann nichts daraus, so zieht er halt sonst umher. Andreas[2]) muß auch mit ihm; was Officiere sind, dürfen es nicht viele sein, wie es Herr Max wohl zu ordnen wissen wir. Entschuldige mich bei jedermann, daß ich nicht schreibe; ich habe nicht Zeit.

Erzherzog Albrecht wird heute auf Brixen kommen; ich weiß nicht, wo wir zusammentreffen werden. Es ist mir gar Angst, daß ich schon lange kein Schreiben von dir habe, wie es dem Max geht, wie es mit Ofen steht, und wie es der Prädicanten halber steht (der von Attimis sagt mir, daß der Papst eine große Freude damit habe), auch wie es der bösen Krankheit halben stehe. Man bläst gleich, ich muß bereit sein. Jetzt regnet es, Gott Lob, nicht. Entschuldige mich überall.

Datum am Kolmann[3]), den 23. October, um 9 Uhr Vormittag, Anno 1598.

Der Attimis glaubt, der Max müsse den Weg ziehen den ich ziehe; damit, wenn man ihn aufhalten wollte, er in unserm Lande wäre. Sind es nicht Schelmen die Venetianer! Sage dem Max gar nichts davon.

---

1) Womit wahrscheinlich Franz von Dietrichstein gemeint war, der bald nachher wirklich Cardinal wurde.

2) Andreas Backes, Präceptor des Erzherzogs.

3) Kleines Dorf an der Eisack zwischen Brixen und Botzen, unfern der Wolkenstein'schen Trostburg.

(Auf einem besondern Blatte.)

Mein Ferdinand! Du glaubst nicht, wie die Spanier mit uns regieren; wir lachen uns fast krank. Was wird es erst werden, wenn wir in ihr Regiment kommen? Ich bitte dich, was ich dir allezeit schreibe, das nichts Geheimes ist, sage es deinem Beichtvater und P. Balthasar und der Pöllin; denn ich weiß wohl, daß deine Brüder und Schwestern gern wissen werden, wie es uns geht. Du glaubst nicht, was wir für Wege und Wetter haben; ich fürchte nur, daß uns die Wasser verhindern. Betet für mich. Es ist schon ein Malaspina hier gewesen und hat uns die Hände geküßt; es ist der erste Welsche. Gott helfe uns von den Leuten."

10.[1])

„Ich habe zwei Schreiben von dir wohlempfangen, als vom 18. und 19. dieß, und daraus vernommen, daß ihr, Gott Lob, alle wohlauf seid. Wir sind, Gott Lob, auch alle wohlauf. Was den Geist zu Völkermarkt anbelangt, so wäre es gar gut, daß man ihn beschwöre; wenn nur ein guter Mann vorhanden wäre, der sich dessen unterstünde. Ich bitte dich, sei darauf bedacht. Es ist wohl mit dem Zinngießer nicht ein Kleines; ich denke, wenn man ihn dort beschwört, so könnte man den Zinngießer auch fragen. Ich habe mir wohl gedacht, der von Stotzing habe gelogen.

Mein Ferdinand! mit welchem Verlangen warte ich auf eine gute Zeitung von Ofen. Unser Herr behüte nur Großwardein[2]). Es ist mir von Herzen leid um mein kleines Katherl; wenn mir es unser lieber Herr nur nicht noch sterben läßt; es ist mir so lieb. Ich weiß wohl, daß ihm an der Pflege nichts mangelt. Der Reginius sagt schon lange nichts mehr von des von Florenz Erbieten. Ich höre gerne, daß dem Max das Ringlein gefallen hat, und noch viel lieber, daß er sich wohl hält, wie mir es der Andreas[3]) auch schreibt. Gott sey Lob! Ich höre auch gerne, daß er den Herrn Andreas so sehr fürchtet. Ich weiß, er wird ihn zu allem Guten anziehen. Ich habe mir wohl gedacht, du werdest über den welschen Discurs lachen. Ich habe seither etwas Spanisches bekommen, es ist auch fast eine solche Sache. Die Spanier lassen das Regieren noch nicht; aber man gibt nicht viel darum. Des Titels gegen dei-

1) Von des Secretärs Hand.

2) Damals ein wichtiger Punkt.

3) Der vorhin erwähnte Präceptor Andreas Backes.

ner Schwester halber, magst du ihr nach der Vermählung wohl den Titel[1]) geben. Gott Lob, daß es mit den Prädicanten so wohl steht, Er wolle sie überall stöbern. Es freut mich, daß sie zu Judenburg auch hin sind. Ich glaube gar gerne, daß des Paradeisers Knechte eine gute Zucht halten werden, wenn sie sich selbst nur auch fein wohl hielten, es ist sonst ein böses Gesinde. Ich habe alles vernommen, was dir der Casal schreibt; er schreibt mir auch. Unser Nuntius ist doch ein guter Mann. Unser lieber Herr gebe dir Glück zu Laibach, daß du die Prädicanten auch dort stöbern kannst. Wir warten mit großem Verlangen, daß du uns einen Curier schickst, daß Ofen unser sey. Ich höre gar gerne, daß der von Par die Schachteln gebracht hat; ich will sehen, ob es euch gefallen hat; wie billig, es sind schöne Sachen. Ich erwarte, daß ihr mir Dankbriefe schreiben werdet.

Erzherzog Albrecht ist gestern gekommen, fast zwei Stunden nach uns. Er ist der allerhäßlichste unter seinen Brüdern. Ich habe noch nichts recht mit ihm geredet. Jetzt wird er kommen. Ich will deswegen nicht schließen, bis ich höre, was er redet. Er kommt mir gar feindselig noch vor und gar spanisch. Ich hoffe, wir werden bis Montag von hier wegziehen; wiewohl Erzherzog Albrecht meint, wir sollten übermorgen weg. Aber wegen des heiligen Festtages[2]) besorge ich, es könne nicht geschehen, und ich werde mich nicht eher erheben. — Erzherzog Albrecht ist dreimal bei mir gewesen, er sieht dem Erzherzog Mathias gleich in allem seinem Thun und Lassen, ist aber nicht so freundlich wie seine andern Brüder, wie ich dir, wills Gott, wohl sagen will. Der Erzherzog zieht heute weg und wir, wills Gott, morgen.

Ich habe so eben ein anderes Schreiben von dir empfangen vom 24. vergangenen Monats. Du glaubst nicht, wie der Don Clemente so seltsam ist; er verändert seine Meinung gar oft. Meine Leibwache schicke ich gewiß nicht weg, wie dann Ihre Heiligkeit auch wohl damit zufrieden ist. So sehe ich auch, daß bei dem welschen Gesind vieles von Nöthen wäre. Die Gräfin von Mansfeld hat mir kurzum wollen einraunen, ich solle sie von hinnen mit mir ziehen lassen, daß sie der Margaretha aufwarte[3]), nicht aber mir. Ich glaube, wir hätten eine Plage gehabt. Sie wollte überall bei

1) Königin.
2) Fest des heiligen Carl Borromäus.
3) In deren Hofdienst trete.

mir in meinem Logement seyn, und kann ich doch selbst nicht unterkommen. Ich habe mich aber dessen erwehrt, bis wir zu dem Contestabile kommen. Alsdann will ich die französischen und spanischen Weiber mit einander greinen lassen. Der von Attimis ist von Ihr Heiligkeit schon wieder gekommen und hat mir gesagt, er habe mir von Ferrara aus geschrieben, daß Ihr Heiligkeit mit allem wohl zufrieden seye. So habe ich auch vernommen, was dir dein Beichtvater oftmals gesagt hat, der Passauerischen Administration halber. Er hat mir auch etliche Mal geschrieben in dieser Sache. Ich will bei Ihr Heiligkeit an mir nichts mangeln lassen; allein ich fürchte, es werde doch nicht verschwiegen bleiben. Wenn es der Nuntius auf mich inne wird, so wird es ihm gar wehe thun. Wie kann man ihm aber thun? Den Klesel kenne ich wohl; wie ich aus der von Lamberg Schreiben sehe, hat er viel von ihm gehalten. Der Duca di Sessa wird doch Braut seyn. Ich meine, es plagen einen die Gesandten. Die Erzherzogin von Innsbruck bittet mich gar hoch, ich soll auf der Rückreise zu ihr ziehen; ich weiß nicht, wie es sich schicken wird. Da du gern wissen wolltest, wer mir die Gräfin von Portia vorgeschlagen habe[1]), so hat ihr Bruder für sie gebeten; ich bin gleich froh gewesen, daß ich etwas gehabt habe. Ich erwarte sie alle Stund. Wenn nur bald etwas Gutes von Ofen käme. Ich habe mir wohl gedacht, sie werden nicht also hineinrumpeln; es ist fast zu lang. Ich meine, ich werde deine Schreiben alle empfangen haben. Ich muß mich nur verwundern, daß ihr nichts von der Pest gewußt habet. Es ist mir auch die Weile gar lang, daß ich nichts aus Polen und Siebenbürgen habe. In Betreff der Religion ist es mir auffallend, daß sie so gar stille sind; ich kann mir nicht denken, daß es etwas Besonderes bedeuten sollte. Laß Herrn Maxen den Brief lesen, denn ich kann ihm nicht alles schreiben. Ich verwundere mich sehr, daß du ferner nicht schreibst, wie die Margaretha mit ihren Sachen[2]) überall bestanden ist, denn wir bis dato nichts davon vernommen haben. Ich schicke dir hiemit ein Verzeichniß, was mir Graf Raymund[3]) schickt, wie man zu Ferrara bei der Vermählung in der Kirche sitzen werde.

Mein Ferdinand, du mußt auch bedacht seyn, wenn dein Bruder Leopold auf Passau zieht, daß er eine Leibkutsche sammt andern

1) Zur Hofdame.

2) Geschenke.

3) Raymund della Torre oder Torriani (von Thurn), kaiserlicher Resident in Rom.

zwei Kutschen mit den Rossen habe. Da wäre es Zeit, daß du es bestelltest. Weiß Gott, was der Klesel und der Golt für eine Commission an dich haben werden? Sie werden es vielleicht auf Pragerisch machen wollen. Da mußt du sehen, wie du ihm thuest, daß es bei meiner Meinung bleibe. Es wird Herr Max auch mit dir reden wegen Raymund von Lamberg. Ich habe ihn längst hoch rühmen hören; es wäre gar gut, daß er in deine Dienste käme, dieweil er doch den Brei zu Salzburg unserthalber gar verschüttet hat. Ich lasse dich auch wissen, daß etliche tyrolische Herren mit mir bis auf Ferrara ziehen werden, als der junge Christoph von Wolkenstein[1]), Gaudenz von Madrucz[2]), Anton von Spaur, der von Welsberg, der zuvor Cammerer gewesen, Peter von Molar. Es würden noch mehr mitziehen, aber ich will nicht mehr haben. Diese sind alle feine Gesellen, wie du weist, und sind alle zuvor Kämmerer gewesen, wie dein Hofmeister wohl weiß. Ich habe keine Buben haben wollen, die keinen Bart haben.

Mein Ferdinand, du glaubst nicht, wie das spanische Gesinde so falsch mit mir umgeht, insonderheit der Krumme. Summa Summarum, Erzherzog Albrecht und er, wie ich höre, haben schon unter sich beschlossen, daß ich von stundan von Ferrara wieder zurück und daß ich weder auf Mailand noch Genua kommen solle. Aber ich hoffe zu Gott, es werde nicht nach ihrem Willen gehen, denn die Margaretha sagt, sey sie Königin, so wolle sie es nach der Vermählung machen, wie sie wolle. Diese zwei Städte wollte ich gerne sehen, wenn es seyn könnte; sonst begehre ich mir nichts weiter. Grüße mir deinen Beichtvater und sage ihm, es sey dieser Leute Listigkeit über die Maßen; aber er wird bald sehen, daß ich ihnen listig genug seyn werde. In drei Tagen wird der Contestabile zu uns stoßen. Da, denke ich, werden sie es gar beschließen. Sag ihm auch, daß ich höre, daß der Duca di Sessa jedenfalls dawider sey, daß ich weiter solle. Der Cit und der Rencz sagen der Margaretha stets vor, wenn sie es nur befehle, so müsse es seyn. Mir kommt es vor, sie spielen mit ihr wie mit einem Kinde und sind doch der Andern Meinung. Sag' deinem Beichtvater, was das für Leute seyen. Aber ich werde ihnen schon zu begegnen wissen. Wenn er da wäre, so wollte ich ihn überall zu meinem Rathgeber

1) Ein bekanntes Tyrolergeschlecht, aus welchem einst der Sänger Oswald von Wolkenstein.

2) Johann Gaudenz II., des Cardinals und Fürstbischofes von Trient, Johann Ludwigs, Neffe.

nehmen. Von diesem sage keinem Menschen nichts, als dem Herrn Maxen und deinem Beichtvater, und laß den Maxen mein ganzes Schreiben lesen.

Deine Brüder thun nicht recht, daß sie der Margaretha nicht danken. Sie haben ihr nicht geschrieben, du solltest sie dazu ermahnen. So eben ist mir dein Schreiben gekommen, das mir vom 22. October ausgeblieben ist. Jetzt ist es wohl an dem, daß du die Briefe nach Venedig schickst, dann die Post ist schon aufgehoben. Ihr habet billig der Margaretha zu danken wegen den Sachen, die sie euch geschickt hat; es sind gar schöne Sachen gewesen. Ich hätte wohl bei der Austheilung sein mögen. Unser lieber Herr der gebe seine Gnade, daß du mir von Laibach bald etwas Gutes schreiben kannst.

Datum Trient, den 2. October Anno 1598."

11.[1])

„Dein Schreiben vom 28. vergangenen Monats habe ich wohl empfangen. Ich hätte es gerne eher beantwortet; allein ich habe jetzt kaum so viel Zeit, daß ich es thun kann. Ich kann dir nicht schreiben, wie Angst es mir ist, daß wir Ofen halber gar keine Nachricht haben. Von Polen und Siebenbürgen ist es mir fast gar zu lang, so wie auch, daß sich der Kaiser wegen Passau nicht resolviert. Du hast recht gethan, daß du dem von Lamberg heim erlaubt hast. Du thust gar recht, daß du dich durch die Pragerische Opinion, die sie von uns haben, nicht anfechten lässest. Ich wollte, ich hätte nichts Mehreres, es sollte mich nicht ungeschlafen legen. Ich meine, unsere Reise gehe von statten wie der Krebs. Ich hätte dir ein ganzes Buch von den Spaniern zu schreiben. Sie heben wieder mit Gewalt an zu regieren, insonderheit seit die Herzogin von Candia[2]) gekommen ist. Ich glaube, daß sie gerne wollten, daß ich und meine Kammerfrauen alle ihre Dienerinnen wären; das wird sie aber nicht drücken. Ich wollte, daß ich den Pater Valerius[3]) bei mir hätte, er müßte alle krummen Sachen gerade machen; sag es ihm von meinetwegen. Ich meine, es würden ihn die alten Weiber umziehen. Wann ich heim kommen werde, so werde ich auch ganz spanisch seyn, ihr werdet mich nicht mehr kennen; ich werde

1) Ebenfalls dem Secretär dictirt.

2) Juana de Velasco, des Connetables Schwester, des Herzogs von Candia Wittwe.

3) Willer?

alles von den Spaniern lernen. Gott Lob, daß es mit der Infection still ist; ich habe es den Venetianern selbst gesagt, wie es ist, und daß es nicht also sey, wie man sagt. Sie haben sich gestellt, als freuten sie sich sehr darüber, haben sich auch entschuldigt und es sey ihnen Leid, daß sie sich also gespreizt[1]) haben gegen den Durchzug.

Mein Kind, laß halt nicht nach mit den Prädicanten. Ich habe gar gern gelesen, was der Herr Max schreibt. Nur weg mit ihnen! Daß die Verordneten die Fuchshaut also abziehen und grob sind, das hat wenig zu bedeuten. Unser Herr steht dir bei in deinem guten Vornehmen. Laß mich wissen, was sie dir auf das gesagt haben, und wie sie die Worte auslegen: daß der Fürst plenum imperium habe. Ich werde es kaum erwarten, bis es kommt. Mir gefällt der Landshauptmann wohl, daß er nichts nach den Verordneten fragt. Thue ihm gar schön, daß du ihn auf deiner Seite behaltest.

Daß es mit dem Max besser ist, höre ich gerne. Ich habe dir vom Kolmann aus geschrieben, daß du ihn auf Radkersburg schicken sollest, denn ich glaubte, er werde noch mitziehen. Dieweil aber der König selbst begehrt, daß ich gar bis auf Barcellona soll, wie ich dann Abschrift schicke von des Khevenhillers und der Gräfin Schreiben, mir aber der König nur ein Credenzschreiben thuet und dessen sich reservirt, der Don Clemente werde es bei mir vorbringen, so hat der Don Clemente drei Sachen begehrt. Das Erste, daß ich nicht weiter als nach Barcellona solle, damit ich Spanien nicht zu viel anschaue; zum Andern, dieweil ich der Vermählung wegen hineinziehe, solle ich nichts bei dem König vorbringen oder begehren; doch sagt' er, der Don Clement, man werde mir das Maul nicht zuleimen; das Dritte, ich solle keinen Sohn mit mir hineinführen. Ich glaube, sie haben alles selbst ersonnen. Auf das Erste gab ich zur Antwort: weil es der König begehre, und mich meine Tochter so viel und oft gebeten, so wolle ich, wenn ich so lange gesund bleibe, mit (noch eines habe ich vergessen: mit der Infantin[2]) solle ich wieder heraus), daß ich aber nicht weiter als bis nach Barcellona solle, wolle ich thun, was der König befehle. Daß ich nichts vorbringen solle, das sey mir schon verboten; denn ich könne nicht spanisch; aber ich hoffe doch, der König werde mich mit ihm reden lassen und

1) Gesprissen, im Original.

2) Der Isabella Clara Eugenia, Erzherzog Albrechts Gemahlin.

mir das Nöthige vorzubringen erlauben; wie wir uns alsdann mit einander vergleichen, hierum dürfe niemand sorgen. Daß ich keinen Sohn mit mir nehmen solle, so sey es mir wohl verboten, da ich keinen bei mir habe. Weil nun keine Hoffnung ist, daß der Max mit mir hinein kann, so laß ihn alsbald hinauf kommen, damit er seinen Studien obliege. Wie du aus der Gräfin Brief sehen wirst, vermeint sie, es können mich die Galeeren wohl wieder holen, und wenn es zu selbigem kommen sollte, so könne mich der Max mit denselben Galeeren wohl abholen. Wenn es der Wille Gottes wäre, so wollte ich gerne zu der Kaiserin[1]). Wiewohl ich damit meinen Aufenthalt verlängern müßte, so verhoffe ich doch mit der Kaiserin etwelche Hülfe zu erlangen, was dir und den andern deinen Geschwistern zu Gute kommen sollte. Da würde man Wunder hören, wenn es die Spanier wüßten, wie sie abwehren würden. Aber ich lasse mich nichts merken, daß ich solches im Willen habe. Es käme mir gleich vor, wenn ich in Spanien gewesen wäre und hätte Madrid und die Kaiserin nicht gesehen, als wäre ich zu Rom gewesen und hätte den Papst nicht gesehen. Ich würde gerne viel mehr schreiben, aber man läßt mir keine Ruhe. Jetzt kommt gleich der Cardinal Aldobrandino[2]). Sag' dem Max kein Wort von einer Hoffnung; aber seinem Hofmeister magst du alles sagen; und sag' auch dem Hofmeister, daß der Max dieweil fleißig studiere, damit, wenn ich ihn etwa hinein verlangen würde, er diese Zeit noch zum besten hätte. Ich halte es aber jetzt kaum wahrscheinlich. Ich kann dir nicht mehr von diesen Dingen schreiben; es wäre aber noch viel davon zu schreiben.

Der Cardinal Aldobrandino ist bei mir gewesen; aber schon wieder weg. Er ist gar ein feiner Herr; ich hätte dir gewaltig viel davon zu schreiben, habe aber gewiß nicht Zeit. So sind die Venetianer auch wieder bei mir gewesen; sie sind gar feine Leute. Sie würden mir fast ein wenig lieb werden, aber doch nicht gar viel. Man läßt mir keinen Augenblick Ruhe. Mich bedünkt in allen Sachen, daß die Spanier sehr scheel dazu sehen, daß ich mit nach Spanien ziehen werde. Behüte uns halt Gott doch unsere Deutschen. Der Praner[3]) wird dir eine schöne Historie schreiben von

1) Maria, Kaiser Maximilians II. Wittwe, Carls V. Tochter.

2) Papst Clemens VIII. Neffe.

3) Johann Praner, Kammerdiener der Erzherzogin. Zu seiner Jahresbesoldung von 72 fl. und 28 fl. Zubuße erhielt er von 1596 an noch 100 fl. Zubuße, weil er die Hofrechnungen zu stellen hatte.

einem Spanier[1]). Man darf gar nicht sagen, was sie alles anfangen.

Mich erfreut es von Herzen, daß du dich nicht auf den Landtag fürchtest; du thust gar recht. Unser lieber Herr, der wird seine Gnade geben. Auf die nächsten Briefe, die ich von dir haben werde, wills Gott, will ich dem Bischof von Lavant[2]) sagen: du schreibest mir, sofern ich nach Spanien ziehe, so soll ich ihn wieder zurückschicken, damit er zu dem Landtag heim komme; denn ich und die Patres sind der Meinung, es sey sehr vonnöthen, daß du ihn bei dir habest. Du mußt es auch bestätigen, daß du es geschrieben habest. Ich höre gerne, daß sich der Paradeiser so wohl hält. Ich habe doch lachen müssen, daß der[3]) gemeint hat, er werde die Scharwache finden, und daß ihn der also abgebläut hat. Heute hat der Madriutschius dem Marschall befohlen, er solle mir sagen und mich warnen, daß ich dem Reginio nicht zu viel vertraue. Sage es auch dem Pater, denn er habe ein schlechtes Ansehen bei dem römischen Hof. Es hat mir der Max, die Leonora, Leopold, Carl geschrieben; ich habe nicht Weile, daß ich ihnen Antwort gebe, auch ist es nicht so nöthig. Grüße sie von meinetwegen, und entschuldige mich, daß ich nicht schreibe.

Morgen werden wir verreisen. Wie es mit dem Einzug gehen wird, davon weiß ich eigentlich noch nichts, will aber dir es bald schreiben. Grüße mir auch den Paur, und sag ihm, ich habe sein Schreiben empfangen, er soll fleißig seyn und mir öfter schreiben. Ich höre gerne, daß sich seine Herren wohl halten. Mein Ferdinand! grüße mir jedermann. Und weil es an dem ist, daß ich vielleicht nach Spanien reise, das doch noch bei unserm Herrn steht, so will ich dich, wills Gott, einen gewissen Tag wissen lassen, auf daß du das vierzigstündige Gebet öffentlich wegen einer glücklichen Ueberfahrt beten lassest, auch in dem Collegio und in allen Klöstern; denn ich wollte doch nicht gerne auf dem Meere ertrinken. Ich hoffe zu dem ewigen Gott, sofern ich fortziehe, es soll dir und deinen Brüdern nicht schaden, und wenn man mir das Maul noch einmal zunähen wollte. Der Cardinal Aldobrandino dünkt mich ein feiner Herr zu seyn. Die Margaretha sagt, er sehe dem Joachim in dem

1) Das Schreiben ist noch vorhanden und giebt Bericht über einen schändlichen Vorgang, der sich nicht nacherzählen läßt.

2) Der thatkräftige, in jeder Beziehung ausgezeichnete Georg Stobäus von Palmburg.

3) Bezieht sich auf Jemand, der nicht genannt ist.

Spital gleich. Du glaubst nicht, was man der Margaretha über die Maßen für schöne Kleider gegeben hat, ich kann es nicht beschreiben. Ich will sehen, ob ich eine Liste bekomme, so will ich dir es schicken; aber sie sind halt so schön, daß du es aus der Liste nicht verstehen wirst. Ich kann nun nicht mehr schreiben; man zieht die Margaretha an; es schreit mir eins hinten, das andere vorn in die Ohren. Ich bitte, bete fleißig für mich.

Datum Moscholenzo, den 7. October Anno 1598.

Sag dem Nuntius, ich habe ein Schreiben von ihm empfangen, aber ich könne es ihm nicht beantworten. Aber die Margaretha lasse ihm entbieten und ihre große Freude verkündigen, daß ich mit ihr nach Spanien zu reisen Erlaubniß habe. Sey es möglich, sobald ich an einen Ort komme, so wolle ich sein Schreiben beantworten. Sag ihm auch, daß der Cardinal Aldobrandino bei mir gewesen sey, aber nicht lange, und er bedünke mich ein feiner Herr zu seyn; und es sey mir leid, daß ich vor dem Erzherzog Albrecht nicht recht mit ihm habe reden können. Wir werden aber in Ferrara wieder zusammenkommen."

12.[1])

„Dein Schreiben von 2. dieß habe ich wohl empfangen und gerne daraus vernommen, daß ihr alle wohlauf seyd; wir sind, Gott Lob, auch noch gesund. Ebenso habe ich gar gerne vernommen, daß es der Religion und des Sterbens halber so still ist. Gleichwohl schreibt mir der Nuntius, er fürchte sich sehr auf den jetzigen Landtag wegen der Religion. Was er sonst mehr schreibt, will ich dir sein Schreiben schicken, sobald ich es beantwortet habe. Ich habe keine Sorge, habe nur du frischen Muth; es wird noch alles gut werden. Ich schicke dir hiemit ein Verzeichniß, wie man einreiten wird[2]); ich weiß aber nicht, wie es dem Papste gefallen und ob er es also genehmigen werde. Erzherzog Albrecht selbst hat es gemacht. Gleich jetzt hält derselbe eine Musik; er hat sein Schiff an das meinige gebunden. Wir fahren jetzt auf dem Po und werden heute nach All Isola kommen, nicht weit von Ferrara, morgen dann soll der Einritt geschehen; ich kann es aber fast nicht glauben. Der von Eggenberg[3]) hat im Sinne, sobald die Vermählung vor-

1) Wieder von Secretärs Hand.

2) In Ferrara, zu der vorläufigen Vermählung.

3) Ulrich, Freiherr von Eggenberg, bei Ferdinand in hoher Gunst, hernach durch ihn im Jahre 1623 in den Fürstenstand mit dem Titel Herzog von Crumau erhoben.

über sey, wolle er einen Ritt heim thun und sehen, wie es seinem Weib geht; alsdann wolle er wieder kommen, damit ich ihn gar mit mir nach Spanien nehmen könnte. Durch ihn will ich dir alles mittheilen, wie mich die Spanier so gerne über den Tölpel werfen wollten, aber es geräth ihnen nicht, ich fahre ihnen tapfer durch den Sinn.

Du thust ganz recht, daß du so gute Kurzweil mit der Mail[1]) hast. Was wird sie sagen, daß der Juan de Borja[2]) ein Einsiedler geworden ist? Er ist hier bei mir gewesen, hat ein langes grobes Haar, wie auch einen grausamen Bart, gar dick, eine grobe Kutte an, und stellt sich gar heilig und einfältig; trägt einen großen Gürtel von Lein. Sag der Mail, er habe sie grüßen lassen; sie wird es gewißlich nicht glauben.

Datum auf dem Po, den 12. November Anno 1598.

Es geht der Niklaus daher; ich möchte wohl wissen, ob du deinen Geschwistern nichts zurechtmachen wirst. Bei mir ist er jetzt noch nicht; wann er aber durch Mailand reisen wird, so will ich sehen, ob er euch allen etwas Weniges schicke; denn viel, trage ich Sorge, könne er nicht mit sich führen, denn er gar alt ist.

(Eigenhändig).

„Mein Kind!

Erzherzog Albrechts Musik ist nicht gut; keine einzige gute Stimme, als ein Castrat[3]), der ist ziemlich gut; auch einen ziemlich guten Zinkenbläser hat er; aber ich tauschte mit deinem nicht. Sofern es heute regnet wie gestern, so wird es ein schöner Einritt werden. Ich werde auf einer braunen Decke und einem weißen Roß einreiten. Wie ich höre, wird man erst sagen, ich werde Päpstin werden; der Papst will es durchaus haben, daß ich auf der braunen Decke reiten solle. Ich hätte noch viel zu schreiben, aber habe nicht Zeit."

Wir müssen hier die Reihenfolge von Mariens Briefen unterbrechen, um etwas über die Festlichkeiten in Ferrara mitzutheilen. Isola, ein Lustschloß des Herzogs von Modena, eine Meile von

1) Vielleicht die Magdalena Langseis, Kindsdienerin, die auch mit der Bezeichnung „Närrin" vorkommt.

2) Don Juan de Borja, der früher als Gesandter am kaiserlichen Hofe bei Ferdinands Taufe den König als Pathen vertrat.

3) Capaun im Original.

Ferrara entfernt, gewährte das letzte Nachtlager. Dem anhaltenden Regen folgte am 13. November zum Einzug in des Papsts damalige Residenz ein sonniger Morgen. Clemens VIII. hatte der Königin einen Prachtwagen mit einem stolzen Sechsgespann in reich vergoldetem Geschirr als Geschenk entgegengesendet. In diesem Wagen fuhr Margaretha mit ihrer Mutter voran, die Cardinäle Bandino und San Clemente, der Connetable, der Herzog von Sessa, viele Prälaten und Edelleute folgten. In der Dominicanerkirche, nahe der Stadt, harrten die Cardinäle in ihren Prachtgewändern der Heranziehenden; der Cardinal Medici hielt die Bewillkommungsrede. Zwei weiße Zelter, mit Prachtdecken geschmückt, standen in Bereitschaft. Auf diesen ritten die Braut und die Mutter. Unter Trompetengeschmetter und dem Geschützesdonner von der ganzen Umwallung der Stadt zogen sie durch das sinnereich ausgestattete Engelsthor ein.

In voller und schönster Rüstung schritt nun des Papsts Schweizer-Leibwache daher. Zwischen den Cardinälen Sforza und Montalto, das Pferd von einem Malteserritter geführt, ritt die künftige Königin, in schwarzem Gewande wie ihr gesammtes Gefolge, ihr zur Linken Erzherzog Albrecht, hinter ihr die Herzoginnen von Gandia und von Frias, die Dienerinnen in Sänften getragen. Von allen Fenstern hiengen Tapeten. Um seinen Gästen in dem neuen Palast, in welchem ihnen die Herberge bereitet war, die glänzendste Aufnahme zu gewähren, hatte Clemens die prachtvollen Tapeten und das kostbare Silbergeräthe des Großherzogs von Florenz entlehnt. Fünfundzwanzig Maulthiere trugen es nach Ferrara hinüber. Eine eigens erbaute Treppe führte in den Saal, in welchem das Cardinals-Collegium aufgestellt war, und der Papst, vor dem Thron stehend, die Kommenden erwartete. Die Fürstinnen küßten dem Oberhaupt der Kirche Fuß und Hand und empfiengen den Segen. Sobald dieses in seine Gemächer sich zurückgezogen, stellte sich die künftige Königin vor den Thron, um die Ehrfurchtsbezeugungen der Cardinäle zu empfangen.

Am 14. November war in dem Vorzimmer des Papstes ein großes Gastmahl bereitet. Althergebrachter Sitte gemäß, saß er einzig an einem Tisch, derjenige der fürstlichen Personen um eines Fußes breit von demselben bereitet. Ihm dienten viele Prälaten und Edelleute, der Königsbraut der Connetable und der Herzog von Suessa, zur Tafel.

Sonntag der 15., das Fest des Landespatrons Oesterreichs,

des heiligen Leopold war zur Vermählung bestimmt. Erzherzog Albrecht sollte die Stelle des Königs vertreten. Da vertauschte alles die Trauerkleider an die kostbarsten Gewänder. Die Leibwachen zogen in roth, weiß und Gold auf. Die Braut erschien in einem Kleid von Silberstoff, mit Gold und Perlen durchwirkt, von Edelsteinen funkelnd, so schwer, daß man sich verwunderte, wie sie nur habe tragen können. Zwischen der Mutter und Erzherzog Albrecht in der Mitte begab sie sich nach der Hauptkirche, auf dessen Altar die goldene Rose lag, welche der Papst am Sonntag Lätare weiht, und die ihr zum Geschenk bestimmt war. Das Haupt mit einer neuen unermeßlich reichen Tiare geschmückt, ließ sich Clemens zu seinem Thron tragen, welcher über zwölf Staffeln sich erhob. Ihm zur Linken saß die Braut, zur Rechten der Erzherzog. Das Hochamt begann. Nach Absingung des Glaubensbekenntnisses wurden durch einen Cardinal Braut und Stellvertreter des Bräutigams vor das Oberhaupt der Kirche geführt, die Vollmacht verlesen, die Ehe gesegnet, worauf dieser das Hochamt fortsetzte, am Schluß den Brautleuten die Communion reichte, der Neuvermählten die Rose übergab. Nachmittags ließ er dieser das Hochzeitsgeschenk zustellen: einen mit Goldstoff ausgeschmückten, von sechs in carmoisinrothem Sammet aufgeschirrten weißen Pferden bespannten Prachtwagen, den Sessel, den sie in der Kirche eingenommen, zu 20,000 Kronen geschätzt, ein Kreuz im Werth von 12,000 Kronen, viele Reliquien in kostbarer Fassung und mit Edelsteinen geziert.

Am folgenden Tag wurden Kirchen besucht, waren verschiedenartige Ergötzlichkeiten veranstaltet. Für den 17. hatten beide Erzherzoginnen von dem Papst die Gnade erbeten, daß er ihnen und ihrem gesammten weiblichen Gefolge die heilige Communion reiche und den Segen ertheile. Ein Wettrudern von Frauen auf dem Po erheiterte den Nachmittag, eine dramatische Vorstellung bei den Jesuiten den Abend.

Ueber allem dem vergaß Maria des Wichtigern nicht: den Papst von den kirchlichen Angelegenheiten ihres Landes zu unterrichten, ihn um sein Mitwirken zu deren Herstellung anzugehen. Der Bischof von Lavant mußte hierüber mit mehrern Cardinälen sprechen, ihnen die Nothwendigkeit einer Geldunterstützung auseinandersetzen. Diese freuten sich des Vernommenen, verhießen die kräftigste Verwendung.

In der Frühe des 18. November wohnten die Reisenden noch der Messe des heiligen Vaters bei und giengen dann zu Schiff, um

nach Mantua zu fahren. Die Nacht, in der sie hier ankamen, war durch Windlichter, Fackeln und Pechpfannen zu hellem Tag umgestaltet. Der Herzog hatte für mancherlei Vergnügungen während der Tage, die bei ihm zugebracht wurden, reichlich gesorgt. Von einem geistlichen Schauspiel ist gerühmt worden: ähnliches von Glanz und Reichthum seye bisher in Italien nirgends gesehen worden. Das Bemerkenswertheste während des Aufenthaltes in Mantua bleibt die Taufe der Princessin Eleonora, in der Folge Ferdinands zweite Gemahlin geworden.

Am letzten November breitete sich vor den neugierigen Blicken der beiden Erzherzoginnen die Hauptstadt der Lombardei aus. Vor derselben standen zum ersten Empfange der Fürstinnen drei Gezelte in Bereitschaft. Sobald sie diese betraten, donnerten von den Wällen die Geschütze, schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommeln, schallten die Heerpauken, ertönten die Pfeifen. Das Kriegsvolk stand aufgestellt, die Häuser der Stadt waren mit Tapeten behangen, eine zahllose Menge Edelleute, Gesandte, Beamtete bildete ein unabsehbares Geleite. Einzig den Landpfleger umgaben zweihundert Edelknaben, in Gold und Silber gekleidet und mit vergoldeten Stäben in den Händen. Zwanzig ungleich kostbarer ausgestattete schritten neben dem Zelter der Königin einher, die unter einem Himmel von Goldstoff, von den Stadträthen in rothsammtenen Talaren getragen, zwischen ihrer Mutter und dem Erzherzog Albrecht einherritt; Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten und viele Hof- und Edeldamen folgten. Unter sieben Ehrenpforten durch, die sieben Wunder der Welt darstellend, brauchte der ganze Zug drei volle Stunden, bis er von dem Stadtthor die Domkirche erreichte. Kaum konnte man durch das Menschengedränge in ihren weiten Hallen zum hohen Altar gelangen, wonach das Te Deum ertönte. An einem der folgenden Tage brachte die Stadt als Hochzeitsgeschenk sechs vergoldete Kutschen, im Werth von 100,000 Kronen und 200,000 Kronen in baarem Gold. Halb so viel hatte zu gleichem Zwecke Neapel gesendet.

Kehren wir zu den Briefen der Erzherzogin zurück, mit dem zweiten Dutzend derselben beginnend.

13.[1])

„Ich habe vier Schreiben, als vom 6., 11., 15. und 21. November wohl empfangen. Was dann des Maxen Reise anbelangt,

1) Ebenfalls von Secretärs Hand.

so wird er nun nicht mehr fortziehen, sondern du magst ihn wohl bei dir behalten, da es jetzt gar nicht rathsam wäre, daß er mitzöge, wie ich dir dann die Ursache selbst, wills Gott, sagen will. Was die zwei Cardinäle, die ich hätte benennen sollen, anbelangt, so hat der Papst nie ein Wort gegen mich oder die Margaretha vermeldet, so daß ich glaube, es sey alles ein erdichtetes Ding der Welschen selbst gewesen. Hilft mir unser Herr zu dir, so werde ich dir Wunder zu sagen haben. Ich kann nicht schreiben, wie leid es mir um den Rainaldum ist, du wirst wohl so bald keinen solchen bekommen. Es ist mir auch gar leid, daß du die großen Schweine nicht gefangen hast. Laß mich wissen, was sich weiter zuträgt mit dem Geist zu Völkermarkt. Ich bin nur betrübt, daß es mit Ofen nicht besser zugegangen ist, und daß du mir nicht bessere Zeitung hast schreiben können. Es freut mich indessen, daß sich der Kaiser über alle Artikel so frei resolvirt hat. Es ist mir gar leid um das kleine Kätherl und Karl, daß sie stets das Fieber haben. Es ist viel, daß sie noch so lustig dazu sind. Den Reginium habe ich nach Florenz um ein Anleihen geschickt; ich weiß nicht, was er ausrichten wird. Es freut mich von Herzen, daß der Andreas[1]) so viel Gutes an Maxen thuet. Unser Herr gebe dem Maxen Gnade, daß er ihm in allem folge. Du hast gar recht gethan, daß du deine zwei kleinen Brüder zu dir in die Burg genommen hast, es ist dort viel sicherer.

Erzherzog Albrecht und ich vergleichen uns je länger je mehr mit einander; er ist aber doch ziemlich spanisch, wie ich dir, wills Gott, sagen will. Vom Contestabile und von Don Guilielmo halte ich nichts. Meine Leibwache hat mir in dieser Strohfeuersbrunst viel genützt, wie ich dir, wills Gott, sagen werde. Des Nuntii halber habe ich dem Papst alles mitgetheilt. Ich hoffe, er werde sich gar wohl resolviren.

Daß du mich bittest, wenn ich auf dem Rückwege nach München käme, so solle ich dir erlauben dahin zu kommen, so wird es noch lange bis dorthin seyn; soll es aber dazu kommen, so bin ich es wohl zufrieden. Ich weiß jedoch, daß du mehr anderer wegen[2]) hinziehst, als meinetwegen, ich habe dir es auch nicht für übel. Gott Lob, daß es dem König in Schweden so wohl geht. Du thust gar recht, daß du die Passauerischen Sachen nach meinem Willen und Befehl machen willst. Aus den Tyrolern, so mit mir gezogen sind,

---

1) Der früher erwähnte Lehrer des jüngern Erzherzogs.

2) Wegen seiner künftigen Gemahlin.

ist der von Molar und der Spaur mir gar hieher gefolgt, die andern sind zeitlich zurückgekehrt, insonderheit der von Wolkenstein. Er ist gewißlich ein feiner Herr; die andern zwei werden auch in wenig Tagen wieder zurückkehren. Wie es mit der Vermählung und dem ganzen Einzuge in Ferrara zugegangen ist, hat der Harrer alles geschrieben. Nur schreibe ich noch, daß uns ihre Heiligkeit mehr Gnaden erzeigt, als wir würdig sind. Ich wollte wünschen, ich wäre bei euch zu Weinburg. Gott Lob, daß die Prädicanten zu Rackersburg auch weg sind; unser lieber Herr, der gebe dir weiter seine Gnade. Ich werde mit großem Verlangen erwarten, bis ich höre, wie sie sich zu Aussee anlassen; ihr armes Gewissen[1]) wird ihnen nichts helfen. Sie werden wohl auch her müssen. Sey nur standhaft; unser Herr wird dir helfen. Es ist mir gar leid, daß die Infection wieder um sich gegriffen hat. Du thust ganz recht, daß du zu Weinburg bleibst, bis man weiß, wo es hinaus will. Ich bitte dich, säume dich nicht lange zu Grätz; ich hoffe doch, bei dieser Kälte werde es wieder aufhören; denn hier ist es gar kalt und es regnet fast beständig. Thue nur deinem Landshauptmann, Jägermeister[2]) und andern Treuherzigen schön; denn wenn du diese hast, so wirst du auf dem Landtag desto besser zu handeln haben. Die Auslegung über die Worte plenum imperium habe ich gar gerne vernommen. Wäre ich an deiner Stelle, so wollte ich sie zu einem Stichblatte auf dem Landtag behalten. Ich habe mir wohl gedacht, es werden dich des Khevenhillers[3]) Schreiben nicht erfreut haben. Weil es vielleicht also der Wille Gottes ist, so wird er es nach seinem Willen richten. Ihre conditiones fechten mich nichts an. Mit dem Cardinal Aldobrandino bin ich über die Maßen wohl zufrieden; ich habe dir gar viel von ihm zu sagen. Der Madruzio ist noch der gleichen Meinung in Bezug des Reginio. Ich nehme den Reginium mit mir nach Spanien als Capellan. Ich hoffe, ich könne ihn dort lassen, so kommen wir seiner mit Ehren ab[4]), weil er doch immer so sehr wünscht dort zu seyn. Der Bischof von Lavant wird in wenig Tagen abreisen. Der Harrer will durch ihn einen schlechten Nikl[5]) schicken, denn wir haben hier bis jetzt noch nicht Zeit gehabt, um etwas uns umzuschauen."

---

1) Der Schild, den die Prädicanten jederzeit vorzuhalten pflegten.
2) Conrad von Thannhausen.
3) Des kärnthnerischen Landmarschalls.
4) Er starb dort bald nach der Ankunft.
5) Nikolausgeschenk.

„Mein Kind[1])!

Ich möchte dir gerne viel schreiben, habe aber nicht Zeit. Du glaubst nicht, in was Sorgen ich bin des Feuers halben; es hat schon zweimal gebrannt; ich weiß nicht, was ich denken soll; die Spanier sind falsch. Ich höre kein Wort von Balthasar, von dem Hansen[2]), ich glaube, er seye gestorben. Mein Kind, bete für mich und laß dir deine Geschwister befohlen seyn.

Datum Mailand, den 5. December.

Man sagt Wunder, wie man schöne Sachen hier habe; ich habe noch wenig gesehen, da es stets brennt und regnet. Grüße mir alle, die du willst, insonderheit meine Ungnadin. Anno 1598."

14.[3])

„Dein Schreiben vom 29. vergangenen Novembers habe ich wohl empfangen; ich habe gar gerne vernommen, daß dir die Schreiben von Ferrara wohl zugekommen sind. Es freut mich auch von Herzen, daß du dich nicht fürchtest auf den Landtag: unser lieber Herr wolle gnädiglich verhüten, daß nur die Infection den Landtag nicht verhindere. Wir haben uns fast gefürchtet, daß sich dieselbe nicht auch hier zeigen würde; es ist aber, Gott Lob, nichts; es wäre nicht gut, da eine so große Menge Volkes hier ist. Ich hoffe, der von Eggenberg werde nunmehr schon bei dir seyn; schick' ihn nur bald wieder, damit ich nicht ihn zurücklassen muß; denn wir werden noch, wills Gott, gegen den 2. Januar von hier nach Genua verreisen, und alsdann, so bald es möglich seyn wird, hinüberfahren. Der ewige Gott gebe seine göttliche Gnade, daß wir wohl hinüber und herüber kommen. Erzherzog Albrecht vertröstet mich alle Zeit, wir werden vor dem August oder September schwerlich heim kommen, denn der Weg sey weit und er selbst könne eher nicht heim kehren; obwohl es ihm gar übel zu Statten komme, daß er so lange müsse ausbleiben. Dessen aber magst du dich versehen, daß ich mich ohne große Ursache nicht will aufhalten; denn mich dünkt, ich sey schon ein Jahr von euch weg. Ich kann nicht sagen, wie leid es mir ist, daß der Harrer nicht mitzieht. Ich kann es ihm aber nicht zumuthen, da er es sich nicht getraut. Ich habe gar gerne vernommen, daß du das große Schwein einmal ertappt

---

1) Eigenhändig.

2) Johannes Decker aus der Gesellschaft Jesu.

3) Auch von Secretärs Hand.

hast; es ist hoch und lang, aber nicht dick; niemand aber schreibt, wie man es gefangen hat. Ich kann dir nicht schreiben, wie freundlich Erzherzog Albrecht sich gegen mir stellt; mich dünkt, er wird mit der Zeit werden, wie Erzherzog Ernst.

Ich sehe hier gar viele schöne Kirchen, wobei ich gar oft wünsche, daß auch du sie sehen könntest. Es hat gewaltig schöne Heiligthümer, wie ich dir, wills Gott, sagen will. Laß mich es von stundan wissen, sofern ihr noch von Grätz weg mürßtet, und wohin[1]), auch wann du Herrn Maxen nach München schicken willst[2]). Wie die Geldhandlung mit dem von Florenz steht, wird dir der Harrer erzählen. Er erzeigt sich über die Maßen freundlich gegen mir. Der hiesige Gubernator Contestabile ist ein seltsamer Kopf, wie ich dir, wills Gott, selbst sagen will. Entschuldige mich bei jedermann, daß ich nicht schreibe; denn ich habe gewiß nicht Weile.

Datum Mailand, den .. December Anno 1598.

(Eigenhändig.)

Mein Ferdinand! Du glaubst nicht, was ich für schöne Kirchen und Klöster sehe. In allen Klöstern singen sie gar schön; ich habe gar viele gute Stimmen gehört, ich wünschte dich oft dazu, daß du es sehen und hören möchtest. Insonderheit wünsche ich oft meine Diendl[3]); ich meine, sie würden eine Freude haben, insonderheit in einem Kloster bei St. Martha. Wir erfrieren hier fast bei den Kaminen. Wie oft denke ich an die alte Anna[4]) und an Albrecht und an meine kleine Katherl; sie würden wohl erfrieren, so kalt ist es. Grüße mir meine alte Martha[5]). Laß mich wissen, ob ihr oft zusammen kommet, und wie oft ihr uneins geworden seid. Ich schicke dir hiemit ein Agnus Dei aus dem Frauen Capuciner-Kloster. Siehe, wie reich sie sind: sie sind aus der Welt, sind fromme Leute und gar arm. Ich schicke dir einen Brief von dem Khevenhiller[6]), der zu mir gekommen ist; laß ihn Herrn Max lesen und zerreiß' ihn dann.

---

1) Nämlich der immer noch nicht gewichenen Krankheit wegen.

2) Wegen Ferdinands beabsichtigter Vermählung mit der Herzogin Maria Anna.

3) Ihre Töchter.

4) Unter welcher Bezeichnung sie mit 100 fl. bei den Legaten der Erzherzogin erscheint.

5) Martha Reinhard, Dienerin der Oberhofmeisterin der Erzherzoginnen.

6) Dem kaiserlichen Botschafter in Madrid.

(Wieder von Secretärs Hand.)

Mein Ferdinand! Es schreibt der Unverzagt, daß du den Kämmerer nach Wien geschickt hast, um Knechte zu werben. Laß mich wissen, was es für ein Kämmerer ist, ob es dein Kammerdiener sei, und warum du ihn zu solchen Sachen brauchst, und zu welchem Zwecke du die Knechte hast werben lassen? Laß mich wissen, ob der Herzog von Mantua dir mein Heiligthum geschickt hat, und so bald er es schickt, so laß mich es von stundan wissen. Ich will euch, wills Gott, allen mit einander durch die Fuhren, so jetzt zurückkehren werden, einen kleinen Niklaus schicken. Ich bin noch nirgends hingekommen, daß ich etwas Rechtes hätte einkaufen können, wegen des beständigen Regenwetters. Ich hätte es auch gerne eher geschickt, habe aber keine Gelegenheit gehabt. Mein Ferdinand! wie froh bin ich, daß es mit Aussee so wohl abgegangen ist und daß mein lieber und frommer Herr Sohn[1]) wohl wieder ist nach Polen gekommen. Der ewige Gott erhalte ihn noch weiter.

(Abermals von der Hand der Erzherzogin.)

Mein Kind! Ich kann dir nicht beschreiben, wie mich die Spanier plagen, insonderheit der hiesige Gubernator. Ich weiß, wenn es Herr Max und dein Beichtvater erfahren sollten, würde es ihnen leid für mich seyn, sowie auch der Margaretha wegen. Da sollte ich sie nur zu der Hoffart, zum Tanze und zu aller Leichtfertigkeit ziehen, und ich thue es nicht; darüber gerathen wir an einander. Ich werde euch viel zu sagen haben, was ich nicht schreiben kann. Das sind Leute! Ich lache nur oft. Der Breuner und Attimis sagen, sie hätten es ihr Leben lang nicht geglaubt, daß die Spanier solche Leute wären. Sag' Herrn Max und deinem Beichtvater, daß der Don Wilhelm wieder nach Prag als Botschafter gehen werde; der König befiehlt es ihm. Er geht nicht gerne; er sagt, er wolle mit mir hinein[2]), sich dem König befehlen und wieder mit mir heraus. Er ist ein seltsamer Bruder. Ich schicke dein Hofgesind alles heim; außer den Küchenmeister, Frangipani[3]), Engländer[4]),

1) König Sigismund, damals von seinem Feldzug gegen Schweden nach Polen zurückgekehrt.

2) Nach Spanien.

3) Aus einem ungarischen oder küstenländischen Geschlecht.

4) Der Name eines am erzherzoglichen Hofe Angestellten, der noch in spätern Jahren vorkommt.

Hertzenkraft[1]), die ich, nebst dem Breuner[2]) und Attimis, bei mir behalte. Der Harrer wird euch alles sagen. Laß mich wissen, ob des Kämmerers Weib schwanger ist.

Datum Mailand, den 15. December Anno 1598.

Der Herr Andreas hat mir geschrieben, und klagt über Max. Ich schreibe dem Max und Herrn Andreas wieder; laß Herrn Andreas dieses lesen und hilf ihm haushalten. Ich hoffe, der Max werde dir folgen."

15.[3])

„Ich habe nicht unterlassen dir zu schreiben, wiewohl ich diese Post kein Schreiben von dir habe. Und ich lasse dich wissen, daß wir, Gott Lob, wohl auf sind, nur ist uns die Weile lang, daß wir so lange hier warten müssen. Ich weiß eigentlich noch nicht, wann wir von hier wegziehen werden; ich werde es dir, wills Gott, durch den Harrer berichten, wie es damit steht. Die Fuhren werden morgen wegfahren; damit will ich euch den Nikl schicken, wie du vom Harrer vernehmen wirst, denn ich hoffe, er sollte eher kommen. So zieht der Bischof von Lavant auch fort; ich hoffe, er werde noch recht kommen. Ich habe dem Harrer allerlei befohlen, das er dir sagen solle. Jetzt ist der von Savoyen[4]) bei uns; er ist gar ein feiner Herr; ich glaube, er werde inner zwei Tagen wieder wegreisen. Aber unter allen welschen Fürsten gefällt mir noch keiner besser, als der von Mantua[5]), der hat sich gegen uns alle wohl gehalten. Unser lieber Herr behüte euch ferner, daß ihr von Grätz nicht fliehen dürfet.

Datum Mailand, den 22. December 1598.

(Von der Erzherzogin Hand.)

Mein Ferdinand! Wir haben einen fröhlichen Advent! alle Tage spanische buhlerische Comödie; wir kommen nie dazu; aber

1) Vitzthum in Steyer; vielleicht der Vater jenes Pagen, auf dessen Entfernung von Ingolstadt der Freiherr von Schrattenbach so ernstlich dringen mußte.

2) Jakob Breuner, Freiherr, einst Hofmarschall bei Erzherzog Carl.

3) Auch von Secretärs Hand.

4) Carl Emanuel, mit dem Zunamen der Große; durch seine das Jahr zuvor verstorbene Gemahlin Catharina, König Philipps II. von Spanien Tochter, der Erzherzogin nahe verwandt.

5) Vincenz I., durch seine Mutter, Catharina, Kaiser Ferdinands I. Tochter (die als Königin von Polen starb), der Erzherzogin Geschwisterkind von beiden Seiten.

der Contestable der läßt sie halten. Das ist die Andacht hier. Ich hätte dir Wunder zu sagen. Es ist kein Wunder, wenn schon unser Herr mit Feuer straft[1]) schon bei dem Leben! Es regnet hier immer; unsere Wagen werden böse Wege haben. Laß mich wissen, ob du keinen Nikl gehabt hast, und was du der Frau Schwester und sie dir gegeben hat. Laß mich wissen, wann du den Herrn Max nach München schicken wirst, und wie sich dein Stallmeister jetzt verhält.

Schilt den Bischof nicht aus, daß er so lange ausgeblieben ist, denn er hat nicht eher weg gekonnt, wie du von ihm hören wirst. Ich schicke dir eine Abschrift, was die Margaretha alles verschenkt hat. Laß es niemanden sehen, als deinen Hofmeister und Herrn Max, doch daß sie nichts davon sagen. Der Bischof ist gar wohl zufrieden[2]) und billig. Ich habe ihn nicht gerne gehen lassen. Die Margaretha schickt dir und dem Max schöne Rosse, wie sie wohl deinem stättischen Stallmeister gefallen werden. Laß mich wissen, wie der alte Eggenberg ist und wie es mit ihm steht, auch ob der Schurf nicht Esel und andere Sachen von Brixen aus geschickt hat, und ob nicht von Triest Sachen gekommen sind, durch Graf Raimund[3]) von Ferrara aus geschickt."

16.[4])

„Ich schicke hiemit den Nikl für euch Alle; den wollest du austheilen, wie auf einem jeglichen schon ein Zettel geschrieben ist, wem es zugehört. Gib es einem jeden selbst. Ich hätte gerne etwas Schöneres und Besseres geschickt, aber ich habe nichts anderes bekommen können. Sie entschuldigen sich Alle: sie haben Alles nach Spanien geschickt. Weiß Gott, ob es wahr ist. Ich hätte geglaubt, es wären viel schönere Sachen hier zu finden. Von dem silbernen Korb, der dir zugehört, sag' dem Georg, er müsse es mit demselbigen auf spanisch halten, und er müsse allezeit dein leinernes Gewand zu dem Nachtpult tragen, denn es sei hier so der Gebrauch, und man finde nicht hölzerne Körbe. Hier ist alles von Silber. Die kleinen Körbchen, die ich deinen Brüdern schicke, sage ihren

1) Anspielung auf den öftern Ausbruch von Feuer während des Aufenthalts der Erzherzogin in Mailand.

2) Nach dem vorhandenen Verzeichniß belief sich der Werth des erhaltenen Geschenkes auf 1000 Ducaten.

3) Der früher erwähnte Raimund von Thurn.

4) Von Secretärs Hand.

Leuten, daß sie ihnen alle Zeit ihre Krausen darauf zutragen, denn es sey also hier der Brauch, auch die Nastücher und was sonst andere kleine Sachen sind; der Walther[1]) wird sich wohl darein schicken können. Der Maill Närrin muß man nichts sagen, daß es der Nikl sey, denn ich habe jetzt nichts gehabt, das ich ihr hätte schicken können. Schreib mir alles von einer jeden Person, wie ich bei derselben mit allem bestanden bin. Ich hoffe, du werdest mit deinem Stocher zufrieden seyn, und der Max mit seiner Wehr[2]). Ich will jetzt nicht viel schreiben, denn es wird eine gar langsame Post seyn. Der Harrer wird alle Sachen selbst mündlich sagen.

Datum Mailand, den 20. December Anno 1598.

(Von der Erzherzogin Hand.)

Die zwei Ketten für die Madele[3]) und Constancia[4]), sag' dem Jörgen, daß er zuvor lasse Perlen hinein machen, wie in die der Leonora, ehe du sie ihnen gibst. Laß die Perlen den Jörgen nur auswählen, ich will es schon bezahlen. Ich hätte euch gerne schönere Sachen geschickt, kann aber nichts Rechtes bekommen. Mailand ist nicht, wie ich vermeint habe. Wie ich höre, ist es besser in Venedig. Es sind dabei drei Paar Hosenbändel für die drei Narrn als Adam, Barthl und Demert[5]). Laß dem Adam die Wahl. Die Wehr mit der Säge, an den Max überschrieben, schicke ich ihm in's Holz zum Hacken und Sägen, doch daß man sehe, daß er sich keinen Schaden thue. Dabei ist noch eine Wehr mit einer Säge, auch an den Maxen überschrieben. Laß ihm unter beiden die Wahl; die eine gieb darnach dem Leopold, auch in's Holz, doch daß er sie nicht selbst führe, daß sie ihm allemal ein Kammerdiener führe. Ebenso schicke ich drei Altar-Tüchlein für den Leopold für seinen Altar im Zimmer. Das rothe ist noch nicht ausgemacht, laß es ihm ausmachen; denn die Leute sparen alles auf die letzt. Darnach gieb es ihm mit einander und sag ihm, es sey sein Angebinde auf St. Leopolds Tag. Wenn ich hören werde, daß der Max gerne bete, so wolle ich ihm auch gerne Altartücher schicken. Jetzt schicke ich dem

1) Kammerdiener der jungen Erzherzoge.

2) Dem Folgenden nach eine Art.

3) Der Erzherzogin Tochter Magdalena, nachmalige Großherzogin von Florenz.

4) Constantia, nachmalige Königin von Polen.

5) Hofdiener. Ein Bartholomäus Auber kommt auf dem Verzeichniß der Legate der Erzherzogin vor.

Maxen drei Kleider; gieb sie dem Walther; ich schreibe ihm deßwegen. Der Brief wird eher kommen als die Sachen, darum gieb unterdessen dem Walther den Brief. Ich habe geglaubt, ich könne des Maxen Kleider durch die Fuhre schicken, nun aber sind sie nicht fertig. Der Straßoldo [1]) wird sie dir von Friaul aus zuschicken, darnach gib es dem Walther und Maxen. Das rothe Altar-Tüchlein laß zuerst machen, ehe du es dem Leopold gibst, denn es sind schon Fransen und Börtchen dabei, es ist bald ausgemacht. Er wird eine große Freude damit haben. Ich kann nicht schreiben, wie leid es mir ist, daß ich den Harrer von mir lassen muß. Grüße mir jedermann.

Datum Mailand, den 22. December.

Laß mich wissen, ob ihr gestern am St. Thomas Tag im Schloß gewesen seyd; ich habe treulich daran gedacht. Anno 1598."

17.

„Durchlauchtigster Fürst, freundlicher, mein herzliebster Herr Sohn [2])!

E. D. seyen meine freundlichen, willigen Dienste zuvor. Ich habe von dem Graf Sigmund vernommen, daß er von Ihrer Hoheit abgefertigt sey, wie es ohne Zweifel E. L. selbst schreiben wird; und weil er jetzt zu Ihrer kais. Mt. nach Prag zieht, so habe ich ihm auch befohlen, die Sachen [3]) bei Ihr. Mt. auf das Beste vorzubringen. Ich zweifle auch gar nicht, Ihre Mt. werden sich ganz gnädigst gegen E. L. erzeigen, wie ich denn an meiner treuen Vermahnung und Bitten nichts ermangeln lassen will. Ich wollte allein von Herzen wünschen, daß Alles nach E. L. Willen und Gefallen abgehen sollte, wie ich denn zu Gott verhoffe. Bitte E. L., Sie wollen Ihr den Grafen gnädigst lassen befohlen seyn, denn er gewiß E. L. treuer Diener ist. Bitte E. L., Sie wollen meiner nicht vergessen.

Datum Mailand, den 27. December Anno 1598.

E. L. getreue Mutter so lange ich lebe.

Maria."

---

1) Ein Grafengeschlecht in Friaul, damals sehr zahlreich. Einer aus demselben erwarb sich zu dieser Zeit einen Namen im Türkenkrieg.

2) Der einzige Brief, der in dieser Form, mit solchen Courtoisien geschrieben ist; wahrscheinlich als offenes Empfehlungsschreiben.

3) Nach Brief 20, Angelegenheiten des Fürsten von Siebenbürgen.

18.

„Ich habe dein Schreiben vom 14. d. wohl empfangen und gar gerne vernommen, daß der von Eggenberg zu euch gekommen ist. Mir ist fast die Weile lang geworden, daß ich so lange nichts von ihm gehört habe. Ich bin ihm neidig, daß ich nicht an seiner Statt bin. Ich meine, ich sey sehr fleißig mit schreiben, ich versäume nie eine Post oder Gelegenheit, damit du allezeit wissen kannst, wie es mir geht. Ja wohl, was der von Eggenberg von den Spaniern gesagt hat und von unserer alten Mutter[1]), ist alles ein Scherz gewesen. Seither ist es noch viel widerwärtiger geworden. Aber jetzt sehen sie, daß ich gar nichts darnach frage; ich bin gleich so stolz, als sie es sind, frage nichts darnach. So hilft mir Erzherzog Albrecht treulich; Gott vergelte es ihm. Nun sind sie viel demüthiger. Aber man sagt, sie hätten zusammengeschworen, es zu verhindern, daß ich nicht sollte hineinkommen, denn sie fürchten, ich möchte mich bei dem König zuviel zumachen, daß er mich gar zu lieb bekommen würde, und ich von ihm erhielte, was ich wollte; denn ich höre, daß er gar freundlich sey. Das gilt mir gleich. Wäre es nicht um der Margaretha und Eueres Nutzens willen, ich wollte mich wenig um diese Kurzweil über das Meer reißen. Wie es unser Herr macht, bin ich zufrieden. Du würdest das Maul oft aufthun müssen, wenn du bei mir wärest. Ich danke oft Gott, daß du und der Max nicht hier sind; ich glaube, ihr müßtet beide der Spanier Knechte seyn, oder es würde sonst viel mit ihnen abgeben. Insonderheit der hiesige Gubernator, der ist so hoffärtig wie der Teufel und hebt seltsame Händel an. Man sollte meinen, wenn es der König inne würde, würde er ihn seltsam jagen. Ich werde dir Wunder zu sagen haben; ich fürchte nur, ich vergesse es alles. Ich wollte, daß der von Eggenberg bald wieder käme, denn es möchte sich zutragen, daß wir gar bald über Meer müßten. Doch weiß ich es nicht; so bald ich es aber weiß, so lasse ich dich es von Stund an wissen. Wenn wir nur erst von hier weg wären aus der Gefahr mit dem Feuer. Ich bin von Herzen froh, daß ihr wieder auf Grätz gekommen seyd. Ich kann nicht beschreiben, wie es mich ansicht, daß ihr gar von Grätz fliehen müßtet; ich hoffe aber zu dem ewigen Gott, er werde es verhüten, insonderheit bei der jetzigen Kälte. Es ist hier grausam kalt und wir haben keinen Ofen, erfrieren schier. Wie

1) Vermuthlich die Herzogin von Candia, der Königin Oberhofmeisterin.

oft denke ich an die alte Anna und Martha, sie erfrieren wohl gar. Ich werde, wills Gott, schöne Sachen mit mir in meine Capelle bringen, und wird sich meine Capelle freuen. Der von Savoyen hat mir ein schönes Bild mit Edelgesteinen geschenkt und noch ein schönes Gemälde. Er thuet mir gar schön; ich habe dir vieles davon zu sagen. So gibt mir die Margaretha auch schöne Sachen, aber sag' nichts davon. Ich schicke dir hiemit eine Schachtel an die Klosterfrauen zu Grätz; schick' es ihnen von Stund an. Ich wünsche dir von Gott dem Allmächtigen ein glückseliges freudenreiches neues Jahr zu Seele und zu Leib, auch wie du es dir selbst begehrst, und daß wir dieses Jahr mit Freuden zusammen kommen. Amen! Amen! Amen! Ich wünsche auch deinem Hofmeister, Beichtvater, P. Balthasar und deinen Leuten ein glückseliges neues Jahr. Ich kann nicht mehr schreiben.

Datum Mailand, den 28. December Anno 1598."

19.

„Ich schicke hiemit die Kleider für den Maxen. Sie sind schön; aber ich befürchte gar sehr, die Wammes und Röckchen seyen ihm zu klein. Hier glauben sie, wenn gute Schneider und Seidensticker zu Grätz seyen, so könne man sie ihm wohl verlängern; die Hosen und Mantel werden ihm nicht zu klein seyn. Ich habe vergessen, daß man nicht Zeug geschickt hat zum verlängern; ich will es mit der nächsten Post nachschicken. Gib es dem Walther und sag' ihm, wenn sie nicht recht seyen, so sey' es seine Schuld; denn er hat das Maß dazu geschickt. Ich hoffe, ich könne das Zeug jetzt schicken; wo nicht, so schicke ich es mit der nächsten Post.

Datum Mailand, den 27. December Anno 1598."

20.

„Ich habe nicht unterlassen wollen dir zu schreiben, weil mir der Graf Sigmund schreibt, daß er von Ihr Heiligkeit abgefertigt seye. Wenn er nun zu dir nach Grätz kommt, wirst du dich mit ihm vergleichen, was zu thun ist; weil du dich wohl zu erinnern wissen wirst, daß ich mit dir geredet habe, ob du einen Gesandten in meinem und deinem Namen mit dem Grafen schicken wollest, der auch in unserm Namen bei Ihr. Mt. das Beste thäte, damit dem Fürsten[1]) möchte geholfen werden. Ich traue halt dir und dem Grafen und Herrn Maxen darum, daß ihr schon am besten zu thun wissen

1) Von Siebenbürgen.

werbet. Der Graf bittet mich auch, daß er doch einmal dafür bezahlt werden möchte, was er entlehnt hat, und seine Besoldung zu Prag. Ich schicke dir hiemit seine Schreiben selbst und bitte dich, laß dir ihn befohlen seyn; denn er verdient es um uns alle. Er kommt halt schier in Ungnade bei dem Kaiser von unsertwegen. Ich bitte dich, laß dir ihn lieb seyn von meinetwegen.

Datum Mailand, den 28. December 1598."

21.[1])

„Dein Schreiben vom 21. vergangenen Monats December habe ich wohl empfangen und gerne vernommen, daß sich Johann Patart wohl auf dem Zinken anläßt. Ich habe dir hier Einen aufgenommen, du wirst ihn wohl kennen, da du mir selbst von ihm gesagt hast, daß er, noch ein Bube, zu Prag gewesen, wie du dort warest. P. Antonio sagt, er sey gar gut, habe sich den Monat 10 Kronen gemacht. Daß du hoffest, daß die Unsern diesen Winter etwas Gutes verrichten sollten[2]), das gebe der liebe Gott. Wenn sie hätten, was sie dazu bedürften, so würde ich wohl was Gutes hoffen. Es ist mir gar leid, daß mein kleines Catherl das Fieber noch also hat. Was der Reginius zu Florenz verrichtet hat, wird dir der Harrer sagen. Ich führe ihn mit mir hinein, will sehen, ob ich ihn drinnen lasse; er wartet gewaltig fleißig auf. Mit Erzherzog Albrecht stehe ich, Gott Lob, gar wohl. Wir haben die Spanier fast überwunden. Wenn ich ihm etwas sage, so nimmt er sich stark darum an; doch traue ich ihm noch nicht gar, er ist ein wenig spanisch. Daß du dich entschuldigest, daß ich dir Unrecht thue, da du nicht wegen der Maria Anna[3]) hinauf[4]) wollest, das will ich dir gleich zu lieb glauben, aber die Margaretha will es nicht glauben. Ich wollte, daß dein Wunsch wahr wäre; es ist mir die Weile wohl so lang, als es euch ist.

Ich will, wills Gott, auf den 11. dieß das vierzigstündige Gebet mit meinen Leuten halten lassen, will dir ein Verzeichniß schicken, wer sie seyen. Es wird nicht ohne seyn; es wird einen großen Streit unter euch geben; unser Herr wird dir beistehen. Vermahne nur den Herrn Maxen stark, damit er sich nicht fürchte; denn die Landleute werden ihr ganzes Heil an ihm versuchen; dergleichen auch

1) Von Secretärs Hand.
2) Auf der Gränze gegen die Türken.
3) Ferdinands nachmalige Gemahlin.
4) Nach München.

den Herrn Landshauptmann, und Trautmannsdorf, wie ich dir dann die Schreiben schicke, damit du sie ihnen selbst zustellen wollest. Wenn nur der Kaiser ebenfalls treulich zu dir hält; daran wird das Meiste liegen.

Laß mich wissen, ob du dem Cardinal Aldobrandino geschrieben hast. Du mußt ihm gar schön thun, da er es gar gut mit uns meint. Ebenso höre ich gerne, daß dem von Thannhausen[1]) der Bart wächst, er wird rauschen, wie dem Adam. Wenn ich, wills Gott, heim komme, will ich wohl sehen, wer mehr Bart hat, du oder er. Er ist gar ein stolzer Herr, entbietet mir nie nichts. Wir haben gewißlich großen Schrecken in der Feuersbrunst ausgestanden, aber unser Herr hat uns gnädiglich behütet.

(Von der Erzherzogin Hand.)

Der behüte uns auch vor Wassergefahr. Ich schicke dir hiemit, was uns die hiesigen Patres zum neuen Jahr geschenkt haben; es ist mir lieber als Silber und Gold. Der P. Carl ist ein Spanier, gar ein großer Mann. Der Rosso[2]) schreibt mir, wie du hiebei siehst, von der Zengger[3]) wegen. Ich habe nicht befinden können, daß es gut sey, daß ich mit der venetianischen Botschaft hier reden solle, sondern meine, du werdest nichts vergessen. Aber das wäre gut, daß du mich informiren ließest, damit, wenn ich nach Spanien komme, daß ich mit dem König davon reden könnte; denn du weißt, daß sie[4]) den König fürchten. Der Contestabile und der Krumme sind seltsame Gesellen; aber ich habe sie schon ziemlich überwunden, daß sie nachlassen. Ich schicke hiemit euch Kindern ein neues Jahr; nehmet damit für gut. Die Ketten gehören jetzt zu der Trauer; dem Leopold und dem Carl will ich noch etwas hernach schicken an der Ketten Statt, es ist noch nicht fertig; Erzherzog Albrecht trägt auch eine solche Kette; sie gefallen mir gar wohl. Die Margaretha hat mir gar ein schönes neues Jahr geschenkt, ein kristallenes Gefäß mit Steinen besetzt, und ein besonders schönes Meßgewand und Altartuch, auch zwei Nastücher, alles von der schönen Arbeit, wie die Eva und Resl sie machen, sie hätte mir nichts liebers geben kön-

---

1) Balthasar von Thannhausen, des Erboberjägermeisters in Steyermark Sohn.

2) Wahrscheinlich Bernhardin Rosso, kaiserlicher Resident in Venedig.

3) Die um diese Zeit durch ihre Raubzüge dem Erzherzog neue Verwicklungen mit den Venetianern bereiteten.

4) Die Venetianer.

nen. Mein Ferdinand! laß mich wissen, wie sich die Leonora jetzt hält, ob sie witziger wird; mache sie derweil witzig; und laß mich wissen, wie sich der Max[1]) gegen dich und andere verhält; denn es wäre mir ein großes Kreuz, wenn er sich nicht wohl gegen dich verhielte. Du thust gar wohl, daß du freundlich und wie ein Vater gegen sie bist. Seid nur friedlich unter einander, so ist Gott mit euch. Unser lieber Herr gebe dir halt Glück zum Landtag. Ich fürchte mich nur, daß die Landleute den Herrn Max schrecken werden mit Drohungen. Was wird nur der Unverzagt bei dem Kaiser thun? Mir ist die Weile so lang, daß ich so lange muß hier bleiben; wir wissen noch nicht, wann wir wegziehen werden. Mein Ferdinand! hätte ich doch den Casal[2]) mit mir! Wie hart wird mir geschehen, daß ich weder ihn noch den Harrer habe! Könntest du doch seiner entbehren! Ich darf es aber nicht begehren, denn ich fürchte, er habe gar viel zu thun.

Datum Mailand, den 6. Januar Anno 1599.

Die zwei Briefe an die zwei Patres gib ihnen in deinem Zimmer, schicke nach ihnen, damit es der P. Provincial oder ein anderer nicht sehe."

22.[3])

„Dein Schreiben vom 28. vergangenen Monats habe ich wohl empfangen. Ich kann mich nicht genug verwundern, daß ihr durch die letzte Post kein Schreiben von mir empfangen habet, da ich doch gewißlich alle Wochen und Posten schreibe. Ich glaube, es werde alles auf einmal kommen. So bin ich mit euch auch gar wohl zufrieden, denn ihr seid gar fleißig. Daß sich die Ausser so übel halten, habe ich gar nicht gern gehört; verzeihe mir Gott, ich habe einen rechten Argwohn, daß es eine angestiftete Sache von den Landleuten sei. Dieweil sie wissen, daß dir viel an Aussee liegt, so werden sie gedacht haben, sie wollen dort den ersten Sturm aufwiegeln, damit es alsdann ihnen hernach auch gerathe. Ich hoffe aber und vertraue zu Gott, es werde dort nichts zu bedeuten haben, sondern du werdest ihnen, mit der Hülfe Gottes, Herr genug werden. Ich hoffe auch, es bedürfe von mir keines Ermahnens, daß du standhaftig bleibest, da ich dein eifriges und christliches Ge-

---

1) Erzherzog, Ferdinands jüngerer Bruder.
2) Ferdinands Geheimschreiber.
3) Von Secretärs Hand.

müth wohl kenne. Allein ich fürchte, daß es nicht Leute gebe, die dir von großer Gefahr werden sagen, und damit erzielen möchten, daß du etwas nachlassest. Am meisten fürchte ich mich wegen des Geroldshofers, er ist bald kleinmüthig. Ebenso fürchte ich, du werdest an jenen Orten keine Ruhe oder Gehorsam haben, du lassest denn die Rädelsführer aufhängen, insonderheit die Prädicanten, denn diese Schelmen sind die rechten Rädelsführer, die rechten Aufrührer. Wenn ihnen nicht wohl damit wäre, so hätten sie sich nicht mehr hineinbringen lassen. Ich hoffe zu dem ewigen Gott, es werde alles gar wohl abgehen, wenn du nur standhaftig bleibst. Solltest du jetzt in einem einzigen Punkte weichen, so würden die letzten Dinge viel ärger werden als die ersten; denn gewißlich werden die Landleute nur auf das schauen, wie du es dort machen werdest. Sollten dich die losen Bauern schrecken, wie viel eher würden die Landleute sich unterstehen, dich zu schrecken? Gedenke, daß du eine gerechte Sache hast, die Gottes Ehre, seine Religion, und deine Reputation betrifft: Gott wolle dir beistehen. Sprich nur dem Canzler, Herbersdorf und Herrn Maxen munter zu, daß sie dir treulich beistehen. Der Teufel wird nicht so schwarz seyn, als man ihn mahlt. Wenn es der Gewalt bedürfte, könnte der von Salzburg nicht helfen, und der Paradieser kann sie auch wohl schrecken.

Ich habe ein Schreiben von der Frau Schwester Maximiliana, daraus sehe ich, daß sie nicht recht zufrieden ist mit den 200 Ducaten, die du ihr zu dem Nikl[1]) geschickt hast. Es ist fast etwas zu wenig; du solltest noch ein wenig dazu geschickt haben. Entschuldige dich eben noch gegen ihr, und laß mich wissen, was sie dir schickt. Sie wünscht auch, daß ich ihr die Quitten-Sachen, wie andere Jahre, sowie auch die süßen Weine schicke. Ich habe daher dem Matthäus, Apotheker[2]), befohlen, daß er seinem Weibe schreiben solle, daß sie alles zurecht mache und wie andere Jahre nach München etlichen unterschiedlichen Personen dasselbe nebst Wein schicke. Ermahne sie, daß sie es bald thue, so bald sie es bei einander hat und die Weine auch vorhanden sind. Ich weiß aber gewißlich nicht

---

1) Nikolausgeschenk.

2) Matthäus Fischer, Apotheker und Confectuarius; er stand im Hofdienst, wie etwa der Koch. Dem Hofstaat von 1596 zufolge hatte er eine Jahresbesoldung von 50 fl., 25 fl. für ein Kleid, 45 fl. Zubuß, 25 fl. für sein Weib, 8 fl. für einen Jungen und 12 fl. zu einem Kleid für denselben. Er starb im Jahr 1602 und hatte zum Nachfolger Hans Huber.

wie viel, du mußt es nur im Keller erfragen, was man in anderen Jahren geschickt hat. So könntest du es auf einer kleinen Fuhre alles hinausschicken und nur an die Frau Schwester, die Fischerin[1]) muß dann auf alles schreiben, wem es zugehöre; deßgleichen auch was von Quitten auf Wien gehört. So laß auch der Abtissin[2]) schreiben, daß du es auf meinen Befehl schickest. Ebenso hat mir der Lustrier wegen seines ausständigen Geldes für die von ihm aufgenommenen Waaren schon etliche mal geschrieben, und sich zum Höchsten beklagt, daß ihm damit großer Schaden geschehe, sein Trauen und Glauben liege daran. Nun wollte ich mir solches nicht gern auf mein Gewissen laden; und weil dann Calice[3]) dem von Attimis schreibt, daß er solches Geld dem Lustrier nicht erlegen könne, man schicke ihm denn für 10,000 fl. von unserm Wechselbrief wieder zurück, weil er von den 50,000 fl. des neuen Darlehens schon bereits dem Castell und Andern starke Summen hinausgegeben, daß er uns an den bewilligten 30,000 fl. nicht mehr denn 20,000 fl. erlegen könne, und wenn er dem Lustrier noch die 10,000 fl. erlegen sollte, so müßten wir derselbigen entbehren; wie dann der von Attimis mit Beischließung der Rechnung des Calice dem von Dietrichstein weitläufig schreibt. Weil auch unsere Reise wider mein Verhoffen noch auf eine lange Zeit sich erstreckt, wir die obgedachten 20,000 fl. bereits ausgegeben, wollte ich mich für alle Fälle auch nicht ganz und gar entblößen, dagegen aber ebensowenig den guten Mann leiden lassen. Nachdem aber der Calice sich gegen den von Attimis von neuem erbietet, wie aus seinem Schreiben zu sehen, welches er dem Präsidenten zuschickt, sofern man mit ihm einen neuen Vergleich treffen wolle und ihm einen Betrag von Quecksilber pfandweise, dem vorigen Vergleich gemäß, noch einantworten wollte, daß er in solchem Falle uns weiter mit ein 20 oder 30,000 fl. aushelfen wollte (weil sich die Reise so lange verzieht, und des Königs Ministri außer der Speise gar nichts hergeben), wollte ich mich auch nicht gerne so bloß geben. Ich habe deswegen dir solches berichten wollen, damit, so dir und deinen Räthen des Calice Vorschlag billig dünkte, mir eine Verordnung pr. 20,000 fl. ausgefertigt würde, und ich bei vorfallender Gelegenheit nicht so

---

1) Des Apothekers Frau.

2) Der früher erwähnten Margaretha von Brandis, Abtissin von St. Jacob am Anger in München.

3) Calice di Buontempello, Pächter des Quecksilberertrages der idrischen Gruben.

zehrlos an Geld wäre, der gute Mann, der Lustrier, aber ebenfalls contentirt würde. So hat mich auch der Ambrosius, Tanzmeister, ansprechen lassen, nachdem er sein Weib jetzt verloren und er willens ist, mit mir weiter und nicht heim zu ziehen, ich solle dir schreiben, daß du durch jemanden dem Carl, Bereuter, der sein Gevatter ist und die Kinder bereits bei sich hat, befehlen lassest, daß er ihm seine zwei Kinder sammt seinem Dienstmädchen lasse befohlen sein und alle drei bei sich behalte, bis er wieder mit mir heim komme; er sammt den Seinigen werde nicht viel Mühe mit ihnen haben, sondern das Mädchen soll den Kindern aufwarten und dienen. Du wollest deßwegen Befehl geben, damit sie der Carl besorge. Nun hat der Ambrosius einen kleinen Vetter bei sich, der, wie er sagt, auf vielen Instrumenten einen Anfang hat; denselben thue halt derweilen zu den Kapellknaben, laß ihn mit ihnen essen, und gib alsdann dem Ferabosco[1]), oder wer jetzt die Knaben unterweist, Befehl, daß er auf ihn Achtung gebe, daß er nicht umsonst die Zeit verzehre, sondern was er gelernt, behalte, ihn auch weiter unterweise.

(Von der Erzherzogin Hand.)

Mein Ferdinand! laß dir halt des Ambrosius Kinder und seinen Vetter befohlen seyn, bis er wieder kommt; er erbarmt mich von Herzen, er ist gar betrübt. Frag ihnen nach, wie der Carl sie hält, daß man auch zu Zeiten auf seine Sachen Achtung gebe.

Wir beten jetzt, Gott Lob, die 40 Stunden; ich kann nicht schreiben, wie jedermann so willig dazu ist. Ich lasse auch von vielen frommen Geistlichen hier beten. Jedermann hat seine Freude, wider die Ketzer zu beten. Unser Herr erhöre uns und gebe dir seine Gnade zur Beständigkeit, auf daß du Sieg und Ueberwindung davon tragest; das hoffe ich zu dem ewigen Gott! Amen.

Wir haben gestern im Frauen-Zimmer einen Hafen[2]) gehabt; die Margaretha hat für euch Alle eingelegt, aber keines hat etwas gewonnen, als der Max und Carl. Aber die Margaretha hat viel gewonnen; sie hat von ihrem Gewinne etwas für euch gegeben, wie ihr hieneben Alle zu empfangen habet; es sind gar geringe Sachen gewesen. Wir werden aber in wenig Tagen wieder einen haben und ich will dann für euch alle einlegen, wills Gott. Für die Pöllin und Schadin hat die Margaretha auch eingelegt;

1) Ferrabosco, erzherzoglicher Musiklehrer in Grätz.
2) Glückstopf. Ein Spiel.

es sind schlechte Waaren gewesen; der Erzherzog Albrecht hat auch gar schlechte Sachen gewonnen; ein schlechtes kristallenes Gläschen hat er mir geschenkt. Wir haben darüber sehr gelacht, haben euch treulich dazu gewünscht. Der kleine Carl und der Michel[1]) hat auch etwas, wie du siehst. Theile alles aus.

Mein Kind! wie sehr wünsche ich zu vernehmen, wie du und deine Landleute es mit einander machen werden; ich hoffe zu Gott alles Gute. Ich will auch gerne hören, was der Landshauptmann, Trautmannsdorf und Jägermeister thun werden. Der Balthasar könnte bei seiner Mutter viel machen, daß sie den Alten[2]) bewege, daß er nicht wider dich wäre, sondern dir helfe. Wir wollen alle fleißig beten; die französischen Jungfrauen[3]) sind gar willig dazu.

Datum Mailand, den 12. Januar Anno 1599.

Erzherzog Albrecht will auch treulich für dich beten."

23.[4])

„Dein Schreiben von 4. dieß habe ich wohl empfangen, bedanke mich gegen dir des gewünschten Neuen Jahres, und wünsche dir auch wiederum ein glückseliges, freudenreiches Neues Jahr und alles, was du dir selbst wünschest und begehrest zu Seele und Leib, insonderheit, daß du allen Gehorsam von den Landleuten in der Religion habest; dazu wird dein großmüthiges Herz sehr dienstlich seyn. Unser lieber Herr, der wolle es also erhalten. Ich höre gerne, daß du von dem Eggenberg allen guten Bericht empfangen hast. Ich erwarte ihn mit Verlangen. Er wird Zeit haben, daß er kommen kann, wie ich dir hernach schreiben will. Der Termin, den ich dir gegeben habe, wann ich wieder kommen soll, ist sehr lang; aber wie kann man das ändern? Unser Herr der kann es alles verändern. Es dünkt mich schon gar lange zu seyn, daß ich euch nicht gesehen habe. Wenn mir unser Herr nur über Meer hilft, wie ich zu Ihm vertraue, es werde geschehen, daß ich wieder eine Hoffnung zu meiner Heimkunft haben könnte! Des Harrers entbehre ich sehr schwer; ich gönne dir ihn wohl, aber ich hätte halt auch gerne einen guten Mann bei mir. Mit Erzherzog Albrecht stehe ich, Gott Lob, noch wohl. Daß du aber meinst, es werde mir

1) Diener im Kindszimmer.

2) Der Alte war Conrad von Thannhausen, unkatholisch, Balthasar dessen Sohn, kürzlich in die Kirche zurückgekehrt.

3) Wahrscheinlich niederländische Edelfräulein eines geistlichen Stifts.

4) Von Secretärs Hand.

in Spanien viel nützen können, dazu habe ich wohl keine Hoffnung, denn mich bedünkt, er ziehe nur auf seine Mühle. Ich werde ihm nicht weiter trauen, denn ich ihn sehen werde.

Was des Herrn Maxen Sendung nach Bayern betrifft, so habe ich vernommen, daß du ihn sammt dem Bischof von Leibnitz [1]) erst nach den Osterfeiertagen schicken willst. Ich glaube, daß es gar gut wäre, wenn du zuvor meiner Frau Schwester schriebest; denn ich habe der Herzogin Maria Anna [2]) geschrieben, du werdest die Botschoft von stundan nach dem neuen Jahr abgehen lassen. Weil aber der Landtag daran schuld, ist es gut, daß es die Frau Schwester wisse. Ich schreibe es ihr wohl selbst, es wäre aber gut, wenn du es ebenfalls schriebest.

Ich sehe hier gar viel schöne Klöster und höre viel gute Musik darin; aber die deutschen Klöster gefallen mir halt besser. Den Geldhandel von Florenz wirst du vom Harrer vernehmen, seither habe ich nichts darüber gehört. — Hier ist es gar kalt, ich bin nur froh, daß es zu Grätz auch kalt ist, des Sterbens halben. Ich habe mir wohl gedacht, du und die Martha werden selten ohne einen Streit von einander kommen; wenn ihr nur nicht mit einander rauft, so geht es alles hin. — Ich höre gerne, daß du das köstliche Agnus Dei empfangen hast. — Der Khevenhiller hat mir seither wieder geschrieben; ich schicke dir hiemit sein Schreiben, laß es aber niemanden sehen als den Herrn Maxen. Was den von Mantua darin anbelangt, so hat er dringend gebeten, ich sollte seinetwegen schreiben, daß er möchte hineinkommen. Ich habe mir wohl gedacht, es werde ein solcher Bescheid seyn. Verbrenne die Briefe von stundan, sowie auch die der Erzherzogin Margaretha [3]), die ich ebenfalls mitschicke. Ich habe auch vernommen, wer der Kämmerer ist, den du nach Wien geschickt hast um Knechte zu werben; Gott Lob, daß er es wohl verrichtet hat. Ich kann mich nicht genug verwundern, daß der von Mantua die Monstranze noch nicht geschickt hat, ich hoffe aber, er werde sie bald schicken. Auch hoffe ich, du werdest den Nikolaus wie auch das Neue Jahr [4]) schon empfangen haben.

Wie es mit den ungehorsamen Prädicanten zu Aussee zuge-

1) Eigentlich von Seccau, von Leibnitz genannt seines Residenzschlosses wegen.

2) Ferdinands nachherige Gemahlin.

3) Margaretha della Croce, Tochter Kaiser Maximilians II., Klosterfrau bei den unbeschuhten Carmeliterinnen zu Madrid.

4) Die Geschenke für beide Festtage.

gangen, habe ich ausführlich von dem Casal vernommen. Du hast gar recht gethan, daß du ihnen ein solches Decret hast zuschicken lassen; wird ihnen dieses keine Furcht oder Schrecken einjagen, so weiß ich nicht, was sie zu thun willens sind. Aber du wirst sehen, daß sich deine Landleute zum höchsten werden beklagen und vorgeben, du gehest gar tyrannisch mit deinen Unterthanen um. Aber es liegt nichts daran, laß dich damit nur nicht erschrecken. Gott weiß, was oder warum du es thuest, der wird dich nicht verlassen, sondern wie bisher dir einen starken Beistand thun. Ich glaube nicht, daß die verführerischen Lotterbuben den Segen erwarten werden, sondern sie werden sich viel eher aus den Stauden machen. Aber daran thust du, meines Erachtens, nicht recht, und ich habe es gar nicht gern, daß du den Geroldshofer wieder hinauf gelassen hast, denn du weißt, wie kleinmüthig und verzagt er ist. Hättest du ihm etliche Commissarii zugegeben, daß er nicht Commissarius allein wäre, so wäre es eher hingegangen; aber so allein sehe ich es gar nicht gerne. Daß der König von Polen wieder so glücklich zurückgekommen ist, darüber habe ich mich wahrlich hoch erfreut, dagegen ist mir leid, daß ich mit letzter Post weder aus Polen noch aus Siebenbürgen Schreiben empfangen habe.

Das witzige und hoffärtige spanische Gesinde ist viel anders, als im Anfang; wie ich dann schon oft geschrieben, daß sie sich jetzt gewaltig demüthigen, besonders der krumme Clemens macht sich gar gewaltig bei mir zu. Aber ich lasse sie mich nicht mehr tribuliren, weder ihn noch andere; ich kann ihnen wohl tapfer durch den Sinn fahren. Ich werde dir dann, wills Gott, Wunder zu sagen haben, was die Margaretha für Anstöße hat, weil sie der Tänze, Comödien, Leichtfertigkeiten und anderen dergleichen Gaukelwerkes nicht achtet, oder ihnen nicht folgen will. — Daß der Max[1]) mein Schreiben, so ich an ihn schrieb, so hoch empfunden hat, schreibst du mir nur kurz davon; ich bitte dich, schreibe mir umständlich, was doch sein Verbrechen ist, daß jedermann so sehr über ihn klagt und an ihm verzagt, ob gar keine Zucht helfen will, und welche Gestalt die ganze Sache mit ihm habe.

Ich lasse dich auch wissen, daß gestern ein Currier aus Spanien gekommen ist; der bringt, Gott Lob, einmal mit sich, daß wir verreisen sollen; wie dann darauf beschlossen worden ist, daß wir

1) Der junge Erzherzog, ihr Sohn.

den ersten künftigen Monats Februari, oder schon um den letzten dieses, von hier nach Genua aufbrechen werden, und bis in die acht Tage auf dieser Reise zubringen, alsdann zu Genua zwei oder drei Tage verbleiben sollen, also, daß wir ungefähr um den 12. oder Mitte Februars uns einschiffen und abfahren möchten. Schreibe doch das Datum auf, daß ihr um dieselbe Zeit fleißig für mich betet. Die Hochzeit wird nicht zu Barcelona, wie man glaubte, sondern zu Valencia gehalten werden, dahin wir gleich zu Ende Februars gelangen werden. Sie wird in die Fasten fallen, was ich nicht gerne sehe. Vielleicht schickt es Gott also, indem Er dadurch allerlei Schande, Leichtfertigkeit, Tanzen, Springen, Laufen, Pracht und sonst dergleichen Laster verhüten will[1]) Wann ich aber nach Genua kommen und die Zeit unserer Abfahrt wissen werde, so will ich dir straks eine eigene Staffete schicken, damit du wissest, wann wir wegfahren. Wir haben von Barcelona auf dem Meere noch 35 spanische Meilen zu fahren bis in einen Hafen, ist aber kein rechter Hafen, heißt Vinaroz, da werden wir aussteigen. Wir haben alsdann noch 20 spanische Meilen über Land nach Valencia. Ich kann dir nicht schreiben, wie leid es mir ist, daß wir noch weiter als bis Barcelona auf dem Meere fahren müssen. Mir kommt vor, es werde mir ein jeder Augenblick auf dem Meere zu lang seyn. Sie sagen aber alle, daß es von Barcelona aus bis nach Vinaros gar sicher zu fahren seye. Ich muß ihnen wohl glauben. Ich tröste mich gleich mit dem Schutze Gottes und des Gebetes vieler frommer Leute. Insonderheit bitte ich dich, du wollest fleißig für mich beten, und den P. Balthasar auch bitten, daß er fleißig für uns bete, und daß er einmal nur eine kleine Disciplin von meinetwegen nehme, nicht mehr als bis $4^1/_2$ Streich, dein Beichtvater aber kann wohl 100 nehmen; denn es schadet den Wallonen nicht so hart als den Schlesiern.

Ich habe dich am Sonntag von Herzen gewünscht, zu einer Procession und dem 40stündigen Gebet, so der hiesige Vicarius angestellt hat wegen deiner und eines glückseligen Landtages. Ich habe jedoch nicht gewollt, daß man es für dich halte, sondern man hat es verkündiget für alle Anliegen der Christenheit, insonderheit zu Austilgung der Ketzerei. Denn wir haben befürchtet, wenn man es öffentlich verkündige, so möchte es hinaus kommen vor den Kaiser und vor die Landleute, und es möchte alsdann ein seltsames

1) Weil alsdann die Festlichkeiten in die Fastenzeit gefallen wären.

Nachreden geben. Es beten allhier gar viele fromme und gottselige Leute deßhalben, so daß ich alles Gute verhoffe. Es sind viele tausend Seelen dabei gewesen, wie es dann eine schöne und besonders große Kirche ist, derengleichen ich noch nie gesehen habe, al Domo. Wir sind um 2 Uhr hingekommen, und sind bis 6 Uhr geblieben. Erzherzog Albrecht und der Contestabile ist auch mit allem ihrem Volke mitgegangen. Erstlich hat man Vesper, alsdann Complet, hernach eine Litanei gesungen, darauf eine kleine, kurze welsche Sermon. Nachher ist die Procession angegangen, wobei gar viele Bruderschaften in Säcken, aber nicht vermummt, nach ihnen allerlei Ordenspersonen, hierauf die Clerisei, von Priestern und Domherren gar viel, endlich der Himmel, darunter das hochwürdige Sacrament. Den Himmel haben ihrer acht getragen. Voran ist gegangen Herr Max von Dietrichstein[1]), neben ihm ein Spanier, des Erzherzogs Stabelmeister, hinter ihnen mein Breuner und der Graf von Perlamunt[2]), auf diese der Prinz von Oranien[3]) und der Herzog von Umena[4]), zuletzt Erzherzog Albrecht und der Contestabile[5]). Ich habe wohl mein Leben lang nie gesehen oder gehört, daß ein Erzherzog den Himmel getragen habe. Neben dem Priester sind zwei Bischöfe gegangen, die ihn geführt haben. Der Erzherzog sagt, hier sey es so der Gebrauch; es hat mir recht wohl gefallen. Wenn du da gewesen wärest, so hätten du und der Max auch mittragen müssen. Hinter ihnen sind ich und die Margaretha, alsdann die Hofdamen gegangen; die Frau Contestabile sammt ihrer Schwiegertochter und Kleinen sind still gesessen und nicht umgegangen, obgleich wir umgingen. Drei besessene Personen haben gewaltig geschrieen; im Vorübergehen habe ich nur eine gesehen, die hatte gar ein blaues Gesicht; sie haben wie die Hunde unter einander geschrieen. Die Margaretha hat sich stark gefürchtet; ich weiß nicht, wo sie alsdann hingekommen sind; es sind alte Weiber; unser Herr erbarme sich ihrer. Alsdann sind wir heim gegangen. Zu der letzten Stunde, wills Gott, wollen wir wieder hin. Wie es beendiget wird, will ich dir schreiben, bevor ich den Brief zuschließe.

1) Des Cardinals, Bischofs von Olmütz, älterer Bruder, Kaiser Rudolphs Geheimer Rath, ehemals Erzherzog Ernsts Oberststallmeister.

2) Barlamont, ein niederländisches Geschlecht.

3) Philipp Wilhelms I. ältester Sohn, Moritzens Bruder.

4) Carl von Gonzaga, Herzog von Nevers, Rethel und Umenai, welcher 30 Jahre später den mantuanischen Krieg veranlaßte.

5) Diese acht Herren trugen den Himmel.

Du glaubst nicht, wie jedermann so willig ist, für dich zu beten, insonderheit die Capuciner, Theatiner und Barnabiten, die alle fromme Ordensleute sind, die habe ich lassen bitten. So sind auch die Domherren gar willig. Unser lieber Herr erhöre uns, so wird es dir wohl gehen. Ich kann nicht schreiben, was es für schöne und große Andachten hier hat, man hat Anlaß genug zum Beten und Gutes thun, wie ich dir, wills Gott, sagen will. Wir sind auf dem Thurme gewesen und haben die ganze Stadt übersehen, ist gar eine schöne Sache. Sag' deinen Schwestern und Brüdern von der Procession.

(Von Marias Hand.)

Gott Lob, heute haben wir die 40 Stunden beschlossen, wieder mit der Procession wie am Sonntag, in allem gleich. Es sind mehr Besessene dabei gewesen, sie haben gekräht wie die Hahne, und geschrieen wie die Hunde; wir sind gar nahe vor ihnen vorbei gegangen; unser Herr erlöse sie! Sie haben nur geschrieen und sind grausam auf und nieder gesprungen. — Ich schicke dir hiemit, wie die Stunden sind ausgetheilt gewesen. Was in dem Gedruckten unterstrichen ist, das ist des Vicarii Meinung für dich gewesen, dann ich nicht gewollt, daß man es nennen sollte; das andere Beten war in einem Collegio, einem Predigerhaus; das dritte ist ein Kloster. Behalte alles fleißig, bis ich, wills Gott, heim komme; ich habe nicht so viel Zeit, daß ich es hätte lesen können. Der P. Johannes sagt, er habe es hier schon gelernt, daß man alle Stund eine Predigt thue.

Ich schicke hiemit dem Leopold ein Kreuz mit Heiligthum, und dem Karl zwei Leuchter für ihr Neues Jahr, wie ich zuvor geschrieben habe. Die Pluviale haben ich und die Margaretha im Glückshafen gewonnen. Wir haben für euch alle eingelegt, es hat keines etwas gewonnen als du und der Max. Die andern Sachen haben wir hergegeben. Ihr zwei habet es redlich gewonnen; theile alles sorgfältig aus. Den Ring habe ich gewonnen, den gib der Martha von meinetwegen. Wir haben euch oft zum (Glücks=) Hafen gewünscht. Ich schriebe dir gerne mehr, man läßt mir aber keine Ruhe.

Mein Kind! ich freue mich von Herzen, daß wir einmal von hinnen ziehen, und ist mir doch Angst genug auf das Meer. Aber ich glaube, wann ich nur einmal auf die Reise komme und Hoffnung habe, bald wieder heim zu euch zu kommen, so wird mir meine Weile schon gar kurz werden. Ich darf mir aber gegen die

Margaretha nichts merken lassen. Betet doch fleißig für uns und laß dir deine Brüder und Schwestern befohlen seyn. Der Adam ist gar faul, schreibt nie; ich werde ihm nichts bringen. Laß mich wissen, wie er sich hält.

Datum Mailand, den 20. Januar Anno 1599."

24.[1])

„Dein Schreiben vom 11. dieß habe ich wohl empfangen und daraus gar gerne vernommen, daß der von Eggenberg schon wieder zu mir verreist ist; er wird gleich recht zu mir kommen, ich warte mit Verlangen auf ihn. Ich werde gewißlich viel Sachen von ihm erfahren, und inne werden, wie es in allem draußen zugeht. Er wird mir wohl eine Weile zu erzählen haben, bis er alles gesagt hat; wenn er nur alles fleißig gemerkt hat. Auch habe ich herzlich gerne gehört, daß die Landleute in so großer Anzahl auf dem Landesantrag erschienen sind. Unser lieber Herr der wird seinen göttlichen Segen und Gnade geben, daß das Ende viel besser seyn wird als der Anfang gewesen ist und man vermeint hat. Ich zweifle nicht, wenn du nur auf deinem guten und heilsamen Vornehmen verharrest und beständig bleibst, du werdest überall Ueberwinder seyn, und noch Etliche, die es vielleicht jetzt nicht vermeinen, mit dir triumphiren. Laß dich nur nicht schrecken: zeige ihnen die Zähne und fahr' ihnen flux durch den Sinn, wie ich den Spaniern, so werden sie fein zahm werden. Dazu wird dir unser Herr verhülflich seyn und dich nie verlassen, denn es betrifft seine Ehre, seine Religion und deine Reputation. Der böse Feind wird durch seine Werkzeuge, die jungen Schnarcher und Eisenbeißer, in diesem Werke nichts vermögen.

So habe ich auch die zwei Schreiben aus Polen, wie auch die zwei Paar Handschuhe wohl empfangen. Aber wie ich aus diesem Schreiben vernehme, bleibt mir noch eine Post aus, die mir aus Polen nicht zugekommen ist; ich weiß nicht wo sie geblieben ist. Mein Ferdinand! laß mir durch deinen Schreiber das lateinische Gebetbüchlein Patris Canisii abschreiben, und schick es mir alsdann mit ehester Gelegenheit, ich sey, wo ich wolle; ich will es dem König schenken. Laß mir es fein sauber in Zappe[2]) einbinden, aber

---

1) Von Secretärs Hand.

2) Nach dem spanischen Wort Zapacuero, Leder aus der Haut eines Fisches bereitet; bekannter in Deutschland nach dem türkischen Stammwort

nicht beschlagen, ich will es schon beschlagen lassen. Befiehl ihm, daß er es auf das fleißigste und schönste schreibe. Ich schicke dir auch hiemit ein Schreiben von dem Nuntius, sammt der Antwort, die ich ihm darauf gebe; er wird vielleicht mehr wissen, was die Venetianer im Willen haben, als andere Leute. Ich kann auch nicht unterlassen, dich zu ermahnen, dieweil jetzt auf die Landsrechte und den Landtag die Fremden[1]) von allen Orten kommen und sich fast alle Tage in der Landstube vermischen, auch der Herren Diener alle Häuser aufstürmen, und alsdann oft zu dir kommen, du wollest demnach in diesem gewahrsam gehen und fleißige Achtung haben, damit du nicht jedermann vor dich lassest, und nicht die Infection auf ein Neues einreiße; denn das ganze Land würde alsdann verunreiniget, auch du und die Deinigen wären in großer Gefahr.

Weil wir denn auf den 3. künftigen Monats Februar von hier nach Genua zu verreisen fast ganz und gar entschlossen sind, so bitte ich dich, mein Ferdinand, du wollest doch fleißig für uns beten und beten lassen, damit uns Gott eine glückliche Hinüberfahrt verleihen und geben wolle. Und dieweil mir auch der von Leibnitz, und der von Lavant für uns zu beten versprochen, so wollest du sie dahin vermahnen, daß sie solches in ihren Bisthümern verrichten. Auch soll man es dem von Gurk und Laibach schreiben, daß sie deßgleichen thun und in solchem Gebet verharren, so lang bis man Bericht haben wird, daß ich glücklich und mit Freuden übers Meer gekommen bin, sonderlich, wenn ihr vermeinet, daß wir darauf seyn werden."

„Mein Ferdinand[2])!

Rathschlage mit deinen Räthen, ob es zu thun ist und wie, was ich bei dem König vorbringen solle, von wegen der Schiffahrt und den Venetianern[3]). Laß mich es aber alles auch treulich wissen, brieflich durch den Casal oder Harrer, damit ich nicht das Letzte statt des Ersten vorbringe, denn es ist mir zu hoch. Ich kann nicht begreifen, wo die Briefe müssen hingekommen seyn, die mir aus Polen ausstehen; vielleicht hat sie der von Eggenberg bei sich. Es

---

Chagrin; bei Richelet: sorte de cuir d'un poisson, dont on couvre les livres.

1) Nicht Landesfremde, sondern solche, die nicht zu Grätz angesessen sind.

2) Von der Erzherzogin Hand.

3) Welche unter Behauptung der Hoheit über das adriatische Meer die andern Küstenbewohner von der Schiffahrt ausschließen wollten.

ist mir gar leid, daß ich nicht wissen kann, wie sie einander empfangen haben[1]). Ich schicke hiemit etlichen Leuten, was wir in dem Glückshafen abermals gewonnen haben; theile alles aus. Du und deine Brüder haben nichts gewonnen, als der Max einen Rosenkranz. Ich habe für den P. Balthasar eingelegt; er hat den Ring gewonnen; ich wollte, ich wäre dabei, wenn du ihn ihm giebst, was der dazu sagen wird; wir haben von Herzen darüber gelacht und der von der Pliemel auch. Ich habe viel Geld vernarrt im Hafen, es ist gar lustig gewesen.

Mein Ferdinand! Betet doch alle fleißig für mich, denn jetzt ist es Zeit, weil wir schon den Tag wissen, wann wir von hinnen reisen werden; unser Herr sey unser Geleitsmann! Laß in Klöstern, Spitälern beten, laß auch wallfahrten gehen, wo du fromme Leute weist. Insonderheit wollte ich gerne, daß du nach Mariazell schicktest um eine glückliche Reise; du findest etwa im Collegio[2]) jemanden, der gerne hinaufzöge. Der Salhäuserin[3]) gib das Kleinod; sag ihr, ich habe es im Hafen gewonnen und schenke es ihr. Sofern sie nicht da ist, so behalte es, bis sie kommt, und gib es ihr dann. Laß mich wissen, wie ich bei Allen bestanden bin. Du glaubst nicht, wie verdrießlich die Erzherzogin Margaretha[4]) und die Gräfin von Trivillzio[5]) mir schreiben; ich werde dir viel davon zu sagen haben.

Mein Ferdinand! sey nur standhaft in der Religion; denn Gott wird helfen. Sie werden Gutes und Böses versuchen, was sie können; aber wenn nur du nicht weichst, so wird es, ob Gott will, alles wohl abgehen. Ich fürchte, ich werde den Schluß des Landtages erst in Spanien erfahren. Ich will den Doria[6]) gar schön bitten, daß ich gewiß und bald Schreiben von euch und ihr von mir haben könnet. Es wird mir wohl meine Weile gar lange darnach seyn. Wills Gott, sobald wir von Genua weg seyn werden, will ich dich alles wissen lassen; und wann uns unser Herr über Meer hilft, dann wieder; denn ihr und wir werden mit Verlangen darauf warten. Der von Eggenberg ist noch nicht gekom-

1) König Sigismund und die Schweden.

2) Die Gesellschaft Jesu.

3) Maria Salomea von Salhausen, Ehrenjungfrau der Erzherzoginnen.

4) Die in Brief 23 erwähnte.

5) Die verwittwete Marchesa Trivulzio (mit der Erzherzogin in Correspondenz), von der sich ebenfalls einige Briefe erhalten haben.

6) Der Admiral, der die Ueberfahrt zu leiten hatte.

men, ich weiß nicht, wo er herumzieht. Mein Kind! theile es doch alles aus, wie es verzeichnet ist; es ist wohl wenig im Hafen gewonnen worden, ich hätte es sonst geschickt. Aber für euch Söhne habe ich jetzt nichts; es geht seltsam in der Welt zu. Betet fleißig für uns, denn über Meer bedürfen wir es wohl. Es ist mir so leid um unsern Kammerfurier, wir werden so bald keinen solchen bekommen. Ich kann nicht mehr schreiben.

Datum Mailand, den 25. Januar Anno 1599.

Insonderheit grüße mir deine Brüder und Schwestern, die fromm sind, aber die bösen nicht, und meinen Herrn Maxen; entschuldige mich bei ihm, daß ich nicht schreibe. Ich meine, es sey alles ein Ding, wenn ich dir schreibe. Er soll fleißig für mich beten. Unser Herr gebe, daß ich viel Gutes vom Landtag hören mag."

25.[1])

„Deine drei Schreiben, eins ohne Datum, das andere vom 7. das dritte vom 15. dieß habe ich wohl empfangen, und noch aus dem ersten oder andern ersehen, daß der Bischof von Lavant noch nicht angekommen sey; da ich doch von Herzen gerne sähe, daß er dort wäre, sonderlich bei dem Landtag. Wir haben seit einiger Zeit gar ein kaltes und trockenes Wetter gehabt; ich hoffe es sollte durch diese Kälte die Infection zu Grätz den Abschied nehmen. Hier hebt sich wieder ein gelindes und Regenwetter an. Ich habe vernommen, was du deiner Frau Base zu dem Nikolaus eingelegt hast, und was dir die Leonora eingelegt hat. So wirst du aber auch schon von mir verstanden haben, was mir meine Frau Schwester des Nikolaus halber schreibt. Daß du den Herrn Maxen nach den Osterfeiertagen nach Bayern schicken willst, höre ich gerne; ich bitte dich, laß' es nicht länger anstehen, es würde sonst ein seltsames Bedenken abgeben. Von dem Stallmeister[2]) gefällt es mir gar übel; aber ich bin froh, daß man aus seinem Schreiben sieht, was er für ein Gesell ist; ich kenne ihn besser, als es mir lieb ist. So habe ich auch gerne vernommen, daß es dir und den zwei Hofmeistern gefällt, daß sich Margaretha so wohl mit den Verehrungen gehalten. Daß dir die Esel und andere Sachen wohl zugekommen sind, höre ich von Herzen gern. Ich habe noch, seit ich von Trient weg bin, kein

1) Von Secretärs Hand.

2) Der früher erwähnte Herberstein.

Wort davon gehört, wie ich dann mit letzter Post vor acht Tagen dem Schurffen deßwegen geschrieben habe. Aber daß du das Uhrwerk aufthuest, das erlaube ich dir nicht, bis daß ich, wills Gott, selbst heim komme; denn ich habe die Schlüssel bei mir, so kann es niemand aufziehen und gehen machen, als der Stadler[1]), dem hat es der Uhrmacher gezeigt; daß es somit viel besser ist, es nicht dann aufzumachen. Laß dich derwegen den Fürwitz nicht beißen, daß du es aufmachest. So habe ich dir auch geschrieben, daß der von Eggenberg zu mir gekommen ist; er ist gleich recht gekommen. Es schreibt mir niemand und dankt mir niemand um die zwei Esel. Der einäugige gehört dem Carl, der andere dem Leopold und dir, dem Maxen wird der von Paar[2]) einen bringen. Ich wollte mir selbst gewünscht haben, daß anstatt Eggenberg ich bei euch gewesen wäre. Ich will ihn schon über alles fragen. So hast du gar recht gethan, daß du eine andere Einrichtung mit der Post gemacht hast. Jetzt kannst du von hier aus alle acht Tage und ich von Grätz hieher Schreiben haben. Der Harrer wird auch in den Sachen das Nöthige zu thun wissen. Wie es jetzt mit den Spaniern steht, habe ich dir oft geschrieben. Wir machen uns wohl so patzig und so mausig; es muß seyn bei solchen Leuten. Daß du aber glaubst, wenn du bei mir hier wärest gewesen, du wolltest mir nicht viel haben nehmen lassen, so hättest du eben so wenig gegolten als ich; sie hätten dich halt auch hinter die Thüre gestellt. Weil der Paradeiser den Contestabile von Burgund her kennt und weiß, was er alles dort angefangen hat, so könnet ihr mir desto besser glauben. Aber er ist nicht mehr der Contestabile, wie er es erstlich vermeinte, sondern viel demüthiger. Der Feuersbrünste halber haben wir oft großen Schrecken ausgestanden, aber ich hoffe, es soll nun ein Ende seyn. Daß es des Sterbens halber gut ist, höre ich gerne; gebe Gott, daß er ganz und gar aufhöre. Daß du aber glaubst, du könntest jetzt wegen des Landtages nicht fliehen, so glaube ich nicht, daß, wenn es die Noth erforderte, du dich würdest aufhalten lassen; es würde dich und die Landleute aus der Stadt treiben. Auch habe ich gerne vernommen, daß die Schachtel wohl hinausgekommen ist, und daß du sie alsbald in das Kloster geschickt hast. Du darfst dich selbst nicht bemühen, daß du mir alles von dem Landtag schreibst; befiehl es nur einem Secretario; diese sind deßwegen da. Und weil

---

1) Freiherr von Stadler, in der Begleitung der Erzherzogin.

2) Freiherr Julius von Paar, Kammerherr der Erzherzogin.

du nun weißt, wenn wir nach Spanien überfahren sollen, so bete doch fleißig und ermahne auch Andere für uns zu beten.

Datum Mailand, den 31. Januar Anno 1599.

Mein Ferdinand! ich kann nicht unterlassen, dich wegen eines Dinges zu ermahnen und zu warnen. Man schreibt nämlich von Grätz dem Collegio in Mailand, man habe aus deinem selbsteigenen Mund gehört, wenn die Landleute etwas anfangen, oder sich nicht recht erzeigen wollten, so wollest du mit Stücken vom Schloß in das Landhaus schießen lassen. Nun bedenke, wenn solches unter die Landleute und unter das gemeine Volk käme (denn solche Sachen bleiben nicht verschwiegen und ist es schon nach Mailand gekommen, wie vielmehr wird es daheim ausgetratscht), was daraus entstehen könnte? Hast du dieses oder etwas anderes im Willen, so behalte es allein bei dir, und sag solches weder deinem Beichtvater, noch einem andern Geistlichen. Sie verschweigen es nicht, sondern schreiben es und reden es aus Freude, denken nicht, was daraus folgen kann! Und dergleichen Sachen glaubt man viel eher, wenn man hört, daß es aus dem Collegio kommt; denn du weißt wohl, daß man ohnehin sagt, du thuest nichts ohne ihr Vorwissen. Ich bitte dich deßwegen, mein Ferdinand! geh' gewahrsam und still mit solchen Sachen um.

(Von der Erzherzogin Hand.)

Sage auch nicht weder dem Beichtvater, noch P. Balthasar, daß ich dir deßhalben schreibe. — Wir ziehen, wills Gott, übermorgen von hinnen nach Genua. Unser Herr gebe uns seinen göttlichen Segen. Und sobald es nur gutes Wetter ist, wie der Doria es hofft, so werden wir zu Schiffe gehen. Betet fleißig für mich, denn jetzt ist die Zeit. Du glaubst nicht, wie mich die Spanier plagen, daß es eine Schande ist, wie du aus den Briefen sehen wirst, die ich dem Herrn Max zuschicke. Vertraue es keinem Menschen, außer dem Beichtvater, dem verbiete ebenfalls zum höchsten, etwas davon zu sagen; denn es wäre sonst wider Vertrauen gehandelt. Es ist über alle Beschreibung, was das für böse Leute sind. Wäre ich doch bald wieder daheim bei euch.

Datum Mailand, den 1. Februar Anno 1599."

26.[1])

„Dein Schreiben vom 22. vergangenen Monats Januar habe ich wohl empfangen, und daraus herzlich gerne vernommen, daß

1) Von Secretärs Hand.

der Nikl einmal angekommen ist, und daß du eine so große Freude mit dem Austheilen gemacht hast. Aus diesem ist abzunehmen, wie witzig ein Jegliches ist. An dem Leopold aber gefällt es mir wohl, daß er sich des Altartuchs so hoch erfreut, und daß dem Max das Rappier so lieb ist. Du darfst so hoch nicht darum danken, es ist eine geringe Sache. Wäre ich an St. Thomas Tag daheim gewesen, so sollte mir das Wetter nicht zu unstät gewesen seyn, ich wollte euch nicht daheim gelassen haben. Aber so geht es, wenn niemand daheim ist, der antreibt. So habe ich auch gar gerne vernommen, daß der Straßoldo des Maxen Kleider alsbald fortgeschickt, und daß du sie dem Walther übergeben hast. Zu diesen habe ich allein einen gemosientten Sammet geschickt; das andere, was zu wenden ist, können die Seidensticker dort wohl machen. Ich habe dir geschrieben, daß ich einen guten Zinkenbläser aufgenommen habe. Ich habe aber gefehlt, es ist ein Trompeter, er bläst gar wohl. Ich höre gerne, daß sich des Herrn Roberts Vetter so wohl mit dem Zinken anläßt; der gute Mann wird sich seiner auch erfreuen. Was den Geldhandel mit dem von Florenz anbelangt, laß mich wissen, ob du schon geschickt und wen du geschickt hast. Ich glaube, er werde es dir nicht abschlagen, insonderheit weil er ein solches Pfand dafür haben kann. Leiht er dir eine solche Summe und du gibst ihm die Grafschaft Mitterburg [1]), so wird er es dir in dieser Zeit noch um ein Hunderttausend bessern. Es kann wohl geschehen, daß ich den Reginium hinter mir lasse, kann ich anders Gelegenheit haben. Mit Erzherzog Albrecht bin ich noch immer wohl zufrieden, und, wie ich glaube, er mit mir auch. Er ist schier ganz und gar deutsch, aber noch nicht in allem; ich hoffe es aber mittlerweile: Doch darf ich ihm noch nicht recht trauen, wie du dann aus den Briefen, so ich dem Herrn Maxen geschickt, sehen wirst. Daß du schreibst, es würde niemand froher seyn als du und deine Geschwister, wenn ich die Deichsel zu Genua wieder umkehrte, glaube ich es gar gerne. Aber es kann nun nicht mehr seyn; ich kann nicht mehr zurück, wie der Adam sagt; ich habe mich mit meinem Versprechen zu weit hinausgelassen. Die Freude aber, hoffe ich, werde alsdann größer seyn, wenn mir unser Herr seine göttliche Gnade gibt, daß ich wieder heim komme.

1) Im illyrischen Küstenlande, südlich von der Grafschaft Görz. Der jetzige Mitterburger Kreis hat einen Flächenraum von 82 Q. M. und nahe an 200,000 Einwohner. Entwürfe zu Verpfändung der Grafschaft kehren zu jener Zeit oft wieder.

Daß du wieder einen Sieg zu Aussee erhalten, darüber erfreue ich mich zum höchsten. Ich habe mir wohl gedacht, die Prädicanten werden des Segens nicht erwarten. So es nur an diesem Orte einen Fortgang gewonnen hat, so zweifle ich nicht mehr; denn dahin haben andere Orte ihr Aufmerken gehabt. Ich hoffe, unser hiesiges vierzigstündiges Gebet werde nicht leer abgegangen seyn. Du hast gar recht gethan, daß du dem Herrn Maxen[1]) tapfer zugesprochen hast; vermahne ihn nur oft, daß er dir auch tapfer beistehe; denn jetzt ist es Zeit, daß du etwas verrichten kannst; laß dich nur nichts überreden. Daß du mit dem Landshauptmann ein solches Gespräch gehabt, habe ich auch vernommen. Aus diesem kannst du leichtlich abnehmen, wie verschlagen er umgeht, und was er für ein arger Fuchs ist. Dieweil er aber selbst sagt: sie werden dir in Städten und Märkten keinen Eintrag thun, und daß du den Stein, den du so weit geruckt, auf einmal nicht werdest heben können, und dein Herr Vater selig es mit Armen und Händen umfangen hätte, wenn er es so weit gebracht hätte, — dieß alles laß dich nicht anfechten und von deinem Vornehmen abhalten und verhindern. Dann weil er bekennt und sagt, du könnest es thun und mittlerweile die Sache ganz nach deinem Willen richten, aber doch ohne große Mühe und Arbeit könne es nicht geschehen, und dem nun also ist, so setze nicht aus, sondern fahre fort und wende jetzt die Mühe und Arbeit daran, die vielleicht künftig nicht mehr helfen würde. Hast du die Sache in dieser Zeit so weit gebracht, so kannst du sie noch weiter bringen; Gott wird dir beistehen und helfen. Laß dich nur nicht anders bereden, sondern fahre fort. Werden sie alsdann dein beharrliches Vornehmen merken, so werden sie schon nachlassen. Dieses sind lauter Versuchungen, wodurch sie meinen etwas zu erhalten; geschieht es nicht, so werden sie es auch lassen geschehen müssen.

Du thust gar recht, daß du dem Aldobrandino so fein freundlich zuschreibst, du wirst einen guten Freund an ihm haben. Ich erwarte, bis du mir das Memorial schickst, das ich bei dem König wegen der Venetianer vorbringen solle. Ich will es mit allem Fleiß verrichten. — So habe ich auch gerne gehört, daß du das Neue Jahr empfangen hast, und daß ich bei jedermann so wohl damit bestanden bin. Aber die Margaretha läßt dir sagen, sie glaube, du spottest ihrer, daß sie dir nicht mehr geschickt habe, weil du schreibst,

1) Von Schrattenbach.

sie könne es jetzt wohl thun, dann sie eine Frau über Gold und Edelgestein sei; dabei habe sie doch nichts, sondern sagt, sie sey ärmer, als sie gewesen. — Was du mir wegen der Leonora schreibst, und daß ihr die Recreation so wohl zu statten komme, habe ich wahrlich gerne gehört. Ich bitte dich, sieh doch zu, daß auch in diesem Falle die Pöllin[1]) nicht zu grob oder zu streng mit ihr sey. Und weil sie ihre Recreation also in ihrem Zimmer anstellt, und einen solchen Spielmann hat, so kann es wohl passiren. Ich halte dieses Spiel selbst am Charfreitag nicht für Sünde. Durch solche Kurzweil können viel andere Sachen, besonders die Melancholie, verhütet werden. Mit dem Maxen, daß du mir schreibst, er halte sich jetzt über die Maßen wohl, hast du mich gar hoch erfreut und reut mich mein Schreiben nicht, so ich an ihn geschrieben habe, dieweil es so wohl wirkt. Ich hoffe, wenn du nur ihn in deinen Schutz nehmen wirst, und daß Andere es sehen, so werde er seinem Versprechen und Vorsatze nachkommen. Gib dennoch auch Achtung, damit der Herr Andreas[2]) die Strenge nicht übertreibe und den Maxen dadurch verbissener[3]) mache; und gebe Gott, daß ich bei meiner Rückkehr einen solchen Sohn an Maxen finde, wie du mir schreibst. — Wie ich aus dem andern Schreiben verstehe, so hat es der von Saurau[4]) gar zu grob gemacht; du solltest schärfer mit ihm verfahren seyn; der bloße Verweis ist zu wenig für einen solchen trotzigen Unterthan. Kommt er dir ein anderes Mal, so gib ihm eins zu dem andern, denn es liegt deine Reputation daran. — Am Mittwoch sind wir von Mailand verreist und heute den 7. nach Alexandria gekommen; wir machen gewaltige Tagreisen, in 9 Tagen 10 Meilen. Sage deinen Brüdern, sie sollen sich wohl halten und fleißig seyn. Thue dem Landshauptmann gar schön,

---

1) Die Hofmeisterin (Aja) der Erzherzoginnen.

2) Der Lehrer Andreas Bakes.

3) Verpainter, im Original.

4) Der Unter-Landmarschall Ehrenreich von Saurau. Bei Ueberreichung einer landständischen Gegenvorstellung gegen des Erzherzogs Reformations-Verfügungen erlaubte er sich, diese „eine jämmerliche Verfolgung" zu nennen und die Rechte der Landleute nach so weitem Begriff in Anspruch zu nehmen, daß das Herzogthum einer aristokratischen Republik gleichgekommen wäre. Er wagte es sogar, dem Erzherzog mit den Reichsständen, den Venetianern, den Ungarn zu drohen, ihm das Beispiel der Schweizer und Niederländer entgegenzuhalten. Geschichte Kaiser Ferdinands Bd. IV, S. 212.

(Von der Erzherzogin Hand.)

damit du ihn bei dir erhältst; er kann viel nützen und viel schaden. Wollte Gott, ich hätte euer Gespräch gehört. Den Maxen laß dir befohlen seyn, halte ihn in guter Sorge, damit er fleißig studire und etwas lerne. So lange er nicht wohl studirt und etwas lernt, daß er Land und Leuten vorstehen kann, darf er nicht daran denken, daß er von Grätz wegkomme; denn ich müßte mich schämen, daß Andere (als Erzherzog Albrecht) so viel können, und er nichts. Sag' ihm, daß er auch die Unwahrheit sich abgewöhne, denn sonst würde er mich unter die Erde bringen, und daß er gehorsam sey. Sag' ihm das alles allein; aber den Hofmeister, Herberstorfer, laß dabei seyn, damit er ihn stets daran erinnern kann.

(Wieder von Secretärs Hand.)

Sag' dem Walther, er dürfe jetzt nicht mehr so pochen, ich sei ebensowohl zu Alexandria gewesen, wie er. Gestern, als wir in der Kirche gewesen, hat einer einem Andern einen Beutel aus der Tasche nehmen wollen; darüber ist er ertappt worden. Der, dessen der Beutel gewesen, hat die Sache nicht recht verstanden, und ihm in der Kirche einen Dolch in den Leib gestoßen. Die Kirche ist aber schon wieder reconcilirt. Laß mich bald wissen, was dir der von Florenz für eine Antwort gegeben. Ich besorge, weil ich weiß, daß er es dem Kaiser und Andern mehr abgeschlagen, es werde nichts daraus werden, wiewohl er ihm die Grafschaft Mitterburg gewißlich noch um hunderttausend Gulden bessern würde. Mein Ferdinand! ich schreibe dem Herrn Max und dem Neuschwerdt wegen eines Gebäudes, so ich gerne für meine Mädchen, die arbeiten, hätte; denn ich möchte jetzt noch zwei mit mir bringen, die gar schöne Arbeiten können. Und wenn ihr es für gut ansehet, so laß doch alsbald anfangen, damit es diesen Sommer, wo nicht ganz, doch einen guten Theil, fertig werde. Dem Herrn Max schreibe ich es weitläufig.

(Von der Erzherzogin Hand.)

Es ist wahrlich meine höchste Freude mit der Arbeit; darum laß dich die Unkosten nicht reuen, ein Zimmer zu bauen, wie du, der Herr Max und der Neuschwerdt finden werden, wo es am gelegensten ist; nur daß ich abgeschlossen sey. Ich mag sie nicht mehr alle in meinem Zimmer wie früher, daß sie immer so aus- und eingehen. Darum müssen sie ein eigenes Zimmer haben, was ein

gutes Licht hat. Jetzt ist es fast Zeit, daß ihr anfanget zu beten. Wir kommen nun schon näher zum Meer. Unser Herr helfe uns hinüber und mir wieder herüber.

Datum Alexandria, den 8. Februar Anno 1599.

Uebermorgen ist es ein Jahr, daß deine Schwester, die Königin, selig[1]) gestorben ist; bete für sie. Sag' dem P. Balthasar, daß er auch für sie bete."

27.[2])

„Ich habe zwei Schreiben von dir wohl empfangen. Du sollst dich aber in den Landsachen nicht so viel bemühen, daß du mir alles selbst schreibst, laß es nur die Secretäre schreiben. Ihr habt gar recht gethan, daß ihr die Briefe alsbald verbrannutet. Der von Mantua hat mich gebeten, daß ich seiner halben schreiben soll. Mit den ungehorsamen Aussseern mußt du gewißlich mit Schärfe verfahren, sie thun sonst kein gut. — Man klagt mir auch aus Polen gar hoch, daß sie dort gar kein Schreiben von mir haben, da ich ihnen doch mit jeder Post schreibe. Ich weiß nicht, wie es zugehen muß; ich fürchte, ihr lasset die Briefe daheim liegen und schicket sie nicht fort. Befiehl es dem Harrer, so werden sie alsdann fleißig fortgeschickt werden. Dieses Schreiben schicke ich durch eine eigene Post nach Wien, damit sie bald wissen, wo ich bin. Dem Jörg habe ich auch ein Schreiben geschickt wegen unserer Reise. — Ich habe wohl verstanden, was du des Maxen wegen schreibst. Unser lieber Herr, der gebe seinen göttlichen Segen, daß er also verharre und sich bessere, wie du schreibst. Ich schicke dir hiemit ein Schreiben an ihn, das du ihm selbst vorlesen wollest, aber allein. Ich hoffe zu Gott, er werde sich in allem so verhalten, daß jedermann mit ihm zufrieden seyn könne.

Bis Montag den 15. dieß werden wir, wills Gott, von hier absegeln; unser lieber Herr gebe seine göttliche Gnade. Ich hoffe, du werdest um diese Zeit fleißig für uns gebetet haben. Daß du dich aber so hoch entschuldigest, weil du mir den von Herberstorf nicht geschickt hast, so hätte es der Entschuldigung nicht bedurft. Ich bin mit dem Friederich von Paar wohl zufrieden; wie ich es dann anders nicht begehrte, als wenn es wohl hätte seyn können, und du ihn wegen des Landtages hättest entbehren mögen. Er nützt dir daheim mehr, als mir hier. Ich weiß wohl, daß er eifrig ist,

1) Anna von Polen.

2) Von Secretärs Hand.

sowie ich auch weiß, daß etliche seiner Gesellen kleinmüthig sind. Sprich ihnen nur munter zu, so müssen sie wohl nachfolgen. Wir haben hier befunden, daß es besser sey, wir schicken den Fritzen[1]) zum König, als den von Eggenberg, dann es dir rühmlicher ist (wie der Erzherzog Albrecht selbst gerathen), daß du einen von Grätz, als von hier aus schickst. Deßwegen wollen wir ihn gleich auf der Post zu Land fortschicken; er wird es wohl verrichten können, wiewohl der von Eggenberg wegen der Sprache tauglicher gewesen wäre. Aber der Fritz wird an ihm auch nichts fehlen lassen. Was den Geldhandel mit dem von Florenz betrifft, besorge ich, der Rabatta[2]) werde nichts ausrichten, wie ich dir schon das letzte mal geschrieben habe, sonderlich weil er es dem Kaiser und andern im Reiche abgeschlagen hat.

Erzherzog Albrecht ist wahrlich ein frommer Herr und wird mir von Tag zu Tag lieber, wie er dann auch thut. Daß du zu deinen Schwestern in der Maskerade gegangen bist, hast du deßwegen keinen Verweis verdient, sondern hast bei mir recht gethan, sonderlich weil es in den Zimmern geschehen ist. So erfreue ich mich gar hoch, daß sich der Trautmannsdorf so wohl gegen dich verhält; aber um den Jägermeister[3]) ist es mir leid; wenn er nur dafür katholisch würde! Ich schicke dir hiemit deiner Frau Schwester Bild; aber im Gesicht sieht sie ihr nicht gleich. Ich schicke es dir allein wegen der Tracht, damit du sehen kannst, wie sie gekleidet ist. Und weil mich dann die Erzherzogin von Innsbruck auch um ihr Bild gebeten, so wollest du es ihr zu Grätz von diesem abmalen lassen und es ihr auf das eheste zuschicken. Sage allen deinen Schwestern und Brüdern, sie sollen fromm seyn, sich wohl halten, fleißig studiren, dir, dem Hofmeister und den praeceptoribus gehorsam seyn. Bei dir entschuldige ich mich auch, daß ich nicht mehr schreibe; denn du weißt, wie es zugeht, wann man verreisen will.

Datum Genua, den 13. Febr. Anno 1599.

(Von der Erzherzogin Hand.)

Der von Attimis wird dir der Geldhandlung halber schreiben; gedenk', mein Kind, daß ich ohne Geld nicht seyn kann auf solcher

1) Den oben erwähnten Friedrich von Paar.

2) Wahrscheinlich Joseph von Rabatta, dessen sich der Erzherzog zu manchen Unterhandlungen bediente, und der in den ersten Tagen des Jahres 1602 von den Zenggern ermordet wurde.

3) Conrad von Thannhausen.

großen Reise. Wann du finden wirst, daß ich etwas unnütz ausgegeben habe, so will ich mich strafen[1]) lassen. Ich nehme hiemit auf eine weite Reise von dir Urlaub; unser Herr helfe uns bald zusammen. Ich wollte, du könntest die Stunde und den Tag wissen, wann wir hier zu Schiffe gehen werden. Ich meine, ehe dir dieser Brief zukommt, so werde ich, wills Gott, schon darin seyn. Sterbe ich dann, so bete für meine Seele. — Ich schicke dir hiemit etliche Zitronen. Ich kann nicht beschreiben, was für schöne Sachen es hier gibt. Wer Genua nicht sieht, hat nichts gesehen, so schön ist es. Ich fürchte mich, Gott Lob, gar nicht; bloß fürchte ich, es werde weh thun, denn es wackelt sehr, wie man sieht. Ich tröste mich zu Gott und des Doria; er ist gar ein alter erfahrener Seemann. Ich will überall fleißig schreiben lassen, wo es nur seyn kann. Ich fürchte, ich werde selbst wenig schreiben können. Laß dir deine Geschwister befohlen seyn und bete fleißig für mich. Laß mich auch wissen, wie dir des Maxen Brief gefällt.

Datum Genua, den 13. Februar Anno 1599.

Alle meine Leute werden, wills Gott, heute und morgen beichten und communiciren.

Grüße mir die kleine Katherl; sag' ihr, ich habe ihr Schreiben empfangen, aber habe nicht Weile, ihr zu schreiben; sie solle mir oft schreiben, ich lese ihr Schreiben gar gerne. Ich schicke dir und deinen Brüdern hiemit Zahnstocher; die zwei Schwerter sind dein und des Maxen, die zwei Bischofsstäbe sind des Leopolds und Carls. Man hat allerlei Formen von Zahnstochern; die Weiber stecken sie ins Haar. Nehmet damit vorlieb, denn diesmal kann ich nichts schicken, ich habe in der Eile nichts bekommen können. Die Schreiben an den König von Polen schicke mit eigener Post nach Wien, und schreibe, daß man wieder eine eigne schicke. Mein Kind! schick doch alle Schreiben von meiner Reise[2]), denn du siehst, wie der fromme König darnach verlangt. Befiehl es nur alles dem Harrer, der ist fleißig."

28.

„Ich habe dein Schreiben vom 6. dieß wohl empfangen und gerne vernommen, daß dir mein Schreiben wohl zugekommen ist. Der von Eggenberg ist schon auf der Galeere mit andern guten und

1) Zurechtweisen.
2) d. h. nach Krakau.

bösen Leuten. — Du bist gar in einem guten Vornehmen, daß du durch die Hülfe Gottes nicht weichen willst. Du kannst gewiß nicht anders; unser Herr thue es nun, wie er wolle. Ich zweifle gar nicht daran, unser Herr wird helfen, weil es ihn selbst anbetrifft. Sie werden halt ihr Aeußerstes versuchen, es gehe gleich alles darüber; doch wie Gott will. Sie wissen wohl, daß es jetzt an ihrem ganzen Heile liegt (wie sie vermeinen); darum werden sie es auf das Letzte ankommen lassen. Ich tröste mich nur des geistlichen Standes, der wird bei und zu dir halten. — Laß das Büchlein bald schreiben.

Mir ist von Herzen Leid und Angst wegen den Venetianern, daß sie solche Händel anheben[1]). Ich fürchte mich sehr, der Kaiser werde mit seiner Langsamkeit noch viel Böses anrichten; unser Herr verhüte es! Ich bin darüber am meisten betrübt, daß man unsere armen Unterthanen also plagt, die doch nichts verschuldet haben; sie müssen das Bad austrinken. Ich bitte dich, sieh doch, daß man helfe, wo man kann. Dem Jurkisch wird die Weile zu Prag nicht lang seyn, weil er bei seiner Lieben ist. — Ich höre gern, daß der Fischer[2]) zu dir gekommen ist. Weil du nicht schreiben kannst, was er dir alles sagte, wie es dann auch nicht gut wäre, so verzeichne nur genau alle Punkte, damit, wann ich heim komme, du mir alles sagen kannst; vergiß aber nichts, denn ich möchte es gar gerne hören, was es alles ist.

Wir liegen schon vier Tage hier im Hafen und warten auf gutes Wetter. Zwar ist es schön, aber das Meer gar stürmisch. Der Doria sagt, es gehen die Grundwellen. Es ist gar ungestüm, rauscht gewaltig. Ich fürchte, wir werden vor dem Mondsviertel nicht von hier weg können, denn dieser Monat ist gar böse auf dem Meere, wie sie alle sagen. Wie oft wünschte ich dich und deine Brüder hieher, daß ihr sehen könntet, wie schön es auf der Galeere ist. Hilft uns unser Herr mit Glück hinüber, wie ich zu ihm verhoffe, so ist es wirklich lustig, und viel zu sehen. Es ist nicht zu beschreiben, wie dienstlich die armen Sclaven in allen Dingen sind, und man behandelt sie so grob dazu. Ich kann die schöne Ordnung nicht genug ansehen und alles mit einander; unser Herr behüte

---

1) Der Uskoken wegen, die unter österreichischem Schutz standen, worüber die Geschichte Ferdinands und seiner Eltern die actenmäßigen Berichte enthält.

2) Derjenige, an welchen der Brief S. 164 geschrieben ist. Klesel nennt ihn in einem Schreiben an Erzherzog Ferdinand vom 19. März 1599 dessen „Agent“.

uns nur vor Unglück und Schrecken. Der Herr Doria sagte heute zu mir, als ich ihn fragte, wann wir wegfahren werden: Das Wetter am Himmel und auf der Erde ist gut, aber im Meer nicht; was will Ihr Dl. mehr, als daß ich Sie mit Glück und Gesundheit nach Spanien bringe? Ihre Dl. traue mir und habe Geduld, es geschehe über lang oder kurz. Er hat ein Häuschen im Schiffe, darin sitzt er wie ein Papagey, es ist ganz verglast, dabei schafft alles so stille, als wenn er nicht da wäre; alle sind ihm sehr gehorsam. Gott läßt mir und der Margaretha große Gnade wiederfahren, daß uns das Meer gar nicht wehe thut; sie trösten uns immer, da es bisher nicht wehe gethan, werde es nicht mehr geschehen; denn im Hafen wackelt das Schiff beständig. Meine Weiber haben nicht wenig gespieen. Ich wollte, du könntest sehen, wann ich jause[1]), wie die Jungfrauen und Frauen herumtaumeln, daß sie sich stets anlehnen und anhalten müssen, so wackelt es fortwährend. Wir lachen oft von Herzen und wünschen dich dazu. Aber jetzt, da wir still liegen, speit niemand; wie es aber hernach gehen wird? Ich hoffe alles Gute.

Die Schrift wegen der Navigation will ich erwarten. — Ich will gerne hören, was der P. Balthasar sagen wird zu seinem Ring, und wie es mit den Rossen steht; sonst hätte die Margaretha die Rosse schon ausgetheilt gehabt. — Mein Kind! wie gern wollte ich bei dir seyn und dir einen treuen Beistand thun mit meinem Blute und allem, was ich habe. Ich liege hier müßig; wollte Gott, ich wäre unterdessen bei dir, ich wollte dir treulich beistehen und helfen die Mücken austreiben. Gott weiß, daß du mich erbarmest; aber gedenke, daß du und ich und unsers Gleichen nicht uns, sondern Andern, auch mit Mühe und Arbeit in der Welt leben. Darum steht uns unser Herr auch oft wunderbarlich bei; das, hoffe ich, werde er dir auch thun. Es hat oft das Aussehen, als wollte alles über und über gehen, darnach hilft unser Herr. Ich bitte dich, laß mich wissen, wie sich der Landshauptmann hält; jetzt wird es sich zeigen müssen, was er im Schilde führt. Ich fürchte nur, er

1) Jause, den Abendtrunk nehme. Noch jetzt allgemeiner Ausdruck in Oesterreich. Höfer, Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oesterreich üblichen Mundart. 3 Bde. Linz 1815, leitet es aus dem Slavischen ab, mehr bezüglich auf das was, als auf die Zeit (zwischen Mittags- und Nachtmahlszeit), zu der etwas genossen wird. Nach Schmeller wäre das Wort mit dem Lateinischen jus (jussis) verwandt, weil das Genossene meist in Flüssigem bestehe.

werde dich schrecken wollen. Doch hoffe ich zu Gott, du werdest dich nicht schrecken lassen. Wollte Gott, daß wir bald fortfahren könnten, damit ich bald wieder zu euch käme. Ich kann nicht mehr schreiben, habe sonst noch viel zu schreiben. Wir sind, Gott Lob, alle wohlauf. Grüße mir deine Geschwister; ich bin froh, daß sie fromm sind. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß der Max so selten schreibt.

Datum auf der Galeere zu Savona, den ..[1]) Februar Anno 1599.

Ich schicke dir hiemit, was von Officieren, oder wie man es nennt, auf unserer Galeere ist, außer denen, die sonst darauf fahren, deren viele sind. Was dir der Breuner den andern Tag geschrieben hat, wie wir hieher gekommen sind, das laß abschreiben, und schicke es dem König und der Herzogin Maximiliana, damit sie sehen, wie es uns geht. Schick' eine eigne Post mit den Briefen nach Polen, und schick eine Abschrift von dem Verzeichniß. Ein Doctor hat mir einen Brief von dir gebracht, er hat mir ihn nur geschickt; ich habe ihm sagen lassen, ich wolle ihn den andern Tag vor mich lassen, sofern wir nämlich da wären. Seither weiß ich nicht, wo er hingekommen ist. Wann er noch zu mir kommt, will ich ihn gern hören, weil ihn der Beichtvater lobt."

29.

„Ich habe dein Schreiben vom 13. dieß wohl empfangen und gar gerne vernommen, daß die Infection, Gott Lob, aufgehört hat. Man sollte gute Achtung geben, damit im Sommer nicht wieder etwas hervorbreche. — Ich höre gerne, daß du schon nach Ostern nach Bayern schicken wollest; aber ich denke, wenn du wieder einen Landtag ausschreiben wirst, was fast um dieselbe Zeit seyn wird, so werdest du des Herrn Maxen und des Bischofs kaum entbehren können. Schreibe mir, was du thun willst. Ich habe auch vernommen, daß der Kaiser einen Currier geschickt und dich gefragt hat der Herzogin von Florenz wegen[2]). Ich habe doch recht darüber

1) Die Zahl des Monatstages ist in dem Original abgerissen.

2) Maria, Großherzogs Franz II. Tochter, die sich im folgenden Jahr mit König Heinrich IV. von Frankreich vermählte. Ferdinand hatte dieselbe bei seinem Besuch zu Florenz im vorigen Juni gesehen, und konnte daher wohl über ihre Person befragt werden.

gelacht, vielleicht will der Mensch noch heirathen [1]). Schreibe mir, was du von ihr geschrieben hast; im Fall du noch eine Abschrift hast, so schick' es mir, oder wenigstens schreibe mir, so ferne er sie nehmen sollte. Ich meine der von Florenz würde hoffärtig werden; ihr, der Fürstin, wollte ich es wohl gönnen; aber nur von der großen Hoffart wegen, wollte ich es nicht gerne sehen. Die fromme Fürstin wird wohl versehen werden mit einem großen Unflath [2]), ausgenommen sein Amt. Schreib' mir es recht, und ob er dir sonst nichts mehr auf dein Schreiben zur Antwort geben wird.

Ich höre gar gerne, daß sich der Stallmeister wohl hält. Laß mich wissen, was er von den Rossen hält, und du; auch die, welche die Margaretha geschickt hat, und wie sie dem Maxen gefallen, ob sie für ihn seyn werden. Er sollte wieder anfangen zu reiten, wenn die Kälte vergeht. Wenn du das Uhrwerk gar aufgethan hättest, so hätte man es nicht aufziehen oder richten können, denn die Schlüssel habe ich bei mir, und nur der Kaspar kann es richten. Darum warte, bis ich komme; ich glaube, es wird euch gefallen und ich werde vielleicht mehr mit mir bringen. — Was den Landtag anbelangt, habe ich gar nicht gerne vernommen, daß er sollte vertagt werden. Aber das kann ich nicht zusammen reimen, daß sich die Geistlichen nicht theilen [3]). Meine Steyerer, die hier bei mir sind, meinen, daß sich die Prälaten fürchten, man werde sie zu Kammergütern machen, darum helfen sie. Aber sie sind der Meinung, wenn man sie versicherte, daß man es nicht thun werde, so würden sie sich bald theilen. Wenn die Theilung nicht geschehen wird, so

---

1) Daß es dem Kaiser damit wirklich Ernst war, sieht man aus Khevenhiller. Der Großherzog von Florenz zog den König von Frankreich vor, weil er fürchtete, seine Tochter dürfte das Gleiche erfahren, was die spanische Infantin, um die erst geworben und die nachher doch verschmäht wurde. Rudolph aber faßte Argwohn gegen seinen Geheimen Rath Rumpf, als habe er beide Vermählungen verhindert, um den obersten Einfluß nicht zu verlieren, und verwies ihn plötzlich auf seine Güter, den Hofmarschall Trautson aber eben so barsch, weil er für Rumpf das Wort zu nehmen wagte. Aus Khevenhiller erfahren wir ferner, daß Rudolph auch an eine Tochter Marias dachte. Aus einem Schreiben Ferdinands an seine Mutter vom 15. März 1608 ist zu sehen, daß damals noch der Kaiser die Bilder florentinischer Prinzessinnen kommen ließ. Aber, meint der Erzherzog, bei den gegenwärtigen „Ungarischen und Oesterreichischen Practiken dürfte ihm doch die Lust zum Heirathen ganz und gar vergehen".

2) Rudolph II.

3) Nicht von den weltlichen Ständen absondern, um wenigstens ihrerseits die erzherzoglichen Postulate zu bewilligen.

fürchten wir, du werdest wenig von ihnen erhalten[1]). Es ist mir nur deßwegen Angst, daß der Frühling hinzukommt; im März ist die Bewilligung aus. Sollte das Volk von der Gränze abziehen, wie würde es gehen? Gewiß hast du Zeit. Ich kann mich über die Prälaten nicht genug verwundern; wo ist ihre Zusage? was sagt nur der Bischof dazu? Der von Rein[2]) ist gleich der beste; aber allein würde er nicht nachkommen.

Ich höre gar gerne, daß sich der Max wohl hält; unser lieber Herr erhalte ihn darin. Es wäre mir jetzt wohl die größte Freude, wenn er sich bekehrte und sich seine Untugenden abgewöhnte. Ich bitte dich, laß ihn dir befohlen seyn, strafe ihn mit brüderlicher Liebe; ich hoffe, er werde es annehmen. Drohe ihm nur mit mir. Ich höre auch gerne, daß du dir den von Paar[3]) willst lassen befohlen seyn; er ist ein frommer Mensch. Ich höre gerne, daß du ihn nach Salzburg geschickt hast; laß mich wissen, was er verrichtet hat. Daß die Ausseer noch so stetig sind, fürchte ich gewiß, es thue kein Gut, bis du etliche um den Kopf kürzer machst. Ihre evangelische Freiheit ist im Grunde nichts anderes als Ungehorsam! — Der Casal schreibt, daß der Geroldshofer und der Caplan weg seyen; wer wird auf das Wesen sehen, wenn der Verweser nicht da ist? Laß mich wissen, wie es damit steht; ich kenne des Geroldshofers Zaghaftigkeit wohl, wie er sich fürchtet. Ich höre gar gerne, daß du das 40stündige Gebet beten willst; es ist gar gut, unser Herr helf' uns Allen.

Wir liegen noch hier im Hafen; es ist schönes Wetter am Himmel, aber das Meer ist nichts werth, so daß sich der Doria nicht getraut zu fahren. Es ist besser, wir erwarten die Sicherheit, als daß wir uns in Gefahr begeben sollten. — Ich habe gar gerne vernommen, wie es zugegangen ist, wie ich dir geschrieben habe, daß du den Patres nicht zuviel zutrauen sollest; es ist besser, denn es geschieht oft, daß jemand aus guter Meinung viele Dinge sagt, die man besser bleiben ließe. Ich habe über den Ring des P. Balthasar von

---

1) Nehmlich an Mitteln zur Gränzvertheidigung gegen die Türken.

2) Georg Freiseisen, Abt des Cistercienserklosters Rein, einer der vielen ausgezeichneten Prälaten dieser Zeit, welchen Ferdinand noch im gleichen Jahr zu seinem Kammerpräsidenten ernannte.

3) Wahrscheinlich einer der drei Söhne des Freiherrn Joh. Baptist, der von Kaiser Rudolph das Erbland-Postmeisteramt in Steyermark erhalten hatte; vielleicht Rudolph, im Jahr 1603 von Ferdinand zum obersten Stallmeister bestellt.

Herzen gelacht; er hat ganz recht gethan daß er ihn dir geschenkt hat. Du wirst keinen Gewinn dabei haben, weil du ihm ein Brevier dafür kaufen sollst. Er ist halt ein frommer Vater; grüße mir ihn und befiehl mich ihm ganz und gar in sein Gebet. Der Salhauserin habe ich das Kleinod doch von Herzen zugetheilt. — Ich habe über euere Mascara-Musik gelacht mit dem Resel und Hansl; es ist ganz recht gewesen. Aber die Leonora schreibt mir kein Wort von der Mascara, darum befiehl dem Jörgen, daß er mir alles schreibe, wie es zugegangen und wer alles darin gegangen ist und wie ihr getanzt habet. Der Leonora gib einen guten Verweis, daß sie so heilig ist und nichts solches schreibt; sie ist doch recht heilig. Ich fürchte gern, daß sie —[1]). Dein Balthasar ist gar stolz, er schreibt mir nie. Wir liegen noch hier.

Ich befürchte stets, wir müssen noch 14 Tage hier bleiben, bis es Vollmond wird; sie wollen es nicht sagen. Der Doria bittet stets, man solle ihm nur nicht zumuthen, daß er fahre, er wolle schon zu rechter Zeit fahren. Ich sage kein Wort zu ihm, lasse ihn ganz machen; es mangelt uns nichts. Sag dem Matthias[2]) bei dem Karl, ich wisse ihm keine andere neue Zeitung zu schreiben, als daß die Katharina heute in ihrem Hemde vier Läuse gefunden habe; sie sind gar wohlfeil. — Mein Kind! bete fleißig für mich, ich will auch fleißig für dich beten, daß uns unser Herr bald zusammen helfe.

Datum Sovona, auf der Galeere im Hafen, den 27. Februar Anno 1599.

Laß mich wissen, ob ihr jetzt nicht alle Tage Complet höret? Ich habe dem Herrn Max bewilligt, daß mein Leopold[3]) sein Canonicat zu Passau seinem Sohn Wolf übergeben möge. Hilf du auch dazu, daß es ihm werde; denn er verdient es wohl um uns."

30.

„Ich habe nicht unterlassen wollen, dir zu schreiben, damit du weißt, wie es uns geht und wo wir im Land sind. Wir sind, Gott Lob, jetzt in Frankreich, zu Toulon im Hafen. Es ist ein so großer Hafen wie ein großer See. Man sagt, daß 4000 Galeeren darin

1) Hier scheint die Erzherzogin unterbrochen worden zu seyn, der Nachsatz fehlt.

2) Matthias Faschinger, erst Tafeldiener der jungen Erzherzoginnen, seit 1597 des Erzherzogs Carl Kammerdiener.

3) Weil derselbe inzwischen Bischof geworden war.

seyn könnten. In was für einem bösen Wetter wir hieher gekommen sind, das weiß unser Herr und Alle, die mit gewesen sind. Der Praner hat es beschrieben[1]), wer will mehr dazu schreiben? Weil ich weiß, daß der König von Polen mit Verlangen warten wird, wie es uns geht, so sag dem Harrer, daß er des Praners Beschreibung abschreibe, und daß man es von stundan mit diesem Briefe an den König schicke. Weil aber der Praner allerlei närrische Sachen hineinschreibt, so sag dem Harrer, daß er daraus schreibe, was er glaube, das recht sei; und daß du der Schwester Maximiliana auch eine Abschrift schicken wollest, ebenfalls wie der Harrer glaubt, daß es zu schreiben seye; denn du weißt, daß sie droben gar heikel sind. Ich traue dem Harrer das zu. Aber des Praners Handschrift soll der Harrer behalten, bis wir, wills Gott, heim kommen; denn wir haben keine Abschrift. Er muß von Tag zu Tag alles beschreiben; ich will es nach und nach schicken. Laß auch dieses nicht jedermann lesen. Der Praner sagt, er schäme sich, er könne es nicht kanzleiisch schreiben, er schreibe es nur für dich, den Herrn Max und andere Vertraute. — Mir ist meine Weile gar lang, daß ich kein Schreiben von euch habe, gedenk' aber, daß ich weit von euch bin. Mein Kind! ich möchte nicht, daß du gewußt hättest, was wir den 2. dieß ausgestanden haben. Es ist nicht halb beschrieben; ich bin gar übel auf gewesen. Aber, Gott Lob, es wird nun stets besser, nur das Essen will mir noch nicht schmecken; es wird noch wohl weiter währen. Ist es keine Fortuna[2]) gewesen, wie sie nicht bekennen wollen, so weiß ich nicht, wie es anders seyn kann. Der Wind ist uns wohl zum Besten gewesen, aber so stark, daß er etliche Segel zerbrochen hat. Wir sind halt gefahren, als wenn wir flögen, und nur alles auf und nieder, hin und wieder, bald auf einer Seite, bald auf der andern; es ist gar über alle Maßen gewesen. Unserm Herrn sey Lob, daß wir da sind. Aber jetzt haben wir die große Sorge vor uns — den Golf. Wir wissen nicht, wann wir werden wegfahren können; denn das Meer ist gar ungestüm und das Wetter trübe. Wir haben noch einen Tag nach Marseille, von dort werden wir nicht weg fahren, bis es ganz gutes Wetter über den Golf ist. Der Doria will sich nicht mehr in Gefahr begeben. Man hat mir gesagt, der Doria habe etliche mal ausgerufen: Mein Gott! schick' mir einen sichern Hafen! Doch will er nicht zugeben, daß die wenigste

1) Leider ist der Brief, welcher den Bericht enthält, nicht mehr vorhanden.
2) Sturmwind, in der Schiffssprache.

Gefahr dabei gewesen sey. Mich und uns Alle hat es eine Gefahr zu seyn bedünkt, wie denn meine Leute sagen. Wenn es die hören werden, die auf dem Meer gefahren sind, die werden es wissen, ob nicht Gefahr sey, wenn die Segel zerreißen. Ich mag nicht mehr daran denken. Unser lieber Herr helfe uns nur über den Golf. Ich schreibe darum jetzt, damit wenn ein Geschrei hinaus käme, daß du wüßtest, wie es zugegangen ist. Schick' einen eigenen Boten zu der Frau Schwester hinauf, damit sie es auch wisse. Entschuldige mich, daß ich ihr nicht schreibe; mein Kopf thut mir noch wehe. Wenn sie nur wissen, wie es uns geht, werden sie zufrieden seyn. Ich kann gewiß nicht Allen schreiben. Grüße mir jedermann und entschuldige mich bei jedermann, daß ich nicht schreibe. Ich glaube, wenn ihr nur wisset, wie es uns geht, so solltet ihr zufrieden seyn. Grüße insonderheit deine Geschwister und meinen Herrn Max. Betet fleißig für mich. Wenn es bei mir stände, so zöge ich durch Frankreich und käme nicht mehr aufs Meer. Ich habe nun schon genug das Meer gesehen. Man sagt, daß der Herzog von Guise[1]) zu Marseille wartet; dort wird er uns empfangen. Etliche sagen, er werde hieher kommen.

Datum im Hafen zu Toulon, den 4. März Anno 1599."

31.

„Ich habe nicht unterlassen wollen, dir zu schreiben, dieweil Erzherzog Albrecht Einen nach Prag schickt, und lasse dich wissen, daß wir, Gott Lob, alle wohlauf sind und warten jetzt hier im Hafen von Marseille auf gutes Wetter über den Golf. Es will gar kein beständiges Wetter seyn, und unser alter Doria will nicht weg (wie er auch recht thut), er habe denn ein gutes Wetter. Denn auf dem Golf ist kein Wirthshaus, wo wir einkehren könnten, wenn ein böses Wetter an uns käme; darum müssen wir gutes Wetter erwarten; und, wie der Herr Doria glaubt, werden wir vor der heiligen Woche kaum nach Valencia kommen. Es ist gar grausam lang. Ich habe seit dem 25. Februar keine Schreiben von dir gehabt; denn den 25. sind uns Briefe von euch zugekommen, aber gar naß, daß wir sie mit Mühe haben lesen können. Es ist mir die Weile gar lang darnach; ich denke, es seien schon etliche Briefe nach Spanien fort; da werden wir sie, wills Gott, alle finden.

---

1) Gouverneur der Provence, der auch wirklich zu Marseille den Erzherzoginnen im Namen seines Königs die Aufwartung machte.

Wie es hier zugeht, wirst du aus des Praners Schreiben sehen; das wollest du auch abschreiben lassen und dem König schicken mit diesem Brief, damit er wissen mag, wo wir seyen. Mein Kind! Entschuldige mich bei den Brüdern und Schwestern und bei jedermann, daß ich nicht schreibe; ich habe nicht Zeit, bin auch zu faul; aber grüße mir alle mit einander. — Wie sehnlich erwarte ich, daß ich hören mag, wie es mit dem Landtag stehe; ich denke mir, er sey vertagt. Unser Herr schicke bald einen andern bessern. Amen! Betet für uns; wir haben einen breiten Bach zu überfahren; ich wollte, wir hätten ihn zur Heimfahrt zu überfahren.

Datum Marseille im Hafen, den 12. März Anno 1599.

Sage dem Herberstorfer, ich wisse nicht, ob sein Weib schreiben könne; denn sie ist hinein in die Stadt in St. Maria Magdalena Capelle[1]), da sie sieben Jahre Buße gethan, und will Messe darinnen hören. Ich höre Wunder, was für eine schöne Andacht darinnen ist. Ich wollte gerne hinein, kann aber nicht, weil die Margaretha nicht mitgeht; denn die Spanier wollen sie nicht hineinlassen; sie trauen den Franzosen nicht. Sonst ist die Herberstorferin gar wohl auf; aber wenn man fährt, so speit sie sowohl als andere. Es ist jetzt da im Hafen ziemlich unruhig, es wackelt stark, daß ich kaum schreiben kann. Im großen Meer wird es ohne Zweifel gar stark seyn. Jetzt will ich hinausschicken und sehen lassen; ich wollte, es wäre gut, daß wir fort könnten."

32.

„Ich habe dein Schreiben vom 20. Februar wohl empfangen; ich hätte es gerne eher beantwortet, aber der Golf hat mich so übel aufgemacht, daß ich nicht eher habe schreiben können. Der Trompeter ist auch ein Musikus, wie er denn jetzt mein Sänger ist. Ich will gerne hören, wie sich der von Florenz entschließen wird. Erzherzog Albrecht ist gar deutsch; daher halten wir es mit einander. Ich kann nicht schreiben, was er für ein frommer Herr ist, wie ich dir denn viel davon zu sagen haben werde, wills Gott. Der Praner wird dir schreiben, was wir für eine Zeit auf dem Meere gehabt haben. Dem allmächtigen Gott sey Lob, daß es überwunden ist. Ich habe darum gleich diesen eigenen Curier schicken wollen, damit ihr Alle bald es wissen möchtet, daß wir wohl über das Meer

---

1) Die Magdalenengrotte von S. Baume bei Marseille, ein altberühmter Wallfahrtsort.

gekommen sind. Unser Herr helfe uns wieder fort und mir bald wieder zu euch Allen. Amen! Es ist noch bis auf diese Stunde niemand von dem König zu uns gekommen. Mein Gott, wie wird mir meine Weile unter diesem Gesinde so lang!

Mir ist von Herzen leid, daß es mit Aussee also steht; aber ich hoffe zu dem ewigen Gott, es werde alles noch wohl abgehen, und ich zweifle an deiner Beständigkeit weder mit Aussee noch andern nicht; denn unser Herr wird dir helfen. — Der Cardinal Aldobrandini schreibt mir gar selten; ich glaube, ich sey so weit von ihm. In Summa, die Leute sind nur mit Worten gut; verzeihe es Gott dem Papste und allen andern. Sofern sie dir nicht helfen, so hast du doch das Deinige gethan; auf das wird unser Herr sehen. — Behüte uns Gott Deutschland; ich habe nun Welschland, Frankreich, Spanien gesehen; aber Deutschland ist doch das Beste.

Die Margaretha hat halt kein Geld, ist noch bis dato eine arme Königin. Ich glaube gerne, daß sich die Pöllin bei dir zumacht, sie kann es wohl; du wirst ihm wohl zu thun wissen. Ich höre gerne, daß ihr in dem Fasching so gutes Leben gehabt habet; ich weiß, wenn der Walther will, wie er lustig ist. Du hast gar recht gethan, daß du mit Rath des Herrn Max und deines Hofmeisters Mascara gehalten hast. Bei uns ist gar kein Fasching gewesen; der Pfeifer [1]) ist der Beste gewesen. Der Kammerer wird seiner auch nicht haben spotten lassen. Du thust recht, daß du Aufsehen hast, daß man kein heimliches Gespräch hält. — Du kannst mich mit nichts mehr erfreuen, als wann du schreibst, daß sich der Max wohl hält; du kannst mir nichts Lieberes schreiben, als wenn er sich so verhielte, daß du mit ihm zufrieden wärest; wie ich denn zu Gott verhoffe, er werde es je länger je mehr thun; denn das Alter kommt auch herzu, daß er wissen wird, was er thun sollte. Mich erfreut in der Welt nichts mehr, als wenn ihr einander lieb habet, wie ich zu Gott verhoffe. Gott Lob, daß der Max und die Andern zwei also wachsen. Mich freut am besten, daß du schreibst, daß sich der Max also um das Studieren annimmt; wenn er das thäte, so könnte er mir keine größere Freude machen. Vermahne ihn oft dazu; ich hoffe, er werde folgen.

Ich bin gar froh, daß du und Herr Max wegen des Gebäudes nachsehen wollet, ich hoffe, ihr werdet wohl einen Ort finden. Die Arbeit ist meine große Freude. Ich bedanke mich gegen euch, daß

1) Vermuthlich der Sturm.

ihr das 40stündige Gebet gebetet habt. Ich glaube, unser Herr habe euch erhört, denn es uns über den Golf nicht so übel gegangen ist, wie der Praner schreibt. Behalte diese Schreiben wohl; wenn es Gottes Wille ist, daß ich heim komme, so kann man sie lesen und noch mehr dazu sagen. Aber für den König muß man sie abschreiben und der Maria[1]) auch etwas Weniges abschreiben lassen, es würde ihr sonst wehe thun. Der Harrer kann es wohl, als eine vertraute Person, schreiben, damit sie weiß, wie es uns geht. Nach Bayern laß auch etwas schreiben. Der Praner ist gar fleißig mit dem Schreiben, er schriebe gern mehr; aber die Galeere wackelt so stark, daß er es nicht kann. Es ist unmöglich alles zu schreiben. Wir fahren zum Fischen aus, sehen so grausame Fische, daß es eins fürchten macht. Wie oft wünsche ich die Kinder zu mir. Du glaubst nicht, was man alles Schönes am und im Meere fischt und sieht. Ich schicke den Kindern hiemit etliche Muscheln, die wir aufgelesen haben, als man gefischt hat; den drei Buben und den drei Mädchen und der Katherle, daß sie es theilen. Ich hätte gerne mehr geschickt, man kann es aber auf der Post nicht führen; ich will desto mehr mit mir heim bringen, wills Gott.

Jetzt wird meine Plage angehen, wenn ich erst zum König und unter die Spanier kommen werde. Ich hoffe nur, es werde nicht lange währen; denn schon ist mir meine Weile gar lang nach euch. Erzherzog Albrecht wäre auch gerne bald daheim. Mein Gott, was wird man nicht alles sagen von uns, wie es uns geht!

Datum Alfaques[2]) im Hafen.

Ich weiß noch nicht, wann wir gewiß wegreisen werden. Ich bin so froh, daß ich ab dem Meere komme, ich habe es so genug. Anno 1599."

„Mein Kind! wie kömmt es dir vor, daß der kleine Dietrichstein[3]) ein Cardinal geworden ist? Was wird dein Beichtvater dazu sagen? Es geht in der Welt so seltsam zu. Schicke eine Abschrift, wie es dich und den Harrer gut dünkt, meiner Frau Schwester in Bayern von unserer Reise, was der Praner dir schreibt; sie wird es wohl gerne wissen wollen. Mein Ferdinand! du kannst nicht glauben, wie wohl und schön mich der Doria hält, daß ich gewiß ver-

---

1) Ihrer Tochter, der Fürstin von Siebenbürgen.

2) Eine Stadt mit Hafen an der gleichnamigen Bay und durch einen Kanal mit dem Ebro verbunden.

3) Franz von Dietrichstein, Probst von Leitmeriz, geb. 22. August 1570, gleich nach erlangter Cardinalswürde zum Bischof von Olmütz erwählt.

bunden bin, ihm etwas zu schenken. Nun ist er ein großer Herr; man hat mir daher gerathen, daß ich ihm 50 Sclaven an das Ruder schenke, gute, junge, starke Türken, die wohl ziehen mögen. Ich bitte dich, du wollest auf unsere Gränzen schicken, ob man deren bekäme; wenn man aber an unsern Gränzen nicht so viel bekäme, daß du nach Ungarn schreibest. Wir vermeinen, man könnte einen solchen Schelm um ungefähr 15 oder höchstens 20 Thaler kaufen, oder noch wohlfeiler; und sofern du vermeinst, daß man sie bekommen könne, so lasse mich es durch diesen Curier wissen, damit ich es dem Doria anzeige und mich erkundige, wo man sie hinliefern müsse. Du mußt nur nachfragen; es ist nicht gerade nothwendig, daß es Türken seyen, nur sonst arme Tröpfe und recht stark, die sich der Arbeit nicht scheuen; nur nicht ein kleines und schwaches Männchen, davon hält man nichts. Wir sind, Gott Lob, jetzt vor wenigen Stunden hier angekommen. Es sind viele Spanier da; es ist schon alles spanisch bei uns, ist gar seltsam. Man sagt, daß der König die Hochzeit nach Ostern haben werde. Es wäre sonst eine schöne Sache gewesen, wenn man die Hochzeit in der Marterwochen gehalten hätte[1]). Wir werden die heilige Zeit nicht in Valencia halten, sondern vier Meilen davon. Ich kann nicht schreiben, wie es heißt. Ich bin froh, daß wir in der heiligen Zeit allein sind. Mir ist schon meine Weile lang in Spanien.

Datum Vinaroz[2]), den 28. März Anno 1599."

33.

„Ich thue dir zu wissen, daß wir noch bis dato wohlauf sind, und liegen hier 3 Meilen von Valencia in einem Barfüßer-Kloster, haben, Gott Lob, schönen Gottesdienst. Die Hochzeit soll noch den 18. dieß gehalten werden. Ich hoffe zu Gott, ich könnte darnach den 21. dieß nach Madrid. Doch weiß ich es noch nicht gewiß. Es wäre für viele Dinge nützlich, wenn ich zu der Kaiserin[3]) käme. Der Khevenhiller ist nicht hier, aber schreibt mir, er wolle gewiß zu mir kommen, bevor ich von Spanien verreise. Wie es alles hier geht, schreibt der Praner eben, aber wie ein Hahn über heiße Kohlen. Es läßt sich nicht thun, wie wir gern wollten. Mir ist gar leid, daß ich so lange schon kein Schreiben von euch habe. Ich weiß

1) Unverkennbar ironisch gesprochen.
2) Seestadt an der Mündung des Ebro.
3) Maximilians II. Wittwe.

nicht, wie es mit dem Landtag steht. Ich habe den König gesehen (wie der Praner schreibt) und die Infantin. Ich kann dir nicht schreiben, wie wohl er mir gefällt, er ist schön, aber klein; du bist ein Riese darneben und du hast auch mehr Bart als er. Auch die Infantin[1]) ist eine feine Fürstin, und gar holdselig und freundlich; sie thut gar schön zu mir. Ich hoffe zu Gott, daß wir gewiß im Mai auf die Galeere sitzen werden, so daß wir eher, wills Gott, heim kommen werden, als wir vermeint haben. Ich kann die Stunde kaum erwarten: unser Herr verleihe uns eine glückliche Ueberfahrt. Ich hätte mehr zu schreiben, aber die Zeit ist jetzt gar heilig. Ich habe noch nichts mit dem König geredet; er ist etwa eine halbe Viertelstunde bei uns gewesen. Aber mit dem Markgrafen von Denia[2]) habe ich viel geredet; ich hoffe, du und ich werden eine große Freude an ihm haben, wie ich dir, wills Gott, sagen will. Er hat mit mir der Venetianer wegen lang geredet. Wenn ich nur alles hätte, wie die ganze Verhandlung ist, so würde es gar viel nützen. Ich darf nicht mehr davon schreiben, ich habe dir längst darüber geschrieben; ich hoffe gar viel Gutes. Du glaubst nicht, was der Markgraf für ein feiner Herr ist; er ist wie ein Deutscher, jedermann gibt ihm das Lob; mich freut, daß deine Schwester einen so treuen Diener an ihm haben wird[3]). Ich wollte, ich könnte dich wünschen zu der Hochzeit. Ich kann nicht mehr schreiben, ich muß zu der Metten gehen. Entschuldige mich gegen jedermann, daß ich nicht schreibe, ich habe nicht Zeit. So lange ich in Spanien bin, werde ich nicht viel schreiben. Der Friedrich von Paar wird auch bald abreisen. Es ist mir meine Weile gar lang nach Briefen von euch; wir sind halt weit von einander.

Datum im Kloster zu Murviedro[4]), den 9. April Anno 1599.

Mein Ferdinand! Weil ich hoffe, daß wir gewiß im Mai auf das Meer sitzen werden, so bitte ich dich, schicke mir fünf Görzer entgegen, daß sie zu Anfang des Juni gewiß zu Pavia seyen; finden sie mich nicht, daß sie halt warten, bis ich, wills Gott, komme; oder bin ich schon weg, so werden sie mich schon finden. Schicke mir aber feine Leute, denn ich habe gar wenig bei mir, und er-

1) Erzherzog Albrechts Verlobte.

2) Dem nachherigen Herzog von Lerma.

3) Worin aber die Erzherzogin sich bitter täuschte.

4) Stadt an der Küste, nördlich von Valencia, auf der Stätte des alten Sagunts gebaut.

krankt mir mein Gesinde fast ganz. Wir haben eine rechte Fasten gehalten in Spanien.

Meine Reise nach Madrid ist, Gott Lob, gewiß. So bald ich wieder zurückkomme, werden wir fortreisen. Meine Margaretha ist nicht zufrieden, daß ich von ihr ziehe; aber es geschieht alles ihretwegen. Es wird sich noch ungefähr 20 Tage verziehen. Den 21. dieß werde ich, wills Gott, abreisen. Den 28. wird die Hochzeit seyn. Es sind mir, Gott Lob, gleich jetzt Schreiben von euch zugekommen; ich kann sie aber mit dieser Post noch nicht beantworten, da ich sie noch nicht gelesen habe. Es sind die Antworten auf meine Schreiben von Savona. So sehen wir, daß uns noch eine Post aussteht, die ich von Genua mit dem Bilde abgeschickt habe; hierauf habe ich keine Antwort, ich fürchte, sie seye verloren, was mir gar leid wäre. Denn der Casal schreibt mir, von des Jürgisch wegen sollte ich Antwort geben; das Schreiben, welches dieses enthält, ist also nicht gekommen, ich weiß nicht, was es ist. Daß man sagt, die von Stein[1]) oder die Regina[2]) sey eine Braut mit dem von Stotzing, ist nicht wahr, so wenig als die Cezila[3]). Sie wird wieder mit mir heraus; ich will dir die Ursache schon sagen; es wäre weder für sie noch für die Margaretha. Ich kann nicht mehr davon schreiben.

Mich erfreut von Herzen, daß du so standhaft in der Religion bleiben willst, unser Herr bestärke dich darinnen. Ich kann die Schreiben jetzt niemandem beantworten, will es aber bald, wills Gott, thun. Entschuldige mich bei allen Kindern, und bei Andern. Ich habe die Copie schon gefunden von des Kaisers Schreiben der von Florenz wegen; du lobst gar stark. Der Rabatta schreibt mir von Venedig als eine Neuigkeit, daß der Kaiser die von Florenz nehmen werde. Ich bitte dich, weil ich gewiß glaube, wir werden ungefähr auf halben May wieder aufs Meer sitzen, du wollest fleißig beten und beten lassen, daß mir unser Herr zu euch, meinen lieben Kindern, helfe.

Mein Ferdinand! So bald dir dieses mein Schreiben zukommt, so schreibe von Stund an mit einer eigenen Post den Görzern, daß sie sogleich fortziehen auf Pavia. Vielleicht werde ich eher als sie kommen; sie müssen mich halt suchen, bis sie mich finden. Schreib

1) Fräulein Elisabeth von Stein, Hofdame.

2) Regina von Holleneck, ebenfalls Hofdame. Aus welchem Geschlecht sie stammte, wissen wir nicht.

3) Cäcilie.

ihnen, daß sie sich fördern. Ich klage dir auch von Herzen, daß der Regini den 8. dieß zu Vinaros gestorben ist. Du hast einen großen und treuen Diener verloren, Gott sey ihm gnädig. Das Meer hat ihm gar wehe gethan. Wie wir ans Land stiegen, hat er ein Fieber bekommen und ist wenig Tage gelegen.

Ich schicke dir hiemit einen Brief, den der P. Haller[1]) geschrieben hat, und noch einen, du wirst sehen, wie es den andern Kranken geht. Der den Brief geschrieben hat, ist des Königs deutscher Trabant, den man ihm dort gelassen hat, weil er beide Sprachen kann, daß er in allem Vorsehung thue. Es sind hier auch etliche Kranke: zwei Lakeyen, der Hans und Matheis, und des Hans Fischers Sohn, der Ferdinand; der Vater klagt sich auch, hat schon das Fieber; auch ist sonst noch etliches gemeines Gesinde krank. Die Jungfrau, davon er schreibt, die ist der Gräfin von Porcia Dienerin; und der von Holleneck[2]) Dienerin ist auch gar krank. Es wäre Zeit, daß ich wegzöge, ehe alles erkrankt und stirbt; es sind schon neun gestorben, die auf einer Galeere gefahren sind.

Jetzt will ich gleich dein Schreiben beantworten, denn die Post wird erst bis Mittwoch hinwegfahren. Mir ist recht leid, daß eine Post ausbleibt. Ich wollte nur wissen, ob du deiner Schwester Bild von Genua aus empfangen hast? Du hast gar recht gethan, daß du den Landtag bis nach Ostern verschoben hast; ich will, wills Gott, fleißig für dich beten; und du, thue das Deinige. Wollte Gott, daß ich mit dir leiden und helfen könnte. Mit der Theilung[3]) hat es wohl ein Bedenken. Wenn es nicht anders seyn kann, so muß es halt gehen. Wenn nur die Gränze nicht leidet, so geht alles hin. Das gefällt mir gar wohl, daß du sie alle nach einander fragen willst. Ich möchte in der Welt nichts lieber hören, als was ein Jeder sagen wird; das wird Etlichen seltsam vorkommen. Behalte nur das Büchlein[4]), bis ich, wills Gott, komme; denn ich fürchte, es würde mich nicht mehr in Spanien antreffen. — Was die Venetianer anbelangt, so wäre es gut, daß sie fromm würden; ich halte aber nichts davon. Wills Gott, will ich dir sagen, was ich hier gehört habe. Es wird dich freuen, und ich will, wills Gott, noch weiter davon reden. Es ist wahr, wir haben schon längst gedacht, daß du eine schwere Sache hast mit den Türken, Ketzern und Vene-

1) Margarethens Beichtvater.

2) Die oben erwähnte Regina von Holleneck.

3) Trennung des geistlichen Standes der Landleute von dem weltlichen.

4) Gewissermaßen das Protocoll über die Fragen.

tianern, und hast weder Hülfe noch Geld dazu. Unser Herr wird helfen, denn der Ketzer= und Türkenkrieg ist für seinen Namen. Merk nur fleißig, was der Fischer gesagt hat. Ich wollte gleich auch zufrieden seyn; wenn du alle Tage nur ein wenig bei mir wärest.

Ich habe hier nur ein heiliges Grab im Kloster gesehen, sonst ist der Gottesdienst gar feierlich. So es mir schon nicht gar wohl auf dem Meer gegangen ist, so freue ich mich doch wieder darauf, nur weil ich bald bei euch seyn werde. Es ist gar ein breiter Bach; sag dem Anton, viel breiter als der See zu Starnberg[1]), es sey auch gar nicht eben; aber sag ihm zugleich, wann er sich voll trinke, so müsse man ihn auf die Galeere schicken, da werde man ihn schon das Trinken verleiden. Wir haben nämlich oft unter uns über ihn gelacht. Du mußt die Mucken auslassen, der Kammerer wird dir viel auslassen. Ich will gerne hören, wenn er ein junges Früchtlein bekommen[2]) wird. Es ist wahr, wir sind nur zu Mühe und Arbeit erschaffen. Es ist nicht gut, daß der Landshauptmann ein Achselträger ist; du thust recht, daß du ihm nicht traust, aber schön thue ihm dennoch; du bist wohl ein Füchsl gegen ihn. Dein alter Kundschafter ist halt der Beste; der Jägermeister, hoffe ich, wird das Seinige thun. Ich bin von Herzen zornig über die Sidonia[3]), daß sie ihrem Manne so gar nicht schreibt; er ist recht traurig darüber. Sag' ihrem Bruder, daß er ihr einen derben Verweis gebe; sie hat auf neun Schreiben nie geantwortet, das ist doch zu viel; und wenn er ihr gar nicht schreibt, sollte sie doch ihm schreiben. Du hast nicht recht gethan, daß du des Praners Schreiben im Original nach Polen geschickt hast. Schreib wieder darum, denn ich wollte, du behieltest alles beisammen, daß ich aus allen mit dir ferner reden könnte. Ich habe den Doctor seither nie gesehen. Will gar gerne hören, wie du noch mit deiner Bayrischen Schickung thun willst, von des Landtages wegen; laß es mich wissen; denn du kannst die zwei[4]) nicht entbehren. — Ich glaube, unsere tyrolische Commission[5]) stecke ganz und gar; laß es mich

1) Der Starnbergersee in Bayern.

2) Vergl. den frühern Brief, in welchem die Erzherzogin nachfragt, ob dessen Frau guter Hoffnung seye?

3) Eine andere als die Sidonia Rieder; denn diese verheirathete sich erst später in Spanien; die hier erwähnte befand sich daheim.

4) Max von Schrattenbach und den Bischof von Seccau, die hinaufgehen sollten.

5) Wegen Vergleichung über Erzherzog Ferdinands Verlassenschaft.

wissen. Ich will gerne hören, was dir der Unverzagt zu Bescheid geben wird Florenz halben.

Du hast die zwei besten Rosse behalten, es ist gut, denn sie wären für den Max zu bös. Von dem Schecken hält man viel. Es ist ein Wunder, daß sie dem Stallmeister gefallen haben. Du thust recht, daß du ihm nicht vertrauet; er ist nicht, wie er seyn sollte. — Ich habe noch nichts vernommen, was der von Paar zu Salzburg ausgerichtet hat; ich glaube, diese Schreiben seyen verloren. Ich will gerne hören, was der Paradeiser richten wird. — Die Leonora ist einmal fleißig geworden; du hast recht gethan, daß du ihr einen guten Verweis gegeben hast. Mich freut, daß du die Complet hältst; wir haben sie auch alle Tage gehalten. So ist es auch recht, daß du der Königin selig[1]) ihren Jahrtag gehalten hast. Hilf doch Herrn Maxens Sohn zum Canonicat zu Passau. Mein Gott, wie lang schon ist die Sache[2]) ins Stocken gerathen. — Ich kann dir nicht beschreiben, wie ich mich auf Madrid freue. Der König ist hier gewesen. An dem heiligen Ostertag zu der Vesper ist er zu uns gekommen in die Kirche. Er hat eine gute Weile nur mit mir geredet. Er ist gar schön und heute ist er mir nicht so klein vorgekommen, wie das erste Mal. Ich hoffe zu Gott, er wird gar ein feiner König werden und unser aller großer Freund. Wollte Gott, du könntest ihn sehen, er ist heute etwa eine halbe Stunde bei uns gewesen; er ist mir schon gar lieb. Schreib dem neuen Cardinal, dem von Dietrichstein, und schau, daß die Görzer bald kommen. Grüße mir jedermann.

Datum Murviedro, den 19. April Anno 1599."

34.[3])

„Dein Schreiben vom 27. Februar habe ich erst den 26. April, als ich noch zwei Tagreisen von Madrid gewesen, unterwegs empfangen. Ich weiß nicht, wo dieß Packet so lang geblieben ist. Ich höre aber gar gerne, daß ihr alle wohl auf und gesund seid; deßgleichen weiß ich mich bis dato auch. Unser lieber Herr der gebe uns weiter seine Gnade. Aus zwei spätern Schreiben habe ich vernommen, wie es mit dem Landtag geht; vielleicht möchte sich die Sache jetzt etwas verändert haben und besser geworden seyn. Daß

1) Annas von Polen, Ferdinands Schwester.

2) d. h. die Bisthumsangelegenheit.

3) Von Secretärs Hand.

sich die Venetianer so übel halten, höre ich nicht gerne; hoffe aber, sie werden jetzt allbereits ein wenig hinter dem Berg halten, denn ich ihnen das Brandel dermaßen geschürt habe, daß sie vielleicht wollten, daß ich nicht herein gekommen wäre. Du bist ziemlich genug geplagt; aber bleib' nur beständig, so wird dich Gott nicht verlassen. Daß der von Paar so guten Bescheid von Salzburg gebracht, höre ich auch gar gerne, daß sich der von Salzburg so viel erbietet; ich will gerne sehen, daß die Werke den Verheißungen gleichförmig werden.

Mein Ferdinand! jetzt, Gott Lob, kommt es einmal dazu, daß wir die Deichsel wieder umkehren. Denn den 26. vergangenen Aprils bin ich, Gott Lob, gar glücklich allhier nach Madrid bei der Kaiserin angekommen, und bis Mittwoch, das ist den 5., werde ich wiederum von dannen verreisen. Meinen Weg nehme ich aber nicht mehr auf Valencia, sondern stracks auf Barcelona. Daselbst finde ich den König und die Armada. Ich hoffe zuversichtlich, wenn dieses Schreiben hinaus kommt, so werden wir mit Gottes Hülfe zu Genua oder noch weiter in Italien seyn. Unser lieber Herr gebe uns seine göttliche Gnade und Segen, daß ich samt den Meinigen diesen noch übrigen Weg glücklich und wohl verrichten könne. Ich kann dir jetzt nicht mehr schreiben, habe nicht Weile dazu, denn ich muß mich bei der Kaiserin und Erzherzogin Margaretha verabschieden. Ich besorge, wir sehen einander unser Lebtag nicht mehr. Grüße mir alle deine Leute.

Datum Madrid, den 2. May Anno 1599.

(Von der Erzherzogin Hand.)

Mein Kind! Ich schriebe gerne mehr, insonderheit wie mich die Kaiserin und meine Frau Maria so schön halten. Ich kann es aber nicht thun, denn ich habe keine Zeit. Ich habe dir Wunder zu sagen. Ich schicke dir hiemit ein Memorial von dem Khevenhiller. Thue darin nach seinem Begehren, denn du hast an ihm einen großen Diener, wie ich dir, wills Gott, sagen will. Morgen, wills Gott, kehren wir die Deichsel einmal nach der Heimath; Gott! bringe uns bald mit Frieden heim. Ich hätte gar viel zu schreiben, kann aber nicht."

35.

„Ich habe dein Schreiben vom 10. April wohl empfangen; es ist gar bald, schon in 24 Tagen, gekommen. Daraus habe ich ver-

nommen, daß euch meine Schreiben von Marseille wohl zugekommen sind. Ich hoffe, der Currier werde bald wieder zurückkehren, den ich geschickt habe, wie wir zu Vinaroz angekommen sind. Unser Herr helfe uns doch mit Glück und Gnaden heim. Aber das Meer erschreckt mich, wenn ich daran denke; ich hoffe zu dem ewigen Gott, er werde gnädiglich dazu helfen. Mein Verlangen heim zu kommen ist so groß, daß ich hoffe, unser lieber Herr werde mich dieser Freude theilhaftig machen. Ich schreibe gewiß oft, ich weiß nicht, wie es zugehen muß, daß ihr so selten Schreiben von mir habet, die Post muß Schuld seyn. Es hat nämlich im Golf böse Stöße abgegeben, wie du es schon vernommen haben wirst. Gott Lob, daß es also gerathen ist. Der Praner ist gewiß fleißig, aber jetzt schreibt er nicht, denn er ist zu Madrid krank, aber sein Weib muß es nicht wissen. Ich hoffe, er werde bald nachkommen. Der Wilhelm ist gar nichts[1]), der Harrer hat mich wohl mit ihm versehen! Mit welch großem Verlangen warte ich, wie der jetzige Landtag abgehen wird; Gott geb' besser. Sie müssen doch zuletzt zum Gehorsam kommen. Daß du deinen Beichtvater nach Rom schickst Straßburg halber[2]), wollte ich gerne wissen, was es doch ist. Ein jeder schreibt, ich werde es schon wissen, und damit weiß ich nichts. Schreib mir es doch, was es ist. Daß du in seiner Abwesenheit dem Balthasar beichten willst, sehe ich gerne; aber der Provincial wird es nicht gerne sehen. Er dürfte dem frommen Vater wohl einen Stoß geben, daß man ihn desto eher wegschicken wird, was mir gar leid wäre. Laß mich wissen, was der Provincial dazu sagt. Ich höre gar gerne, daß der Klesl dort gewesen ist und gepredigt, auch dem P. Balthasar geholfen hat; er ist ein guter Prediger. Er schreibt mir selbst, lobt die grätzische Andacht hoch, wie ich dir sein Schreiben hiemit schicke. Er ist ein Fuchs.

Ich kann nicht schreiben, wie schön mich die Kaiserin und meine Frau Muhme[3]) zu Madrid gehalten haben, und viel schöne Sachen verehrt, wie du, wills Gott, sehen wirst. Ich kann Madrid wohl mein Leben lang nicht vergessen, so viel Gutes ist mir geschehen. Deiner Schwester ist die Weile um mich lang. Der König schreibt mir gar freundlich: sie könnten kaum erwarten, daß ich zu ihnen komme. Gott Lob, wir sind alle fröhlich, daß wir nun heimwärts

---

1) Wahrscheinlich ein Secretär, der an Harrers Stelle getreten war. Die Erzherzogin dictirte diesem weit weniger als jenem.

2) Um für den Erzherzog Leopold das Bisthum Straßburg zu erwerben.

3) Wieder die Erzherzogin Margaretha della Croce.

ziehen. Der von Attimis geht noch gar hart. Ich weiß wohl, daß es dir um den frommen Gilg, Lakei, leid seyn wird. Wie ich von Valencia wegzog, so fragte ich, wo der Gilg sey, da sagte der Jörg er sey krank, hoffe aber, er werde bald nachkommen. So warte ich stets, daß er komme; da schreibt mir meine Tochter vom 4. dieß, daß er gestorben sey, aber sie schreibt nicht an welcher Krankheit. Ich kann nicht sagen, wie leid mir um ihn ist; man sagt, an der Bräune. Das Land ist heiß und die Weine stark; ich fürchte, sie haben ihm zu viel gegeben. Des Harrers Bruder ist zu Vinaroz gestorben, es ist mir gar leid um ihn; er hat zuviel starke Weine getrunken. Der Trabant, der Wischawez, hat mich bei dir um eine Fürbitte gebeten von wegen des Gilgen seligen Dienst. Weil er dann auch auf großen Reisen, als Polen, Siebenbürgen und jetzt treulich gedient hat und ein alter Diener ist, so gib niemanden diesen Dienst, als ihm; er verdient es; du wirst wohl mit ihm zufrieden seyn. Ich schicke dir seine Supplication. So hat mich auch der Schreiber dieses Briefes gebeten an des Harrers statt; und weil er so wohl schreibt, sich auf dieser Reise, wie ich nicht anders weiß, immer wohl gehalten, so bitte ich auch für ihn. Der Jörg, Lakei, ist gar krank und man besorgt sich seiner sehr, sofern er nicht schon gestorben ist. Ich habe ihn auch zu Madrid gelassen, ist mir gar leid. Er hat die Bräune auch stark, wie man sagt. Der Weltenhofer, der Edelknabe, ist den gleichen Tag krank geworden. Wie ich von Valencia wegzog, schrieb mir meine Tochter, daß der Doctor sich seiner sehr befürchte. Unser Herr hat seinen Zehent wohl von meinen Leuten genommen; wenn er nur jetzt aufhörte, es wäre genug; doch alles nach seinem göttlichen Willen, Amen! Der erhalt uns noch alle in Gesundheit, Amen!

Meine Margaretha schreibt mir, daß der König und sie, auch der Erzherzog und die Infantin eine Weile auf des Don Carlo[1]) Galeere spazieren gefahren seien. Wie sie ans Land gestiegen, so hat ein Grande, der Graf von Lermos und sein Weib (denn er wird Vicekönig in Neapel werden), auch der alte und junge Doria auf derselben Galeere nach Vinaroz fahren wollen. Da sind sie von einem Sturm überfallen worden, und ist mit den guten Leuten die Galeere verloren worden, daß man nicht weiß wo sie hingekommen sind. Meine Tochter fürchtet nur, daß sie der Wind in das Maurenland getragen habe, denn es nur 50 Meilen von Valencia

1) Des jungen Doria.

entfernt ist. Ich kann nicht schreiben, wie leid und Angst mir ist. Sollten wir den alten und jungen Doria verlieren, wo wollten wir hin? Ich fürchte mich zu Tode mit andern zu fahren; aber ich hoffe zu dem ewigen Gott, sie werden wieder gefunden werden, wie ich denn alle Stund mit großem Verlangen darauf warte. Es wäre mir unendlich leid, da der alte Doria so ein trefflicher Seemann ist. Ich habe es dir darum geschrieben, auf daß, wann die Nachricht hinaus käme, du nicht vermeinest, daß etwa uns etwas geschehen wäre; denn man sagt allemal mehr, als es ist. Ich bitte dich, gib dem Wischawez, dem Trabanten, den Thürhüterdienst an des Gilgen statt; es wird dich nicht reuen, er ist wohl so ein guter Mann. Der junge von Paar ist mit mir auch auf Madrid, er ist jetzt schwer erkrankt. Er muß wieder zurück nach Madrid; ich fürchte sehr, er werde sterben, er ist gar schwach. Die Leute lassen ihnen nichts sagen. Ich hätte gerne gesehen, daß er dort bei dem Praner geblieben wäre. Auch ein junger Koch ist schwer krank; ich fürchte, sie werden beide sterben. Sag dem alten von Paar nichts davon, bis man sieht, was es werden will. Du mußt der Pranerin sagen lassen, wie ich ihr es hiemit auch selbst schreibe, daß ich den Praner zu Madrid gelassen habe, weil er in meinen Sachen zu schaffen habe.

Datum Maranchon, den 10. Mai Anno 1599."

36.[1])

Als ich vorgestern, den 25. dieß, wiederum, Gott Lob, glücklich und mit guter Gesundheit von Madrid nach Barcelona gekommen bin, habe ich wohl sechs Posten mit Schreiben, welche theils gar alt, theils aber ziemlich frisch sind, als nämlich vom 7., 20., 27. März, 17., 25., 29. April und auch 10. May, von dir wohl empfangen, habe aber bis dato deren noch keines gelesen. Ich besorge fast, ich werde keines lesen können, bis ich, wills Gott, wieder auf die Galeere komme; denn es ist mir nicht möglich wegen der beständigen Besuche und andern Sachen solche zu lesen, will geschweigen zu beantworten. Darzu so purgiere ich heute und will mir noch zu Ader lassen, ehe ich einschiffe, damit ich weniger Gefahr einer Krankheit zu befürchten habe. Unsere Abfahrt von hier soll bis kommenden Mittwoch den 3. Juni gewiß vor sich gehen. Ich schreibe dieses nur deswegen, damit ihr wisset, wo ich bin, wie ich

1) Von Secretärs Hand.

lebe, und daß ich die Schreiben alle empfangen habe. Sobald ich aber, wills Gott, nach Genua und glücklich hinüber gekommen bin, so schicke ich dir einen eigenen Currier. Unterdessen wollest du mir jedermann grüßen und mich entschuldigen, daß ich niemandem schreibe.

Was du mich aber in einem und dem andern um Rath fragst, sowohl der Maria[1]) als anderer Sachen wegen, stelle ich alles dir und dem Herrn Maxen heim; was ihr daher vornehmen und thun werdet, dessen werde ich zufrieden seyn, denn der Max weiß allbereits meinen Willen und meine Meinung. Doch allein was nicht kann anstehen, bis ich heim komme. So wirst du dich auch noch wohl erinnern, daß du mich gebeten hast, wenn ich nach München reise, möchte ich dir erlauben, daß du auch hinaufkommen dürfest. Nun bin ich noch gänzlich der Meinung, daß ich nach verrichteter Reise nach Loreto meinen Weg durch Bayern nehmen will, und bin wohl zufrieden, wenn du auch hinkommen willst, ich will dich von Herzen gern haben und dort sehen. Aber ich befürchte, es werde zu dieser Zeit nicht wohl seyn können, da gerade dann die größte Gefahr auf der Gränze seyn wird; und solltest du jetzt bei den so übel beschaffenen Sachen etwas Schaden leiden, so denke bei dir selbst, was man sagen würde? insonderheit weil deine Landleute auch noch so stetig sind. Ich hoffe aber zu Gott, weil die Sachen also auf dem Landtag beschaffen sind, es werde noch alles gut werden. Sonst will ich dich von Herzen gern haben. Frage aber zuvor deine Räthe. Es könnte nicht schaden, wenn du auch dem Kaiser etwas davon schriebest; denn du weißt, wie seltsam man zu Prag ist. Insonderheit wenn es übel zugehen sollte, dürfte man wohl dir in allem die Schuld geben. Ich kann nicht mehr schreiben. Grüße mir jedermann.

Datum Barcelona, den 28. May, Anno 1599.

(Von Marias Hand.)

Mein Kind! Es ficht mich an, daß ich nicht schreiben kann, da ich keine Zeit habe, die Briefe zu lesen; denn ohne allen Zweifel wirst du viel Bescheid begehren von der Maria und anderer Sachen wegen. Nun kann ich ja nicht Bescheid geben, weil ich die Briefe nicht lesen kann. Thue halt nach des Herrn Maxen Rath, wie er meint,

1) Maria Christina, deren Scheidung von Sigismund Bathori gerade obschwebte.

daß es am besten sei. Ich kann nicht schreiben, wie froh ich bin, daß ich bald wieder aufs Meer komme; unser Herr helfe mir hinüber. — Ist der Siebenbürger nicht ein Schelm? Was wird der Kaiser sagen? Ich fürchte es werde ein großes Feuer werden. Laß mich wissen, wie deine Schwester ist? — Was des Maxen, deines Bruders, Reise nach Loreto anbelangt, so sag' ihm: ich lasse ihn grüßen, aber jetzt könne es nicht seyn; erstlich weil ich den Tag nicht weiß, wenn ich nach Loreto komme; zum andern weil eine so große Hitze ist, daß ich fürchte, der Bub würde sterben mit dem Reiten bei der Hitze. Aber ich habe der Margaretha zugesagt, daß ich ihn gewiß mit guter Gelegenheit will hin[1]) lassen, und ich will es auch, wills Gott, thun. Darum habe er jetzt Geduld. Ob er mit dir nach München kommen solle, sofern du noch hinkommen wirst, so thue, was der Herr Max, du und der Herberstorfer für besser hält, und rede es ihm mit guten Worten aus.

Mein Kind! wie freue ich mich zu euch! Wenn nur die Görzer kommen, wie ich dir geschrieben habe, daß du sie schicken sollest. Wollte Gott, daß ihr den Tag wüßtet, wenn ich aufs Meer sitze; wie fürchte ich mich auf die Hitze."

37.

„Ich lasse dich wissen, daß ich, Gott Lob, samt der ganzen Gesellschaft gestern um fünf Uhr wohl hier angekommen bin. Dem ewigen Gott sey ewiges Lob, daß er uns über das ungestüme Meer so gnädiglich geholfen hat. Ich weiß vor Freuden nicht, was ich thue. Ich will mich nur 3 Tage hier aufhalten und alsdann fort, wie ich dir mit ehestem einen Zettel schicken will, daß du sehen kannst, wie ich ziehe; denn der Reiseplan ist noch nicht bestimmt. Wie es auf dem Meere gegangen, wirst du von dem Praner vernehmen. Saget doch Gott Dank, daß ich es überwunden habe. Unser Herr helfe mir nur mit seinen göttlichen Gnaden wieder heim. Amen! Ich habe 4 Schreiben von dir empfangen vom 4., 16. und 25. May und vom 7. dieß; ich will sie kurz beantworten, damit der Curier bald wegkomme. Es ist mir leid, daß ihr so lange kein Schreiben von mir habt, da ich euch doch fleißig schreibe. Der Praner ist fleißig. Deine venetianische Unterhandlung hat der Marquis von Denia gar wohl geführt. Ich habe ein starkes Schreiben an die spanische Botschaft zu Venedig, wovon ich dir die Copie

---

1) Nach Loreto.

bringen will, wills Gott. Es ist mir seltsam, daß der Friedrich von Paar nicht gekommen ist. Du wir sehen, daß eine Gans über Meer gekommen und eine wieder heim gekommen ist; er ist gar ein Knopf. Der von Eggenberg zieht fort von hier, heim, er meint in 16 Tagen bei dir zu seyn, der wird viel sagen können. Ich glaube, ich habe nun alle Schreiben von euch empfangen; etliche sind gar naß angekommen, daß man sie nicht hat lesen können. Die von Holleneck[1]) bringe ich mit mir und habe die Niederin an ihrer Statt drinnen gelassen. Die von Holleneck ist stets krank, wie ich denn fürchte, sie werde kaum lebendig heim kommen. Man hat sie von ihres Vaters wegen nicht haben wollen, weil er lutherisch gewesen; aber sagt es niemandem; ich glaube, es seyen auch sonst Ursachen gewesen, wie ich dir sagen will. Ich fürchte, es werde mit der Niederin auch also gehen; doch sagt man, man habe sie gar gern.

So habe ich vernommen, wie es mit dem Landtag steht; unserm Herrn sey Lob, daß es also geht. Aber die Conditionen sind nichts werth. Mich erfreut nur, daß du nicht weichen willst. Du siehst, wie dir unser Herr bisher ist beigestanden; ich zweifle nicht, er wird es auch ferner thun, wenn du an ihn dich hältst und für seine Religion streitest. Der Nuntius in Spanien, der Camillo Gaetano, ist ein gewaltig feiner Mann, und gar gut auf deiner Seite. Weiche den Landleuten nur nichts und ergib dich nicht, es wird wohl gehen. Der Kaiser hält sich auch wohl in dieser Sache. Ich will nichts lieber hören, als wie sich der Landshauptmann gegen dich verhalten hat. Ich höre gar gerne, daß sich dein alter Kundschafter und der Jägermeister so wohl halten. Dann ist mir gar leid, daß die tyrolischen Sachen stocken; unser Herr wird helfen. Was die bewußten Sachen anbetrifft, wovon du mir durch den Grafen von Porcia geschrieben hast, habe ich dieselben wohl empfangen. Wie hoch freut es mich, daß die Maria[2]) wieder bei uns ist, weil es ja nicht anders seyn kann. Ich kann kaum erwarten, bis ich zu euch komme. Du hast recht gethan, daß du mir von dem Einritte geschrieben hast. Ich bin froh, daß das Madele[3]) wieder gesund ist. Wo bleibt nur der närrische Fritz[4])? Von Venedig schreibt man mir, daß er dort gewesen ist; er wird nun schon zurückgekehrt seyn? Ich wollte den Leopold gerne gesehen haben, das Mensch be-

1) Ursula von Holleneck.
2) Die Fürstin von Siebenbürgen.
3) Die Erzherzogin Magdalena.
4) Friedrich von Paar.

schwören. Die Leonora und Max werden sich gefürchtet haben. Gott gebe, daß das arme Mensch ledig sey. Mein Kind; was wird das für ein Handel seyn mit dem Kandelberger[1])? Ich erwarte es so begierig, daß ich es nicht beschreiben kann, was daraus werden wird. Ich fürchte, es werden ihrer Viele ins Spiel kommen. Was wird man von dir sagen, daß du das thun kannst? Unser Herr steht den Seinigen bei, die ihre Hoffnung und Vertrauen zu ihm haben. Laß mir durch den Casal alles schreiben, Ich kann die Stunde kaum erwarten, daß ich zu euch komme. Ich habe dich gestern von Herzen zu mir gewünscht, wie wir hier angekommen sind, so schön hat man geschossen. Danket nun Gott, daß mich unser Herr über Meer geführet hat. Ich bin und bleibe deine treue Mutter bis in den Tod: ich will von deinet und euer aller wegen gerne sterben, wenn ich euch nur Gutes thun kann.

Datum Genua, den 19. Juni Anno 1599.

Grüße mir alle deine Leute, insonderheit deinen Hofmeister. Schick' mit den polnischen Briefen von Stund an eine eigene Post, der König begehrt es. Der Stadler ist so schwarz geworden, daß er sagt, wenn er nach Grätz komme, werde man sagen, der schwarze Casperl kommt; er ist gar närrisch mit Reden."

38.

„Ich kann nicht unterlassen, dir zu schreiben, weil ich so eine gute Gelegenheit habe durch den von Eggenberg. Wie es uns geht, wirst du von ihm vernehmen. Es ist mir leid, daß er wegzieht. Du weißt noch nicht, was du an ihm hast; aber ich habe auf dieser Reise die Leute kennen lernen, wie ich dir, wills Gott, sagen will. Er wird dir alles mündlich sagen, wie ich im Sinne habe, meine Reise vorzunehmen. Unser Herr helfe mir bald zu dir und euch allen. Mir kommt vor, wann ich kommen werde, es werde uns allen fremd vorkommen: spanisch bin ich aber nicht, wie ihr sehen werdet. Der von Eggenberg wird dir im Geheimen viel zu sagen wissen. Frag' ihn nur und schick mir ihn bald wieder entgegen, im Fall er kann seines Weibes wegen. Grüße alle Kinder und alle Leute. Ich habe nicht Zeit zu schreiben; ich muß in ein Kloster fahren.

Datum Pavia, den 27. Juni Anno 1599."

---

1) Kandelberger, Abgeordneter des unkatholischen Theils der Landleute nach Prag; dort auf des Kaisers Befehl verhaftet und zur Untersuchung nach Grätz geliefert.

39.

„Ich habe dein Schreiben vom 14. dieß wohl empfangen, aber nicht eher Antwort geben können, da ich gleich nach meiner Ankunft in Genua meine Reise fortgesetzt habe, und drei Tage zu Pavia gewesen bin; da haben mich die Weiber mit ihren Besuchen geplagt, daß ich schier bin närrisch geworden. Ich kann mich nicht genug verwundern, daß ihr so selten Schreiben von mir habet, da ich doch gewißlich fleißig bin und oft schreibe. Wie der Landtag abgegangen ist, habe ich vernommen. Man lasse sie protestiren, so lang sie wollen, wenn sie nur die Bewilligung thun. Aber schwer ist es, daß man stets zu klagen hat. Wie kann man ihm aber thun? In der Welt ist nichts, denn Mühe und Arbeit; und von der Religion und Ehre wegen ist es billig, daß wir auch leiden und brennen, bis wir zu einer rechten Ruhe kommen. — Ich fürchte mich gewiß, daß keine Ruhe mit den Venetianern seyn wird, wenn man nicht, wie du schreibst, eine Veränderung mit Zengg[1]) vornimmt. Der König und seine Minister sind auch dieser Meinung; sonst, weiß ich, wird der König thun, was er kann.

Ich habe mich entschlossen, auf dem Meere nach Loreto zu fahren; denn du glaubst nicht, wie mir diese Reise so schwer wird in der Hitze, als sollte es Leib und Leben gelten. Sonst wollte ich für kein Ding in der Welt mehr aufs Meer, als nur deßwegen. Ich habe daher den Grafen von Porcia nach Venedig geschickt und begehre 4 Galeeren von ihnen, daß ich von Gora aus nach Ancona fahren könne wegen der Hitze und anderer Ungelegenheit. Man sagt mir, daß ich 10 Tage an der Reise gewinne. Ich habe es zuvor mit dem Doria und dem Ferrante Gonzaga[2]), der mit mir zieht, berathschlagt, ob ich es begehren solle. Beide sagen, es wäre allerdings die beste Gelegenheit; sie würden es gerne thun, im Falle sie nur schon Galeeren im Meere hätten. Ich erwarte mit großem Verlangen den Grafen. Du kannst nicht glauben, was ihre Botschaften sich alles Guten gegen mir erbieten. Jetzt will ich Friede zwischen ihnen und euch machen. Unser Herr helfe mir auch diese Meerfahrt überwinden. Wenn es nicht Loreto anbeträfe, brächte mich kein Mensch in der Welt aufs Meer.

---

1) Der Hauptsitz der räuberischen Uskoken, aber unter österreichischem Schutz stehend.

2) Ferdinand II., Fürst zu Guastalla, Andreas Doria's Tochtermann.

Fragst du mich, was ich von dem von Salzburg halte[1])? Nicht so viel wie der Dena. Wie gern wollte ich umkehren, daß ich nicht zu ihm käme; er ist nichts werth. Ich bitte dich, laß dir des Khevenhillers Sachen befohlen seyn; er thut uns viel Gutes. Der Curier muß gewiß ein böser Mensch seyn. Du hast gar recht gethan, daß du deinen Beichtvater nicht nach Rom geschickt hast, der P. Alfonso[2]) kann es eben so gut verrichten, als er. Wenn ich jetzt, wills Gott, nach Loreto kommen werde, will ich sehen, wenn ein Cardinal hinkäme, daß ich mit ihm darüber reden könnte. Hätte ich länger bei dem König seyn können, hätte ich gute Hoffnung gehabt, ihn bald gewonnen zu haben; er thut mir gar schön. — Ich habe mir wohl gedacht, es werde dir um den Gilgen leid seyn; es ist mir auch leid. Der Wischowisch, der Trabant, ist auch sehr krank; ich fürchte, daß er nicht auch sterbe. Auch der Jörg, Lakei, ist krank. Daß du schon einen andern an des Harrers Bruders Statt angenommen hast, habe ich vernommen. Ein andermal sey dessen eingedenk, wofür ich gebeten habe; es ist ein guter fertiger Schreiber, hat sich wohl gehalten. Der Weltenhofer ist, Gott Lob, wieder gesund; es ist ihm aber das Haar ausgegangen, er sieht gar närrisch aus. Der Herzog von Parma[3]) ist bei mir gewesen; er ist gar ein schöner, feiner Herr; er hat sich gewaltig höflich gehalten, wie der Praner schreiben wird. Ich möchte ihn wohl zu einem Schwiegersohne haben, wenn es Gottes Wille wäre; wie man denn schon hievon sagt, ich werde ihm die Maria geben; er weiß nichts davon und ich auch nicht.

Ich kann mich nicht genug verwundern, daß du zugegeben hast, daß man die Magdalena und Constancia, ohne mein Vorwissen, gefirmt hat. Sie hätten wohl gewartet, bis ich gekommen wäre; denn mich bedünkt, ihr solltet euch, was die Kinder anbelangt, keine Neuerung unterstehen. So höre ich auch, daß die Leonora reitet. Es verwundert mich sehr, daß du es zugibst. Wenn ich gewollt hätte, daß sie reiten solle, ich wollte es sie schon längst haben lernen lassen. Man könnte ihr keinen größern Schaden thun; darum laß sie nicht mehr reiten. Ebenso sehe ich nicht gerne, daß die

---

1) Wolf Dietrich von Reitenau, Erzbischof von Salzburg.

2) Alfonso Cariglio, der um diese Zeit wegen Maria Christina's Ehescheidung nach Rom war geschickt worden.

3) Rainuccio I., der vierte Herzog; nachher durch seine Gemahlin Papst Clemens VIII. Neffe, jetzt aber noch unvermählt.

Maria oft reitet, aus Ursachen, die ich ihr wohl sagen will. Ich denke, es werden wohl mehr Veränderungen ohne mein Vorwissen gemacht worden seyn, was mir nicht gefallen wird.

Ich habe so eben wieder ein Schreiben von dir empfangen von dem 20. May. Daß ihr zu Herberstorf gewesen seyd, sehe ich gar gerne; ich weiß wohl, es wird dir wohl gefallen. Du schreibst mir, du seyest noch deiner vorigen Meinung mit der bayrischen Reise. Du schreibst diese Worte: „E. Dl., die werden gnädigst durch den Grafen von Porcia vernommen haben, was meine Meinung wegen der bayrischen Reise ist. Dabei ich es nun gänzlich, weil es E. Dl. Meinung gemäß ist, verbleiben lasse.“ Nun weiß ich nicht, was du für eine Meinung meinst; darum schreibe mir, was ich thun solle, damit wir im Einverständniß bleiben; denn du kennst meinen Herrn Bruder und Herzog Max, auch meine Frau Schwester, wie arglistig[1]) sie sind, und jemanden so bald mit Worten fangen, daß ich mir einmal nicht traue, als wenn ich deine Meinung ausdrücklich weiß. Jedermann schreibt von Grätz, daß die Maria nach Bayern reisen werde. Nun kann ich nicht glauben, daß sie ohne mein Vorwissen und Bewilligung ziehen sollte, wie ich es denn nicht gut heißen würde. Es ist jetzt nicht Zeit, daß sie hinaufziehe. Darum schreib mir, woher du glaubest, daß dieses komme.

Mein Ferdinand! du und die Maria kennen die Welt noch nicht, wie ich sie jetzt habe kennen lernen. Wohl dem, der bei der deutschen Einfalt bleibt. — Der Decker schreibt, daß der Max krank sey. Du und er schreiben nichts davon; darum hoffe ich, es sey nicht. Morgen, wills Gott, komme ich nach Ferrara.

Datum auf dem Po zwischen Mantua und Ferrara, den letzten Juni 1599.“

40.

„Ich lasse dich wissen, daß ich, Gott Lob, gestern wohl hier angekommen bin und morgen, wills Gott, ziehe ich nach Loreto. Obschon ich im Sinne hatte auf dem Meer zu fahren, wie ich dir geschrieben habe, hat mir doch der Herr Cardinal de S. Clemente gerathen, ich sollte es nicht thun; denn es sey jetzt gar unsicher, da es sehr böse Winde habe. Also habe ich es gleich dem Rossi[2])

---

1) Doch nicht in dem schlimmen Sinn des Wortes gemeint, mehr — gewandt.

2) Erzherzoglicher Agent in Venedig.

geschrieben, daß er der Herrschaft danken solle; und wie ich schreibe, kommt mir ein Schreiben von dem Grafen von Porcia[1]), mit der Meldung, daß die Venetianer vor vier Tagen die Galeeren nicht schicken könnten; es ist also gleich recht abgegangen. Ich bin selbst froh, daß ich nicht mehr auf das Meer darf. Ich ziehe in sechs Tagen, wills Gott, nach Loreto, 2 Tage bleibe ich dort, 7 Tage wieder nach Mantua, alsdann, wills Gott, weiter. Da ich dir jetzt, bis ich nach Mantua komme, nicht wohl mehr werde schreiben können, so lasset euch die Weile nicht lang seyn. Sag der Pöllin, ihre Schwester sey jetzt bei mir hier. Die Jungfrauen Hofmeisterin ist krank; die behält sie bei ihr und auch meine Waschin[2]), bis ich, wills Gott, wieder von Loreto komme; alsdann wird sie beide nach Mantua schicken. Sonst lasse ich noch 14 Kranke zu Ferrara, die, hoffe ich, sollten auch nachkommen. Ich habe nicht Zeit nach Polen zu schreiben; schicke diesen Brief der Ursula[3]), damit mein Herr Sohn, der König, weiß, wo ich bin. Grüße deine Geschwister alle und jedermann. Unser lieber Herr helfe mir bald heim.

Datum auf der Insel bei Ferrara[4]), den 2. Juli. 1599."

41.

„Ich habe dein Schreiben vom 28. Juni gestern zu Pesaro durch den von Urbino[5]) wohl empfangen, und daraus vernommen, daß der Currier von Genua auf den 26. nach Grätz gekommen ist, und daß ihr vernommen habet, daß mir unser lieber Herr so gnädiglich über Meer geholfen hat, dem sey ewiges Lob. Ich habe mir wohl gedacht, ihr werdet eine große Freude gehabt haben. Daß du aber der großen Hitze wegen in Besorgniß bist, so ist sie, Gott Lob, noch wohl zu ertragen; denn es hat acht Tage geregnet, so daß es Vormittags ziemlich kühl ist, wie ich denn meistens Vormittags reise. Ich habe meine feste Hoffnung zu Gott und seiner lieben Mutter, es werde uns nichts thun. Alle die Welschen verwundern sich sehr, daß ich jetzt daherkomme; die Begierde aber zu diesem heiligen Hause macht mich nichts empfinden. Mein Gesinde wurde sehr krank, wie ich denn zu Rimini der von Holleneck Dienerin und den Meister

1) Graf Hermes von Porcia.

2) Frau von Wetzlar, geborene Wasch, Hofdame.

3) Die Kammerfrau der Kinder des Königs von Polen.

4) Eine durch die Mündungen des Po gebildete Insel.

5) Franz Maria II., aus dem Hause Rovere, der letzte Herzog von Urbino, der das Herzogthum dem päpstlichen Stuhl als fälliges Lehen übergab.

Drivot Pellwurer und zwei Trabanten am Fieber gelassen habe. Unser lieber Herr behüte uns ferner. Es wäre wohl Zeit, daß unser Herr ein Genügen hätte. Ich wollte, daß ich hätte sehen können, wie es euch gefreut haben wird, wie der Currier gekommen ist. Ich glaube gewiß, der alte von Paar wird das Botenbrod gewonnen haben. Was den Maxen anbelangt, schreibt er mir, daß er auch zufrieden ist, daß er nicht nach Loreto komme, er bittet mich aber, daß ich ihn nach München möchte kommen lassen. Das kann nicht seyn. Aber ich denke, auf Mariazell könnte er kommen, wie ich dir denn, wills Gott, mündlich durch deinen Hofmeister, oder wen du schicken wirst, will sagen lassen. Ich möchte ihn nicht gerne am Studieren verhindern; aber um dieselbe Zeit werden gerade die Hundstage seyn, daß etwa sein Wunsch erfüllt werden kann; doch will ich erst sehen. Die Görzer sind zeitlich gekommen und warten fleißig auf, ich bin wohl mit ihnen zufrieden. Der Praner ist gar faul, schreibt jetzt nichts, wie es auf der Reise zugeht. Es geht mir, Gott Lob, wohl. Unser Herr helfe mir nur heim! Von Fritz weiß ich nichts Böses; ich will dir schon sagen, was ich gemeint habe. Die Copie kann ich dir jetzt nicht schicken der Venetianer wegen; aber, wills Gott, durch deinen Hofmeister; sag' ihm nur, daß er mich daran erinnere. Der Eggenberg wird viel zu sagen haben, er weiß viel, hält auch nichts von Spanien. Der König hat sich gegen mir wohl erzeigt. Daß du fragst, ob er vertraulich gewesen seye, so ist es nicht ein Ding wie in Deutschland oder Polen, es geht alles nach der Etiquette. Aber mit einem Worte, der König ist in der Zucht wie der Max, daß er nichts reden oder thun darf ohne Wissen des Marquis[1]). Durch ihn hat er vertraulich mit mir reden lassen. Er ist halt noch wie ein Kind, getraut sich nicht zu reden; ein frommes Herz ist er, darf es aber nicht zeigen, wie ich dir sagen will. Gewaltig schön hat er mir gethan, aber mit Furcht, wie ein Kind; ich mag nicht mehr davon schreiben.

Ich höre gerne, daß der Landtag beschlossen ist; wenn es nicht anders seyn kann, ist es gut, nur daß du stets wirst geplagt seyn. Ich höre gerne, daß der alte Kundschafter und Jägermeister wohl mit dir stehen, es sind halt aufrichtige Herzen. Den Landshauptmann wird der Buckel beißen von wegen des Kandelberger; ich

1) Marquis von Denia, des Königs Oberhofmeister. Wie weit in der Folge diese „Zucht" gieng, ist aus der Geschichte bekannt.

fürchte, man wird seltsame Sachen bei ihm finden; verwahr ihn nur wohl. Ich schicke dir hiemit meinen Reisezettel; ich kann es bei etwa drei Tagen so genau nicht treffen, aber früher komme ich nicht; es könnte sich um etwa drei Tage verlängern. Daß du schreibst, du wollest die Hirschjagd nach Judenburg anstellen und du möchtest gerne, daß ich zu dir komme, so kann das nicht seyn, aus Ursache, daß ich gar müde bin; ich wollte gern einmal rasten. Daß du aber gerne deine zwei ältern Schwestern mit dir nehmen willst, kann ich gar nicht rathen oder zugeben, aus vielen Ursachen: da du nicht verheirathet bist und sie auch nicht, und hätten keine Mutter bei ihnen. Gedenk', was man von der Schwester und andern redet! Die Maria hat bisher ein gutes Lob, ich wollte nicht, daß sie es bei uns verlöre; die Welt ist seltsam. Darum laß mir alle zu Grätz, bis ich komme, es ist viel besser. Ich habe erst jetzt die Welt kennen lernen. Darum ist es gar nicht gut, daß die Maria und Leonora mitziehen. Sofern sie schon mit dir wären (wie ich nicht hoffe, daß du es ohne mein Vorwissen thun würdest), so laß sie wieder zurückziehen; denn ich wollte nicht gerne, daß sie unter viel Männern wären, wenn ich nicht dabei bin. So bedarf auch die Leonora des Studierens mehr, als die zwei kleinen, denn sie des übrigen Witzes nicht zuviel hat. Der Max ist auch besser daheim, und ich will hoffen, auch du werdest mich zu Grätz empfangen. Darum ziehe desto eher heim, denn ich deiner in vielen Dingen dort bedürfen werde; empfangt mich sogleich alle mit einander.

Mein Kind! habe gut Achtung, daß die Maria nicht zuviel mit den Männern redet, oder daß sie gar mit in ihr Zimmer kommen; denn ich höre wunderliche Dinge, daß sich eins wohl hüten sollte, sie mehr als andere, weil sie nicht recht verheirathet gewesen ist. Sie ist fromm; geräth aber ein Ding nicht, so werden wir als böse Leute ausgelegt. Die Leonora ist sonst frisch, bedarf des Aufsehens; denn ich habe unterwegs Sachen gehört, die mir nicht gefallen und nach denen ich starke Nachfrage haben werde. Du bist jung und meinst, du müssest gleich thun, was sie begehren. Gib der Leonora nicht zuviel Freiheit, es ist nicht gut; es wird ihr anthun; wenn ich komme, so werde ich es anders machen; denn das gute Lob meiner Kinder möchte ich gerne erhalten. Du darfst mir glauben, daß man fleißig auf Euch Achtung giebt; ich hätte es nicht geglaubt. Unser Herr helfe mir nur bald zu Euch. Das Reiten gefällt mir nicht; wenn ich dabei wäre, so gienge es noch hin; aber ohne das

ist es nicht fein; du wirst es mit der Zeit inne werden. Das Meer ist nicht still.

Datum Sinigaglia, den 7. Juli Anno 1599.

Wann dein Hofmeister zu mir kommen könnte, ehe ich nach Innsbruck käme, wäre es gar gut; mich bedünkt, von Judenburg aus hätte er gar nahe. Denn ich wollte nicht, daß der Herr Bruder wüßte, daß jemand von dir wäre bei mir gewesen. Könnte er wohl zu mir kommen, ehe ich nach Innsbruck käme? — Schreibe mir die rechte Wahrheit, ob nicht der Stallmeister und andere Männer zu der Maria in ihr Zimmer kommen, oder ob sie in deinem Beisein mit ihr reden? Mein Kind! Hüte fleißig, es thut sehr vonnöthen, insonderheit die Leonora. Schick den Pater nicht; du weißt, daß er zum voraus im Argwohn bei dem Herrn Bruder ist; der Hofmeister ist besser, er kann wohl zu mir kommen, ehe ich nach Innsbruck komme; er kann vorgeben, er ziehe auf seine Güter[1]); so merkt man es desto weniger. Dein Beichtvater schreibt mir, daß der Nuntius den Leopold einsetzen werde. Ich bitte dich, siehe, mein Kind! daß man es aufschiebe, bis ich heim komme, damit ich den Leopold versehen und mit ihm reden könne; auf eine so kurze Zeit kommt es doch nicht an. Laß durch den Casal mir schreiben, wie es mit dieser Sache ist, da ich es aus des Paters Schreiben nicht recht verstehen kann. Halt doch den Leopold auf, bis ich komme; ich wollte gerne alles vorsehen."

42.

„Ich habe dein Schreiben vom 5. dieß wohl empfangen, samt den Einschlüssen, und daraus vernommen, was dir die Frau Schwester schreibt. Es ist ziemlich spitzig, aber sie hat schier Ursach, weil sie nicht weiß, wie die Sachen stehen. Ich werde in ungefähr 5 Tagen nach Verona kommen. Ich kann mich nicht genug verwundern, daß ihr kein Schreiben von mir habet, da ich doch meine, ich schreibe gar oft. Ich bin, Gott Lob, wohlauf, aber die Hitze bringt mich schier um. Ich habe den frommen Pater Johannes[2]) hinter mir lassen müssen; er ist übel auf zu Bologna geblieben. Du kannst denken, wie mir ist, daß ich keinen Beichtvater habe. Ich führe einen welschen Pater mit mir, der deutsch kann, bis nach Mantua;

1) Die er in Tyrol besaß.
2) Reinel.

von Mantua nehme ich einen andern mit, bis Innsbruck, denn dieser ist gar alt; von Innsbruck wieder einen andern bis München; von München einen nach Grätz. Aber ich hoffe zu dem ewigen Gott, der fromme Pater werde bald hernach kommen. Ich kann nicht genugsam schreiben, wie mir so Angst ist, daß Pater Johannes krank ist und ich keinen Beichtvater bei mir habe, den ich kenne. Ich lasse schier an allen Orten Kranke hinter mir, bin wohl recht arm; unser Herr helfe mir es überwinden. Jetzt fehlt nur noch, daß ich und der Doctor auch krank würden, so sind wir darnach fertig. Wie unser Herr will! Unser Herr hat auch die Jungfrauen Hofmeisterin[1]) den 9. dieß zu Ferrara zu sich erfordert, wie du aus dem Schreiben sehen wirst. Gib der Pöllin den Brief. Kein Mensch kann es glauben, was mir diese Kranken für Sorge bringen und so viel Unkosten. Ich habe zu Loreto den Mundkoch, den Gensmeier und den Hans, Lakei, den Büchsenmeister im Schloß, des Mundkochs Buben, und noch einen Trabanten gelassen; zu Bologna habe ich den P. Johannes, den Wilinger, Koch, den Balthasar, Kellerbinder und des Küchenmeisters Diener gelassen; auch ziehen Etliche mit, die so schwach sind, daß ich nicht weiß, wie sie fort kommen können, so daß ich bald fast gar niemanden mehr habe; ich bin doch recht arm, wie der Adam. Da du meinst, du solltest deine Brüder mit dir auf die Jagd nehmen, so thue, was der Hofmeister und die Praeceptores rathen, mir gilt alles gleich. Der Hirsch zu Sant Jörgen ist ziemlich feist gewesen. Ich fürchte wohl, ich werde heuer nicht viel Hirschen sehen; ich muß eben Geduld tragen. Ich kann dir nicht beschreiben, wie schön man mir thut im Welschland. Der Herzog von Modena[2]) thut mir gar schön. Morgen, wills Gott, komme ich zu deinem Fürsten, der sich so gemein mit dir gemacht hat[3]), hernach auf Mantua. Ich habe gar lang kein Schreiben von der Margaretha gehabt; es ist mir die Weile lang darnach. Grüße mir meinen lieben Herrn Maxen, entschuldige mich bei ihm, daß ich nicht schreibe, ich kann vor Hitze nicht. Bete, daß

---

1) Die Hofmeisterin der Edelfräulein.

2) Cäsar von Este, der nach dem Tod seines Vetters, Alphons II., als unebenbürtig zwar wohl von dem Kaiser die Reichslehen des Hauses, nicht aber vom Papst die kirchlichen erhalten konnte, sondern Ferrara mußte heimfallen lassen.

3) Könnte nur einer aus dem Hause Gonzaga gewesen seyn, welches sich damals in verschiedene Zweige theilte. Den Namen wüßten wir nicht anzugeben.

die Sache mit deiner Heirath wohl abgehe. Mir ist gar Angst dabei, daß alles über mich gehen sollte.

Datum Bonport[1]), den 17. Juli Anno 1599."

43.

„Ich habe durch die letzte Post kein Schreiben von dir gehabt, aber der Harrer schreibt mir, daß du deine Briefe dem P. Valleri[2]) gegeben hast. Daraus muß ich schließen, daß dir mein Schreiben zu spät wird zugekommen seyn. Der Harrer schreibt mir, du wollest gleich alle deine Geschwister mit dir auf die Jagd nehmen. Du wirst aus meinem Schreiben schon vernommen haben, daß ich es nicht für gut halte, daß deine Schwestern mitziehen sollten, aus vielen Bedenken, vor allem, weil ich nicht dabei bin. So komme ich auch nicht nach Judenburg, denn ich bin lange genug herumgezogen, wollte gerne rasten. Es ist daher viel besser, sie seyen zu Grätz. Aber deine Brüder kannst du mitnehmen, im Falle die Präceptores und Hofmeister es rathen. Darum nimm deine Schwestern nicht mit, weder groß noch klein.

Ich kann dir nicht genugsam beschreiben, wie schön man mich zu Mantua gehalten hat, wie ich dir, wills Gott, sagen will. Auch die Venetianer machen es gar gut mit mir, sie haben mich nach Verona geladen, wie ich denn gestern dort gewesen bin. Sie haben mir die ganze Stadt anerboten. In Summa, die Worte sind trefflich gut, sprach der Schuster. Ich ziehe nun, Gott Lob, weiter; morgen, wills Gott, komme ich nach Roveredo, übermorgen nach Trient. Ich klage dir treulich, daß ich den P. Johannes zu Bologna am Fieber gelassen habe (er ist sehr krank gewesen) und den Doctor Gisbert zu Mantua, auch am Fieber; so daß ich sowohl den geistlichen als den leiblichen Arzt zurückgelassen habe. Du kannst dir denken, wie es mir ist. Ich will sehen, ob ich von Trient aus einen Doctor mit mir führen könnte bis nach München. Kommt mein Doctor nicht eher, führe ich einen von München mit bis nach Grätz. Ich kann nicht schreiben, wie mir all' mein Gesinde erkrankt. Der Caspar sagt, es seyen gleich alle die Nöthigsten krank: der Beichtvater, der Doctor, der Mundkoch und der Garderobier, und es ist wahr, ich bin so arm an Leuten, daß ich es nicht schreiben kann. Ich bin in beständiger Erwartung, wann es an mich kom-

1) Ein Dorf am Panaro, im Herzogthum Modena.

2) Willer, Ferdinands Beichtvater.

men wird. Wie es unser Herr will! Morgen, wills Gott, ziehe ich durch die Clause[1]).

Datum Valarei[2]), den 23. Juli Anno 1599."

44.

„Ich habe dein Schreiben durch den Pater, das andere vom 19. dieß empfangen und von dem Pater alles vernommen; ich habe ihm über alles wieder mündlichen Bescheid gegeben. Er will mich nicht lange schreiben lassen, denn er sieht, wie matt und schwach ich bin; ich kann fast bald nicht mehr. Aber von Euretwegen will ich noch thun, was ich kann. Was einen Cammerer für den Maxen anbelangt, hat es wohl noch Verzug, bis ich komme. Der Pranker gefällt mir dazu nicht übel; resolvier' dich mit nichts, bis ich komme. Ich glaube gern, daß die Streithändel wieder angehen; ich fürchte, es gebe keine Ruhe, so lange du und ich leben. Aber will man es anders machen? In der Welt geht es einmal so zu. Ergib dich nur nicht, wie dich denn der König von Spanien hoch dazu vermahnt. Gott gebe, daß es mit Zengg wohl abgehe. Der Venetianer gute Worte gegen mich könnten nicht besser seyn. Laß mich wissen, wie du des Khevenhillers Sachen erlediget hast; thue ihm schön, er kann dir viel dienen, wenn er will. Ich nehme den Pater nicht nach München mit, man würde ihn dort hängen, vielleicht mich auch; so laß halt ein Requiem für mich halten. Ich habe den Pater nicht zu lang aufgehalten, er muß auch ausruhen. Der von Parma hat kein Wort gemeldet von Heirath, ich auch nicht; wir haben andere Sachen geredet, wie ich dem Pater gesagt habe; der Praner ist Dolmetsch gewesen. — Was die Firmung anbelangt, ist es schon verziehen. Du mußt dich von dem Herrn Hans[3]) nicht alles überreden lassen, er versteht es nicht. Das Reiten hat auch seinen Weg, wenn es nur nicht mehr geschieht. Wenn ich, wills Gott, komme, will ich sie schon zu rechter Zeit reiten lassen, wenn ich dabei bin. Wenn du alles thun willst, was die Leonora begehrt, würdest du oft Unrecht thun. Das „Diendl" muß einen Zaum haben, sie würde

1) Wahrscheinlich der Engpaß, der einst oberhalb Serravalle durch einen Bergfall, dessen Dante im 12. Gesang der „Hölle" erwähnt, gebildet wurde. S. Webers Tyrol II., 604.

2) Kann kein anderer Ort seyn als Serravalle, unfern von Ala, auf dem linken Etschufer, an der Straße von Verona nach Trient, nahe bei der erwähnten Clause.

3) Dem Präceptor der Erzherzoginnen.

sonst die Füße brechen. Ich sehe wohl, sie verläßt sich in allen auf die Maria; komm' ich, so wird es anders heißen. Die Maria ist verständig, daß sie nichts gegen meinen Willen thun wollte; es würde ihr nicht wohl anstehen, denn hätte sie mich nicht, so hätte sie wenig. Wir wollen uns schon mit einander vergleichen. Für eine Buße gebe ich dir auf, daß du einen großen Hirschen schießest. — Ich hoffe, mein Schreiben sey dir zugekommen, daß es besser wäre, du ließest deine Schwestern daheim, wie es noch meine Meinung ist: nimm sie ja nicht mit, weil sie keine Mutter bei ihnen haben; man würde seltsam davon reden. Aber die Brüder mögen hingehen, sofern man es für gut hält. Daß du gerne sähest, daß ich auf die Jagd käme, so habe ich deinem Beichtvater die Ursache gesagt, warum es nicht seyn kann. Ich thäte es gerne, aber ich kann nicht. Ich hoffe, du werdest die Schwestern nicht mitgenommen haben; wenn es je geschehen wäre, so gienge es besser hin alle vier, als die zwei ältern allein, aus vielen Ursachen. Gott gebe, daß ihr ein gutes Vergnügen habet. Dein Beichtvater wird dir allerlei sagen. Bete, daß es zu München wohl abgehe; mir ist gar Angst dabei. Aber von deinetwegen wollte ich gerne sterben, wenn nur dir damit geholfen wäre. Ich kann vor Hitze nicht mehr schreiben.

Datum Bozen, den 27. Juli Anno 1599.

Der König von Polen beklagt sich sehr, daß er so selten Schreiben von mir habe, daß du ihm auch nie zuschickest, was der Praner schreibt. Du weißt, daß ich dir nie schreibe, ohne zugleich an den König oder die Ursula zu schreiben; du weißt auch, daß ich dir befohlen habe, du sollest ihm alles zuschicken. Laß mich doch wissen, wie es sich damit verhält. Thue es ihm, sey fleißig damit, da es ihn gar verdrießt, und nicht unbillig, denn er ein guter Freund ist."

45.

„Ich habe dein Schreiben vom 23. dieß wohl empfangen. Gleich jetzt in dieser Stunde zieht dein Beichtvater weg; von dem wirst du allerlei vernehmen; der Currier wird aber eher als er kommen. Was deinen Hofmeister anbelangt, hat es keine Noth, weil es geschehen ist. Für meine Person habe ich den Beichtvater gern, aber ich fürchte mich nur wegen des Herrn Bruders, daß er bei ihm nicht in Argwohn komme; ich will jedoch sehen, wie ich ihm thue. Dessen magst du dich versehen, daß ich thun will als eine treue Mutter; wiewohl es gar schwer ist. Du hast gar recht gethan, daß du den Hofmeister nicht hieher geschickt hast. Was du meinst mit

dem Max, ob er nach Mariazell kommen solle oder nicht, gilt mir gleich; was du, die Hofmeister und Präceptor für besser halten, das geschehe. Ob vielleicht der Leopold auch mit sollte? Ich meine fast, es wäre besser, sie blieben beide zu Grätz; doch wie ihr vermeinet. Der Max hat wohl stets darum angehalten, es liegt aber wenig daran. Wie du es machst, bin ich zufrieden. Aber auf die Jagd könntest du deine Brüder mitnehmen, im Fall die Hofmeister und Präceptores es für gut halten, wie es denn der Pater für gut gehalten hätte. Der Praner ist am Haar genommen zu werden wohl werth, er ist gar faul; die Hitze thut ihm halt wehe. Behüte Gott seinen Christoph, es wäre gar schade um das liebe Kind; aber sein Weib schreibt, es sey besser geworden. Ich höre gerne, daß der von Eggenberg guten Bericht gegeben hat, er weiß nämlich alles wohl. Behüte dich Gott vor der Infantin[1]): ich habe dir viel davon zu sagen. Bitte Gott nur um Beistand in der Religion. Er wird dich nicht verlassen, sey nur standhaft. Wie warte ich so sehnlich zu vernehmen, was der Kandelberger pfeifen wird! Wie ist Gott so wunderlich in seinen Werken! Schicke mir doch den Bericht darüber von stundan. Behüte uns Gott das Deutschland! Jedermann hat gehofft, ich werde nicht nach Bayern ziehen; dein Beichtvater sey darum gekommen, daß ich gleich nach Grätz ziehen sollte. Nun habe ich vernommen, was dein Votum ist; ich habe mit deinem Beichtvater geredet. Das Thor-Salben[2]) wird viel kosten. Ebenso habe ich vernommen, daß du deine Reise nach Eisenärz verändert hast. Du thust gar recht, daß du deine Schwestern nicht mitnimmst, aber die Brüder wären recht gewesen. Ich will dir wohl mehr Ursachen sagen, warum deine Schwestern nicht sollen mitgezogen seyn. So höre ich gerne, daß keine Männer zu der Maria kommen. Was die Leonora anbelangt, will ich dir auch schon alles sagen, läßt sich nicht schreiben; man kann nicht genug hüten: es thut bei dieser Welt alles vonnöthen. Es würde bei der bösen Welt ein seltsames Ansehen gehabt haben, wenn die Schwestern unter so vielen jungen Männern mitgezogen wären, ohne eine Mutter. Ihr könnt das nicht berechnen, aber die Leute sind bös. Ich bin wohl zufrieden, daß du zu mir nach Leoben kommst und mit mir nach Bruck ziehst und darnach gen Grätz, besser als daß du mich dort, zu Grätz,

---

1) Unerklärlich, da es damals außer der eben mit Erzherzog Albrecht vermählten Clara Isabella Eugenia keine Infantin gab.

2) Die Sache wieder in ihren gehörigen Gang bringen.

empfängst. Ich will gerne sehen, wenn ich es erlebe, was es alles seyn wird. Wenn du nur keine Unkosten aufgehen lässest, es wäre doch der Mühe an mir Alten nicht werth. Sag dem Jägermeister, daß er auf der Hirschen Inselt und Kreuzl gut Achtung geben lasse, und wenn man Gemsen fängt, daß man im Magen sehe wegen den Kugeln, wie er wohl weiß. Ich ziehe nun im Namen Gottes weiter und hoffe, ich werde eher bei Euch seyn, als wir vermeinen. Darum säume dich nicht mit dem Jagen. Ist der alte Jägermeister nicht bei euch, halte ich nichts davon. Ich hoffe, der von Eggenberg wird zu mir nach München kommen.

Datum am Colman, den 28. Juli Anno 1599."

46.

„Ich habe dein Schreiben vom 30. Juli wohl empfangen und gar gerne vernommen, daß du gute Lust hast. Ich weiß wohl, wie die Bergjagden sind; sie sind viel lustiger als die auf der Ebene, aber auch mühsamer. Ich darf nicht daran denken, also gelustet mich dazu. Ich habe befürchtet, es werde der Jägermeister nicht bei dir seyn, so wäre es alles vergebens gewesen, wenn kein Alter mehr da ist. Grüße ihn von meinetwegen und sag' ihm, daß er das Inselt und Kreuzel fleißig und sauber aufhebe. Ich muß gar kurz schreiben, denn du weißt, daß es bei so guter Gesellschaft nicht Weile gibt. Ich bin, Gott Lob, gestern wohl hier angekommen; unterwegen habe ich eine Jagd gehabt, ich habe einen Hirschen geschossen; es ist gar lustig gewesen. Man hat mich schön empfangen. Meine Schwester Maximiliana und der Herr Bruder Ferdinand sind bis nach Benedictbeuern gekommen, der Herr Bruder Wilhelm, seine Gemahlin, Herzog Max und Albrecht bis nach Forsterriedt. Im Haus haben die junge Herzogin[1]) und Maria Anna und Magdalena[2]) mich empfangen. Sie thun mir gar schön. Wills Gott, den 16. ziehe ich von hier weg, so daß ich verhoffe auf den 24. oder 25. nach Leoben zu kommen. Ich kann nicht mehr schreiben, allein grüße mir jedermann. Dahier ist jedermann wohl auf.

Datum München, den 6. Augusti 1599."

In der zweiten Hälfte des Augusts traf die Erzherzogin wieder in Grätz ein. Zwei Triumphbogen, unter denen sie einziehen sollte,

1) Elisabeth, Herzogin von Lothringen, Herzog Maximilians Gemahlin.
2) Herzog Wilhelms jüngste Tochter, damals 12 Jahre alt.

waren errichtet. Für Ausstattung derselben durch Malereien, Sinnbilder und Denksprüche hatten die Jesuiten gesorgt. Bei dem Herannahen der Fürstin erschallte Gesang von den Prunkgerüsten. Die Geschichte von Barlaam und Josaphat wurde zu ihrer Bewillkommung in dem Collegium als Festspiel aufgeführt. Nach wenigen Tagen brachte Adam von Waldstein die Glückwünsche des Kaisers zu freudenreicher Rückkehr, die nachher von dem Oberhaupt der Kirche ebenfalls einliefen.

Sechszehntes Capitel.

Marias dritte Reise nach Polen.

Mit vollestem Recht dürfen wir Gottesfurcht, Sittsamkeit und Arbeitsamkeit als die drei Grundkräfte bezeichnen, welche Maria bei Erziehung aller ihrer Kinder aufs sorglichste pflegte, damit durch dieselben deren Leben bewegt und geordnet werde. Vermöge dessen war die Königin von Polen ihrem ganzen Wesen nach mehr der ernsten als der ergötzlichen Seite des Daseyns zugewendet, also daß sie den Hofherren, welche ihr riethen, den Kummer über den Verlust ihrer Schwester Gregoria Maximiliana durch Lustbarkeiten zu verdrängen, zur Antwort gab: „Niemals haben weltliche Vergnügungen einen Reiz für mich gehabt. Gastmählern, Hochzeitsfesten, selbst den vornehmsten, ähnlichen Ergötzlichkeiten mochte ich mit Lust niemals beiwohnen, Tänzen nur dann, wenn es Wille der Mutter war. Jederzeit liebte ich die häusliche Stille; den Verkehr mit Männern habe ich gemieden, so weit es mir möglich war. Nichts gieng mir über die Ruhe innerhalb der Wände der Wohnung, über den Umgang mit der Mutter. Oeffentlich habe ich mich nur gezeigt, wenn es Gottes oder des Wohls der Nächsten wegen geschehen mußte, auch dann jederzeit in Begleit der Mutter." Nach des Gemahls Krönung zu Upsala verdoppelte die Königin den Eifer zu Gottesdienst und Gebet. Ein halbes Jahr vor ihrem Tod verrichtete sie gemeinsam mit demselben eine Wallfahrt zu unserer Lieben Frau von Czenstochau, einzig in der Absicht, deren Schutz ihre beiden Kinder anzuempfehlen; denn bei aller Jugend bewältigte sie öfters ein Vorgefühl nahenden Todes. In diesem sagte sie damals zu Sigismund: „Wir werden nicht lange beisammen seyn; mein Weilen auf Erden wird kurz dauern; bald müssen wir uns trennen; der Tod wird unser Liebesband lösen." Versuchte es der König, von so trüben Ahnungen sie abzuwenden, dann versetzte sie: „wie Gott

will; aber ich fühle wohl, daß ich nicht lange mehr leben werde; mein Körper ist so angegriffen, daß das Lebenslicht frühe erlöschen wird." Deßwegen nahm sie seit jener Wallfahrt Walassers „Kunst zu sterben" häufig zur Hand, betete sie täglich den Klaggesang: „Tag des Zornes".

Sigismund hatte sich wegen des bevorstehenden Reichstages und einer unmittelbar darauf beabsichtigten Fahrt nach Schweden gegen Ende des Jahres 1597 nach Warschau begeben, die Königin ihn begleitet. Dort herrschte, wie durch das ganze Land, auch gleichzeitig über Italien und Deutschland sich erstreckend, ein Katharrfieber, welches seuchenartig die Menschen befiel und hinraffte. Der König, beinahe der ganze Hof, die Königin ebenfalls, wurden davon befallen. Sie zwar nicht heftig, um bald wieder befreit zu scheinen; doch blieb körperliche Schwäche, geistige Ermattung zurück. Da sie früher Aehnliches erfahren, jetzt ihrer Entbindung nahe stand, ward dieses weniger beachtet. Von der Mitte des Januars an wurde sie besonders heiter, schien sie selbst körperlich kräftiger, fuhr sie öfters an sonnigen Tagen mit dem König aus, begleitete ihn sogar am St. Sebastianstag auf die Jagd. Am 8. Febr. hatte sie mit dem gesammten Hof die heilige Communion empfangen, selbst aber beinahe den ganzen Tag unter brünstigem Gebet in der Kirche zugebracht, denn sie war Willens, für einen glücklichen Ausgang des Reichstages und eine erfolgreiche Fahrt des Königs in sein Erbreich ein 40stündiges Gebet zu veranstalten. Sie hatte aber an ihrem Hofe den Gebrauch eingeführt, am Anfange eines jeden Monats die Namen der Heiligen, deren Gedächtnißtage in denselben fallen, mit einigen Denksprüchen, um sich während dessen Verlaufs an jene und an diese öfters zu erinnern, durch das Loos unter die Ihrigen austheilen zu lassen. Ihr war dießmal mit dem 10. Februar und der heiligen Scholastika der Spruch zugefallen: „Gedenke Mensch, daß du Staub seyest und in den Staub zurückkehren werdest," nebst der Anweisung, den Tod sich vor Augen zu stellen und für die verstorbenen Gläubigen zu beten.

In der Nacht, die dem 9. Februar vorangieng, wurde Anna von heftigen Brustbeklemmungen befallen. Doch stand sie zu gewohnter Zeit auf und gab sich wie sonst ihren Uebungen hin. Um 8 Uhr ließ sie den Jesuiten Fabianus Quadrantinus rufen und sagte mit etwas gedämpfter Stimme: „Verwichene Nacht habe ich mich gar übel befunden, nur schwer athmen können; jetzt fühle ich mich gottlob leichter. Flehet unter der heiligen Messe um meine

Gesundheit!" Zugleich gab sie ihm eine beträchtliche Summe zur Vertheilung an die Armen; denn, fügte sie bei, weit größeres Vertrauen setze ich in frommes Gebet, als in die Kunst und in die Mittel der Aerzte. Der Frage des Geistlichen: „ob sie Gottes Wink, die Welt zu verlassen, gerne folgen würde," antwortete sie mit heiterem Muth und gefalteten Händen: „freudig, freudig würde ich sterben. Du weißt, Herr! daß ich außer Dir in der Welt nichts begehre. Dein Wille geschehe!" Dann blickte sie den Beichtrater milde an und fügte bei: „Ihr wißt, daß heute der Tag wäre, an welchem ich die Armen speisen sollte. Ich fürchte, meine Mattigkeit werde es mir nicht gestatten; ich möchte es daher gerne auf den folgenden Tag verschieben, und, so Gott will, was ich heute nicht vermag, morgen durch größeren Fleiß gut machen." Sie hörte dann die gewohnten zwei Messen und lag ihren Geschäften ob, bis sie um Mittag, dem Rath der Aerzte folgend, als krank in ihr Gemach sich zurückzog.

In der Nacht wurde das Athmen schwerer, was auch ihre Leibesfrucht unruhig machte. Doch hörte sie noch am folgenden Morgen zwei Messen, nur etwas später als gewöhnlich, zwischen 10 und 11 Uhr; denn, da sie die ganze Nacht schlaflos zugebracht, war sie gegen Tagesanbruch ein wenig eingeschlummert. Nach der Messe verlangte sie zu beichten, wobei sie das Haupt beugte und, drei Mal an die Brust schlagend, rief: „Jesus, Jesus, Jesus! sey mir Sünderin gnädig." Auf die Frage: „ob sie Beklemmung fühle?" erwiederte sie: „einzig wegen der Rechenschaft, die mir für die Seelen in meinen beiden Reichen vor Christo allernächstens bevorsteht; aber ich hoffe, in Ihm einen barmherzigen Richter zu finden." Sie fragte sodann ihren Arzt, Johann Baptist Gemma, wie lange er meine, daß sie noch leben könne? Da er ihr die Gefahr, in der sie schwebe, nicht verhehlte, schickte sie unverweilt zu dem Nuntius Malaspina, daß er ihr die letzte Oelung reiche, während dessen der Beichtvater eilends aus der Kirche das Sacrament herbeibringen sollte. Beides geschah. Als der Nuntius die heilige Handlung verrichtet hatte und der König in Thränen beinahe zerfloß, rief ihn Anna mit zärtlichem Blick an den Lehnstuhl, auf welchem sie saß, und sagte: „Müssen wir uns trennen? Da es aber dem Herrn der Welt gefällt, daß wir auf eine Zeit von einander scheiden sollen (wiewohl ich hoffe, daß wir in Seinem Haus bald wieder uns vereinigen werden), empfehle ich vor allem mich und meine Seele in Euer frommes Gebet; sodann Eurer väterlichen

Treue und Liebe meine theuern Kinder; endlich meine Hausgenossen, die, wie Ihr wohl wisset, größtentheils Waisen ohne Eltern und Vaterland sind. In Eure Hände, Eurem Schutz empfehle ich sie."

Da der König nur mit Thränen antworten konnte, bat ihn Anna, seinen Kummer zu mildern, und lag ihm selbst ob, daß er zum Mittagmahl gehe. Doch wollte er nicht von der Stelle weichen; denn bald neigte die Gemahlin unter allgemeinem Schweigen das Haupt nach der rechten Schulter, breitete die Arme aus und rief: „Flehet zu Gott für mich." Das waren ihre letzten Worte. In eben dem Augenblick, in welchem der Priester mit dem heiligen Sacrament in das Gemach eintrat, um die Mittagszeit, verschied sie, ruhig, ohne Todeskampf, gleich als wäre sie eingeschlummert. Von den Aerzten hatte früher keiner ihren Tod geahnet, ein einziger die Unregelmäßigkeit des Pulses für ein bedenkliches Zeichen erklärt. Der Tag ihres Todes war gerade derjenige der heiligen Scholastika, für welchen der Looszedel auf sie gefallen war; derselbe, an welchem ihrer und ihres Gemahls Ahnfrau, der österreichischen Elisabeth, König Casimirs IV. Gemahlin, vor 146 Jahren zu Krakau die polnische Königskrone aufs Haupt gesetzt worden, derjenige, an welchem nach Abfluß zweier Jahre, nur um 20 Stunden weniger, die siebenjährige Tochter Anna Maria ihr folgte. Anna selbst hatte ihr Leben nur auf 24 Jahre, 5 Monate und 24 Tage gebracht. Man wollte bemerkt haben, daß zur Zeit ihres Hinscheids über dem Königsschloß zu Warschau, besonders über demjenigen Theil, welchen sie bewohnte, zwei weiße Tauben unter wechselseitigem Liebkosen schwebten.

Da die Zeit ihrer Entbindung nahe gestanden hatte, wurde sogleich Veranstaltung getroffen, die Leibesfrucht von ihr zu nehmen. Es war ein wohlgestaltetes Söhnchen. Anfangs gab es kein Lebenszeichen. Wie es aber den Mund öffnete und, daß es lebe, nicht sich bezweifeln ließ, erhielt es in der Eile die heilige Taufe und den Namen Christoph. Aber in wenigen Athmenzügen war sein Leben verlaufen; aus dem Leib der Mutter gieng es in deren Sarg über.

Unsere Gelehrten haben die Lebensweise vornehmer Römerinnen bis in die genauesten Einzelnheiten erforscht; Geschichtschreiber wendeten verdankenswerthen Fleiß darauf, Bilder der Gewohnheiten und Neigungen hervorragender Fürstinnen zu entwerfen; aus manchen Denkwürdigkeiten gewinnen wir die genaueste Kenntniß der Bestrebungen, Ansichten und Neigungen mehr als einer Frau,

die unter ihren Zeitgenossen sich bemerklich gemacht hat. Sollte es minder der Mühe werth seyn, Aehnliches von einer Fürstin zu vernehmen, dieweil sie in dem katholischen Glauben die Grundkraft ihres Daseyns und alles ihres Thuns ehrte? Mag einem solchen Umriß nicht wenigstens die Anerkennung wiederfahren, daß er die Schilderungen der Mannigfaltigkeit menschlicher Bestrebungen und menschlicher Eigenthümlichkeiten wenigstens um eine vermehre, so manchen andern eine solche beifüge, der, wenn nicht von den Meisten ein Vorzug zugesprochen, doch als einer in sich vollendeten Erscheinung minderes Recht zum Hervortreten nicht dürfe zuerkannt werden?

Anna hatte an der warmen Liebe, womit Maria alle ihre Kinder umfieng, noch einen gesonderten Antheil. Bloß wenige Tage vor dem Tod der Tochter bezeugte ihr die Mutter: „Ich kann und darf es dir nicht verhehlen, daß du unter allen Kindern mir stets das liebste gewesen seyest, und es mir vorkömmt, daß, wenn alle andern mir theuer sind, ich doch nur dich liebe, dich umfange, die mütterliche Zärtlichkeit fortwährend nur dir gegolten hätte.“ Wiederholt erklärte Maria während ihrer Anwesenheit in Krakau zur Beisetzung ihrer Tochter: „Darum habe sie an ihr mit besonderer Innigkeit gehangen, weil sie solche Freudigkeit in der Gottesfurcht, solche Hingebung in den Gehorsam, solche Bescheidenheit und Demuth, solche kindliche Ehrerbietung während ihrer ganzen Lebenszeit bewiesen.“ Deßwegen war auch der Kummer über deren Verlust bei Maria so tief, tiefer noch als bei dem Hinscheid ihres Gemahls, konnte sie lange Zeit denselben nicht bemeistern; so daß Besorgniß für ihre Gesundheit, selbst für ihr Leben geweckt ward. Sie erwiederte auf einen Trostbrief des Jesuiten Fabianus Quadrantinus. „Was Ihr mir zur Beruhigung und zu Stillung meiner Thränen schreibet, ist alles wahr und dient mir zur Erleichterung; aber meine Thränen sind doch gewaltiger, und ich kann ihrem Lauf nicht Einhalt gebieten. Was ich gehabt und nun verloren habe, das weiß nur ich zu ermessen. Wie sehr wünschte ich aufgelöst und bei ihr zu seyn! Ich bitte unsern Herrn Christum um die einzige Gnade, daß er die Bande dieses elenden Leibes trennen und zu meiner heißgeliebten Tochter mich möchte aufschwingen lassen.“

Auch bei Anna war das Aufgehen in die Kirche Grundwurzel alles innern und äußern Lebens. Wir aber sind unter dem Fortgang der Zeit jenem und seiner durch den ganzen Tageslauf sich verflechtenden Bethätigungen dermaßen entfremdet, und haben uns,

dasselbe zu unserer fortwährenden Leuchte zu machen, in solchem Maße entwöhnt, daß wir einen alltäglich mit der Kirche beginnenden und durch dieselbe sich vollendenden Lebensgang entweder als knechtischen Mechanismus verachten, oder als Geist und Willen lähmende Uebung belächeln, im besten Fall eine ehrenwerthe Sonderheit längst vergangener Zeit darin erkennen. Diese Freude am Gebet, diese Begierde nach den Heilmitteln, dieser unwiderstehliche Drang zu den heiligsten Handlungen hat für unsere veränderte Lebensansicht und Lebensweise seine Klarheit, die damals so Viele durchstrahlte, beinahe gänzlich verloren. Für Anna war sie unerläßliche Bedingung des Daseyns. In einer zierlichen Sammlung von Gebeten, welche sie sich schon als junges Fräulein angelegt hatte, fand sich auch folgendes, öfter von ihr wiederholtes: „Grundgütiger Gott, heiligster Vater und Herr! da es Dein Rathschluß war, mich in diese Welt zu setzen, so danke ich Dir für Deine Barmherzigkeit, die mir solche Eltern bereitet hat; nicht weil sie durch ruhmreichen Namen, hohen Rang und erlauchte Abkunft unter den Menschen glänzen, sondern weil sie wahre Christen sind, Leuchten des katholischen Glaubens, und in christlicher Frömmigkeit und getreuer Beobachtung aller Deiner Befehle, mir, Deiner unwürdigen Magd, und allen meinen geliebten Brüdern und Schwestern, stets zu Vorbildern aller Tugenden dienten. Welche Wohlthat, welches hohe Geschenk Deiner Gnade! Welch' ein elendes und unglückliches Geschöpf wäre ich, wenn Du mich von heidnischen, ungläubigen oder irrgläubigen Eltern hättest lassen geboren werden! Ich wäre gewesen, als wäre ich nicht; und nicht sowohl hätte ich von der Mutter Leib zum Grab, als von der Welt zur Hölle wandern müssen."

Zu den verschiedenen Gebeten, denen sie jeden Tag sich hingab, kam an allen Festtagen noch das Brevier, wie es den Priestern vorgeschrieben ist, was ihr Gemahl schon an den Vorabenden begann, unter bitterer Klage, wenn Geschäfte ihn daran hinderten. Für Jedermann betete Anna, für Freund und Feind, für Gläubige und Ungläubige, sehr oft auch um den Geist der Erkenntniß und der Weisheit für ihren Beichtvater. Eine Menge Stoßgebete hatte sie in deutscher Sprache sich eingeprägt und öfters im Tag richtete sie sich durch dieselben empor. Von geistlichen Büchern nahm sie die Nachahmung Christi, das Leben der Blutzeugen von Peter Canisius, Franz Borgia's Anleitung zum Empfang des heiligen Abendmahls, und der heiligen Mechtild Goldgrube geistlicher Wahr-

heit am öftersten zur Hand. Sie hatte selbst geistliche Lieder verfaßt. Gar oft las sie, was ihr kurz vor seinem Tod Erzherzog Ernst zugeschrieben hatte: „Sey treu an Dem, Der, für dich sterbend, des Todes frei geworden ist, damit Er uns, todt dem Fleische nach, lebend dem Geiste nach, Gott darbringe, und eine größere Liebe nicht bewähren konnte. Lebe jetzt so, daß du in der Zukunft mit Ihm leben und aus Liebe zu Ihm freudig sterben könnest; rufe unablässig und vertrauensvoll zu dem treuen Freund: ich liebe dich, Herr, meine Stärke." Seit früher Jugend in die Geheimnißfülle der heiligen Messe eingeweiht, freute sich Anna, durch die Belehrung frommer Männer in dieselbe immer tiefer einzudringen. Blieben die Briefe, welche sie wöchentlich von der Mutter zu empfangen pflegte, länger aus, niemals durften dieselben in der Kirche übergeben werden. Einst meinte doch Jemand, ihr dadurch eine Freude zu bereiten, indem er heitern Antlitzes einen solchen ihr darreichte. Anna aber warf bloß einen flüchtigen Blick darauf und sagte mit leiser Stimme: „Geh' mit deinen Briefen; hier ist weder der Ort, noch gegenwärtig die Zeit, sie zu lesen. Bewahre sie, bis ich die Kirche verlasse; jetzt liegt mir ob, des Gottesdienstes zu warten, nicht Briefe zur Hand zu nehmen." Bei solcher Ehrerbietung gegen die heilige Handlung war ihr nichts so zuwider, als eine hastig gelesene Messe, und ohne Rückhalt tadelte sie jeden Priester, der solche Leichtfertigkeit sich zu schulden kommen ließ.

Wie sie in Geistessammlung dem Gang des Gottesdienstes folgte, so sollte es auch von ihrer Umgebung geschehen. Alles, was zu dieser gehörte, Männer, Frauen, Jungfrauen, Jünglinge, Knaben, ihre Kinder im zartesten Alter, mußten ihr nicht bloß an den Ort, sondern vorzüglich in der Weise des Benehmens folgen. Wer wegblieb, hatte die Ursache der Abhaltung anzugeben. Kein Umherschweifen der Blicke wäre ihrem scharfen Auge entgangen. Ihr Sohn Ladislaus zählte kaum drei Jahre und konnte noch nicht vernehmlich sprechen, als er knieend der Messe beiwohnen mußte. Durch ihre Wachsamkeit, in Verbindung mit dem eigenen Beispiel, hatte sie es dahin gebracht, daß ihr Hof zum Muster der Zucht und der Frömmigkeit wurde. Viele ihrer Frauen giengen allwöchentlich zu Beichte und Communion, andere alle vierzehn Tage; derer, bei welchen es nicht mindestens jeden Monat geschehen wäre, zählte sie nur wenige. Manche ihrer Jungfrauen standen um Mitternacht zum Gebet auf, mehrere enthielten sich des

Freitags aller Speise; andere wollten dieß auch auf den Mittwoch ausdehnen. Der Beichtvater hatte weit größere Mühe, dieselben von allzuweit getriebener Strenge zurückzuhalten, als sie zu ermuntern; er sah sich selbst zu förmlichen Verboten genöthigt. Vier Frauen der Königin giengen bald nach deren Tod von dem Hof in das Kloster der heiligen Clara zu Wien, andere in andere Klöster; wieder andere führten ein zurückgezogenes, eheloses Leben, wenn sie auch nicht ganz von der Welt sich trennten. Sie aber hätte ohne strenge Prüfung nie eine in ihren Dienst aufgenommen. Eine Dienerin, die einst ohne Zeugen mit einem jungen Menschen in ein Gespräch sich eingelassen, durfte ihr Monate lang nicht unter die Augen treten; sie erhielt erst wieder Zutritt, nachdem sie ihren Fehler hinreichend bereut hatte. An dem letzten Weihnachtsfeste vor ihrem Tod waren mehrere Jungfrauen des Hofes bei einem polnischen Großen zu Tisch gebeten. Die Königin ließ vorher den Beichtvater fragen: wenn es sich begeben sollte, daß sie zu einem ehrbaren und kurzdauernden Tanz aufgefordert würden, ob sie einwilligen dürfte? Hätte derselbe dagegen Bedenken geäußert, so hätte es ihnen die Königin nimmermehr gestattet. Bei der männlichen Dienerschaft sah sie vor allem darauf, daß keiner dem Trunk oder der Schlemmerei ergeben seye, jeder der Ordnung sich füge. Auch duldete sie keinen, der von der Kirche sich losgesagt hätte; denn sie hielt Treue gegen den weltlichen Herrn als Ausfluß der Treue gegen Gott.

Mit diesem Lebensernst verband sie eine wahrhaft mütterliche Obsorge um alle ihre Hofleute. Nie ließ sie dieselben ein zorniges, auch nur unfreundliches Wort hören. Für Klatschereien hatte sie kein Ohr. Nahm sie etwas Mißfälliges wahr, so ahndete sie es lieber mit stillem Blick, als mit lautem Wort, und war aufrichtiger Rechtfertigung jederzeit zugänglich. Verdienten Lohn wollte sie nie schuldig bleiben, lieber mit Zulage als mit Abzug denselben entrichten lassen. Besser konnte Niemand besorgt seyn, als wer in ihrem Dienst erkrankte. Für Solche standen Gemächer, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, in Bereitschaft; an Wartung fehlte es ihnen weder bei Tag noch bei Nacht; sie selbst sah öfters nach, wie es den Kranken ergehe, ob es ihnen an nichts gebreche.

Wohlthätigkeit kann die nach der Welt gerichtete und mit dieser sie verbindende Seite der Frömmigkeit genannt werden. Wenn Anna jeden Morgen vor der Messe den Beichtvater rufen ließ, so geschah dieses neben dem angeführten Zweck zugleich deßwegen, um

ihn in Krankenhäuser, in Wohnungen von Armen, in Gotteshäuser abzuschicken, damit er sehe, wo es etwa an Nothdürftigem gebreche, sodann Hülfe leiste. Bei fremden Ordensleuten aber, die um Unterstützung einkamen, forschte sie sorgfältig nach, ob dieselben Erlaubniß zu einem solchen Gesuch und ein Zeugniß von ihren Obern vorweisen könnten. Sonst nahm sie bereitwillig Bittschriften an und ließ keinen Tag verstreichen, ohne dergleichen zu gewähren. Ferner ahmte sie der Mutter darin nach, daß sie wöchentlich zwölf Arme speiste und ihnen nicht allein die Speisen auftrug, sondern öfters selbst kochte. Dann schürzte sie sich mit einem Linnentuch, nahm mit einem großen Küchenlöffel den Theil eines Jeden aus dem Topf und duldete nicht, daß, außer dem Beichtvater, der ebenso wie sie die Schürze trug, Jemand ihr beistehe, ebensowenig, daß die Armen vor ihr sich erhöben. Waren dieselben gesättigt, so gieng sie im Kreise unter ihnen herum und drückte jedem noch ein Almosen in die Hand. Dieses galt ihr als ein Dienst, den sie Christo selbst erweise. Hatte sie doch noch als Fräulein die Mutter zu den Gefangenen, in die Spitäler, zu den Nothleidenden begleitet, Hülfe, Spenden, Trostesworte ihnen gebracht. Als die betagte Jagellonische Anna, ihres Gemahls Tante, erkrankte, wich die Königin nicht von ihrem Bette, richtete ihr das Haupt auf, machte die Kissen zurecht, bediente sie in allen Stücken gleich einer Magd. Mit allem dem glaubte sie lange nicht genug zu thun. Oft klagte sie, wie Andere so glaubenseifrig, so liebefreudig wären, sie so lau, so frostig, so saumselig sich erzeige.

Diese Geistesdemuth führte auch zu äußerlicher Einfachheit. Selbst an den vornehmsten Festtagen und bei den höchsten Feierlichkeiten wich sie von dieser nicht ab. Man sah kein Gold, kein Geschmeide, keine Edelsteine an ihr; sie bediente sich keiner kostbaren Salben und Wohlgerüche; sie verlachte die Gewohnheit, das Angesicht zu färben, und dadurch anders scheinen zu wollen, als man seye. Sie kleidete sich meist schwarz; nur besondere Tage machten eine Ausnahme. Würde, Sittsamkeit, Bescheidenheit hielt sie für ihren kostbarsten Schmuck. In ihren Worten wie in ihrem Thun offenbarte sich ein heller Verstand, der immer auf Vermittlung und Friede, als dem höchsten Ziele, gerichtet war. Geradsinnig, konnte jedes Wort von ihr stets als heller Ausdruck ihrer Gedanken, ihrer Empfindung gelten. Allem Unrecht war sie feind von Herzensgrund. Mit ihrem Gemahl lebte sie in der ungetrübtesten Uebereinstimmung der Gemüther. Bloß vier Tage

vor ihrem Lebensende, da sie noch vollkommen gesund sich fühlte, sagte sie zu ihm: „Niemals kann ich meinem Schöpfer genug danken für die hohe und unverdiente Gnade, daß er mir einen so frommen, tugendhaften, gottesfürchtigen Gemahl zugeführt hat, der mit solcher Freudigkeit den Herrn anruft, so oft denselben empfängt, durch seine Tugend und Frömmigkeit auch mich zu jeglicher Art der Gottesverehrung anspornt.“ Tags darauf fügte sie diesem noch bei: „Ich bin fest versichert, daß unter dem Himmel kein reineres und rechtschaffeneres Herz kann gefunden werden, als das meines Königs. Könnte ich alle seine Gedanken wissen und die geheimsten Falten seines Gemüthes erforschen, oder merken, was ich seinem Willen gemäß zu thun hätte, ich würde dieß mit der größten Bereitwilligkeit vollführen, gänzlich nach seinem Sinn und Gefallen mich richten.“ In Milde, in wohlwollendem Wesen spiegelte sich die durch die Jahrhunderte sich forterbende Eigenthümlichkeit ihres Hauses.

Das war Anna's bis zu ihrem frühzeitigen Lebensende unverrückt eingehaltene Tagesordnung: Nachdem sie in gesunden Tagen niemals längere Zeit als sieben Stunden der Ruhe gegönnt, erhob sie sich des Morgens um fünf Uhr von dem Lager, um sofort zwei Stunden einsam in ihrer Gebetskammer zu verweilen, eine der Erhebung des Gemüthes zu Gott, die andere der Einkehr in sich selbst in Nachdenken und Gewissenserforschung geweiht, wozu ihr auch das Lesen in einem geistlichen Buche diente. Ungestört und durch keinerlei fremdartige Gedanken unterbrochen, sollten diese Stunden verfließen. Darauf ließ sie sich, schweigend, um den Rosenkranz beten zu können, ankleiden, wonach sie den Priester, der die Messe zu lesen hatte, rufen ließ, um mit ihm über sich oder die Ihrigen zu sprechen, ihm Mittel zur Austheilung von Almosen zu geben, wen und was er unter der heiligen Handlung Gott anzuempfehlen habe, bemerklich zu machen. Sie folgte ihm dann in die Capelle, und jedes Tages hörte sie, ununterbrochen knieend, zwei Messen, eine für die Lebenden, eine für die Todten. Hatte sie somit ihrem gottesdienstlichen Bedürfniß Genüge gethan, so las sie die eingelaufenen Briefe, oder setzte sich an den Schreibtisch, oder ließ diejenigen vor sich kommen, welche Gesuche vorzubringen hatten. Eine Viertelstunde vor dem Mittagsmahl zog sie sich wieder in ihr Betgemach, um sich zu sammeln. Das Mahl dauerte nicht länger als eine halbe Stunde; mehr darauf zu verwenden, hätte sie für Zeitverlust erachtet. War es beendigt, so zog sie sich abermals eine

Weile zur Danksagung zurück, kam dann wieder, um mit dem König, mit ihren Kindern, mit den Vertrautern ihrer Umgebung sich zu unterhalten. Spaßmacher, Musikanten, Würfel, Spiel, das Alles kam an ihrem Hofe nicht vor; das Gespräch ergieng sich über Weltbegebenheiten, heilige Geschichten, Fragen, die ihr beim Lesen, beim Gottesdienst, beim Nachdenken sich dargeboten hatten; bisweilen war es der Beichtvater, den sie um Belehrung angieng. Wie die Mittagsstunde schlug, begab sie sich mit zweien ihrer betrautesten Kammerfrauen an die Arbeit, in der sie mit Nähen, Sticken, Fertigung kirchlicher Geräthschaften bis um 4 Uhr verharrte, zwischenein aus der heiligen Schrift oder andern geistlichen Büchern vorlesen ließ. Doch herrschte hierin kein Zwang; sie ließ oft lange Zwischenräume eintreten. Was ihr beim Zuhören nicht klar genug war, bot neuen Stoff zu späterm Nachforschen bei erfahrenen Männern. Um vier Uhr gieng sie wieder zu dem Gebet; war sie geschäftsfrei, so nahm sie bis zum Nachtmahl den Rosenkranz zur Hand. Die Zeit nach diesem bis um neun Uhr war der Erholung in Gesellschaft ihres Gemahls und der Ihrigen, die Stunde von neun bis zehn theils der Danksagung, theils der Gewissenserforschung gewidmet. Um zehn Uhr legte sie sich schlafen. Diese Lebensweise erlitt, so lange sie in Polen sich befand, nur zweimal bei Krankheit eine Unterbrechung.

Anna war von Gestalt klein, zarten Wuchses, zierlichen Ansehens. Ihr Angesicht war rund, weiß, von natürlicher Röthe angeflogen, die Stirne hoch und heiter; ihre hellen und anmuthigen Augen gaben ihr ein lebhaftes Aussehen. In der etwas starken und hervorragenden Unterlippe trat das Wahrzeichen der habsburgischen Abstammung hervor, was ihrem Ausdruck eine gewisse Würde lieh. Haltung und Bewegung waren wohl geordnet. Eine helle, reinklingende Stimme zierte sie. Obwohl zur Schweigsamkeit geneigt, war sie leicht zugänglich und bewährte sich gegen Jedermann leutselig. Aber es stand bei ihr als ungezweifelte Ueberzeugung fest, daß der Mensch weit leichter durch Reden als durch Schweigen sich verfehle. Hätte nicht der Tod sie ereilt, so würde jedes Bemühen, sie von dem Begleit des Königs nach Schweden zurückzuhalten, vergeblich gewesen seyn. Die Vornehmsten des Reichs führten die gewichtigsten Gründe dagegen an, schilderten die Gefahren, denen sie sich bloßstellen würde, um sie zu bewegen, in Danzig oder Marienburg die Wendung der Dinge zu beobachten. Allein nichts konnte sie erschüttern, nichts in ihrem Entschluß sie wankend machen. „Spart",

sagte sie, „eure Reden; sie können mich doch nicht eines Daumens breit von meinem König trennen. Wo der König seyn wird, da will auch ich seyn; sein Loos soll das meinige werden. Ich will ihm folgen, wie der Schatten dem Menschen. Wohin er gehe, ich will, ob Leib und Leben darob Gefahr laufen, seiner glücklichen oder seiner widerwärtigen Begegnisse Genossin bleiben. Nur der Tod soll mich von meinem Könige trennen. So lange ich lebe, kann von diesem Vorsatz Niemand mich zurückdrängen. Was Gott zusammengefügt hat, darf der Mensch nicht scheiden!" Einer ihrer Vertrauten verscherzte nur dadurch die Zuneigung, daß er es dennoch versuchte, ihr die Reise zu widerrathen. Einem Andern bemerkte sie: „Hast du die Absicht, mir zu folgen, so wirst du deiner Pflicht Genüge thun und mir um so werther seyn." „Weder Gefangenschaft noch Tod", sagte sie ferner, „können mich unvorbereitet finden; ich bin gewappnet gegen alle Pfeile des Mißgeschicks; ich werde mich bei jeder Widerwärtigkeit unter den Willen Gottes beugen und mit Job sagen: nackt bin ich von meiner Mutter Leibe gekommen, nackt werde ich zurückkehren; der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, es ist nach des Herrn Wille geschehen. Des Herrn Name sey gepriesen."

Daß der Hinscheid einer solchen Frau Alles mit Trauer erfüllen mußte, ist begreiflich, schwer zu sagen, wessen Schmerz größer gewesen seye, derjenige des Gemahls oder derjenige der Mutter. Bei drei Jahren konnte Sigismund nicht mehr bewogen werden, in glänzender Kleidung sich zu zeigen. Den Schlag, der das Königshaus betroffen, fühlten des Reichs Stände wie alles Volk um so theilnahmsvoller, je unerwarteter er gekommen war. Die Erzherzogin sandte, sobald ihr der herbe Verlust bekannt geworden, ihren vertrauten Kammerdiener, Jakob Braner, nach Krakau, um dem König ihr Beileid zu bezeigen. Aus der umfassenden Instruction, welche sie demselben mitgab, sehen wir, wie Maria selbst im tiefsten Schmerz alles dessen gedachte, woran eine besorgte Mutter den an Sohnes statt aufgenommenen Eidam erinnern konnte. Gerne, ließ sie ihm sagen, wäre sie selbst gekommen, wenn nicht der weite Weg sie zurückgeschreckt, die Sorge um ihre kleinen Kinder sie abgehalten hätte. Der erste Gedanke war auf ihre beiden Enkel, die Prinzessin Anna Maria und den Prinzen Ladislaus, gewendet. Diese wünschte sie nicht mit einer ausschließlich polnischen, sondern, ihrer mütterlichen Herkunft wegen, auch mit deutscher Umgebung versehen. Gedenke der König künftig, entweder in Betreff seiner

Person oder seiner Kinder etwas vorzunehmen, so, hoffe sie, werde er immer auf den Rath einer treuen Mutter hören. Er möge bedenken, daß seine Kinder ebenfalls zum Haus Oesterreich zählten, daher, so etwa falsche Leute ihn irre machen wollten, auf jene sein Auge werfen, um hiedurch das gute Vernehmen mit dem Erzhaus stets zu erhalten. Wünsche er, daß sie irgend etwas ihm besorge, so möge er es ihr anzeigen, stets werde er sie bereit finden. Sollte je ein Türkeneinfall sie zur Flucht aus ihrem Lande nöthigen, so hoffe sie bei ihm eine gesicherte Zufluchtsstätte zu finden. Dann empfahl sie ihm alle deutschen Frauen ihrer Tochter. Diese habe dieselben bei schnellem Ausgang aus dem Leben nicht, wie sie es sonst gewiß würde gethan haben, bedenken können; deßhalb seye es nun seine Sache, diejenigen, welche er nicht behalten wolle, so auszustatten, daß sie nicht Ursache zu Klage hätten.

Dem allem willfahrte der König. Er blieb der Erzherzogin „getreuer Sohn" bis an deren Ende. Vor seiner (letzten) Abreise in sein Erbreich bat er die Schwiegermutter, für den Fall seines Ablebens die beiden Kinder zu sich zu nehmen. Sie dagegen erinnerte ihn in echt mütterlicher Fürsorge: „er wolle nicht leichtfertigem Leben sich hingeben;" worauf er erwiederte: „früher wäre er um so viel jünger gewesen und hätte zu dergleichen bessere Gelegenheit gehabt, als jetzt, wo ernstere Dinge ihn beschäftigten, Gott habe ihn aber immer behütet; sie solle deswegen nicht die geringste Besorgniß hegen."

Das Verlangen, der Tochter die letzte Ehre zu erweisen, bewog Maria, im Spätherbst des Jahres 1599, kaum sie von ihrer lange dauernden Reise nach Spanien zurückgekehrt war, die eben so beschwerliche nach Polen anzutreten; doch von der Witterung so begünstigt, daß sie am 7. October von einer Hundstagshitze schreiben, Tags zuvor zum Mittagmahl auf freiem Felde lagern konnte. Am 15. October hielt sie ihr letztes Nachtlager zu Bielitz. Auf den folgenden Tag war die Beisetzung angeordnet. Dann begab man sich nach dem Lusthause Polonizza, um drei Wochen unter ziemlich langer Weile zuzubringen, die einzig durch Sigismunds Beweise einer aufrichtigen Ergebenheit gegen die Erzherzogin konnten verkürzt werden, also daß Maria in vollem Vertrauen zu demselben dem Sohn schreiben konnte: „Du hast einen treuen Bruder an dem König."

Auch von dieser Reise haben sich einige Briefe an ihren Sohn erhalten, welche hier ebenfalls aufgenommen zu werden verdienen. Den ersten derselben schrieb sie von Wien.

1.

„Lieber Ferdinand!

Dein Schreiben vom 24. dieß habe ich wohl empfangen und daraus gerne vernommen, daß du wohl und glücklich heim gekommen bist und deine Schwester Maria besucht hast. Ich glaube wohl, daß sie noch schwach ist; daß sie aber nichts eingenommen, fürchte ich nur, es sey eine angelegte Sache mit ihr und dem Doctor; denn ich weiß wohl, daß sie nicht viel Lust zu dem Einnehmen hat. Schaue sie aber, daß es sie nicht reue. Gott Lob, daß die Infection nicht weiter eingerissen; unser lieber Herr, der behüte euch lange davor. Wie es des Krieges halber hier steht, berichte ich dir insgeheim und im großen Vertrauen so viel, daß ich nämlich mit Erzherzog Mathias lange geredet, und ihm auch deinen Gruß fleißig verrichtet, der sich ganz freundlich bedankt; er hat auch fleißig gefragt, wie es dir gehe, und mich gebeten, dir seinen ganz freundlichen Gruß zu vermelden. Unter anderem sagt er mir, daß die Sachen sehr gefährlich mit uns seyen, denn der Feind sey stark, wir hingegen gar schwach und der meiste Theil krank. Gleichwohl habe der Feind vor sechs Tagen einen ansehnlichen Tataren wegen Verhandlung des Friedens anher geschickt. Dem habe Erzherzog Mathias zur Antwort gegeben: sie sollten ihre Bedingnisse ernstlich vorschlagen. Erzherzog Mathias hat sechs Tage Termin gegeben, die sind heute aus. Aber doch hat man weiter gehandelt, daß ein Theil gegen den andern nichts anheben solle. Der Feind will vor Gran, sein Lager dort aufschlagen; indem er dann morgen, wie man glaubt, auf dem Land, wo die Unsrigen liegen, heraufziehen wird. Erzherzog Mathias befürchtet, es stecke etwa eine List dahinter; der Feind begehre den Frieden, bis er seine Gelegenheit sehe, alsdann werde er herandringen und Niemanden verschonen. Gleichviel, wenn nun der Mersburger[1]) mit seinen 2000 Knechten im Lager wäre, so würden sie sich nicht fürchten, denn mit Reiterei sey man wohl versehen, wenn nur mehr Fußvolk vorhanden wäre. Er, der Erzherzog, wird sich nicht in das Lager begeben, denn wenn etwas Böses sich zutragen würde, so möchte man ihm die Schuld zumessen; sondern er will nur nach Preßburg und nicht weiter gehen; dieses auch nicht gleich jetzt, sondern, damit dennoch das Kriegsvolk eine Hoffnung habe, gibt er aus in acht Tagen. So-

1) Friedrich von Mersburg, einer der kaiserlichen Kriegsobersten in Ungarn.

bald dieselben vorüber sind, will er andere acht Tage bestimmen, bis er sieht, wo die Sachen hinaus wollen. Mit dem Aufgebot wird man nicht sobald aufkommen; damit wird man dem Feinde das Streifen nicht verwehren können; wie der Erzherzog einen Streifzug sehr besorgt. Gestern hat er mir auch gesagt, daß man dieses Jahr ganz Ungarn, Ofen und alles mit einander so leicht hätte haben können, als wir jetzt Wien haben, wenn der Kaiser gewollt hätte, und solches mit einem gar geringen Geld; aber er habe nichts wollen hergeben. Es sey überall eine solche Furcht gewesen, daß man ohne allen Widerstand alles hätte erobern können, was man nur gewollt hätte. Jetzt habe man sich [1]) überall gestärkt, daß wir jetzt in großen Sorgen stehen müssen. Erzherzog Mathias hat mich gestern gar stattlich samt dem Herzog von Mercoeur [2]) empfangen und ist mit einer schönen und großen Reiterei mir bis über den Wienerberg entgegen gezogen. Morgen, so Gott will, verreise ich von hier. Grüße mir deine Leute.

Datum Wien, den 27. Sept. 1599.

Deine treue Mutter so lange ich lebe.

Maria.

Der Erzherzog sagt mir, daß der Feind entschlossen sey, unser Lager anzugreifen; alsdann werde ihm Gran gewiß seyn. Aber unser Herr ist ihm schon oft durch seinen Plan gefahren, er wird, ob Gott will, es heuer auch thun. Ich kann morgen nicht auf Wolkersdorf [3]), denn es stürmt; ich muß auf Ulrichkirchen [4]) ziehen. Unser Herr sey mein Geleitsmann! Erfrage ich so seltsame Zeitung dahier [5])."

2.

„Freundlicher, herzliebster Sohn!

Ich habe kein Schreiben von dir, du bist fauler denn ich; aber von dem Harrer habe ich mit Freuden und Verwunderung Nachricht empfangen, wie es mit dem Kandelberger [6]) steht. Dem ewigen Gott sey Lob, daß dir Gott deine Feinde in die Hände gibt; du bist ihm

1) d. h. die Türken.

2) Philipp Emanuel von Lothringen, Herzog von Mercoeur.

3) Marktflecken an der Straße von Wien nach Mähren.

4) Ebenfalls, wie jener, im Rußthale.

5) Der Brief scheint unbeendigt.

6) Als Hauptperson der unkatholischen Partei in Steiermark schon in den vorigen Briefen erwähnt.

viel zu danken schuldig und wir alle. Das wäre ein Haushalten gewesen! Aber unser Herr steht denen bei, die ihre Hoffnung zu ihm haben. Ich erwarte mit großem Verlangen, wie der Gabelkofer[1]) pfeifen wird. Sofern es ist, wie der Kandelberger sagt, fürchte ich, er werde weit springen, insonderheit der Oberst; dem wird der Pelz zittern. Berathe dich Gott! sagt der Tony. — Sonst bin ich, Gott Lob, wohl auf, wie auch alle meine Leute. Ich hoffe morgen zum König zu kommen. Der Sterbent macht den frommen König gar irre. Wie ich höre, sterben in einer Woche bei 46 Personen. So wird der König nicht zu Krakau bleiben, sondern wird von Stund an nach der Begräbniß auf ein anderes Ort sich begeben; ich weiß noch nicht wohin. Ich fürchte mich nur für mein Gesinde, daß es nichts auflese; unser Herr behüte es. Befiehl dem Harrer, daß er mir alles schreibt, wie es mit der Kandelberger'schen Sache zugehen wird. Grüße mir deine Brüder; sag dem Max, daß ich drei Schreiben von ihm habe (bin zu faul, mag nicht Antwort geben), daß er fromm sey, und grüße deine Schwestern. Ich wollte gerne wissen, wie es der Maria geht. Der Leonora sage, ich habe ihr Schreiben von der Margaretha bei mir. Mir ist die Weile nach euch lang. Wenn ihnen der Possen angegangen wäre, wäre es mir gar leid gewesen, daß ich es versäumt hätte, denn wann man abzieht, wäre ich nicht dort gewesen. Wie ein frommer und gerechter Gott ist er! Meine Kinder! laßt uns halt dankbar seyn! Grüße mir den Eckenberger[2]).

Datum Belica[3]), den 15. October 1599.

Grüße Herrn Maxen; ich hoffe, er wird schon bei dir seyn. Es wird ihm dieses fremd vorkommen. Schreibe mir, was er dazu sagt.

Deine treue Mutter so lange ich lebe.

Maria.

Schreibe dem Kaiser von Stund an, wie es mit dem Kandelberger steht. Ihre Mt. werden es gerne hören und gewiß dir treulich helfen und beistehen. Die Catharina läßt den Leopold grüßen."

---

1) Gabelkofer, einer der Abgeordneten nach Prag, und ebenfalls gefangen.

2) Den Freiherrn von Eggenberg.

3) Bielitz in Schlesien.

3.

„Meine mütterliche Liebe und Treue wisse von mir jederzeit, mein herzliebster Sohn, Ferdinand! Aus deinem letzten vom 5. dieß datirten Schreiben habe ich deine und deiner Geschwister Gesundheit herzlich gerne vernommen. Der Allmächtige wolle uns ferner in seiner Gnade lange erhalten. Auch habe ich aus dem Schreiben, so du an den Casal ausführlich gethan, den ganzen Handel, wie man mit den Eisenärzern verfahren, gerne vernommen und lasse mir alles wohl gefallen. Allein eines geht mir ab, daß ich nicht recht erfahren, wie man mit den Rädelsführern umgegangen und wie dieselben gestraft worden. Denn du weißt wohl, daß die Lutherischen an die Heiligen nicht glauben, sie thun dann Zeichen. Ich wollte deßwegen gern wissen, ob nicht etliche ihrer Köpfe quitt gegangen seyen, damit dein bewiesener Eifer und Ernst desto mehr bekräftiget werde. Weil die Furcht bei den verruchten Ausseern so groß ist, wie du geschrieben hast, erwarte ich mit Verlangen zu wissen, wie es auch oben allenthalben ist angeordnet und bewerkstelliget worden. Es ist gleich recht und in einer Mühe abgegangen. Ich hoffe auch zu Gott, es werde an beiden Orten nunmehr einen guten, sichern Bestand haben; dich wird er gewiß nicht verlassen. So wirst du denn aus allem dem, was bisher sich zugetragen, klar ersehen wie wunderbar dir seine göttliche Allmacht jederzeit beigestanden hat. — Was sich weiter mit dem Dano und der Forca seither zugetragen, erwarte ich auch mit Verlangen; und weil die Aussagen so unbeständig, lasse ich mir auch nicht mißfallen, daß der Bericht an den Kaiser bis auf mehrere Gewißheit eingestellt werde. Morgen komme ich (mit Hülfe des Allmächtigen) zu dem Cardinal von Dietrichstein und am nächsten Samstag hoffentlich nach Wien. Kann ich es aber der müden Rosse wegen nicht erreichen, so geschieht es doch am Sonntag. Im Fall ich nun am Samstag nach Wien gelange, verreise ich am Dienstag hernach; wo aber erst am Sonntag, so muß ich bis auf den Mittwoch allda säumen. Auf Zell aber nehme ich den Weg nicht über St. Annaberg[1]), sondern durch das Mürzthal nach Kapfenberg, solcher Gestalt, daß ich den ersten Tag von Wien in die Neustadt, den andern nach Schottwien, den dritten nach Kindberg, und den vierten nach Aflenz ꝛc. reise. Und damit wir unterwegs nicht zusammentreffen, sondern du um einen

1) Dorf in Niederösterreich auf dem Berg gleichen Namens.

Tag vor mir nach Zell gelangest, magst du dich an genanntem Mittwoch, das ist den 24. dieß, gleichfalls samt den Geschwistern von Grätz aufmachen und also den Weg in Gottes Namen nach Zell nehmen und meiner daselbst erwarten. Doch wollet nicht alles aufzehren, sondern mir auch etwas übrig lassen. Grüße mir deine Brüder und Schwestern, und damit sey, mein herzliebster Ferdinand, dem Allerhöchsten treuherzig befohlen.

Gegeben zu Staratvuster[1]), den 14. November 1599.

Deine treue Mutter so lange ich lebe.

Maria."

4.

„Ich habe zwei Schreiben von dir empfangen, von dem October und 3. November. Ich kann nicht beschreiben, wie es mich erfreut, daß es im Eisenärz so wohl ist abgegangen; unser Herr helfe mit Aussee auch gnädiglich. Aber ich bin von Herzen zornig auf den Herberstorfer, daß er seinem Weib so gar nichts schreibt; sie bekümmert sich hoch um ihn, denn sie befürchtet, es sey ihm etwas unter den Lutherischen geschehen. Sie weiß noch nicht, daß er nach Aussee ist, sonst würde sie sich hart betrüben. Unser Herr gebe seine göttliche Gnade, daß er es wohl verrichten werde, wie ich zu Gott verhoffe. Der Doctor Ferara schreibt meinem Doctor, es habe in vier Häuser eingegriffen; weil du nichts davon schreibst, glaub ichs nicht; unser Herr behüte uns alle vor Uebel! Ich kann dir nicht beschreiben, wie hart ich mich von dem König und den Kindern getrennt habe, wie ich dir, wills Gott, sagen will. Du hast einen treuen Bruder an dem König; Gott erhalte ihn! Gott Lob, daß du das Stift[2]) eingenommen hast. Der Hans Ulrich[3]) schreibt mir, was ihm die Verordneten geschrieben haben; er habe darüber von Herzen gelacht. Entschuldige mich bei ihm, daß ich nicht schreibe, ich habe nicht Weile, bin zu faul; grüße aber ihn und sein Weib und alle die ihm lieb sind. Gott Lob, daß Herr Max von München wohl zurückgekommen ist, wie er mir schreibt. Unser lieber Herr gebe dir seinen heiligen Segen dazu[4]). Du kannst Ostern wohl erwarten; es wird kaum der Bart ein wenig wachsen. Grüße mir alle deine Schwestern und Brüder. Sag' der Maria, sie sey sehr faul, daß sie jetzt

1) Der polnische Name von Altstadt, im Teschner Kreise von Mähren.

2) Das sogenannte Stift, in welchem sich die unkatholische Schule befand.

3) Der Freiherr von Eggenberg.

4) Die beabsichtigte Vermählung.

nicht schreibt. Sag' dem Max, ich sey gar wohl mit ihm zufrieden, daß er so oft schreibt. Ich mag den Kindern je nicht Antwort geben. Der Casal wird schreiben, wann ich, wills Gott, von Wien werde wegziehen und wann ihr nach Zell sollt kommen. Es ist besser, ihr wartet auf mich, als ich auf euch.

Datum Starawuster, den 15. Nov. Anno 1599.

Der Cardinal von Dietrichstein ladet mich zu ihm auf sein Haus nach Keltsch[1]); er warte schon acht Tage auf mich. Ich will ihn gerne sehen, wills Gott, und allerlei neue Zeitung von ihm hören. Der Doctor Ferara schreibt meinem Doctor, daß die Infection, Gott behüte uns, in vier Häuser eingegriffen habe; du schreibst mir nichts davon; laß mich wissen, wo es ist.

---

1) Eine fürstbischöfliche olmützische Tafelherrschaft im Prerauer Kreise Mährens.

Siebenzehntes Capitel.

Wieder von Maria und ihren Kindern.

Das sechste Capitel hat die zarte mütterliche Obsorge der Erzherzogin um ihre Kinder in jener Zeit hervorgehoben, da deren Zahl noch auf wenige sich beschränkte. Es ist dargethan worden, wie Gottesfurcht, Frömmigkeit, gewissenhafte Erfüllung aller religiösen Pflichten, durch Wort und Vorbild gepflegt, die bewegende und belebende Kraft der Erziehung gewesen seye. Gesegnet war dieses Bestreben. Wie es seine schönen und reichen Früchte getragen, haben wir an dem Lebensbilde der Erzherzogin Anna gesehen. Diese Früchte reiften weder verkümmerter noch sparsamer an den übrigen Kindern Mariens. Ferdinand mag als der älteste der Söhne sie alle vertreten. Von ihm wird berichtet, wiederholt habe er in späterer Zeit sich geäußert:

„Lieber wollte ich sammt meiner Gemahlin und meinen Kindern an einem verächtlichen Bettelstab im Elend umherwandern, als dulden, daß Gott und seiner Kirche eine auffallende Schmach angethan würde. Ich wäre bereit, für jeden Glaubensartikel alle Pein, selbst den Tod zu dulden.“ Dergleichen Worte können keine Prunkworte seyn, die für festliche Augenblicke in Bereitschaft gehalten, dann solemniter abgelesen werden, sie müssen aus der Fülle der innersten Ueberzeugung hervorquellen, und diese kann nur die Frucht einer seit den frühesten Jahren angebahnten und beharrlich gepflegten Herzensbildung seyn.

Was aber in dem frühern Abschnitte in leisen Umrissen ist dargestellt worden: die vielseitige, alles berücksichtigende Fürsorge der Erzherzogin um ihre Kinder, dann das Verhalten derselben zu der Mutter, das dürfte hier, wo ihrem Lebensverlauf nach auch die jüngern Kinder den reifern Jahren sich näherten, zum vollkommenern Bilde ausgeführt werden. Steht doch würdiger An-

schauung gemäß die Fürstin nicht höher als die Mutter und gebührt unbestreitbar der wahrhaft christlichen und rein sittlichen Würde der Vorzug vor derjenigen des Ranges, gewinnt dieser seinen wahren Werth und seinen ungetrübten Glanz nur durch jene.

Fassen wir das Verhältniß der Mutter zu ihren Kindern, wie dasselbe bis zu Mariens Tode ungeschwächt sich erhalten hat, in ein Gesammtbild zusammen, gründen wir auf dieses ein Urtheil, so kann es nicht anders lauten, als: von den Angewöhnungen aus den frühesten Jahren habe sich ununterbrochen, auch nach dem Eintritt der Kinder in die gereiftere Jugendzeit, bei diesen das Gefühl wahrer Ehrerbietung und festen Vertrauens, bei der Mutter die Pflicht unausgesetzter Aufmerksamkeit auf jener Wohl in jeglicher Beziehung ungeschwächt erhalten. Welche reiche Belege hiefür sind nicht in Mariens Briefen von ihrer Reise nach Spanien enthalten. Innig war die Liebe der Kinder zu der Mutter; sie lieh den edelsten Gefühlen einen Ausdruck, welchen äußere Rangstellung niemals hätte erhöhen oder vergeistigen können. Wie anmuthig bei längerer Trennung das gegenseitige Verlangen nach dem Zusammenleben, des Sohnes Sehnen: wenn doch nur die Mutter wieder bei ihnen wäre, der Mutter Erwiederung: mir ist die Weile so lang als euch, wäre ich doch wieder unter meinen Kindern! Alltäglich wünschte sie ihren Ferdinand nur ein wenig zu sich. Denn so lange sie lebt, ist und bleibt er ohne Rücksicht auf alles Andere „ihr Ferdinand". Welches schöne Zeugniß liegt nicht in der Eifersucht der Kinder auf den Vorrang in der mütterlichen Zuneigung. Dringlichst bat die Königin von Spanien den Bruder: seye die Mutter nach Hause zurückgekehrt, so wolle er doch darum sorgen, daß sie aus dem Herzen derselben nicht verdrängt werde, denn stets fürchte sie, die Schwester Eleonora werde sich mit der Maria Christina verbinden, um bei der Frau Mutter sie in den Hintergrund zu stellen. Sie baut hiebei auf Ferdinands Beistand und bezeigt ihm ihre Herzensfreude darüber, daß er selbst sie lieber habe als die Eleonora.

Es war der volle Erguß mütterlicher Gesinnung, wenn die Erzherzogin aus Veranlassung um Zugeständniß des in dem Testament des Gemahls ausgesetzten Deputates im Jahr 1595 gegen den Freiherrn von Rumpf sich äußerte: „Dessen möget ihr euch zu mir versehen, daß ich gegen meine Kinder eine solche Mutter bin und, so Gott will, bleiben werde, daß ich, so lange sie sich gegen mich wohl verhalten, nichts anderes suche, als deren Nutzen. Was

ich verlange, geht weder aus Vorwitz, noch aus Eigensucht, sondern nur aus wahrer Fürsorge um meine Kinder hervor. Ich habe mich diese Jahr her genug gelitten, so daß ich dessen jetzt satt bin. Wüßte ich aber, daß es meinen Kindern zum Nutzen dienen könnte, so wollte ich es noch gerne länger über mich nehmen, keine Mühe und keine Arbeit scheuen." Bei der nicht grundlosen Furcht, in gefahrvoller Zeit und vielleicht mit nicht genugsamer Bedeckung ihre Tochter nach Siebenbürgen schicken zu müssen, war die Unsicherheit der kräftigste Beweggrund, um dieselbe zu begleiten. „Wollte ich doch für sie sterben, wenn ihr damit geholfen wäre," schrieb sie an Rumpf.

Dieselbe Aufmerksamkeit und Thätigkeit, welche den Söhnen durch kirchliche Pfründen ein selbstständiges Bestehen zu sichern sich bemühte, wendete die Blicke überallhin, um den Töchtern ehrenvolle Verbindungen zu bereiten. Ferdinand lieh in einem Schreiben an den Kaiser den Gesinnungen der Mutter das Wort mit der Erklärung: „es würde der Mutter größter Trost seyn, die Schwestern versichert zu sehen." Er bemerkte demselben, der König von Spanien sähe seine Schwester Eleonora gerne mit dem Herzog von Mantua, Maria mit dem Großherzog von Florenz vermählt, denke auch an Modena, wozu aber die Mutter wenig Lust habe. Wisse der Kaiser bessere Gelegenheiten, so wolle er dieselben eröffnen.

In Ueberzeugung, daß gleiche Gefühle die Kinder bewege, dieselbe Liebe zu der Mutter sie erfülle, vergegenwärtigte sich Maria den Jubel, der bei Ankunft eines Curiers mit Nachrichten von ihr Alle durchdringen werde. Welche anmuthige Laute in dieser Beziehung tönen nicht aus ihren Briefen von der Reise nach Spanien heraus! Wie einnehmend tritt nicht dieser Zug des Herzens hervor in der Sorge, bei festlichen Zeiten die Kinder durch Geschenke zu erfreuen, in dem Verlangen, Zeuge der Freude bei deren Vertheilung zu seyn. Welcher zarte Sinn, die Gabe der Persönlichkeit und der künftigen Bestimmung des Empfangenden anzupassen: ein Altartuch dem zum Bischof ersehenen Leopold, einen Degen dem zum deutschen Ritter bestimmten Maximilian. Weniger gedachte sie des Dankes „für die schlechte Sache", als des Vergnügens, welches sie durch dieselbe bereitet zu haben hoffte. War es zuletzt nichts anderes, was sie übersenden konnte, so waren es doch Muscheln, die sie an dem Meeresstrand selbst zusammengesucht.

Spricht sie in ihren Briefen Unwillen aus über „die buhlerischen Comödien", denen sie in Mailand sammt der Margaretha hätte

zusehen, über „Tänze und Gauckelwerk", woran diese Theil nehmen sollen, hört man ihre Aeußerung: „bei solcher Lebensweise seye es kein Wunder, wenn Gott strafe," liest man von Kirchen und Klöstern, die sie besucht, von Andachten, an denen sie mit Innigkeit Theil genommen, so möchte man leicht die Meinung gewinnen, ein düsterer, der heiteren Seite des Lebens abgekehrter Sinn habe bei der Erzherzogin vorgeherrscht, sie bei ihren Kindern freudenscheuen Ernst zu nähren sich beflissen. Dennoch welcher Irrthum! Kaum möchte bei hoher sittlicher Würde und der pflichtgetreuesten Erfüllung aller Anforderungen kräftig ausgeprägter Frömmigkeit eine heiterere, lebensfrohere Frau sich finden lassen, als die Erzherzogin Maria war. Der Humor, mit dem sie ihre Briefe würzt, ihr sprudelnder Witz in Gedanken oder im Ausdruck bewährt, daß von Trübsinn Niemand weniger sich habe anwandeln lassen als sie. Hätte die Neigung, ihren Kindern bei jeder Veranlassung Freude zu bereiten, mit derjenigen, ihnen geziemende Erheiterungen zu mißgönnen, sich vertragen können? Solche mißgönnt sie ihnen nicht nur nicht, sie billigt dieselben. Deßhalb ließ sie in Abwesenheit auch hierüber Bericht sich erstatten, und bezeugt: wäre sie gegenwärtig gewesen, so würde sie selbst Ergötzlichkeiten veranstaltet haben. Weil Ferdinand die Gewohnheit des Grätzer Hofes, am Thomastag irgendwo sich zu erlustigen, schlimmer Witterung wegen unterlassen hatte, schrieb sie ihm: „mir, hätte ich mich bei euch befunden, wäre die Witterung nicht zu schlimm gewesen, ihr hättet mir sicher nicht zu Hause bleiben dürfen; aber so geht es, wenn niemand daheim ist, der antreibt." Beifall zollt sie Eleonorens Belustigung, zu der sie einen Spielmann auf ihr Zimmer kommen lasse. „Ich habe mit Vergnügen von euerem fröhlichen Fasching gehört," schreibt sie dem Sohn und gönnt dergleichen fröhliche Tage den Kindern lieber, als wenn sie ihr selbst wären bereitet worden.

Noch am letzten Fasching, den sie erlebte, war die Erzherzogin, so zu sagen, die Seele anständigen Frohsinns. Englische Schauspieler, die schon im Herbst zur Unterhaltung des Grätzer-Hofes gedient hatten, kehrten auf diese Zeit zurück und traten nicht ohne Beifall der Zuschauenden und wohl belohnt für ihre Leistungen beinahe täglich auf, freilich nicht in Schaustücken, wie sie den krankhaften Zustand der Gegenwart kitzeln. Dabei wechselten Tänze und Schlittenfahrten.

Von jenen mögen zu dieser Zeit mancherlei in Uebung gewesen seyn, die man jetzt kaum mehr dem Namen nach kennen dürfte. Wir

lernen sie kennen aus einem Briefe der Erzherzogin Magdalena an ihren Bruder Ferdinand von diesem Jahr. Sie schreibt ihm: „Zwei Engländer[1]) sind zu unserer Maskerade gekommen. Sie haben hoch gebeten, sie möchten mich und das Frauenzimmer gerne sehen wolgisch[2]) tanzen. In der ersten Mascara haben wir viermal wälsch getanzt, ohne die Intrata[3]); erstlich den spanischen Schneller[4]) in vier Personen; darnach habe ich und der Ambrosi[5]) einen schönen Tanz allein mit einander getanzt. Sodann haben ich und die Trautl eine Galiarde[6]) mit einander getanzt; hierauf den Tortilion[7]) ebenfalls in vier Personen. Diesen Tanz haben wir als welsche Bauerdirnen getanzt. Darnach haben ich und der Ambrosi Canari getanzt[8]), und nach diesem in sechs Personen die Valeta[9]). Ebenfalls in sechs Personen wurde die galeria di amor, den florido lilio haben der Herr Bruder Max und ich, dann der Ambrosy und die Gräfin Portia getanzt. Zu dem Abzug haben wir den fiamma d'amor mit Windlichtern, wie die Intrata, getanzt. E. L. können nicht glauben, wie wohl den Engländern das Tanzen gefallen hat. Wir haben aber die welschen Tänze nicht alle nach einander getanzt, sondern inzwischen auch deutsche Tänze."

So wechselte in diesem letzten Fasching, welchen die Erzherzogin erlebte, Munteres und Festliches für den Tag und für den Abend. Nicht wenig trugen durch sinnreiche Veranstaltungen die anwesenden Landleute zur Erheiterung bei. So hielten sie einst hundert Hasen in der Stadt versteckt. An dem zum Waidwerk ersehenen Tag bliesen die Hörner; Adeliche mit ihren Jägern und Hunden zogen daher; die Hasen wurden losgelassen. Welche Bewegung durch ganz Grätz über dem laut werdenden Getümmel. Die Einen

1) Englische Schauspieler, die zu dieser Zeit dem Grätzer Hof Vorstellungen gaben.

2) Wahrscheinlich polnisch.

3) Den Eingangstanz.

4) Ungewiß, ob von Schnell, oder von Schnalzen mit den Fingern; wahrscheinlich das Letztere.

5) Vielleicht ein Sohn des Grafen Ambrosius von Thurn.

6) Gallarda, von dem spanischen Wort gallardamente — joyeusement, vigoureusement — ein lebhafter, munterer Tanz.

7) Tortiller heißt, einen biegsamen Körper verschiedene Male um sich selbst drehen. Ein Tanz mit vielen Verschlingungen?

8) Canarie. Bei Richelet: danse, ou on remuet fort vite les pieds. Tanz der canarischen Inseln.

9) Abschiedstanz.

fürchteten, ein Feind seye eingebrochen, und schlossen sich hinter ihre Hausthüren; Andere vermutheten Feuerlärm und ließen Wasser zutragen; der Rector der Jesuiten meinte, man müsse gegen herantobendes Volk in wehrhafte Fassung sich setzen, und waffnete die Zöglinge mit Spießen, Prügeln, Steinen. Der Bischof von Lavant, eben Gast in dem Collegium, sprach Muth ein. Wie er aber von außen erschallendes Gelächter vernahm, öffnete er ein wenig das Hausthor, um zu sehen, was vorgehe. In diesem Augenblick suchten funfzehn der verfolgten Thierchen Zuflucht hinter demselben. Gegen diese richtete sich nun im Innern die Kampfeslust; dreizehn wurden sogleich, die letzten zwei am folgenden Tage erlegt.

Diese bei jeder Veranlassung wiederkehrende Sorge um geziemende Erheiterung schloß den bemessensten mütterlichen Ernst, das sorgsamste Aufmerken auf sittliche Würde und Wohlanständigkeit nicht aus. Es seye ihr Gewissenssache, bemerkte sie dem Sohn, das Lob ihrer Kinder stets unangetastet zu erhalten, denn sie wisse, wie scharfe Blicke man auf dieselben richte, wie sehr das schnell fertige Urtheil der Welt zu befürchten seye. Mit allem mütterlichen Ansehen erklärte sie sich gegen Ferdinands Vorhaben, seine Schwestern mit sich auf die Jagd zu nehmen; das, erklärte sie ihm, zieme sich nicht. Er selbst seye nicht verheirathet, die Schwestern wären es eben so wenig, die Mutter könne nicht dabei seyn; was die Welt hiezu sagen würde? Maria Christina habe bisher ein gutes Lob gehabt; sie möchte nicht, daß sie dasselbe verlöre.

Während ihrer Reise nach Spanien sollte (wie billig) der Aelteste die Rechte eines Hausherrn über seine Geschwister üben, diese ihm als ihrem Vorgesetzten gehorchen. Wiederholt erklärte sich die Mutter, es würde ihr Kummer verursachen, sofern nicht jedes gegen den Bruder gebürlich sich verhielte. Daher diente es ihr zur Beruhigung, daß er zu ihnen gleich einem Vater sich stellte. In den Grüßen, die sie an alle Kinder ihm auftrug, fehlte selten der Beisatz: „denjenigen die fromm sind, den Bösen nicht.“ Sollte er die Brüder zu fleißigem Studiren, zum Gehorsam gegen den Hofmeister und die Lehrer ermahnen, so richtete sie an alle zumal die Mahnung, „seyd friedlich unter einander, alsdann wird Gott mit euch seyn.“ An den Aeltesten dagegen (und daß er schon seit drei Jahren regierender Herr war, dürfen wir nicht übersehen) lautete es noch kurz vor ihrer Rückkehr: „hüte fleißig, es thut alles von nöthen.“ Die Worte: „wolltest du alles thun, was die Schwestern von dir verlangen, so würdest du viel Unrechtes thun,“ sollten ihn daran ge-

mahnen, daß er nicht seine Autorität der Liebe zu den Geschwistern zum Opfer bringe.

Jene trat ihm bezüglich dieser die Mutter in soweit ab, als die Umstände es erheischten, das Wesentlichste derselben behielt sie unvermindert, selbst in Beziehung auf den Erstgebornen und bereits regierenden Herrn, für sich. Sie ließ es nicht ungerügt, daß er die Schwestern in ihrer Abwesenheit habe firmen lassen; damit hätte er füglich bis zu ihrer Rückkehr warten können und während ihrer Abwesenheit keiner Neuerung sich unterfangen sollen. Dem Vorhaben, seinen Bruder Leopold als Bischof in Passau während ihrer Abwesenheit einzusetzen, trat sie geradezu entgegen; erst müsse sie mit demselben reden, ihn ausstatten. Ebenso bestimmt erklärte sie sich gegen den Unterricht, den er seinen Schwestern Eleonora und Maria im Reiten zuließ; hätte sie dieses gewollt, sie würde es längst veranlaßt haben. Deßhalb fand sie ein besonderes Gefallen daran, daß Ferdinand in der passauischen Sache nur „nach ihrem Willen und Befehl" handeln zu wollen sich erklärte. In der Scheidungssache des Fürsten von Siebenbürgen gab sie ihm Vollmacht, nach Ermessen zu handeln, doch bloß bezüglich dessen, was nicht bis zu ihrer Heimkunft könne verschoben bleiben. Wie entschieden aber Ferdinand dem Verhältniß des Sohnes zu der Mutter der Eigenschaft als regierender Herr das Uebergewicht einräumte, zeigen vier triftige Gründe, die er gegen das Vorhaben, aus Italien über München heimzukehren, von Florenz aus dem Endentscheide der Mutter anheimstellte.

Der Sorge um das geistige Wohl, um tadellose Erheiterung der Kinder, kam diejenige um ihr körperliches Wohlergehen gleich. War die Erzherzogin nur auf eine kleine Strecke und bloß für wenige Tage von denselben entfernt, so mußte der Arzt über den Verlauf einer Unpäßlichkeit täglich Bericht erstatten. Während einer Krankheit Marien Christinens will sie, daß ihre drei Schwestern nur dann nach Mariazell gehen, wenn jene die Wallfahrt mitmachen könne, indem sonst der Schwester die Zeit zu lang würde. Ist der Mutter bekannt, daß die Kinder einen Ausflug vorhaben, und tritt an ihrem eigenen Aufenthaltsort für den Tag, da derselbe vollführt werden soll, schlimme Witterung ein, so hegt sie ihretwegen Bekümmerniß.

Die Obsorge der Erzherzogin um eine Pflegetochter, die in ihren und der Kinder Briefen nur als „das kleine Katharin-

chen[1]) vorkommt, giebt uns den untrüglichen Maßstab für die Liebe, Treue und Obsorge um alle ihre Kinder an die Hand; denn einem solchen wurde das Mädchen von ihr gleichgestellt. Immer fragt die Erzherzogin demselben nach. „Grüße mir mein liebes Katharinchen zu tausendmal," schreibt sie dem Sohn, es solle mich wissen lassen, wie es ihm gehe, sein Lehrer melden, wie es sich anlasse. Als das Mädchen erkrankte, drückte Maria wahres Herzeleid um dasselbe aus; „wenn unser lieber Herr mir es nur nicht sterben läßt!" seufzt sie. Bei späterer Krankheit desselben empfahl Maria Christina die beste Fürsorge um dasselbe, „weil jedes Versäumen die Frau Mutter tief kränken würde". Ferdinand mußte das Kind zu öfterm Schreiben ermuntern; „ich lese seine Briefe gar gerne," bemerkte ihm die Mutter.

Als besonderes Kleinod hat sich ein Brief der Erzherzogin erhalten, an sämmtliche Kinder und doch an jedes besonders gerichtet. Dieser Brief darf mit dem vollsten Recht ein treues Abbild ihrer mütterlichen Sorgfalt, ihres wohlmeinenden Ernstes, ihres frommen Sinnes, ihrer herzlichen Liebe genannt werden. Die zarteste mütterliche Obsorge spricht sich darin so warm, zugleich in so einfacher Weise, in so ungekünsteltem Ausdruck aus, daß dessen Mittheilung wohl keiner Rechtfertigung bedarf. Sein äußerer Zustand zeigt auch, daß er durch manche Hände gegangen, in manchen Taschen seye getragen worden.

„Meinen freundlichen lieben Kindern Maximilian Ernesten, Leopold, Carl, Leonora, Magdalena, Constantia, und meiner lieben Catherl zu eigenen Handen.

Lieber Max!

Ich habe dein Schreiben vom 12. Febr. wohl empfangen und daraus vernommen, daß du meiner Vermahnung folgest; thue es nur, so wirst du eine treue Mutter an mir haben, wo nicht, so wirst du sehen, was ich thun werde; ich will mich aber eines Bessern gegen dir versehen; bitte Gott nur um Gnade. Daß du schreibst, du schreibest alle Samstag und Sonntag, so habe ich allezeit von deinen Geschwistern Schreiben und von dir gar selten. Gib allezeit deine Schreiben deinem Bruder Ferdinand, so kommen sie mir bald zu. Sey fromm und halte dich wohl!

---

1) Wer sie war, konnte nicht ermittelt werden.

Lieber Leopold!

Ich habe dein Schreiben vom 13. März wohl empfangen und daraus vernommen, daß dir mein Schreiben wohl zugekommen ist. Du sollst dich nicht zu der Schreibfeder auf der Galeere wünschen, denn es dort gar strenge Präceptoren hat, die damit schreiben lehren[1]), wie ich dir, wills Gott, sagen will. Daß du von mir wünschest, ich solle bald zu Euch kommen, wollte ich es selbst. Wenn es Gott will, so hoffe ich längstens auf die Mitte des August. Im May nun mußt du anheben zu beten, denn ich glaube, ich werde im May aufs Meer kommen; darum bete du und Herr Blasius[2]) stets, bis ich wills Gott heim komme. Sei fromm und halte dich, wie es einem Geistlichen gebührt.

Lieber Carl!

Ich habe dein Schreiben empfangen und daraus vernommen, daß dich mein Schreiben so wohl gefreut hat. Wenn du fromm bist und fleißig lernst, so will ich dir eine gute spanische Syba[3]) bringen und sonst noch etwas Schönes. Du schreibst schon gut deutsch, aber ich sähe lieber, daß du gut lateinisch schreiben lerntest. Sey fromm und lerne fleißig und grüße mir Herrn Blasius und den Pater, Gottfried, den Stockhammer und Mattheis. Sag' dem Mattheis, ich wünsche ihn oft zu mir, er würde viel neue Zeitung sehen.

Liebe Leonora!

Ich habe einmal ein langes Schreiben von dir empfangen; jetzt bin ich zufrieden, wenn du öfter so viel schreiben wirst. Ich habe daraus vernommen, wie euer Fasching abgelaufen ist; ich gönne es euch besser als mir. Wenn du bei mir wärest, würdest du viel Seltsames sehen. Deine Schwester möchte wieder mit mir ziehen, wenn ich es haben wollte; aber ich nehme sie nicht mit mir, sie muß an meiner Statt bleiben. Ich werde wohl bald wieder aufs Meer kommen, darum bitte den P. Balthasar und Herrn Hansen, daß sie für mich beten.

Liebe Madele!

Ich habe dein Schreiben empfangen und daraus vernommen, daß du mein Schreiben auch empfangen hast. Wenn du des Gotten

---

1) Die Ruder, die Ruderknechte und die Aufseher über diese.

2) Des Erzherzogs Lehrer.

3) Dem Verf. nicht verständlich.

und Reyen sterb[1]) [berichtet hast], weil es die Pöllin[2]) erlaubt hat, so hast du recht gethan, daß du es geschrieben hast. Ich freue mich schon auf deinen Kirchtag[3]). Wann du fromm bist, daß dich die Pöllin und Herr Hans loben, will ich dir etwas Schönes bringen. Grüße mir alle euere Leute. Bete fleißig für mich.

Liebe Constantia!

Ich habe dein Schreiben vom 13. März wohl empfangen; habe dich oft aufs Meer gewünscht, auf daß du viel zu schaffen gehabt hättest, die Stabellen zum Sticken hinzutragen; du hättest gar oft laufen müssen. Es geht seltsam auf dem Meere zu. Wenn du hier wärest, müßtest du spanisch lernen und auf spanisch gekleidet sein. Es sind gar schöne Leute gekommen, sehen viel der Maria, die ins Bett **, gleich. Sei fromm und bete fleißig für mich.

Mein liebes Katherl!

Es ist mir gar leid, daß du das Fieber noch hast. Wenn du bei mir wärest, so wollte ich das Fieber ins Meer geworfen haben, so wärest du gleich gesund worden. Mein liebes Kätherl, wie gibt es so viele schwarze Leute hier, wie die schwarze Maria, ich weiß aber nicht, ob sie auch ins Bett ** wie die Maria[4]). Grüße mir die Martha, Annchen, Kätherl, Weidtnerin, Anastasia, Helena, Apell, deine Susanna[5]) und meinen lieben kleinen Carl[6]). Sag' ihm, er solle mir schreiben, was ich ihm bringen solle. Aber er muß es mir selbst schreiben, und wenn du mir nicht oft schreibst, so werde ich dir nichts bringen.

Maria."

Geben wir nun über die Kinder der Erzherzogin und über ihren Lebensgang einen Ueberblick, so beginnen wir billig mit dem Aeltesten der Söhne, dem Erbherrn und nachmaligen Kaiser Ferdinand, berühren seine Gesinnungen, sein Verhalten gegen die Mutter. Hiefür gewähren uns die Briefe, die er während eines halbjährigen Aufenthaltes zu Regensburg im Jahr 1608, da er bereits in seinem dreißigsten Lebensjahr stand, an sie geschrieben,

1) Nicht zu erklären.
2) Die Oberhofmeisterin der Erzherzoginnen.
3) Namensfest.
4) Wie es scheint eine Dienerin.
5) Insgesammt Dienerinnen am erzherzoglichen Hofe.
6) Der Erzherzogin jüngster Sohn.

die kostbarsten Behelfe. Seine Stellung zu der Mutter war immer noch dieselbe, wie vor siebenzehn Jahren, als er in Ingolstadt sich befand. Er blieb als Landesherr Innerösterreichs der „unterthänigste gehorsamste Sohn“, der er während seiner Minderjährigkeit gewesen. Seine Briefe sind der reine Widerhall derjenigen, welche er von der Mutter während ihrer Reise nach Spanien empfieng. Mit der schonendsten Umsicht meldet er ihr den Hinscheid ihres Bruders, des bayerischen Herzogs Ferdinand. „Ich bitte Dieselben, fügt er bei, gehorsamst, dieses zugesendete Kreuz Ihro nicht zu hoch sich angelegen seyn, oder zu sehr sich betrüben zu lassen, damit es J. F. D. an der Gesundheit, an welcher uns, Dero gehorsamsten Kinder unser zeitlicher Trost gelegen, nicht etwa Schaden bringe.“ Diese begann wirklich zu leiden, daher schon eilf Tage später der Sohn tiefes Leid darüber äußerte, „daß J. F. D. der Kopf immerdar so wehe thue.“ Wollte Gott, äußerte sich 14 Tage später Ferdinand in dem vollen Erguß kindlicher Theilnahme, ich könnte für E. F. D. leiden, von Grund meines Herzens sollte es geschehen.“ Denn „so lange, bekennt er, die Kinder ihre Mutter am Leben wüßten, hätten sie ja nichts andern als des gewissen Segens Gottes sich zu getrösten.“ Deßhalb bittet er sie „um Gotteswillen, ihrer Gesundheit auf das Sorgsamste Acht zu haben,“ freut sich, daß eine begonnene Cur von glücklichem Erfolg begleitet seye, und wünscht, daß sie „den gehorsamsten Kindern zum Trost“ dieselbe sorgfältig gebrauche, nicht zum Nachtheil ihrer Gesundheit mit Schreiben sich bemühe. Hierin, konnte man sagen, sprächen sich die natürlichen Gefühle eines wohlgearteten Kindes aus. Aber neben diesen unterzieht er sich dem Ansehen der Mutter, selbst in Sachen, die er nach eigenem Belieben hätte anordnen mögen. Er frägt sie, wie er bezüglich der Trauer seines Oheims sich zu verhalten, theilt ihr mit, was er hinsichtlich seiner Leute verfügt habe, und erklärt sich bereit, sollte sie es anders anordnen, „ihrem gnädigsten Befehl nachzuleben“. Als ihm die Mutter für ein erworbenes Stückchen von den Ueberresten des heiligen Wolfgangs dankte, lehnte er den Dank mit dem Bemerken ab: „könnte er mit seinem Blut ihr dienen, mit Freuden sollte es geschehen.“

Nicht allein auf persönliche oder untergeordnete Angelegenheiten beschränkte sich dieser vertrauensvolle Verkehr mit der Mutter. Nichts Wichtigeres auch in politischer Beziehung ereignete sich, was der Sohn ihr nicht mitgetheilt hätte; in nichts Folgereichem wollte er handeln, ohne ihren Rath, ohne ihr Gutheißen. Nicht

bloß soll ihr hocherleuchteter Verstand entscheiden, ob er die Widmung eines Buches annehmen solle, sondern eine von ihm sorgfältig erwogene und mit der größten Behutsamkeit ausgefertigte Antwort an den Erzherzog Matthias in Betreff der damals das habsburgische Haus in seinen höchsten Interessen berührenden Fragen wollte er dann erst abgehen lassen, wenn dieselbe die Billigung der Mutter würde erhalten haben. Ebenso will er aus derselben Veranlassung dem Kaiser gegenüber „ohne ihre Zustimmung nicht zu dem Wenigsten sich verstehen." Alles theilt er ihr mit, nichts setzt er sich vor, worüber er nicht ihr Gutachten begehrte; ohne ihren Rath, versicherte er sie nochmals, werde er in nichts sich einlassen. Sollte er in einer wichtigen Staatsangelegenheit gefehlt (d. h. nicht das Richtige getroffen) haben, so will er gerne ihrer mütterlichen Strafe (Zurechtweisung) sich unterziehen.

In diese kindliche Ehrerbietung von des Sohnes Seite verflicht sich der Mutter Achtung vor dessen fürstlicher Würde und Selbstständigkeit auf eine Weise, aus welcher das lieblichste Bild eines gegenseitigen Verhältnisses in den anmuthigsten Zügen sich heraushebt. Ferdinands Entschuldigung, daß er in Zusendung des Freiherrn von Herberstorf der Mutter nicht entsprochen habe, erwiederte diese: der Entschuldigung hätte es nicht bedurft, denn gerne bescheide sie sich dessen, daß jener in seiner Nähe nothwendig seye. Ein anderes Mal schreibt sie ihm in einem Sinn, der Rücksichtsnahme nicht bei Seite setzen will: „ich habe dein Votum schon gehört." Ihrer Reise nach Spanien freute sie sich besonders deßwegen, weil der Sohn damit zufrieden seye. Sollte er finden, daß sie dabei unnütze Ausgaben gemacht habe, so wollte sie sich zurechtweisen lassen.

Doch nicht auf den Briefverkehr beschränkte sich Ferdinands kindliche Ehrerbietung gegen die Mutter, nicht auf die innern Gemächer der fürstlichen Wohnung, wohin der Blick Unberufener nicht dringen mochte, jedermann sollte Zeuge derselben seyn. So oft die Erzherzogin den Wagen bestieg, bot ihr der Sohn den Arm; begleitete er sie zu Pferd, so sprang er an der Burg schnell herab, um den Wagen zu öffnen, sie die Treppe hinaufzuführen. Niemals erschien er vor ihr, ohne das Knie zu beugen; nicht anders erlaubte er sich die Mutter anzureden als: „allergnädigste Frau Mutter." Alle ihre Wünsche galten ihm als Befehle; noch im Tode wollte er neben ihr ruhen.

Dem ältesten Sohne mögen in der natürlichen Reihenfolge

der Geburt die übrigen Brüder sich anreihen, als nächster somit Erzherzog Leopold.

Ihn hatte schon der Vater zum geistlichen Stande bestimmt. Der Bischof von Seccau ertheilte demselben an Johanns des Täufers Fest des Jahres 1596 die niedern Weihen, bei welcher Festlichkeit derselbe die Aufgabe sich stellte, dem jungen Cleriker gleich als in einem Spiegel vor Augen zu halten, welches des Standes Würde seye, was der Geistliche suchen, was er meiden müsse; welche Sorgen und Gedanken sein Gemüth zu bewegen hätten, dafern er seines Amtes treulich warten wolle.

Was in stetigem Anstreben nach Erweiterung des Besitzes und der daran sich knüpfenden Macht das brandenburgische Haus schon zur Zeit, da die Spaltung in der Kirche noch nicht an den Tag getreten war[1]), in's Auge faßte, hierauf, als diese zu einem nutzbaren Hebel politischer Entwürfe geworden[2]), hier mit erwünschtem Entwurf durchführte, dort wenigstens beabsichtigte[3]), das trachteten, bei der Nothwendigkeit, die Kirche gegen die beharrlich verfolgten Verkümmerungsplane anderer Fürsten sicher zu stellen, zu allererst die Herzoge von Bayern für ihre nachgeborenen Söhne ebenfals zu erreichen. Ist es ihnen zu verargen, daß sie darin das sicherste Mittel erblickten, jenen Gelüsten entgegenzutreten? Ist das habsburgische Haus darum zu tadeln, daß es hierin neben das wittelsbachische sich stellte? Niemand wird es billigen wollen, daß Sprößlinge dieser Häuser zu solchen Würden, die selbst dem gereiften Manne nur unter großer Vorsicht zu übertragen wären, noch zur Zeit ihrer Minderjährigkeit ersehen wurden. Konnten aber sogenannte Administratoren aus Regentenhäusern, die von der Kirche sich getrennt hatten, den eigentlichen Anforderungen des bischöflichen Amtes besser entsprechen, selbst wenn sie, was nicht immer der Fall war, das reifere Alter erlangt hatten? Bei dem unablässigen Ankämpfen der unkatholischen Stände an den Reichstagen gegen den „geistlichen Vorbehalt" und durch deren thatsächliches Vordringen

---

1) Am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts saßen Brandenburger auf den erzbischöflichen Stühlen von Mainz, Magdeburg, Riga, einer war Hochmeister des deutschen Ordens, in ihrem Besitz war das Bisthum Halberstadt, die Dompropstei zu Würzburg, eine Capitelstelle hier und in Bamberg mag nur als erste Staffel weiterer Erhebung betrachtet worden seyn; Höfler Ludw. von Eyb Denkwürdigkeiten S. 7.

2) Man denke an das Hochmeisterthum in Preußen.

3) Jenes bei Magdeburg, dieses bei Münster, auch bei Straßburg.

in die Domstifte kam die Neigung mancher besonnenern Glieder derselben jenen beiden Häusern entgegen. Deßwegen könnte nur ein einseitiger und ungerechter Spruch, angesichts der vor Augen liegenden Bestrebungen der andern Partei, die katholischen Fürsten beschuldigen wollen, in solchen Maßregeln ausschließlich den eigenen Vortheil im Auge gehabt zu haben; als ob die von ihrem Standpunct gewiß nicht verwerfliche Absicht, den scheel angesehenen, unabläßig gefährdeten „geistlichen Vorbehalt" wider so manche offene und versteckte Versuche zu retten, ohne die mindeste Berücksichtigung geblieben wäre.

Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts sah man in dem Ableben des betagten Bischofs Urban, aus dem adelichen Geschlechte der Traubach, der Erledigung des Sitzes von Passau entgegen. Das Bisthum besaß ansehnliche Güter in Oesterreich, übte geistliche Rechte bis hinab in die Mitte seiner Hauptstadt. Deßhalb konnte es dem habsburgischen Hause nicht ganz gleichgültig seyn, wer in Passau den Hirtenstab führe. Herzog Wilhelm von Bayern bemühte sich denselben in die Hände seines Sohnes Philipp zu bringen, den in der Wiege schon die Infel von Regensburg schmückte. Die Erzherzogin gedachte ihres Sohnes Leopold. Sie und Wilhelm waren zu edle Naturen, als daß eine solche Nebenbuhlerschaft sie hätte entzweien können, obwohl vorübergehende Erörterungen und leichte Reibungen, bei denen die weibliche Reizbarkeit ihre Rechte behauptete, nicht ganz ausblieben, jedenfalls das bemessenere Verhalten dem Herzog zuerkannt werden muß. Bei einer Coadjutorswahl theilten sich die Stimmen unter die beiden Bewerber. Jedes der Geschwister betrat seinen Weg, der zu dem beabsichtigten Ziel führen konnte. Daß der Kaiser das Glied des eigenen Hauses begünstigte, war natürlich; denn es wurde zu Prag erwogen: ob es rathsam seye, einen bayerischen Herzogssohn nach Passau kommen zu lassen? Der Bischof Klesel mußte die Sache im Interesse des habsburgischen Hauses in Rom betreiben, wo gleichzeitig Agenten von Bayern thätig waren.

Am 9. August 1598 starb Bischof Urban. Clemens VIII. erkannte den Erzherzog Leopold als rechtmäßig Erwählten. Aber sowohl in Prag als in München erhoben sich Schwierigkeiten gegen Uebernahme der Bisthums-Verwaltung. Erst gegen Ende des Jahres 1604 wurde sie durch ein päpstliches Breve dem Erzherzog eingeräumt. Alsbald forderte der Bischof von Lavant denselben auf,

dieser Last sich zu unterziehen; an Kraft dazu mangle es ihm nicht, Weiteres werde Gott gewähren.

Zu eben jener Zeit schwebte das Bisthum Straßburg, dem habsburgischen Hause seiner elsaßischen Besitzungen wegen besonders wichtig, in großer Gefahr der Kirche entrissen zu werden. Schon gehörte ein Theil der dortigen Stiftsherren ihr nicht mehr an; schon hatte der Sprengel zwei Bischöfe, einen katholischen in dem Cardinal von Lothringen, einen unkatholischen in dem brandenburgischen Markgrafen Johann Georg. Man wußte, daß der würtembergische Herzog Friedrich mit diesem in Unterhandlung stehe, um von ihm für seinen Sohn Ludwig Friedrich entweder Abtretung oder wenigstens die Nachfolge in seinen Antheil zu erwerben. Dieser rechtswidrige Vertrag zeigte dem kaiserlichen Hof, daß, wolle er sein Ansehen in diesen Gegenden sicher stellen, keine Zeit zu verlieren seye. Der kaiserliche geheime Rath Dr. Rudolph Coraduz, gab der Erzherzogin den Wink, einem ihrer Söhne eine Stiftsherrenstelle in Straßburg zu verschaffen, mittelst dieser die Coadjutorie zu erhalten. „Sie dürfe aber nicht säumen; der Cardinal seye kränklich, werde vielleicht nicht lange mehr leben, die katholischen Domherren wären nicht geneigt, das Bisthum wieder an einen Lothringer übergehen zu lassen; lieber wollten sie von dem Kaiser einen Erzherzog verlangen." — Freilich hätte der Cardinal das reiche Bisthum lieber seinem Vetter, dem Grafen von Vaudemont zugewendet.

Die katholischen Domherren sandten nun einen förmlichen Postulationsact nach Prag, Erzherzog Ferdinand seinen Beichtvater nach Rom, um (was leicht zu erhalten war) die Dispense zu Annahme Straßburgs neben Passau zu erwirken. Am 9. Juni des Jahres 1599 wurde zu Grätz die Annahmsurkunde ausgefertigt, worauf im October des Erzherzogs Einführung in das Capitel statt fand. Ferner wurde für denselben an das Bisthum Constanz gedacht, im Jahr 1600 zugleich mit Brixen durch den frühzeitigen Tod des Cardinals Andreas von Oesterreich erledigt. Diesem kamen die Stiftsherren durch beschleunigte Wahl zuvor, ohne hiedurch jede Hoffnung abzuschneiden, indem dieselbe auf den betagten Domdechant Johann Georg von Hallweil gefallen war. Dagegen erhielt Leopold in der Folge noch zu den beiden Bisthümern die reichen Abteyen Murbach und Lüders.

Wie dieser Erzherzog im Jahr 1608 von Straßburg nach Passau zurückkehrte, wünschte Maria, er möchte unverweilt nach

Grätz kommen, damit sie der damaligen wichtigen Angelegenheiten wegen mit ihm sich bespreche. Ferdinand schrieb ihr von Regensburg: sein Bruder werde sich beeilen, „dem allergnädigsten Befehl Folge zu leisten". Wie gerne hätte sie ihn nicht mit einem guten Arzt versehen, und doch die Kosten desselben ihm erspart! Nichts hätte ihr so mißfallen, als wenn Leopold fremdländischen Neigungen sich hingegeben hätte; sie theilte die Besorgnisse hierüber Ferdinand mit, nebst dem Auftrag, den Bruder zu beobachten und ihr Bericht zu geben. Ferdinand, auch hierin ihr gleichgesinnt, tröstete sie, nachdem er den Bruder zu Regensburg gesehen: „derselbe seye, wie von jeher, gut deutsch gesinnt. Sie solle nur glauben, daß sie an ihm einen gehorsamen Sohn habe, welcher sie fürchte, liebe und als wohlgeartetes Kind ehre."

Wie sie aber um denselben bis zum Ende ihres Lebens seye besorgt gewesen, zeigt nachstehender Brief[1]) an Ferdinand, nicht lange vor ihrem Tod geschrieben, da derselbe an dem Reichstage zu Regensburg sich befand.

„Mein herzlieber Herr Sohn!

Ich kann nicht unterlassen, E. L. zu berichten, daß allhier durch den Herrn Nuntius dem Doctor Meermann angezeigt worden ist, wie das Domcapitel zu Passau mit Doctor Athemstett, der jetzt zu Linz ist, gehandelt hat, um ihn zu ihrem Doctor zu bestellen; sie haben sich aber der Besoldung halber nicht vergleichen können. Weil ich aber vernommen, daß Doctor Athemstett sonst eine gute Lust nach Passau hätte, so ist mir eingefallen, E. L. davon zu schreiben, und es bedünkt mich gar rathsam, daß das Stift und vor allem auch E. L. Herr Bruder Leopold zu Passau einen solchen guten Doctor hätte, der von dem Capitel besoldet wäre, und den Leopold nichts oder wenig kostete. Deswegen könnten E. L. an das Capitel schreiben, wie er gerne sähe, daß es den Doctor Athemstett bestellte und der Besoldung halber ein Weniges nicht ansehen wollte, indem auch E. L. vor diesem selbst Willens war, diesen Doctor in ihren Dienst aufzunehmen, er habe aber damals nicht abkommen mögen. Ich habe solches E. L. andeuten wollen, da mir dieser Doctor von etlichen Orten, sonderlich von Doctor Faber, gar sehr gerühmt wird und dergleichen Leute je länger je weniger zu bekommen sind.

---

1) Wahrscheinlich von der Hand einer Kammerfrau.

(Beigefügt von Mariens Hand.)

Ich bitte E. L. um Verzeihung, daß ich es nicht mit eigener Hand geschrieben habe, ich habe ja so viel nicht schreiben können[1])."

Mariens dritter Sohn war Maximilian Ernst. Er scheint die Mutter zur Zeit ihrer Reise nach Spanien am wenigsten befriedigt zu haben, denn in ihren Briefen sind Erinnerungen, Mahnungen, selbst Drohungen einzig an ihn gerichtet. Dieß darf um so mehr auffallen, als um diese Zeit der Erzherzog sein achtzehntes Jahr erreicht hatte. Indeß läßt sich vermuthen, daß von dem, was bei der Mutter Bekümmerniß hervorrief, der größere Theil dem Verfahren der Hofmeister und Lehrer gegen ihn, ein kleinerer Theil dem Lebensalter zufiel, welches in der Regel an dieser Stufe am schwierigsten zu behandeln ist. Eben hatte ihm ein neuer Lehrer müssen gegeben werden. Von diesen liefen bei der Mutter Klagen über den Zögling ein. Sie aber mit kluger Unparteilichkeit wünschte zu wissen, ob zu große Strenge des Lehrers oder wirklicher Ungehorsam von Seiten des Sohnes deren Ursache wäre? Inzwischen ertheile sie sämmtlichen Lehrern, dann dem Beichtvater, dem Spiritual, dem Obersthofmeister volle Gewalt über ihn.

Ferdinand, der zu großem Gefallen der Mutter die Brüder, mehrerer Sicherheit wegen, zu sich in die Burg genommen hatte, sollte besonders auf den Bruder einwirken, erinnern, daß er fromm seye, wie dieses ein Wink war, welchen die Mutter ohne Unterlaß und ohne Unterschied allen ihren Kindern jederzeit zugehen ließ. Sandte sie ihm am 12. October, als dem Feste seines Namenspatrons, ein Ringlein zu und knüpfte sie hieran den Wunsch: „damit wolle sie ihn zu der Ehre Gottes verbinden, auch andeuten, daß er den Heiligen, von dem er den Namen trage, zum Vorbild nehme, so fromm werde wie dieser," so that sie auch darin nur, was sie gegen jedes ihrer Kinder bei ähnlicher Veranlassung in mütterlicher Liebe zu thun gewohnt war.

Dem Beichtvater Ferdinands, dem P. Bartholomäus Willer, eröffnete sie ihre Bekümmernisse und ihre Wünsche betreffs dieses Sohnes in nachfolgendem Schreiben[2]):

---

1) Weil zu dieser Zeit die Erzherzogin in sehr angegriffenem Gesundheitszustand sich befand.

2) In lateinischer Sprache abgefaßt, hier deßhalb übersetzt.

„Daß E. Hochw. schreiben, daß Maximilian und Leopold die Schulen wieder besuchen werden, vernahm ich sehr gerne. Es würde mir das größte Vergnügen gewähren, wenn ich auch vernähme, daß Maximilian in allem sich wohl verhielte, E. täglich größere Fortschritte von ihm hoffen dürften. Diesen Wunsch hegt mein mütterliches Herz. Gott ist mein Zeuge, daß es nichts in der Welt gibt, was in diesem meinem Leben mir größere Freude machen könnte, als das Einzige: daß mein Maximilian seine Unarten ablegte und ein vortrefflicher Fürst aus ihm würde. Höre ich aber das Gegentheil und stets nichts anderes als die wiederholten Klagen seines Lehrers und Anderer, so ist es mir, als ob jemand mir das Herz aus dem Leibe risse.

Ich bitte daher E. aufs dringenste, Sie wollen meinen Maximilian öfters ermahnen und aufmuntern, daß er sich wohl verhalte und mir nicht immer solches Kreuz verursache, sondern sich einmal bessere, damit ich des Lebens froh seyn könne. E. sind sein geistlicher Vater und haben von mir alle Vollmacht, sowie auch der Oberhofmeister von Herberstorf; denn ich kenne den Charakter, die Klugheit und die Rechtschaffenheit dieses Mannes, der in Allem weiß, was zu thun und was zu lassen ist. E. wollen mich doch berichten, was die Ursache dieser Klagen sey, ob die Strenge des Lehrers, mit der er fürstliche Knaben zu behandeln gewohnt ist, oder aber der Ungehorsam Maximilian's. Hierüber bitte ich dringend um Nachricht."

Daß Maximilian den Wünschen der Mutter entspreche, sollte besonders Ferdinands Sorge seyn, in der er durch stäte Ermahnungen der Mutter an den Bruder Unterstützung fand. Diese scheinen anfangs mehr mit trotziger Gesinnung, als mit bereitwilliger Anerkennung des mütterlichen Wohlmeinens aufgenommen worden zu seyn. Daher neue Klagen, welche Aufforderung an Ferdinand zu ausführlicher Berichterstattung veranlaßten: woher es komme, daß beinahe Jedermann die Hoffnung für seinen Bruder aufgebe?

Düstere Schulmänner, strenge Sittenrichter wissen oft junge Leute weder zu beurtheilen, noch zu behandeln, sind alsdann geneigt, in dem, was bloß aus Wankelmuth und dem leichtern Sinn lebhafter Jugend hervorgeht, wirkliche sittliche Gebrechen zu ahnen. Eine verständige Mutter hat ein schärferes Auge, ein unbefangeneres Urtheil, weiß sicherer das richtige Mittel zu treffen. Maria schickte, da Maximilian Besserung versprochen, eine schriftliche Ermahnung, die Ferdinand ihm unter vier Augen vorlesen sollte. Gesegnete

Wirkung derselben hoffte sie von der Gnade Gottes in Verbindung mit des Sohnes gutem Willen. Hierin scheint sie sich nicht getäuscht, bald hernach durch Ferdinand ein befriedigendes Zeugniß erhalten zu haben. Denn wenige Wochen später schreibt Maria: „Was kann ich Besseres wünschen, als daß Maximilian umkehre, seinen übeln Gewohnheiten entsage? Laß ihn dir anbefohlen seyn und strafe ihn brüderlich, wo es nöthig seyn sollte. Er wird es wohl annehmen; wo nicht, so drohe ihm mit mir. Du konntest mich mit nichts so sehr erfreuen, als mit der Nachricht von seinem Wohlverhalten und mit dem Zeugniß deiner Zufriedenheit mit ihm." Sie hoffe, dessen werde er sich je länger desto mehr befleißen. Da er an Alter zunehme, so müsse er selbst einsehen, was ihm dienlich seyn werde. Könne sie seines körperlichen Wachsthums sich freuen, so seye ihre Freude ungleich größer, wenn er im Lernen fleißig sich erweise. Ferdinand wolle den Bruder nur öfters zur Ausdauer mahnen, dann zweifle sie nicht an der Erfüllung ihrer Wünsche. Die Folge bewährte, daß sie sich nicht täuschte.

Für Max bot sich, wie für die andern Söhne, Aussicht auf eine künftige selbstständige Stellung dar. Er war für den deutschen Orden bestimmt. Wahrscheinlich hatte seine Mutter die Nachfolge an das Hochmeisterthum im Auge, welches zu jener Zeit sein gleichnamiger Vetter bekleidete. Im Jahre 1615 erhielt er als Landcomthur von Oesterreich eine der höchsten Stellen des Ordens.

Im Jahr 1607 sollte Maximilian durch seinen Schwager, den König von Spanien, in ansehnliche Stellung dahin berufen werden, vielleicht zu derselben wie 17 Jahre später sein Bruder Carl. Wurde dieses durch den allmächtigen Herzog von Lerma verhindert, so zweifelte Maria nicht im mindesten, daß die Unschlüssigkeit und Langsamkeit des Hofes zu Prag ihren wesentlichen Antheil daran habe. Hiegegen sollte der ihr hochbetraute Ritter Hermann von Attimis wirken, wie sie auch deßhalb den Freiherrn Johann Ulrich von Eggenberg dahin sandte. Des Attimis Versicherung: „er warte nur auf Gelegenheit,um mit dem Kaiser darüber zu sprechen", veranlaßte folgende Zuschrift der Erzherzogin an ihn.

„Euer Schreiben vom 8. dieß habe ich wohl empfangen und mit Vergnügen daraus verstanden, daß der von Eggenberg zu Prag angekommen ist und euch mein Schreiben übergeben hat. Und wie ich euch in gedachtem meinem Schreiben ganz gnädigst ersucht, ihm gute Officia zu leisten, also ersuche ich euch hiemit abermal ganz

gnädigst, ihr wollet ihm einen solchen Beistand thun, daraus ich ersehen möge, daß ihr es treulich und aufrecht mit uns vermeinet. Denn ob ich gleichwohl wegen euerer Treue und guten Affection nie gezweifelt, so wollte ich mich doch deren hierin noch vergewissern, wenn ihr verursachet, daß der von Eggenberg mit einem erwünschten Bescheid expedirt würde.

Daß ihr wegen meines Maxen eine Gelegenheit erwarten und alsdann mit Ihrer Maj. seinethalben reden wollet, dessen bedanke ich mich gegen euch ganz gnädigst. Aber damit bin ich nicht zufrieden, daß ihr erst eine Gelegenheit erwarten wollet; sondern ihr müsset euch eine Gelegenheit machen und suchen, auch Ihrer Maj. vorstellen, wie Sie meinen Maxen an einer so guten Gelegenheit verhindert, indem Sie ihm nicht nach Spanien zu reisen erlauben wollen. Und weil nun mein Maxen diese spanische Gelegenheit, Ihrer kais. Maj. zu unterthänigsten Ehren, ausgeschlagen und fahren lassen, also solle Ihre Maj. ihm jetzt eine andere Gelegenheit machen, damit er nicht auf der Bärenhaut daheim liegen und seine Jugend und jungen Tage in der Faulheit verzehren müsse.

Was den Philipp[1]), und daß er gar keine Audienz mehr hat, anbelangt, soll sich männiglich an ihm spiegeln und ein Exempel nehmen. Es ist mir leid, daß er also gefallen ist. Was aber den Pfandschilling[2]) anbelangt, ist mein Ferdinand nie dawider gewesen, wie er denn schon vorlängst seinen Consens dazu gegeben; was ich nicht allein euch, sondern ihm selbst geschrieben und nichts anderes geglaubt habe, als es sei nunmehr alles richtig. Wegen eures Friedrichen habe ich meiner Tochter, der Königin[3]), bereits geschrieben, wie auch ihrem Beichtvater, daß er sie oft daran ermahnen solle; und ich wollte wünschen, daß ich eine Ursache seyn könnte, daß euch zu eurem guten contento hierin möchte geholfen werden. Ich möchte wohl wissen, warum man doch die feindselige Sache des von Braunschweig nach Regensburg remittirt, und warum solche nicht zu Prag abgehandelt wird. Ich stehe in großen Sorgen, der von Eggenberg werde lange keine Audienz bekommen, sonderlich aber jetzt, weil Ihre Maj. mit einem Katarrh behaftet ist. Wenn ihr dieß Orts nicht das Beste thun werdet, so möchte die Sache noch lange stecken bleiben. Ich will Euch und den Eurigen gerne helfen,

---

1) Der Kammerdiener Philipp Lang, über welchen eine eigene Schrift des Verfassers der gegenwärtigen ausführlich handelt.

2) Vermuthlich die Verpfändung der Grafschaft Mitterburg.

3) Von Spanien.

wo ich kann; aber helft auch ihr meinem Maxen, daß er nicht also erliegt, und daß meinem Ferdinand auf dem Reichstag auch geholfen werde, daß er nicht so lange ausbleibe. Ich bitte Euch zum höchsten, helft mir mit Florenz[1]), denn ich kann es nicht mehr erleiden; es muß fortgehen, es gehe, wie es wolle. — Mich erbarmt der Lang, daß es ihm so übel geht. Aber, meine Kinder, sehet, wie es zugeht; es heißt wohl: heute an mir, morgen an dir; es heißt nämlich wohl: lieber Herr, erlös uns von Prag! Ich bitte, grüßt mir Euer Weib und Kinder.

Datum Grätz, den 21. November Anno 1607.

Maria."

Inzwischen übertrug Ferdinand unter Zustimmung, aber auch unter dem Mitwirken der Mutter, dem Bruder während seiner eigenen Abwesenheit in Regensburg die Landesverwaltung. Die Eröffnung der Stände lehrte denselben den Werth geschickter Handhabung der Sprache würdigen; auch sonst, wie jung er war, ehrte ihn das Zeugniß vortrefflichen Benehmens. Er wird ein geistreicher Fürst genannt, der bei Unterhandlungen einen hellen Blick bewähre, jeden obschwebenden Gegenstand vollkommen erfasse und durchdringe. Die Achtung, in der er stand, war so verdient als allgemein. So oft in der Folge Ferdinand aus seinem Lande sich entfernen mußte, übertrug er ihm dessen Verwaltung, bei welcher er schon das erste Mal der Mutter Zufriedenheit, des Bruders Vertrauen in vollem Maße sich erworben hatte.

Die mütterliche Ermahnung an alle ihre Kinder: einander zu lieben, in der Sterbestunde ihnen gegeben, scheint nicht unbeachtet verklungen zu seyn. Bald nach ihrem Tod gab dessen Ferdinand diesem Bruder einen überzeugenden Beweis. Es stand an dem, daß Maximilian in Folge eines verunglückten Aderlasses der Arm sollte abgenommen werden. Durch einen Eilboten ließ Ferdinand den berühmten Wundarzt Gabriel Ferrara, Generalvicar des Ordens der barmherzigen Brüder, von Wien kommen und war des glücklichen Erfolges seiner Geschicklichkeit so erfreut, daß er, da bald hierauf derselbe in das Reich beider Sicilien abgehen mußte, sowohl zum Dank für die dem Bruder geleistete Hülfe, als zum Besten seiner Unterthanen dem wohlthätigen Orden in seiner Hauptstadt ein Kloster stiftete.

---

1) Die beabsichtigte Vermählung der Erzherzogin Magdalena mit dem Erzherzog.

Ihren jüngsten (nach des Vaters Tod zur Welt gekommenen) Sohn Carl hatte Maria gleichfalls zum geistlichen Stande bestimmt. Dieß sollte bei seiner Auferziehung im Auge behalten, er deßwegen, sammt seinem Bruder Leopold, ferne von dem Treiben und den Zerstreuungen des Hofes, zu Judenburg erzogen werden. Kamen diese Brüder je einmal nach Grätz, so mußten sie bei den Jesuiten ihre Herberge nehmen, die Ferien bei ihnen zu Millstadt zubringen. Bei dem Werth, den Maria auf treue Benützung der Zeit legte, ließ sie es ohne Widerrede geschehen, daß durch die Lehrer die Erholungstage der Söhne auf einen einzigen beschränkt wurden. Carls Unterricht stand Jacob Eberlein, Pfarrer zu Bruck an der Mur, des Bischofs Martin von Seccau Vetter und Nachfolger, vor. Auch diesen Sohn Carl suchte die Erzherzogin schon frühzeitig durch Berufung an ein Bisthum auszustatten. Deßwegen hatte ihn der Bischof von Lavant am Johannisfeste, nach welchem sie ihre Reise nach Spanien antrat, in ihrer Hofcapelle zum Akolythen geweiht. Sofort bot sich den Absichten der Mutter Brixen dar, seiner Lage und Verhältnisse wegen mit dem habsburgischen Hause in mannigfaltiger Verbindung, im Jahr 1600 durch den Tod des Cardinals von Oesterreich erledigt. In Rom jedoch fand man es bedenklich, immer mehr Bisthümer an Minderjährige übergehen, deßwegen lang dauernde Verwaltungszeiten eintreten zu lassen. Offen wurde dort erklärt: Carl seye noch zu jung. Da rieth der erzherzogliche Agent in Rom, Raimund della Torre, zu Erwählung des Bischofs von Gurk nach Brixen. Dieser sey ein wackerer Mann, ein bewährter Diener des Hauses, stehe in vorgerücktem Alter, könne somit die spätere Erwählung des Erzherzogs, der inzwischen an Jahren zunehme, vorbereiten. Dieser Rath wurde befolgt und an das Ziel gebracht; aber der Erwählte starb allzubald, als daß es hätte dürfen gewagt werden, jener Einwendung von Rom so schnell entgegenzutreten. Dafür erhielt der Erzherzog nicht lange hernach eine Stelle in dem Domstift seines Bruders Leopold. Im Juli 1608 (die Mutter erlebte diese Freude nicht mehr) verlangte ihn das Domcapitel zu Breslau als Bischof, wohin ihn nach des Bruders Wille der vielerfahrene Bischof von Lavant als Leiter, Rathgeber und Verwalter des Bisthums begleiten mußte. Carls weitere Thätigkeit bis zu seinem frühzeitigen Tod in Spanien fällt außerhalb der Zeit, welche uns als Gränzmarche zu gelten hat.

Unter Mariens Töchtern war die drittälteste, Catharina Renata, die erste, welche ihr durch den Tod entrissen wurde. Sie

starb am Peter- und Paulstag des Jahres 1595 im noch nicht vollendeten zwanzigsten Lebensjahr. Die Mutter erhielt diese Trauerbotschaft auf dem Wege nach Siebenbürgen, bei der Begleitung ihrer zweiten Tochter Maria Christina.

Seit dem Bittgang an St. Marcustag jenes Jahres hatte in der Hingeschiedenen der Keim einer todbringenden Wassersucht sich gebildet. Bald konnte sie ihr Lager nicht mehr verlassen. So oft die Kranke unter herben Schmerzen stille war, hätte man geglaubt, sie ruhe vollkommen leidenfrei. Hörte man ihre Stimme, so vernahm man die Worte: „Herr, dein Wille geschehe!“ — Kaum etwas Anderes wissen wir von ihr, als daß sie von ungemeiner Anmuth gewesen, diese von den Gaben des Geistes und den Eigenschaften des Herzens noch übertroffen worden seye. Wahrscheinlich war sie, wie alle ihre Schwestern (weil dieses zu fürstlicher Bildung damals eben so unerläßlich erachtet worden, als heutzutage gewandte Handhabung der französischen Sprache), im Lateinischen bis zum Sprechen bewandert. Sie ahmte ihrer Schwester Anna darin nach, daß sie sich ein Büchlein bereiten ließ, um Gebete in dieser Sprache auf alle Tage der Woche mit eigener Hand sorgfältig in dasselbe einzutragen. In andächtigem Gebet und täglichem Besuch des Gottesdienstes entfaltete sich der Keim, der durch die Eltern in frühesten Jahren in sie gepflanzt worden. Häufig schloß sie sich den Wallfahrten an, oft halb barfuß; dieß besonders zwei Jahre vor ihrem Tod während einer Krankheit der Mutter, so daß sie mehr als einmal mit blutigen Füßen zurückkehrte. Diese begleitete sie oft bei ihren hülfreichen Besuchen in den Spitälern und erwies den Armen in beiden mancherlei Wohlthaten. Sie hatte eine besondere Neigung, armer Leute Kinder über die Taufe zu heben und dadurch an deren leiblichem und geistlichem Wohlergehen sich zu bethätigen. An ihrem vorletzten Lebenstage wurde sie gefragt: was sie, im Fall Gott sie von hinnen rufen sollte, wünsche, daß ihr zum Besten veranstaltet werde? da versetzte sie: „hierüber gebe ich euch keine Antwort, ihr werdet das selbst wissen; einzig will ich, daß man mich zu den Füßen meines seligen Vaters lege.“

Mariens Schreiben an den Sohn, worin sie demselben die empfangene Todesbotschaft wiederte, ist der reinste Ausdruck der Gesinnungen der Erzherzogin in Betreff ihrer Kinder. Wer, der es liest, müßte nicht alles das nachempfinden, was damals die treue und durch die schönsten Ueberzeugungen getragene Mutter empfunden, mit so edler Einfachheit ausgedrückt hat? Es lautet:

„Lieber Ferdinand!

Ich habe zwei Schreiben von dir empfangen, das von dem 29. mit herzlichem Leid, daß mir der allmächtige Gott meine liebe Tochter Catharina genommen hat; wiewohl sie nie mein gewesen, wie ihr Kinder alle, sondern Dessen, der sie wieder zu sich genommen hat; Dem sey ewiges Lob, Ehre und Dank. Aber wie meinem mütterlichen Herzen ist, das weiß Gott am besten; denn sie ein frommes, gottesfürchtiges, bescheidenes, gehorsames Kind gewesen ist, (das kann ich mit Wahrheit von ihr schreiben), die mich hoch geliebet und geehret hat; darum ihr Gott ohne Zweifel die ewige Krone gegeben hat. Wie man es mit allen Sachen mit ihr machen wird, schreibt mein Hofmeister an den deinigen. O mein Ferdinand! ich habe ein liebes Kleinod aus unserm Hause verloren. Gott sey ewiges Lob, er hat mir genommen, was eher sein gewesen ist. Laß mich wissen, was sie lateinisch geredet hat, und was sie mit dir geredet hat. Gleichwie mir gestern diese leidige Zeitung auf den Abend nach dem Nachtessen, so ist zum Frühstück zuvor ein ansehnlicher Herr aus Polen von dem König zu mir geschickt worden, der gar ins Nachtlager mitgezogen ist; der hat mich im Namen des Königs gebeten, daß ich im Zurückziehen zu ihm und deiner Schwester kommen sollte. Es ist gar ein ansehnlicher Mann, gar gut katholisch und königlich gesinnt. Mit ihm ist auch der Georg Schiehel[1]) gekommen. Ich habe große Freude mit ihm gehabt, bis auf den Abend alles in Leid sich wendete von wegen der Catharina. Er sagt mir Wunder, wie sich der König und die Königin auf mich freuen. Gott laß uns mit Freuden zusammenkommen. Den jungen Sohn wird man bis Sonntag taufen; man weiß noch nicht eigentlich, wie er heißen wird. Ich bitte dich, mein Kind, betrübe dich nicht zu sehr um deine fromme Schwester, wir alle mit einander haben eine treue Fürbitterin. Die Maria ist noch übel auf, sie hat noch das Fieber alle Tage, sieht übel aus; doch wird es geringer, Gott Lob! Ich kann nun vor Leid nicht mehr schreiben. Sage der Frau Schwester, was ich dir von deinetwegen schreibe. Habe sie in Ehren, sie ist deine und unser aller treue Mutter. Bete für mich.

Datum Zwenig, den 3. Juli Anno 1595.

Uebermorgen, so Gott will, komme ich nach Kaschau.

Deine treue Mutter so lange ich lebe.

Maria."

---

1) Erster Kammerdiener der Königin Anna.

Maria Christina, eben auf der Brautreise nach Siebenbürgen begriffen, war die zweitgeborene Tochter der Erzherzogin. Von ihrer unglücklichen Verbindung und wie dieselbe durch das Oberhaupt der Kirche aufgelöst wurde, hat das zwölfte Capitel gehandelt. Darauf blieben Anträge zu neuen Verbindungen nicht aus. Bald nach ihrer Rückkehr aus Siebenbürgen ließ der neue Fürst dieses Landes, Sigismunds Bruder, Andreas, bei dem Kaiser „um das Fräulein von Grätz" anhalten. Später verbreitete sich sogar das Gerücht von Absichten des Reichsoberhaupts selbst. Als dann dritthalb Jahre später eine ähnliche Anfrage für den Erbgroßherzog von Florenz kam, sprach die junge Erzherzogin ein entschiedenes Nein aus, so daß ihr Bruder dem Kaiser berichten konnte: „an Maria Christina seye nicht zu denken; sie habe ihren Sinn auf Anderes gerichtet. Weder er noch die Mutter hätten den Willen, sie davon abwendig zu machen und sie zu einer Heirath anzutreiben." Die frühere Neigung, von der Welt sich zurückzuziehen, war mit erneuerter Lust in der Erzherzogin erwacht. Deßwegen würde Stephan Bocskay, Siebenbürgens dritter Fürst binnen vier Jahren, seine Absichten schwerlich erreicht haben, wenn es je zur ernstlichen Werbung hätte kommen können.

Zur Zeit als die Verhandlung wegen der Vermählung der Erzherzogin Anna mit dem schwedischen Erbfürsten zwischen Maria und dem herzoglichen Hofe von Bayern in dem lebhaftesten Gang sich befand, bemerkte die Herzogin Renata der Schwägerin in Bezug auf ihre vielen Töchter: ob es nicht das Beste wäre, eine oder zwei derselben unserm Herrn zu geben? Wenigstens könnte sie dieselben geistlich erziehen lassen, was ihnen, sollten sie am Ende auch nicht in diesen Stand treten, jedenfalls nichts schaden würde. Bezüglich des ersten Theils dieses Rathes stand Maria der Vorgang dreier Schwägerinnen und Tanten, der Erzherzoginnen Magdalena, Margaretha und Helena, Kaiser Ferdinands Töchter, vor Augen, welche insgesammt in das von ihnen gestiftete Kloster zu Hall in Tyrol eintraten, von denen aber zur Zeit, da jene ihre Töchter gebar, nur noch die Erstgenannte lebte.

Die Erzherzogin stand mit mehreren Klosterfrauen am Anger zu München in Verkehr. Maria Christina gedachte in den Orden der heiligen Clara einzutreten. Dem zarten Körper der Tochter jedoch schienen die Vorschriften dieses Ordens und Hauses um so weniger angemessen, als der Eifer, allen mit dem Gelübde übernommenen Obliegenheiten nachzukommen, ihr die Annahme einer

Dispense niemals würde erlaubt haben. Gerne daher wendete sie sich zu der Stiftung der Tanten in Hall.

Ihre Schwester Eleonora war acht Jahre jünger. Ferdinand von Tyrol, wohl kennend der Schwägerin offenes Auge über alle Fürstenhöfe, von welchen Versorgungen für die Töchter winken dürften, hatte ihr schon zur Zeit, da diese noch Kinder waren, geschrieben: er wolle zu Förderung ihrer Absichten das Seinige gerne beitragen. Ob es Folge seiner Verwendung oder Zufall gewesen seye, daß im Jahr 1595 von Rom aus der Antrag zu einer Verbindung Eleonoras ergieng, wissen wir so wenig, als wohin diese damals seye gerichtet gewesen. Maria fand nur, die Tochter seye noch gar zu jung. Ein Jahr darauf bezeichnete der Cardinal Paravicini der Erzherzogin drei Fürsten, welche für diese Tochter sich eignen möchten: den Herzog von Parma, den Erbprinzen von Lothringen, der jedoch auf eine bayrische Prinzessin sein Augenmerk geworfen habe, und den Herzog von Urbino. Bei diesem könnte allenfalls das Alter Bedenken erregen, denn er seye ein Fünfziger. Sollte indeß die Heirath kinderlos bleiben, so wäre der Wittwe ein Einkommen von 50,000 Gulden gesichert. Seines Gesundheitszustandes wegen wolle er unter der Hand bei einem Arzt Erkundigung einziehen. Unerläßlich wäre, daß der König von Spanien davon wüßte. Ein paar Jahre später wurde zu Ferrara der Erzherzogin wieder davon gesprochen, und sie schrieb deßhalb dem P. Bartholomäus: wegen der Eleonora kann ich nichts sagen, als, was oder wo Gott hin will, das wird geschehen. In Rom hieß es zwar, sie seye kränklich; wogegen Maria ihrem Agenten Rabatta berichtete: „allerdings seye sie es gewesen, bevor sie die Kindsblattern gehabt, seitdem aber habe ihre Gesundheit sich durchaus befestigt.“ Um die gleiche Zeit eröffnete sich die Aussicht nach Parma; und welche Möglichkeit hinsichtlich Spaniens sich denken ließ, ist berichtet worden.

Die Berichte stimmen darin überein, daß Eleonora von Jugend auf schwächlich gewesen seye. Bei solchem Zustand mochte sie größere Neigung zu einem in sich abgeschlossenen, als in die Vergnügungen des Hofes verwickelten Leben gezeigt haben. Doch scheint sie nicht unthätig, dessen, was der Hausbedarf erfordert (damals auch von Fürstentöchtern nicht für zu gering geachtet), kundig gewesen zu seyn; denn die Mutter verlangte, daß sie ihr von ihrer Kocherei[1]) von jeglicher Sache eine Schachtel voll schicke, da-

1) Gebäcke.

mit sie es kosten könne. Sonst dürfte sich Eleonora launenhaft, eigensinnig bewiesen, oft verlangt haben, was ihr gar nicht zuträglich seyn konnte.

Beide Schwestern nun, Maria Christina und Eleonora, trafen in der Neigung, von der Welt sich zurückzuziehen und in einem Kloster Gott zu dienen, zusammen. In eben dem Jahr, in welchem ihre Base und Tante, Anna Juliana, Wilhelms III., Herzogs von Mantua, und Eleonorens von Oesterreich Tochter, Erzherzog Ferdinands in Tyrol Wittwe, ihres Stammhauses Frömmigkeit theilend, den Bau eines Klosters für Dienerinnen des dritten Ordens unserer lieben Frauen sich selbst zur Rast von des Lebens Mühen und Eitelkeiten begonnen, eröffneten die beiden Erzherzoginnen ihr Vorhaben der Mutter, dem Bruder, andern Gliedern des Hauses und baten nach erhaltener Einwilligung bei der Oberin der geistlichen Gemeinschaft zu Hall um Aufnahme. Einige Schwierigkeit machte die Baarschaft, welche sie hätten mitbringen sollen. Der treue Ambrosius von Thurn hatte sich umsonst alle Mühe gegeben, 20,000 Gulden hiezu aufzutreiben. Da erbot er sich die Hälfte, deren er nur unter großer Entbehrung entrathen könne, von dem Seinigen zu geben, indem 5000 fl. für jede der Schwestern vorläufig genügen möchten. Ferdinand übergab der ältern noch für 11,000 Gulden Silbergeschirr, der jüngern hatte der Hofpfennigmeister 2000 fl. zur bevorstehenden Reise auszuzahlen. Die beiden Jungfrauen Sidonia Watzler und Susanna Reichshaupt, die mit den Erzherzoginnen in das Kloster einzutreten gedachten, erhielten von ihm 3600 fl. zur Abfertigung.

Unter Begleit der Mutter (denn auch diese Töchter sollten ihrem Bräutigam zugeführt werden) und des Bruders gieng die Reise über München nach Innsbruck. Am Vorabend von St. Franzens Fest wurden die Erzherzoginnen in die geistliche Gemeinschaft aufgenommen. Mit ihrem Eintritt in das Haus verzichteten beide auf jede Auszeichnung und unterzogen sich dem Probejahr gleich andern Novizinnen. Maria Christina erwies darin solchen Ernst, daß ihre Mutter um die Ermahnung mußte angegangen werden: „sie möchte ihrer zarten Natur äußerlich nicht allzuviel auflegen; die innere Abtödtung lasse solches nicht zu, sie seye auch weit fruchtreicher.“ Einen Monat nach ihrem Eintritt berichtete der P. Marcus Gravius dem Erzherzog: seine Schwestern befänden sich wohl, nur Eleonora leide an ihrem alten Magenübel; beider Leben aber fließe zu eigenem Trost und der Nebenmenschen Erbauung hin. Im fol-

genden Jahr legten beide am Allerheiligenfest die Gelübde ab, was die Mutter nicht mehr erlebte. Der Bruder hatte ihnen mit dem Ablauf des Probejahrs für Heirathsgut und Abfertigung eine Verschreibung von 100,000 fl., zu 6 vom Hundert verzinslich, auf das Amt Aussee zustellen lassen, wogegen sie bald nachher auf jeden möglichen Erbanfall verzichteten.

Als dann im Jahr 1612 Maria Christina zur Oberin gewählt ward, willigte sie in die Annahme dieser Würde nicht kraft eigenen Wunsches, sondern bloß aus Ergebung in den göttlichen Willen mit thränenschwerem Auge. In treuer Beobachtung ihrer Pflichten, in reicher christlicher Liebe, in unverstellter Demuth, in allen Tugenden einer Christin und Ordensschwester leuchteten beide Fürstinnen sämmtlichen Mitschwestern vor. Mit wunderwerther Standhaftigkeit ertrug Eleonore während dreizehn Jahren alle Gebrechen eines schwachen Körpers. Wie sie zuletzt noch erblindete, äußerte sie nur ein einzigesmal den Wunsch, das Augenlicht wieder zu erhalten, als sie vernahm, es seye durch besondere Verwendung ihrer Schwester, der Großherzogin von Florenz, eine Abbildung des Schweißtuches der heiligen Veronika, welches in St. Peter zu Rom aufbewahrt wird, ihrem Kloster zugekommen. Nichts Irdisches, einzig das Antlitz ihres Erlösers hätte sie noch sehen mögen. Ein Katarrh, von dem sie im Januar 1620 befallen ward, gewann bald eine bedenkliche Wendung. Aber mit großer Ruhe, selbst mit freudiger Dankbarkeit vernahm sie von dem Beichtvater die Ankündigung ihres baldigen Hinscheids. Dieser erfolgte im Beiseyn aller ihrer Mitschwestern am 28. Januar des Jahres 1620.

Fünfzehn Monate später folgte ihr die ältere Schwester, welche bei neun Jahren zur Erbauung aller andern Bewohnerinnen des Hauses demselben vorgestanden, ihren christlichen Sinn aber nicht allein in diesem und für dieses, sondern durch Wohlthaten bewährte, die sie in der mannigfaltigsten Weise außerhalb desselben spendete. Ein Fieber, von welchem sie im Märzen befallen wurde, zehrte sie bald auf. Als ihr die Nachricht ihres Zustandes eröffnet wurde, zeigte sie solchen Starkmuth, daß sie den herbeikommenden Beichtvater um ein paar Stunden Verzug bat, damit sie vorerst ihr Gewissen recht erforschen könne. Wie hierauf nach der letzten Oelung die an ihrem Sterbebette versammelten Schwestern sie um Verzeihung etwa zugefügter Beleidigung baten, vermochte sie beinahe nicht mehr zu sprechen; in ihrem Namen mußte der Beichtvater Alle zur Beharrlichkeit in dem Berufe und in der Gottesfurcht

ermahnen; sodann ergriff Maria ein neben ihr stehendes Kreuzesbild, küßte es und entschlief.

Die zweitjüngste Tochter, Constantia, sollte ihrer Schwester Anna nach Polen folgen, Maria eine vierte Reise in dieses Land antreten. Nach dem Unglückstage von Stangebro und dem Verlust seines Erbreiches gedachte Sigismund des Rathes der Schwiegermutter in Betreff einer neuen Vermählung. Maria hätte erwarten mögen, er dürfte allererst ihrer Constantia gedenken. Da er aber sein Augenmerk anderswohin gerichtet zu haben scheint, machte sie ihn, und (wie es scheint) nicht erfolglos auf ihre Nichte Magdalena, des bayerischen Herzogs Wilhelm zweite Tochter, aufmerksam. Eine Zuschrift, welche sie deßhalb an diesen richtete, zeigt uns jene edle Gesinnung, welche keine Mißgunst kennt, nicht dem Glück des Gefreundeten grollt, weil die Erwartung, selbst dessen theilhaftig zu werden, nicht in Erfüllung geht.

Maria schrieb dem Bruder:

„Ich habe nicht unterlassen wollen, diesen Lakayen zu dir hinaufzuschicken, durch den du die Briefe von meiner Frau Schwester und Herzog Maximilian, deinem Herrn Sohne, empfangen wirst. Was nun der Inhalt des Schreibens ist, das mir mein Herr Sohn, der König von Polen, schreibt, das wirst du vernehmen. Ich habe mich von Herzen erfreut, daß der fromme König für deine Tochter sich entschlossen hat. Aber, mein Herr Bruder, ich bitte dich zum allerhöchsten, wie ich auch hiemit deinen Herrn Sohn, Herzog Maximilian, und die Frau Schwester bitte, daß nur kein Mensch inne werde, daß ich den König verrathen habe; denn sollte es der Kaiser inne werden, so würde er gar übel zufrieden seyn, da mich sonst der Kaiser und die Andern von Oesterreich im Verdacht haben, ich sei mehr bayerisch als österreichisch, und dürften mir es wohl fein im Scherz und im Spaße unter Augen sagen, da doch Gott mein Zeuge ist, daß ich einem Hause so viel als dem andern gönne, denn ich verlöre bei keinem nichts. Alles, was ich bin und habe, das habe ich von diesen beiden Häusern. Aber ich hatte geglaubt, daß deine Tochter besser für den König sey, als die andere, etlicher Ursachen halber, die ich dir mündlich sagen wollte, wenn ich bei dir wäre. Denn ich kenne den König von innen und von außen, was sein Humor ist. Ich wollte halt nur, daß der König sagte, er hätte sich selbst also resolvirt, wie ich ihn denn gebeten habe. Denn wenn es ein Pole sollte wissen, so müßte es jedermann wissen. Der all-

mächtige Gott gebe seinen heiligen Segen dazu, daß du große Freude sehen könnest. Ich habe ihm schon geschrieben, daß, weil sie noch gar jung, und mehrerer anderer Ursachen halber, die Ehe billig sollte verschoben werden, denn es ihr jetzt nicht gut ist. Du wirst mich wohl verstehen. Ich habe aber darauf noch keine Antwort erhalten. Daß der König schreibt, ich solle mit hinein und es richten, geschieht aus der herzlichen Liebe, die er zu mir hat, dessen ich doch nicht würdig bin. Aber ich begehre es gar nicht, da ich nun schon genug Reisen gemacht habe. Du und dein Herr Sohn, wie auch seine Gemahlin, werden wohl das Nöthige zu thun wissen. Was du mir schreiben wirst, das will ich dem König schreiben. Willst du mir sonst noch etwas Vertrauliches schreiben, das der König nicht wissen soll, so kannst du es absonderlich thun. Ich freue mich von ganzem Herzen und wünsche dir von Gott, dem Allmächtigen, viel Glück, daß es der frommen Magdalena so wohl ergehe als meiner Tochter Anna. Ich hoffe, du werdest wohl zufrieden seyn. Ich bitte dich, mein Herr Bruder, schreibe dem Kaiser nichts davon, bis ich Antwort von dir habe, alsdann will ich es ihm zuvor schreiben, denn ich thue sonst fast Unrecht[1]). Laß mich bald deine Meinung wissen; denn die Zeit ist kurz. Jedenfalls ist der Reichstag in der Fasten, so daß gewiß um Martini oder bald darnach die Hochzeit seyn wird.

Datum Grätz, den 13. Juni 1602."

Weßhalb die ziemlich weit vorgerückte Unterhandlung mit dem bayerischen Hofe sich zerschlug, wissen wir nicht. Der König warf nun das Auge auf Anna, die jüngere der beiden Töchter Erzherzog Ferdinands von Tyrol, nachmals des Kaisers Matthias Gemahlin. Da fuhr ihm Kaiser Rudolph, der immer noch Vermählungsgedanken hegte, ohne je einen ernstlich zur Ausführung zu bringen, dazwischen, theils indem er von eigenen Absichten sprach, theils indem er Annas Mutter den Wink zugehen ließ, sie solle zu einer Vermählung der jüngern vor der ältern ihre Einwilligung nicht geben. Wie dann Sigismund den Kaiser als Familienhaupt selbst angieng, erwiederte er: „über diese Erzherzogin könne er sich noch nicht erklären; wenn er aber mit einer Schwester seiner verstorbenen Gemahlin sich verbinden wolle, so erbiete er sich, die Sache bei ihrer Frau Mutter richtig zu machen."

---

1) D. h. in Prag werde jede ihrer Handlungen mißdeutet.

In Polen bestand immer noch eine starke Partei, den Großcanzlar an der Spitze, welche jeder Verbindung mit dem Hause Oesterreich abgeneigt war; alle diejenigen, welche von der Kirche sich losgesagt hatten, lehnten an dieselbe sich an. Dafür wurde die Absicht der Vermählung von Rom begünstigt. In der Mitte des Jahres 1605 zeigte Sigismund dem Kaiser an, seine Wahl seye auf Constantia, der Erzherzogin von Steyermark Tochter, gefallen. Und als das Vorhaben im Lande bekannt wurde, freuten sich Viele dieser Wahl. In der Gottesfurcht der Erzherzogin, hieß es, in deren Wohlwollen gegen die Untergebenen, in ihrer Sanftmuth habe er das Ebenbild der verlorenen Gemahlin wieder gefunden. So manche schöne Eigenschaft, die ihre Schwester geziert, seye auch Constantiens Schmuck. Es ist versichert worden, nur zweimal habe man sie ernstlich aufgebracht gesehen; das eine Mal, als ein französischer Calvinist sich unterfangen, während des Hochamts des Evangeliums zu spotten und dem Bischof das Sacrament, um es mit Füßen zu treten, aus den Händen zu reißen; das andere Mal, wie ein frecher Bube unter Lästerung Gleiches an einem Kreuzesbild verübt. Auch ist nicht vergessen worden, wie nach einer Feuersbrunst zu Wilna, wo sie, während der Gemahl Smolensk belagerte, durch zwei Jahre verweilte, dieselbe die geretteten Kleinodien verkaufte, um ihre Leute zu ernähren; sodann, wie sie einst zu Warschau während der Pest drei Monate lang bei 500 Arme mit Lebensunterhalt und Kleidung bedacht habe. Vollends aber, da sie an des Königs Seite in Polen erschien, da pries manche Stimme des Fürsten Entschluß und Wahl. Man gedachte der masovischen Cimburge, Kaiser Friedrichs Mutter, die in Erzherzog Ernst zuerst das jagellonische und das habsburgische Haus geeinigt. Gleich dem Phönix, hieß es, seye in Constantia Anna wieder aus der Asche erstanden, und sollte es als glückliche Vorbedeutung gelten, daß sie in eben dem Jahr in das Reich gekommen, in welchem Chodkiewcz bei Kirkholm den Sieg über die Schweden errungen.

Maria besonders pries sich glücklich, dem immerfort gleich werth gehaltenen Schwiegersohn auch diese Tochter zuführen zu können. In der Mitte Novembers 1605 verließ die Braut sammt ihrem Gefolge Grätz. Der bereits eingebrochene Winter, dessen größere Strenge für die Rückreise vorauszusehen war, konnte die treue Mutter nicht zurückhalten. Am ersten Sonntag des Decembers erfolgte der Einzug in Polens Hauptstadt.

Wieder wie vor 13 Jahren standen auf der großen Ebene vor

derselben (sie konnte wohl 200,000 Menschen fassen) Gezelte, aus deren einem der König die Braut abholte. Alles, was Krakau und ganz Polen Glänzendes zu senden vermochte, war hier versammelt. Die Bürgerschaft erschien in deutscher Kleidung; bei dem Adel staunte man über die kostbare Ausstattung; Säbel, Röhren, Pferdegeschirre der Husaren, alles von Silber, Gold und Edelgesteinen funkelnd, wurden bewundert, und der Pracht der Großen schien kein Adel eines andern Landes es gleich thun zu können. Alles aber ward überstrahlt von dem Glanz der Brautleute, deren Kleidungen auf siebenmalhunderttausend Thaler geschätzt wurden. Von des Königs Baret blitzten fünf Diamanten, eine Million Goldgulden im Werth. Um drei Uhr Nachmittags bestieg man die Wagen zum Einzuge, derjenige der Braut überaus reich und kostbar, mit acht edlen Rossen bespannt. Das Blasen der Trompeten, das Jauchzen des Volkes, das Schießen in den Straßen betäubte die Ohren. Erst Abends sieben Uhr langte der Zug am königlichen Schloß an, welches aber nicht eher betreten wurde, als bis man in der Domkirche dem Tedeum beigewohnt hatte.

Des folgenden Tages vollzog der Cardinal Bernhard Masciniowsky erst die Krönung, hierauf die Trauung. Constantias Verbindung mit Sigismund war hierauf so glücklich als diejenige der Schwester mit ihm, glücklicher darin, daß sie 26 Jahre dauerte. Sie starb im Jahr 1631, wenige Tage nach dem Frohnleichnamsfest. Ihr Gemahl konnte der Traurigkeit, in die er über ihren Verlust sank, nicht entrissen werden. Kein volles Jahr später folgte er ihr.

Die letzte Tochter, unter allen Kindern Mariens das zweitjüngste, wurde während der Mutter Leben noch verlobt, nicht aber vermählt. Maria mochte in des geliebten Kindes vielversprechende Zukunft schauen, nicht mehr dessen glänzende Gegenwart sehen. Schon im Jahr 1605 ließ der Großherzog von Florenz, unterstützt durch den König von Spanien, für seinen Erbfolger den Kaiser um die Hand der Erzherzogin Magdalena bitten. Aber die ganze Sorglosigkeit und Unschlüssigkeit, mit der in Prag alles behandelt wurde, zog die Sache dergestalt in die Länge, daß inzwischen der Oesterreich wenig gewogene König von Frankreich das schwägerliche Verhältniß zu dem Großherzog für den Versuch einer Verhinderung des Vorhabens einsetzte.

Es handelte sich um das Lebensglück des letzten Kindes der Erzherzogin. Der kaiserliche Hof galt ihr als die Stätte, von welcher aus die Verhinderung desselben ausgehe. Die Mißstimmung gegen

diesen, die sie bei keiner Veranlassung unterdrückte, führte bei nachstehender Zuschrift an ihren getreuen Ritter von Attimis, welcher dort Förderung der Sache sich sollte angelegen seyn lassen, mit entschiedenem Wort die Feder.

„Lieber von Attimis!

Bei dieser Gelegenheit des Curiers kann ich abermal Euch zu schreiben nicht unterlassen; denn ich euch wegen des florentinischen Heiraths und Ihrer kais. Maj. Resolution schon so oft geschrieben habe, daß ich gleich fast nicht mehr weiß, wie hoch ich Ihre kais. Maj. wegen Ihrer Resolution bitten soll. Ich ersuche Euch hiemit abermal ganz dringend, daß Ihr doch Ihre kais. Maj. von mein und meines Ferdinands wegen ermahnen und ganz unterthänigst bitten wollet, daß sich doch Ihre Maj. endlich einmal resolviren und uns mit der Heirath nicht so lange mehr aufziehen wollten. Denn ich kann Euch nicht verbergen, daß ich von glaubwürdigem Orte berichtet werde, daß der König von Frankreich allen möglichen Fleiß anwende, diese Heirath zu verhindern, allein der Ursache halben, damit sich Florenz nicht so stark mit dem löblichen Haus von Oesterreich verbinden solle. Damit aber solches nicht verhindert werde, so bin ich der Meinung, Ihre Maj. sollten sich desto lieber resolviren und die Heirath auf das eheste befördern; denn ihr könnet selbst denken, wenn dem König diese Practica gerathen und er den von Florenz abwendig machen sollte, was es mir, meinem Ferdinand, Magdalena und dem ganzen Haus Oesterreich für eine Schande seyn würde; welches dann leichtlich geschehen könnte, wenn inzwischen der alte Gran Duca, welcher nunmehr auch alt ist, mit Tod abgehen sollte. Wollet deßwegen solches alles Ihrer Maj. fleißig zu Gemüth führen und dieselbe unterthänigst bitten, die Sache nicht länger aufzuschieben; denn ich weiß, daß Ihre Maj. den Großherzog damit auf das Höchste verbinden und obligiren werden. Wenn sich Ihre Maj. bald resolvirt, wollte ich bei dem Gran Duca für Ihre Maj. eine starke Türken-Hülfe erhalten und erlangen. Wollet deßwegen allen Fleiß anwenden und an euch nichts ermangeln lassen, bis sich Ihre Maj. doch einmal resolviren werden. Ich kann mir gar nicht denken, wie ich es um Ihre Maj. verschuldet habe, daß sie dieses negotium so lange verschieben und mich also aufhalten.

Wir sind vergangenen Dienstag hieher nach Innsbruck gekommen, und werden bis Montag, wills Gott, wieder nach Hall ver-

reisen und daselbst meine zwei Töchter der Congregation übergeben. Und sobald solches geschehen, wollen wir unsern Weg alsbald nach Gräz nehmen. Unser lieber Herr verleihe uns seine Gnade, daß wir diese übrige Reise auch mit Freuden verrichten können. Und ich verbleibe hiemit allezeit Euere gnädigste Frau.

Datum Innsbruck, den 28. September Anno 1607.

Ich bitte Euch zum höchsten, ihr wollet Ihre Maj. unterthänigst und gehorsamst bitten um gnädigste Resolution, denn Frankreich wird gewiß nicht feiern, damit ja nur Florenz nicht mit dem Haus Oesterreich befreundet werde. Der alte Herzog ist stets übel auf; seine Gemahlin, fürchte ich, sey gut französisch. Ich bitte Euch, thut das Beste, damit ich in meinem Alter mag erfreut werden. Ich hoffe ja zu Gott, ich habe um ihre Maj. keine Ungnade verdient; ich wollte Ihre Maj. nicht gerne auch nur einen Augenblick beleidigen, das weiß Gott. Maria."

Im Januar 1608 kam endlich die Einwilligung, und wurden die Heirathsbedingnisse festgesetzt. Die Vermählung sollte im August stattfinden. Die Mutter wollte, gleich allen übrigen, auch diese letzte Tochter in ihr künftiges Land begleiten. Sie freute sich dessen besonders, weil mit der Reise Gelegenheit sich geboten hätte, den Resten der heiligen Catharina von Siena, zu der sie besonders sich hingezogen fühlte, ihre Verehrung darzubringen. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Kaum alles abgeschlossen war, wurde die Erzherzogin Maria aus diesem Leben abgerufen.

Es ist bemerkenswerth, daß von den zwölf Kindern derselben, welche ihr mannbares Alter erreichten, einzig Ferdinand das Alter der Mutter erreichte, dieß nur um wenige Monate überschritt, ohne jedoch zu seinem 60sten Lebensjahr zu gelangen. Zwei Töchter starben vor ihrem zwanzigsten Jahr; die Königinnen Anna von Polen und Margaretha von Spanien vor dem dreißigsten; von den übrigen sieben Kindern brachte es keines auf fünfzig; Erzherzog Leopold, nachmals Herr von Tyrol und der Vorlande, hatte, mit Ausnahme Ferdinands, die höchste Zahl von Jahren, und dennoch brachte er sie nicht auf volle 47. Während sechs Jahrhunderten ist von den zahllosen Gliedern des habsburgischen Hauses einzig Kaiser Friedrich III. dem großen Ahnherrn Rudolph im Alter gleichgekommen, hat denselben übertroffen, was seitdem erst in unsern Tagen, nach vierthalb Jahrhunderten, in Erzherzog Carl und seinen Brüdern Joseph, Johann und Ludwig sich wiederholt hat.

Achtzehntes Capitel.

Die Vermählung des Sohnes.

Treue Mütter bleiben Mütter unter allen Verhältnissen, ob sie auf Fürstenthronen sitzen, oder ob sie in dem engen Kreise eines bescheidenen Hauswesens walten. Reifen ihre Kinder zum Alter der Selbstständigkeit heran, so wendet sich ihre vornehmste Sorge darauf, daß dieselben einen neuen Familienkreis bilden. In solcher, durch den Schöpfer in das weibliche Gemüth gepflanzten Fürsorge ist die Erzherzogin Maria keiner Mutter nachgestanden. Kaum Ferdinand von der Universität heimgekehrt war, noch bevor er das achtzehnte Altersjahr zurückgelegt hatte, machte ihn die Mutter schon auf eine Lebensgefährtin aufmerksam[1]), für die sie jedoch bei dem Sohn keinen Anklang fand. Die Königin von Polen stimmte darin dem Bruder bei[2]).

Das enge verwandtschaftliche Verhältniß zu dem Münchner Hofe hatte Ferdinand während seines vierjährigen Aufenthaltes zu Ingolstadt öfters an diesen geführt. Dort lebte seine Base Maria Anna, seines Oheims Herzog Wilhelms Tochter, zwar beinahe sechs Jahre älter als er[3]). Allein die Jugend achtet unter öfterem Beisammenseyn, bei häufigem Umgang zu Ernst und zu Scherz, eine solche Verschiedenheit nicht, zumal wenn Familienbeziehungen weniger Zurückhaltung auferlegen. Leicht mag dann aus gesellschaftlichem Verkehr eine tiefer sich senkende Neigung erwachsen. So scheint unter den lebensfrischen Eindrücken der jüngsten Vergan-

1) Der Name kömmt zwar in einem Brief der Königin Anna von Polen vor, aber er ist in Ziffern geschrieben, kann daher nicht enträthselt werden.

2) Wir entnehmen dieses einem Brief derselben an die Mutter vom 20. April 1595.

3) Sie war geboren den 2. Dec. 1572.

genheit bei dem erwähnten Wink der Mutter Ferdinands Sehnen und Hoffen nach München sich zugewendet haben, jener um so eher zurückgewiesen worden seyn.

Da der Erzherzog schon bei seiner Anwesenheit zu Prag im Jahr 1597 diese Absicht dem Kaiser eröffnete, hierauf einen Kammerdiener nach Spanien sandte, um durch den Botschafter die Zustimmung des dortigen Hofes zu erwirken, ist nicht zu zweifeln, er werde bei seiner Ehrerbietung gegen die Mutter, bei seiner Gewissenhaftigkeit, nichts ohne deren Vorwissen und Genehmhaltung zu thun, dieser seine Gedanken vorher schon eröffnet haben. In ihr hatte die treue Hingebung an das Fürstenhaus, in welches sie durch ihre Vermählung eingetreten war, die innige Anhänglichkeit an das angestammte nicht gelockert. Deßhalb konnte sie den Absichten des Sohnes nur mit vollem Beifall entgegenkommen.

Wie aber Kaiser Rudolph bei dergleichen Angelegenheiten, wen immer aus seiner nächsten Verwandtschaft sie betreffen mochten, stets eifersüchtig, deßhalb wankelmüthig sich erwies, gerne hindernd, wenigstens zögernd, dazwischen trat, so mußte auch Ferdinand durch diese kleinliche Eigenschaft leiden. Bald wurden am Prager Hofe Bedenklichkeiten erhoben, theils gegen die Verbindung an sich, theils gegen die Person der Herzogin, als wäre sie nicht gesund, nicht schön, nicht geistig begabt. Wie die Erzherzogin hierüber, des Sohnes Wahl verfechtend, aller ihrer Heftigkeit freien Lauf ließ, hat der früher mitgetheilte Brief an ihren Agenten Tobias Fischer dargethan.

Des Kaisers Zögern konnte des Erzherzogs Entschluß nicht wankend machen. Schon zu Ende des Jahres 1597 mußte sein Beichtvater, Bartholomäus Willer, nach Rom gehen, um für die ertheilte Dispense zu danken. Am Ende wichen auch bei dem Kaiser die Schwierigkeiten. Den 25. October 1598 erließ er an den Vetter das Beglückwünschungsschreiben, freilich höchst kühl und bemessen. Damit war jedoch noch nicht alles im Reinen, was einer fürstlichen Vermählung vorangehen muß, Maria beschäftigte sich auf ihrer Reise nach Spanien vielfältig damit. Und da sie bei ihrer Abreise aus Grätz die Absicht kund gab, über München heimzukehren, fragte Ferdinand bei ihr an, ob er nicht ebenfalls dahin kommen dürfte? Aus Mailand erwiederte die Mutter: es könne zwar noch lange dauern, bis sie dort eintreffen werde, aber sie sehe es ganz zufrieden, daß auch er sich einfinde; „wiewohl, fügte sie hinzu, sie leicht er-

rathen könne, daß er mehr Anderer als ihrer wegen zu kommen wünsche; was sie ihm jedoch nicht übel nehme."

Inzwischen scheinen zu München Gerüchte in Umlauf gekommen zu seyn, die einen nachtheiligen Eindruck machten. Wir kennen sie nur aus allgemeinen Andeutungen der Erzherzogin, dürfen aber schließen, sie hätten irgend eine Beziehung Ferdinands zu einer andern Frauensperson[1]) betroffen, denn es wird von einem Vater „der Person" und einer „Verschreibung" gesprochen. Auf der einen Seite stand dieser Vater, ein gewissenhafter Mann, der zu München hoch betheure, es seye nichts an dem Gerede; auf der andern das durch ganz Welschland umlaufende Gerücht, daß „eben dieser Vater der Person" zu Mailand „große Sachen" machen lasse zu diesem „Handel", der bald geschehen solle. Der Mutter machte dieses großen Kummer, dem Sohn zog es den Vorwurf zu: „er habe Andern mehr geglaubt als der Mutter." Mit der „Verschreibung" dürfte es aber doch etwas gewesen seyn, denn sie sagt ihm ebenfalls: „er wisse, wie schwer diese ihr gefallen seye; aber er habe es gewollt und nicht genugsam bedacht, daß der Fürsten Handschrift und Pettschaft nicht ein Geringes wären. Ihr seye Angst auf diese Sache, gerne würde sie den Rath Anderer vernehmen. Sie zweifle nicht, daß in Bayern alles über sie losgehen werde, weil man wisse, daß sie es nicht gerne gesehen habe. Auch kenne er den Herrn Max, ihren Bruder, und ihre Frau Schwester, wie durchtrieben sie seyen und andere gerne mit Worten zu fangen wüßten, so daß sie nur zaghaft nach München gehe."

Ferdinand klammerte sich nun ganz an die Mutter an, bat, daß sie für ihn handeln, alles wieder in Ordnung bringen wolle. Dazu erwies sie sich willfährig, forderte ihn aber doch auf, mit den beiden Schrattenbach darüber zu sprechen, deren Meinung, wie sie zu verfahren habe, ihr mitzutheilen. „Denn, sagt sie, ihr einzig falle es zu schwer und Niemand habe sie, mit dem sie sich vertraulich berathen könnte. Voriges Frühjahr, bei ihrem gemeinsamen Besuch zu München, wäre es leicht gewesen, die Sache wieder rückgängig zu machen; er aber habe damals nicht gewollt. Darin aber müsse sie ihre frühere Meinung zurücknehmen, daß

1) Daß dabei an nichts Unehrenhaftes gedacht werden darf, sehen wir daraus, daß die Sache Maria nicht verborgen geblieben war. Da aber alles, was wir von derselben wissen, auf einem Briefe der Erzherzogin beruht, dieser aber bloß in allgemeinen Ausdrücken lautet, ist nicht einmal zu Vermuthungen eine Handhabe geboten.

auch er hinauf gehen solle. Er habe ja eine gute Entschuldigung in der Verhinderung durch wichtige Geschäfte. Sie dagegen werde erwartet, seye von Bruder und Schwägerin neuerdings eingeladen worden, habe gewissermaßen eine Verpflichtung dahin zu gehen. Wäre selbst dieses nicht, so überzeuge sie sein Schreiben, wie unumgänglich nothwendig ihr Besuch seye, um wenigstens volle Gewißheit zu erlangen. Dessen könne er sich zu ihr versehen, daß sie als eine treue Mutter für ihn handeln und, sollte es noth thun, „deutsch und nicht spanisch" reden wolle. Sie hoffe zu Gott, es werde sich alles zum Besten wenden. Unsere Frau zu Loreto solle ihr zu Hülfe kommen; diese wisse am sichersten was helfen könne. Inzwischen möge er beten, sie wolle es auch thun. Helfe ihr Gott wieder zu ihm zurück, dann werde sie bald errathen, von wo dieses alles herrühre. Es thue ihr leid um ihn; aber so komme es, wenn die Kinder den Eltern nicht folgten, lieber andern Leuten glaubten. Sie bedaure nur die Maria Anna, die so „„ein frommes Herz" " seye. Er könne nicht glauben, wie schöne Briefe sie ihr immerdar schreibe. Sie denke, mit ihr selbst und zwar als Mutter davon zu sprechen, seiner nicht zu erwähnen. Bald darauf verlangte sie nochmals „eine deutliche und bestimmte Erklärung, was er zu thun gesonnen seye, wie sie zu verfahren habe, damit sie einstimmig wären; denn jetzt könne das Bemänteln nichts mehr helfen, man müsse deutsch handeln". — Gleich am Tage nach ihrer Ankunft in München konnte sie berichten: „mit der bewußten Sache steht es Gott lob gut; ich weiß wohl, daß dich unsere liebe Frau nicht verläßt."

Am 1. October 1599 erfolgte zu München die feierliche Brautwerbung durch Ferdinands ehemaligen Hofmeister, den Freiherrn Balthasar von Schrattenbach. Des folgenden Tages erhielt derselbe die Zusage, am dritten wurde der Ehevertrag festgesetzt. Auch jetzt noch scheinen „widerwärtige Reden" Versuche zu Hintertreibung der Vermählung gemacht zu haben. Woher dieselben kamen, wissen wir nicht; vielleicht von eben daher, wo man später sowohl über Ferdinand als über seine Gemahlin herabwürdigende Aeußerungen sich erlaubte[1]). Herzog Wilhelms rein christliche Gesinnung wünschte den Urhebern dieser Verläumdungen als Strafe Erkenntniß ihrer Sünden und Besserung ihres Lebens. Gegen Ferdinand aber sprach

1) Von unkatholischen Landleuten. Eines Freiherrn Wolf von Hofkirchen, welcher dergleichen sich beigehen ließ, ist in der Geschichte Ferdinands Erwähnung gethan.

er die Hoffnung aus, seine Tochter werde gegen ihn so sich erweisen, wie es von einer gehorsamen Gemahlin nur immer dürfe erwartet werden.

Große Zurüstungen zu würdigem Empfang der Gäste, in Veranstaltung von Festlichkeiten wurden nun während Monaten in der Burg zu Grätz gemacht. Kostbares Geräthe sollte der Kaiser aus dem Schloß zu Innsbruck gewähren, ein mantuanischer Baumeister für Ausschmückung der Stadt Vorschläge machen. Eine prachtvolle Ehrenpforte wurde mit großem Aufwand errichtet. Musiker mußten aus Mailand kommen, die Hofkirche erhielt einen kostbaren Ornat, die Stadtwache neue Bekleidung. Im April zog die Braut in langsamem Vorrücken [1]) ihrer künftigen Residenz entgegen, am 21. April in dieselbe ein, von dreitausend zu Pferd gefolgt [2]).

Sonntag, der 23. April war zum Vermählungstag bestimmt. Die Trauungsrede hielt der Bischof von Lavant, zugleich erzherzoglicher Statthalter über Steyermark, ein Oberhirte, der den vielen ausgezeichneten Bischöfen, mit denen Gott in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Christenheit aller Länder begnadigt hat, würdig an die Seite tritt. „Alles freut sich, sagte er, dieses Ehebundes. Was könnte dem öffentlichen Wohl ersprießlicher seyn, als diese enge Verbindung der beiden erlauchten Häuser Oesterreich und Bayern, beide ruhmwürdig, mächtig, glücklich in Krieg und Frieden; beide der katholischen Kirche zugethan, hochgeachtet von der Welt! Der gesammte christliche Erdkreis schöpft daraus Nutzen sowohl für sein Wohlergehen als für Zeiten der Gefahr. Alle Guten hoffen Erhaltung des Friedens, denn alle erlauchten Geschlechter stehen mit Euch entweder in Blutsfreundschaft oder in Schwägerschaft. Euere Verbindung schlingt das Band der Eintracht um Reiche und Völker. Alle freuen sich, zu denen nur immer diese Kunde gelangt; Beweis dessen die Anwesenheit von Gesandten der mächtigsten Fürsten. Vor Allen aber haben wir Ursache uns zu freuen. Von Kindheit an waret Ihr Vorbilder musterhafter Enthaltsamkeit und Sittenreinheit. Nun tretet Ihr mit Gott und unter Billigung Euerer Eltern in den Ehestand. Welche edle, erlauchte Verbindung, die Fortdauer Eures Stammes verbürgend, das Wohl

1) Sie übernachtete am 8. April 1600 in Wasserburg, noch in Bayern, aber unfern der damals salzburgischen Gränze.

2) Einzig ihr Bruder Maximilian (der nachmalige erste Churfürst von Bayern) hatte ein Gefolge, welches 1200 Pferde erforderte.

Euerer Unterthanen sichernd! Aus vollem Herzen flehen wir über dieselbe den Segen des Himmels herab. Euere gegenseitige Liebe strahlt aus Beider Antlitz. Möge Euere Ehe fruchtbar werden. Vergesset dabei nicht, daß dieselbe ein Sacrament, das Abbild der innigsten Verbindung Christi mit seiner Kirche seye. Die Heilighaltung der Ehe besteht in dem rechten Gebrauch derselben. Nähere Erklärung hierüber bedürft Ihr nicht, denn bekannt ist Euere Erziehung, Euere Frömmigkeit, Euere Gottesfurcht. Hat doch Dich, Ferdinand, deine Mutter Maria, das vollendete Muster aller Tugenden, Dich, Maria Anna, dein Vater Wilhelm, Deutschlands Zierde, unterrichtet. Einzig auf zweierlei noch will ich Euch aufmerksam machen: stets soll Christus Euere Liebe bleiben — und: fürchtet Gott!"

Den Segen über die Verbindung sprach der Cardinal Dietrichstein, Bischof von Olmütz, als hiezu erkorener päpstlicher Legat. — Die Festlichkeiten dauerten volle acht Tage und schlossen mit einer dramatischen Vorstellung durch die Väter der Gesellschaft Jesu veranstaltet. — In der bayerischen Herzogstochter hatte Ferdinand eine Lebensgefährtin gefunden, welcher das Zeugniß gegeben ward: sie vereinige Mariens Frömmigkeit mit Marthas Obsorge um das Hauswesen.

Der Unterschied von sechs Jahren, um welche die Gemahlin älter war als Ferdinand, hat dessen Zärtlichkeit gegen sie bis zum Ende einer sechszehnjährigen Ehe niemals vermindern können. Auch dieser Beiden eheliche Verbindung bewährte sich jederzeit als eine innerliche Vereinigung der Gemüther, veredelt und geheiligt durch die gemeinsame christliche Ueberzeugung. — Von den sieben Kindern, welche Maria Anna gebar, wurden die beiden ersten, eine Erzherzogin und ein Erzherzog, den Eltern gleichsam bloß gezeigt; kaum daß sie die heilige Taufe erhalten konnten. Größer mußte des Vaters Schmerz seyn, als ihm der Thronfolger bei dem Eintritt in die Jünglingsjahre[1]) entrissen ward. Zwischen Ferdinand des Dritten[2]) (dem Erben so vieler Kronen) und Leopold Wilhelm (der so würdig in den beiden Sprengeln, zu denen er dem Oheim gefolgt war, den Hirtenstab, als kräftig am Schluß des unheilvollen Krieges, dessen schlimmste Wendung in des Bruders Zeiten gefallen

1) Er war geboren den 1. Nov. 1605 und starb den 24. Dec. 1619, am Anfang seines 15. Jahres; vier Monate nach des Vaters Erwählung zum römischen Kaiser.

2) Geboren am St. Margarethentag des Jahres 1608.

war, das Schwert geführt) standen die beiden Erzherzoginnen Maria Anna und Cäcilia Renata, jene in zweiter Ehe ihrem Oheim, dem Churfürsten Maximilian von Bayern, diese ihrem Geschwisterkind, dem König Ladislaus von Polen, vermählt.

Maria Anna hatte die Gottesfurcht, die treue Hingebung ihres Hauses an die Kirche als Eingebinde erhalten, als Mitgift in die neue Heimath gebracht. Hierin war sie das vollkommene Ebenbild ihrer Schwiegermutter. Jeden Tag, sofern es nur immer ihr möglich war, hörte sie drei Messen, je zuweilen selbst eine vierte. Mehr als acht Tage ließ sie niemals vorübergehen ohne die heilige Communion zu empfangen. Strenger Beobachtung der gebotenen Festtage fügte sie noch andere Abtödtungen bei. Besondere Verehrung erwies sie den heiligen Jungfrauen Barbara und Catharina von Siena, deren Feste sie jederzeit mit besonderer Andacht begehen ließ. Auch darin glich sie der Schwiegermutter, daß sie allen ihren Arbeiten einen gottesdienstlichen Zweck gab, entweder zu Ausstattung der Priester oder zum Schmuck der Altäre. Den Tod ihrer Kinder, obwohl wiederholt das Einzige hinraffend, ertrug sie mit jener christlichen Festigkeit, welche die segnende Frucht einer wahren Hingebung an Gott ist. Freigebigkeit machte ihren eigenen Hinscheid besonders den Armen fühlbar. Ihr Ferdinand nahm selbst Widerwärtiges leichter auf sich, wenn er es nur der Gemahlin mittheilen konnte, denn bei ihr fand er allen Starkmuth, um es zu ertragen; das Geheimste durfte er ihr anvertrauen, weil er wußte, daß es bei ihr so bewahrt seye, als wäre es ihr vollkommen unbekannt. Um von Beider gegenseitiger Zärtlichkeit, Anhänglichkeit uns das anmuthige Bild zu entwerfen, sind wir nicht an fremdes Zeugniß gewiesen; die Briefe, welche die Erzherzogin dem Gemahl auf seiner Reise nach Regensburg schrieb, diejenigen welche dieser während seines dortigen Verweilens an die Mutter richtete, zeigen uns ein treubesorgtes Gemüth um Alles, was die Lebensgefährtin betraf, von der auch sonst gerühmt wird daß Ernst und Anmuth, zumal bei dem Sprechen sie geschmückt habe. Wie es die Erzherzogin schon am achten Tage nach Ferdinands Abreise däuchte, sie seye schon ein halbes Jahr von ihm getrennt, so spricht sich heiße Sehnsucht nach baldiger Rückkehr in jedem seiner Briefe aus, fürsorglicher Kummer um den Zustand der Gemahlin, die eben zum vierten Mal in gesegneten Umständen sich befand.

Einer festen Gesundheit scheint Maria Anna niemals sich erfreut zu haben. Zweimal brachte bedenkliche Krankheit sie dem Tode

nahe, erst zu Grätz, hierauf zu Wien, wohin sie kurz nach der Herstellung aus ihrem letzten Wochenbette dem Gemahl gefolgt war. Schon dießmal scheint die Hoffnung der Genesung schwach gewesen zu seyn. Sie erfolgte, jedoch nicht vollständig. Oefters stellen sich convulsivische Zustände bei ihr ein. Ein leises Fieber, von dem sie Sonntags den 5. März 1616 berührt ward, konnte sie an dem Empfang des heiligen Sacraments nicht hindern. Aber vor dem Schlafengehen wiederholte sich jenes Uebel, welches bis in die siebente Morgenstunde des achten Märzen nicht mehr sich legte. Bis zu diesem Augenblick, in welchem sie die Augen schloß, wich der Erzherzog nicht von ihrer Seite. Man sprach davon, die Aerzte hätten in den Nieren der Verstorbenen zwei Steine, in ihrem Gehirn eine gelbe Feuchtigkeit gefunden.

Den wärmsten Trost über den herben Verlust erhielt Ferdinand von dem vortrefflichen Herzog Wilhelm, dem dadurch selbst schwer heimgesuchten Vater. Wie sehr wünschte er nicht für eine kleine Zeit bei ihm sich einfinden zu können, „um ihm das Kreuz tragen zu helfen". Er solle, ermahnt er ihn, nicht so hoch sich betrüben, daß es ihm an der Gesundheit schaden könnte. Denke er dabei an Gottes Willen, so werde er sich die Sache nicht so schwer zu Herzen nehmen.

Maria Anna hat ihr Leben auf 43 Jahre und 3 Monate gebracht.

Neunzehntes Capitel.

Maria bei dem Bruderzwist im Hause Oesterreich.

Kaiser Rudolph bewährte bei den ernstesten Verhältnissen, unter den bedrohlichsten Wendungen, in den drangvollsten Augenblicken häufig eine auffallende Saumseligkeit, einen bedenklichen Mangel an Thatkraft. Auf seinen ältesten Bruder Matthias blickte er, später ungleich mehr als in den jüngern Jahren Beider der Fall war, mit scheelen Augen, schenkte ihm, wenn auch nicht geradezu entschiedenes Mißtrauen ihn bewältigte, wenig Aufmerksamkeit, ungeachtet derselbe als Landpfleger Ungarn zu verwalten und zu vertheidigen hatte. Der Aufstand der Heiducken und des siebenbürgischen Stephan Bocskay's Bestrebungen wälzten über dieses Königreich viel Unheil, wovon auch das angränzende Erzherzogthum Oesterreich nicht verschont blieb. Ohnedem war dieses durch die Anstrengungen, welche es des Türkenkrieges wegen durch manche Jahre hatte machen müssen, auf das äußerste erschöpft, womit die gegründete Klage sich verband, von dem Landesherrn unberücksichtigt zu bleiben.

Nur zu oft traten bei Kaiser Rudolph unverkennbare Merkmale geistiger Erschlaffung, entschiedener Abneigung gegen Geschäfte hervor, so daß Vorkehrungen gegen mögliche Wechselfälle von Seite der Glieder des Hauses keinem Tadel unterliegen dürfen. Matthias, von allen das älteste, leitete dergleichen ein. Vier Erzherzoge, denen nachher auch Albrecht beitrat, stellten am 25. April 1606 zu Wien eine Acte aus, worin sie ihren Bruder und Vetter Matthias als „Haupt und Säule des Hauses" anerkannten, ihm allen Beistand zu Erwerbung der römischen Königskrone zusagten. Geheimhaltung der Verabredung wurde von Allen angelobt. Nicht auf die getroffene Schlußnahme, die bloß fürsorglich die Zukunft ins Auge faßte, wohl aber auf die nachmalige einseitige und klar

ausgesprochene Bestimmung überschreitende Anwendung derselben läßt sich gegen Matthias ein Vorwurf mit vollem Recht begründen.

Daß Rudolph im Jahr 1607 nicht, wie früher zweimal geschehen war, den Bruder, sondern den Vetter, Erzherzog Ferdinand, zu Leitung der deutschen Reichsversammlung ersah, mußte bei jenem die ohnedieß sich mehrende und nicht jeder Begründung ermangelnde Mißstimmung auf die Spitze treiben. Die Besorgniß eines neuen Aufstandes der Heiducken veranlaßte Matthias, Abgeordnete der österreichischen Landstände nach Preßburg einzuladen, um mit denjenigen Ungarns über die Mittel zur Sicherstellung sich zu berathen. Aber die Mehrzahl des Adels beider Länder hatte mit der Lossagung von der Kirche und deren Glauben die Vasallentreue gegen den Oberherrn, der diesem treu geblieben war, wesentlich gelockert. Die Vordermänner, zumal der in Ungarn vielgeltende Illeshazi, erkannten die Gelegenheit zu Förderung eigener Plane, sobald es gelinge, den Erzherzog zu umgarnen. Dieses hatte sich Illeshazi zur Aufgabe gestellt. Es gelang nach Wunsch. Am 1. Februar verbrüderten sich beide Länder Ungarn und Oesterreich zu dem hervorgestellten Endzweck, den Wienerfrieden mit der nicht lange zuvor aufgestandenen Partei in Ungarn, ebenso den Frieden mit den Türken unter gemeinschaftlichem Daransetzen von Allem und gegen Jedermann, der den einen oder den andern umstoßen wollte, unverbrüchlich aufrecht zu halten. Das war, ohne daß es mit bestimmtem Wort ausgesprochen wurde, offen wider den Kaiser gerichtet, gegen welchen (obwohl grundlos) die Anschuldigung gieng, er seye dem Frieden mit den Türken nicht geneigt. In dieser zu Preßburg geschlossenen Verbindung lag der Keim alles dessen, was im Verlauf von eilf Jahren dergestalt sich entwickelte, daß am 11. Juni 1619 der große Länderbesitz des habsburgischen Hauses auf die wenigen Gemächer der Burg sich beschränkte, welche an jenem Tage Ferdinand II. bewohnte, selbst vor hereinfliegenden Kugeln der Böhmen in diesen nicht sicher.

Sobald zu Preßburg die Acte jener Verbrüderung unterzeichnet und besiegelt war, suchten die Ungarn die Stände Böhmens und Mährens und, worauf sie das größte Gewicht legten, den Erzherzog Ferdinand zu gewinnen. Er schickte das erhaltene Schreiben der Mutter, damit sie dessen Beantwortung durch die geheimen Räthe erörtern lasse. Zugleich sollten Verbindungen mit den protestantischen Fürsten des deutschen Reichs angeknüpft werden. Aussendlinge mit Zuschriften an diese wurden schon am 13. Februar

zu Regensburg angehalten. Matthias selbst setzte sich gegen den Bruder in eine Stellung, die demselben bedenklich vorkommen mußte, zumal er die Verbindung von Preßburg für nichtig erklärt hatte, seinen Vasallen in Oesterreich, die nicht davon zurücktreten wollten, mit den ernstesten Maßregeln drohte. Auch Ferdinand fand das Verfahren des Erzherzogs bedenklich. „Ich kann nimmermehr glauben," schrieb er der Mutter „daß Erzherzog Matthias seines Verstandes dermaßen beraubt seye, um dergleichen wider Gott und das Völkerrecht laufende, böse und strafmäßige Vorsätze fassen zu wollen. Geschähe es dennoch, so wird und kann es Gott nicht ungestraft lassen." — Je heller er in das Unternommene hineinblickte, ahnete, wohin es zuletzt führen dürfte, desto mehr wurde er in dem Glauben befestigt: „daß der Herr aller Herren in und zwischen so böse That wunderbar darein fahren müsse. Wie derselbe im Alten Testament Achitophels schlimme Rathschläge zu Schanden gemacht habe, so werde seine Allmacht die rebellischen und teuflischen Practiken ebenfalls zurückdrücken. Er für seine Person werde ohne des Kaisers Vorwissen in Nichts sich einlassen." Ohne Gott Begonnenes, könne kein Gedeihen haben, das war der oft wiederkehrende Trostgrund, womit Ferdinand, je mehr diese Zustände sich verwickelten, die Mutter aufrichtete, ihre Zuversicht zu heben sich bemühte.

Matthias, ganz zum Spielball der Partei geworden, die in der Lossagung von der Kirche ihren Stützpunkt gefunden und durch eigensüchtige Bestrebungen sowohl den Grundsätzen des Hauses als einem wohlberechneten Verfahren in dessen Interesse fremd geworden war, entwickelte seit seiner Rückkehr von Preßburg nach Wien eine unheilvolle Thätigkeit. Er ließ Abgesandte nach allen Richtungen und an alle Höfe abgehen, sowohl um die Redlichkeit seiner Absichten hervorzuheben, als zu seinen Gunsten zu stimmen. Ferdinand ahnete den Mißbrauch, der von der Verständigung der Erzherzoge zu Wien dürfte gemacht werden, den Nachtheil, der aus dem Angebahnten für den katholischen Glauben hervorgehen könnte, daß beide Brüder zuletzt „sich in die Haare gerathen dürften". Bezüglich des erstern entschuldigte er sich ohne Säumen bei dem Kaiser, bezüglich des andern versicherte er die Mutter: durch seine Schuld solle der Religion nichts vergeben, eher für dieselbe etwas gewonnen werden. „Lieber, versicherte er sie, wollte ich so tief unter der Erde als über derselben mich befinden, ehe ich in etwas zum Nachtheil der Religion einwilligte. Hievor behüte mich mein

Gott und mein lieber Engel. Ich sage es klar, daß ich lieber den Reichstag wollte zerstoßen, als der Religion ein Präjudicium beschehen lassen; denn das Ewige immer dem Zeitlichem vorzuziehen ist." Bezüglich des dritten erklärte er sich bereit, für das Oberhaupt des Reichs und des Hauses Leben, Gut und Blut einzusetzen, „zum Abkühlen und Löschen, niemals zum Erhitzen oder Anzünden zu helfen."

Matthias sandte der Erzherzogin seinen Rath, den Landjägermeister Carl von Harrach, um sie von dem Vorgegangenen in Kenntniß zu setzen, vorzustellen wie der Erzherzog bloß die Erhebung und das Ansehen des Hauses beabsichtige, besonders aber sie darauf hinzuweisen, daß es ihr als Mutter leicht fallen werde, den Sohn zum Beitritt zu der geschlossenen Verbindung zu vermögen. Ihre mündliche Antwort an den Abgesandten, wie die schriftliche an den Erzherzog lautete mit staatsmännischer Klugheit einfach: „sie zweifle nicht, der Erzherzog werde alles zu des Kaisers, als des Vaters des Hauses, bestem Wohlgefallen verfügt haben." Ihr Sohn Maximilian mußte Harrach, unverkennbar aus Auftrag der Mutter, erwiedern: „auch ihm seye die Erhaltung des Hauses das Höchste; diese aber werde einzig durch Liebe und Einigkeit bedingt. Hiefür gedenke er aus allen Kräften zu wirken." Dem Sohn zu Regensburg schrieb sie: Harrach habe sich beschwert, daß er einst von Matthias verlangt: „er solle den Wiener-Vertrag entweder besser verwahren oder lieber vernichten. Das nun habe sie über sich genommen und geradezu erklärt: als treue Mutter ihrer Kinder und um des Gesammthauses Wohlfahrt besorgt, seye sie es gewesen, die in bester Meinung diesen Rath ertheilt habe."

Von Grätz mußte sich Harrach zu dem Erzherzog nach Regensburg und an den verwandten bayerischen Hof begeben, um Beide für Matthias zu gewinnen. Die Erzherzogin glaubte dem Sohn ihren mütterlichen Rath sowohl zu Beurtheilung der obschwebenden Angelegenheit als für sein Benehmen gegen Harrach ertheilen zu sollen. Das Schreiben an denselben ist ein Zeugniß für ihren hellen Verstand, für jene Klugheit, die um so größere Anerkennung verdient, als sie nicht auf Kosten des Rechts sich will geltend machen.

„Freundlicher herzlieber Sohn!

Du wirst aus des von Harrach sowohl mündlicher als schriftlicher Relation wahrnehmen, wie für so gerecht, gut und nothwendig die jüngste Preßburgische Handlung von Erzherzog Mat-

thias angezogen und ausgeführt wird, also daß wenn einer nur diesen Theil allein hören und die Gegenantwort nicht auch vernehmen sollte, er gewißlich alles approbiren müßte. Nun ist nicht zu läugnen und du selbst weißt es auch zur Genüge, daß vieles in dieser Relation nur gar zu wahr ist, viel Uebels durch gute und zeitliche Fürsehung leichtlich hätte vermieden werden können. Ob aber alle die Bewegnisse zu dieser neuen Confóderation also beschaffen, wie sie angezogen werden, ob sie auch so kräftig und unumgänglich waren, daß eine solche Verbündniß nicht hätte können länger und bis nach dem Schlusse des Reichstages verschoben oder auch auf eine andere Form gerichtet werden, das ist eine große Frage. Denn weil der von Harrach gegen uns allhier mündlich vermeldet, es seye alles zu der Ehre Gottes, zu des Kaisers Reputation, und dieser Lande Erhaltung angesehen gewesen, so hätte auch des Kaisers in der Verbindung zum wenigsten mit einem billigen Reservat sollen gedacht, wenn sie je nicht auf seine Ratification hat wollen gestellt werden. Ich zweifle zwar nicht, du werdest diese und andere Mängel, auch zum Theil baufällige fundamenta, sowohl aus dir selbst, als auch aus Anderer Bericht und Discursen erkennen; dieses wenige aber habe ich allein darum melden wollen, damit du eins und anders fleißig erwägen, und, weil die Sache an sich selbst zart, heikel und gefährlich ist, dich zwischen diesen beiden uns so nahe angelegenen Parteien sorgfältig und auf der billigen Wage erhalten wollest. Es wäre deßwegen mein getreuer Rath und Meinung, du gäbest gegen den von Harrach seinem Herrn, dem Erzherzog, nicht recht, auch nicht in allem unrecht, sondern erbötest dich bloß so viel, daß du all' dein Vermögen und Fleiß gern dahin anwenden wollest, damit Ihr. Mt. und der Erzherzog aus diesem Mißverstand wiederum in einen gleichen Verstand gebracht, und durch derselben Einigkeit die Erhaltung sowohl der Krone Ungarn als dieser Lande alles befördert und unser Haus vor einem so drohenden schweren Bruch bewahret werde. Du weißt, wie wankelmüthig die Welt ist, und wie bald böse oder oft unverständige ministri die Gemüther der Herren verändern können. Deswegen muß man sich noch in dieser Zeit an keine Partei ganz und gar hängen und dadurch gegen die andere so grob anstoßen, sonderlich weil der rechte Grund noch nicht genug am Tag liegt, von beiden Theilen viel pro und contra kann gehalten werden. Demnach ist die bescheidene, vernünftige und verschwiegene Neutralität zu dieser Zeit noch das Beste. Unterdessen wird die Zeit den rechten Grund der

Wahrheit hervorbringen und uns zu ferneren Resolutionen Ursach und Anleitung geben. Indem du deinem innewohnenden Verstande nach der Sache zu thun wissen wirst, wollte ich dir meinen treuen mütterlichen Rath und Gutachten auf alle Fälle gerne ertheilen.

(Von der Erzherzogin Hand.)

Mein Kind! Der von Harrach mache es je gut. Die Wahrheit zu bekennen, ist es wirklich so, daß einmal der fromme Kaiser viel zu langsam in seinen Sachen ist; denn solche Sachen wollen immer Eile haben. Das ist einmal wahr, das man um Land und Leute kommen wird. Ich fürchte mich nur, daß nicht der Kaiser dir viel verheiße, damit er dich wider den Erzherzog Matthias verhetze, und läßt dich darnach stecken. Was wäre es, wenn er dich auch zum römischen König machte und nichts dazu gäbe? In Summa, es ist eine gefährliche Sache, die gewiß wohl Bedenken bedarf. Der von Harrach wird dir alles fein sagen; sieh' nur, daß du dich nicht verredest; es ist bald geschehen. Er zieht den Vergleich zu Wien hoch an und ist sehr empfindlich darüber, daß du durch den von Eggenberg begehrt hast, daß man es verbrennen solle. In Summa, ich befinde so viel, daß der Erzherzog Matthias diesen Vergleich gewiß vorbringen wird. Es wäre das Beste, daß man sich darein schlüge; geschieht es nicht, so wird nichts Gutes daraus, und ich befürchte, es möchte noch alles über uns ausgehen. Ich will morgen, wills Gott, weiter von diesem schreiben, damit ich den von Harrach nicht zu lange aufhalte.

Grätz, den 1. März Anno 1608.

Deine treue Mutter so lange ich lebe.

Maria."

Ferdinand erwiederte ihr: „er werde sich in seinen Mittheilungen an den Abgesandten des Erzherzogs wohl in Acht nehmen. Harrach thue nicht recht, daß er von seinem Herrn und Kaiser spöttlich rede. Sollte er es vor seinen Ohren zu grob machen, dann freilich würde er nicht schweigen. „Denn J. M. einmal nicht so ganz und gar verwerflich ist." Seye auch nicht zu läugnen, daß der Kaiser mancher Sachen ernstlicher sich hätte annehmen können, so berechtige dieses Matthias keineswegs zu einem so unverantwortlichen Vornehmen. In Betreff der Veröffentlichung der Vereinbarung von Wien, werde er aber gegen Harrach nicht zurückhalten.

Die Stimmung beider Brüder wurde bitterer. Sendlinge des Erzherzogs geriethen in die Gewalt der kaiserlichen Gesandtschaft zu Regensburg. Ferdinand überzeugte sich, daß Matthias die Uebereinkunft von Wien zur Quelle unbedingter Machtbefugniß für seine Person machen wolle. Er sandte die aufgefangenen Briefschaften nach Prag, wo sie des Kaisers Sprache gegen seinen Bruder alsbald veränderten. Dieser aber setzte das Bemühen, die Erzherzogin für sich zu gewinnen, fort. Er wiederholte ihr am 3. März die Versicherung, sein Absehen seye einzig dahin gerichtet, die Länder vor gänzlichem Verderben zu bewahren, Ruhe und Einigkeit herzustellen. Hierin möge sie ihm mit Rath und That beistehen. Im Vertrauen theile er ihr alle bisher erlassenen Actenstücke mit.

Auf dieses Schreiben hat nachstehende Antwort der Erzherzogin sich erhalten:

„Durchlauchtigster Fürst,
Freundlicher, mein herzliebster Herr Sohn!

Ich habe E. Liebden Schreiben von 3. dieß wohl empfangen. E. L. werden nun schon vernommen haben, daß der von Harrach bei mir und meinem Sohne Maximilian gewesen seye, so wie ich es E. L. geschrieben habe. Daß E. L. aber ein so gutes Vertrauen zu mir haben und wiederum mir mittheilen, was E. L. zu dieser Preßburgerischen Convention gebracht hat, habe ich sowohl von dem von Harrach, als jetzt aus E. L. Schreiben vernommen. Unser lieber Herr schicke es alles zu seiner Ehre und Erhaltung seiner h. Religion. Ich habe die Einschlüsse alle gelesen, so E. L. meinem Maxen geschickt hat. Ich sehe deutlich, daß Ihre Mt. ganz väterlich denken, und ist gewiß nach meiner einfältigen Meinung kein besseres Mittel, als daß Ihre Mt. die Herren von Oesterreich und andere Churfürsten und Fürsten zu sich rufen, solches mit ihnen zu berathschlagen, wie doch ein beständiger Friede möchte gemacht werden; denn es betrifft sie alle mit einander. Ich hoffe zu Gott, daß ihr auf ihn vertrauet, dem es auch am besten gebührt. Alle interessirten Fürsten werden das Ihrige thun, damit doch einmal alles zu Ruhe kommen möge. Ich kann wenig dabei thun, außer mit meinem armen Gebet, daß Gott die Herzen der Fürsten zu seinem Lob, der Christenheit zu Gutem und unserm Haus zu Nutzen vereinigen wolle, und die Unterthanen zum schuldigen Gehorsam bringe. Wenn man Canissa und Gran in der Frie-

densverhandlung[1]) erhalten könnte, so hoffte ich zu Gott, daß er ein ehrlicher und guter Friede wäre, der zu jedermanns Nutzen seyn würde.

Mein liebster Herr Sohn! Ich bitte E. L. durch Gott, Sie wollen nur der Religion gedenken, indem ich nichts anderes sehe, als daß die Ketzer so vermessen sind, daß ihnen nichts zuviel ist zu begehren. E. L. bedenken doch, daß das irdische Leben gar kurz ist, dort aber ist es ewig lang, wo kein Heilmittel mehr ist. Es ist viel besser, wir versorgen unsere Seele, als den Leib; wie ich gewiß im geringsten nicht zweifle an E. L. gutem Eifer. Aber die Leute sind halt böse und versuchen alle Mittel, ob sie etwas erlangen könnten mit Gutem oder Bösem. Gott wird aber seine heilige Religion nicht verlassen, wie er selbst verheißen hat. Ich bitte E. L. um Verzeihung, daß ich mich so weit auslasse; es geschieht gewiß aus treuem mütterlichem Herzen, und ich glaube, ich seye es zum Theil schuldig, weil mir E. L. ein so lieber Herr Sohn sind; denn ich allen meinen Kindern, so viel an mir ist, gerne zu zeitlicher und ewiger Wohlfahrt helfen wollte, das weiß Gott. Was den von Trautmannsdorf[2]) anbelangt, weiß ich gewiß nicht, wo er ist; ich habe gar lange nichts von ihm gehört. Aber aus den Einschlüssen sehe ich so viel, daß ihn Ihre Mt. abgefordert hat, so daß ich vermeine, er habe gehorsamen müssen. Wenn ich wüßte, wo er wäre, wollte ich ihm schreiben. Unser lieber Herr gebe seine göttliche Gnade, daß Ihre Mt. und alle Fürsten bald zusammenkommen. Ich zweifle gar nicht, Gott wird seine göttliche Gnade geben, daß alles wohl abgehen wird, und ein guter Friede geschlossen werde, daß wir alle in Liebe, Freude und Einigkeit bei einander seyn können. Damit thue ich mich E. L. ganz freundlich befehlen."

Noch konnte dieses Schreiben nicht in des Erzherzogs Hand sich befinden, als er Klage über des Kaisers „widerwärtige, friedhässige Minister" bei Maria erhob. Wohl wissend, daß diese Saite am hellesten bei ihr klinge, theile er ihr mit, daß die Stände mit aller Heftigkeit auf Freistellung der Religion drängen; aber eher werde er Leib, Gut und Blut einsetzen, allen Gefahren sich bloß stellen, als zu irgend etwas Hand bieten, was der heiligen Religion Nachtheil

---

1) Mit den Türken, was der abgeschlossenen Verbindung mit zum Vorwand dienen mußte.

2) Friedrich von Trautmannsdorf, Ferdinands Obersthofmeister und Oberster auf der windischen Gränze.

bringen könnte[1]). Wider Willen werde er zu Sicherung des österreichischen Erbes gedrungen, getröste sich dabei des Beistandes seiner Brüder und Vettern kraft der getroffenen Vereinbarung.

Inzwischen erhielt Maria durch den Sohn Nachricht von den zu Regensburg gemachten Entdeckungen. Ferdinand beeilte sich, dem Kaiser getreuen Bericht über die Vereinbarung der Erzherzoge vom Jahr 1606 zu ertheilen. „Einen solchen Mißbrauch derselben, bemerkt er ihm, wie jetzt am Tage liege, hätte er niemals sich denken dürfen. Er bereue den Vorgang aufs tiefste, bitte, der Kaiser wolle ihm und seinem Bruder als ein Vater verzeihen." Noch einläßlicher erklärte sich der Erzherzog in einem zweiten Schreiben gegen Rudolph. Eine Abschrift dieses Schreibens sandte er der Mutter zu, mit dem Bemerken: „es habe ihm obgelegen dem Reichsoberhaupt sein treues Gemüth zu zeigen. Ihn dünke einmal, Matthias gehe nicht ehrbar und redlich zu Werke, und suche durch sein närrisches und unüberlegtes Benehmen ihm und seinem Bruder Schmach zu bereiten. Indeß seye er froh, der Sache einmal losgeworden zu seyn. Die Mutter wolle beide bei dem Kaiser entschuldigen, überlegen, wie er auf eine Klage von Matthias sich verantworten möge."

Der ersten dieser Bitten entsprach die Erzherzogin ohne alles Säumen. Sie ließ folgende Zuschrift an den Kaiser Rudolph ergehen:

„Allerdurchlauchtigster Kaiser!

Aus sonderlicher meiner höchsten Betrübniß bin ich zu meinem gehorsamsten Schreiben verursacht worden. Und damit ich E. Kays. Mt. nicht lange aufhalte, will ich dieß kürzlich melden. Ich erinnere hiemit E. Kays. Mt. gehorsamst, daß mich mein Sohn Ferdinand berichtet, was sich vorlängst mit einem von Wien aus nach Regensburg und ins Reich abgefertigten Currier zugetragen hat, sonderlich aber wie eine Abschrift des von den vier Erzherzogen im Jahr 1606 zu Wien beschlossenen Vergleiches unter andern Schriften gefunden und an Zacharias Geizkofler eingeschlossen worden ist. Indem ich dieses vernahm, bin ich von Grund meines Herzens erschrocken und hätte des Erzherzogs Matthias L. nimmermehr zuge-

---

1) Der Verfasser verwahrt sich jedoch gegen jede Deutung, als wäre es hiemit dem Erzherzog nicht Ernst gewesen. Seine nachfolgende Regierung bietet hiefür keine Anhaltspuncte.

traut, daß er meine zwei ältern Söhne dieser Gestalt einführen sollte, und sich dessen zu seinem jetzt ungleichen[1]) Vorhaben bedienen wollte, was in höchstem Geheimniß verbindlich, und nur auf einen gewissen Fall, der sich aber, Gott Lob, nicht zugetragen, auch verhoffentlich nimmermehr begeben wird, verglichen worden. Nun kann ich mit Gott und der Wahrheit wohl bezeugen, daß weder ich noch meine zwei Söhne das wenigste nicht gewußt, weßhalb sie zu gemeldeter Zeit nach Wien erbeten worden sind, wie sie dann solche Reise ungern vorgenommen. Hätte ich mir je vorgebildet, daß dergleichen vorgehen werde, so hätte ich ihnen auch dieselbe nimmermehr gestattet. Nebendem wird sich auch E. Kays. Mt. wohl zu erinnern wissen, was ich ihr vor diesem zu etlichen malen von dieser Sache sowohl schriftlich als mündlich in Unterthänigkeit habe andeuten lassen, und darneben gebeten, Sie wollen Ihr von meinen Söhnen nichts Widerwärtiges sich einbilden lassen, weil mir ihr aufrechtes Gemüth und der gegen E. Kays. Mt. schuldige Gehorsam und Respect vor andern gar wohl bewußt ist; welches dann E. Kays. Mt. mit Gnaden vermerkt, und selbst hochvernünftig befunden haben, daß sie an dergleichen Zusammenkunft und Berathschlagung keine Schuld tragen, sondern von Andern dazu mit falschem Bericht gezogen und bewegt worden sind.

Weil nun aber die Sache so weit gekommen ist, und diese Vereinigung wider den lautern, hoch betheuerten Beschluß ausgebreitet werden will, und solches E. Kays. Mt. vielleicht zu einer mehrern Offension Ursach geben möchte, habe ich dieselbe in aller Demuth bitten wollen, daß Sie dessen meine lieben zwei Söhne mit Ungnaden nicht entgelten lassen, was des Erzherzogs Matthias L. zu Fortsetzung seines unzeitigen Vorhabens wider E. Kays. Mt. zu machiniren gedenkt; sondern vielmehr allergnädigst und väterlich erwägen, welchermaßen sie zu solchem Wienerischen Vergleich zu einem ganz andern Ende, als es sich jetzt ansehen läßt, überredet und vielmehr übereilet worden, auch also diesen unzeitigen Verlauf nicht allein ihrer Jugend gänzlich zumessen und ihnen dieß ganz gnädigst verzeihen als ein getreuer Vater seinen Kindern, sondern auch allerdings dafür halten, daß sie ihnen diesen Irrthum die Zeit ihres Lebens leid und eine Warnung sein lassen, hinfüran nicht so leichtlich zu glauben, und E. Kays. Mt. für ihren gnädigen Herrn und Vater jederzeit ehren und halten, für Sie auch alles, Leib, Gut

---

1) Nach damaliger Wortbedeutung — ungerechten.

und Vermögen willigst, so oft es von Nöthen, einsetzen werden, darzu sie dann von mir nicht anders angewiesen werden sollen. Darmit thue ich mich E. Kays. Mt. samt ihnen, meinen zwei lieben Söhnen und allen meinen andern Kindern, neben Erwartung tröstlicher Antwort von E. Kays. Mt. unterthänigst und gehorsamst befehlen.

Datum Grätz, den 12. März Anno 1608.

E. Kays. Mt.

Gehorsame Muhme

Maria m/p."

Daß die Verhaftungen und Beschlagnahmen zu Regensburg des Erzherzogs Empfindlichkeit aufs höchste reizen würden, hatte Ferdinand richtig geahnet. Matthias sprach in einem Schreiben an jenen von zugefügtem Schimpf, glaubte dem Vetter die Bedeutung von Unterschrift und Siegel vorhalten zu dürfen und ließ mögliche Entgeltung für seine Länder durchblicken. Ein gleichlautendes Schreiben gieng an die Erzherzogin ab.

Neue Aussendlinge wurden in Regensburg festgenommen. Bedenkliche Anzeigen liefen ein. Was auch Erzherzog Matthias gegen ihn vornehmen möge, erklärte Ferdinand der Mutter, stets werde ihn das Bewußtseyn kräftigen, nach Pflicht gehandelt, die Befehle des Kaisers vollzogen zu haben. Leider seye ein böses, schwer zu löschendes Feuer zu fürchten, denn wie bitter der Erzherzog wider den Kaiser gestimmt seye, habe er den Aeußerungen des in Regensburg festgehaltenen Grafen Mansfeld entnehmen können.

Die Erzherzogin beantwortete Matthias die wider Ferdinand erhobene Beschwerde auf der Stelle in folgender Zuschrift:

„Durchlauchtigster Fürst!

Eurer Liebden sey meine mütterliche Treue und Dienst mit allem Fleiße zuvor.

Freundlicher, geliebter Herr Vetter und Sohn!

Eurer L. freundliches Schreiben vom 14. dieß ist zwar gestern Abends hieher, aber nicht durch einen eigenen Currier (wie es darauf bemerkt ist), sondern mit der ordinari Post angekommen und mir überliefert worden. Daraus ich dann nicht ohne Betrübniß vernehmen mußte, was Euer L. von wegen deren unlängst zu Regensburg aufgehaltenem Currier und mitgebrachten Schreiben und Schriften für einen disgusto geschöpft; wie Sie mir dann solches

aus söhnlicher Affection treulich klagen und meiner Antwort darüber gewärtig sind.

Nun thue ich mich solcher Euer L. erklärten Confidenz ganz freundlich bedanken und Sie daneben vergewissern, daß ich jederzeit mit gleichmäßiger Treuherzigkeit und mütterlicher Vertraulichkeit zu correspondiren gesinnet bin, wollte auch nicht gerne etwas wissen oder erfahren, so E. L. zu billigem Unwillen bewegen möchte.

Belangend aber berührte Aufhaltung des Curriers und der Briefe, so kann ich Eurer L. nicht bergen, daß mir mein Sohn Ferdinand eben diese Tage in kurzem mittheilte, daß von Ihr. Kays. Mt. und L. ein ernstlicher, zum drittenmal wiederholter Befehl hinauf gelangt seye: im Falle sich etwa Jemand befinden und anmelden sollte, so von Wien ins Reich mit Briefen geschickt werde, daß solche aufgehalten und untersucht werden sollen. Hierüber hat sich nun begeben, daß ein Canzleyschreiber von Wien in Regensburg angekommen, und wie er sich der weitern Beförderung willen um Roß angemeldet, sein Patent aber dem Haniwald, als Director der Reichs-Canzley und des Postwesens, zu Handen gekommen, wäre der Currier vor den Assistenzrath gefordert, examinirt und die bei ihm gefundenen Schriften genommen worden. Weil dann solche Aufhaltung nicht auf meines Sohnes Ferdinands Geheiß, sondern auf Ihr. Mt. (Dero Person er vertreten und in solcher Verrichtung als ein Commissarius handeln muß) ausdrückliche Verordnung geschehen, auch wider seinen Willen erfolgt, inmaßen er es bei mir treulich klaget, so kann ich billiger Weise nicht befinden, daß er für seine Person und aus einer veränderten Gesinnung Euer L. offendirt habe.

Es würde mich auch sehr bekümmern, wenn er an der geringsten Uneinigkeit ein Ursacher seyn sollte. Denn wie ich mich jederzeit eifrigst dahin beflissen, daß ich, die Zugekommene, das Löbliche Haus Oesterreich in guter Einigkeit erhalten helfen möchte, und alle meine Söhne noch immerfort mütterlich dazu ermahne; also weiß ich auch meinen Sohn Ferdinand insonderheit so gesinnt, daß er sich gewiß nichts anderes beibringen läßt; wie dann auch E. L. bis dato von ihm verhoffentlich anderes nichts, als brüderliche Treue in Worten und Werken gespürt haben werden. Und so er nun dieß zu vollziehen gestattet, was Ihr. Mt., als seines vorgesetzten Hauptes, gemessene Verordnung gewesen, kann ich nicht einsehen, mit was Fug er sich bei E. L. oder Andern einen Wider-

willen aufgeladen haben sollte. Ich bin auch gänzlich der Meinung, wann E. Liebden selbst an seiner Statt im gegenwärtigen Reichstag präsidiren und diese oder andere Befehle von Ihr. Mt., ohne derselben Intention zu wissen, empfangen sollten, daß Sie zu gehorsamen so wenig als mein Sohn unterlassen würden.

Ja es ist auch daraus die wenigste wider E. L. vorhandene Suspicion oder Alienirung des Gemüthes zu spüren, daß mein Sohn Ferdinand vorgemeldten Currier, wie es die Assistenzräthe begehrt, nicht selbst vorfordern wollte, sondern immediate vor sie remittirte.

Hieraus erscheinet nun klar genug, daß mein Sohn diesfalls der Billigkeit nach zu entschuldigen ist, und E. Liebden zu einer so hohen empfindlichen und unverhofften, auch unschuldigen, scharfen Bedrohung nicht genugsame Ursache haben. Es müßte mich noch bis in mein Grab schmerzen, wenn mein Sohn mit E. Liebden oder einem andern Herrn von Oesterreich aus seiner Schuld den geringsten Mißverstand haben, vielmehr aber verursachen sollte. Und weil Euer L. ihm gleichfalls zugeschrieben, ist nicht zu zweifeln, Sie werden seine Unschuld und Verantwortung mit Mehrerem und verhoffentlich zu Ihrem contento vernehmen.

Es ist deshalben an Euer L. mein mütterliches Ansinnen und Bitten, Sie wollen Ihro von oft gedachtem meinem Sohn nichts Widerwärtiges einbilden, sondern ihn vielmehr für den halten und erkennen, welcher Ihro allen brüderlichen, dienstlichen Willen zu erweisen, Frieden und Einigkeit erhalten zu helfen, und auf die Erhöhung des Löblichen Hauses Oesterreich geflissen und bedacht seyn wird.

Und soviel habe ich Eurer L. getreuer Wohlmeinung antwortweise durch diese eigene extraordinari Botschaft vermelden und uns sämmtlich dem Allerhöchsten befehlen wollen.

Grätz, den 18. Tag März 1608.

Euer L.

Getreue Muhme und Mutter

Maria."

Nach einer Besprechung mit dem bayerischen Herzoge schrieb Ferdinand der Mutter: „er befürchte, der gute Erzherzog dürfte sich so in die Sache vertieft haben, um nicht mehr herauszukommen. Er aber wolle lieber alles über sich ergehen lassen, als an einer so unbilligen Sache sich betheiligen. Sollten die Ungarn ihm über den Hals

kommen, so seye er zu dem entschlossen, was einem getreuen Vater der Verlassenen zustehe; dessen aber möge die Mutter überzeugt seyn, daß er sich gewahrsam halten, ohne sie und die Räthe nichts vornehmen, jedenfalls alles thun werde, um den Frieden zu sichern, die Zertrennung des Hauses zu verhüten. Hievon werde Niemand in der Welt ihn abwenden können."

Einen Tag nach Ausfertigung des letzterwähnten Schreibens der Erzherzogin an Matthias legte sie den Räthen zu Grätz die Frage vor: durch welche Mittel eine Aussöhnung desselben mit dem Kaiser sich erzielen ließe? Ferdinand versicherte sie: er für seine Person gedenke nur dann Rath zu ertheilen, wenn er hierum angegangen werde. „Matthias habe sich gegen ihn gar zu furiosisch benommen." Auch an die Erzherzogin richtete er ein Schreiben in ziemlich barschem Tone. Sie erwiederte einfach: nicht alles, was in demselben berührt werde, seye ihr genugsam bekannt; sie habe deßhalb seine Zuschrift nach Regensburg gehen lassen, könne bloß eine Empfangsbescheinigung ausstellen.

Ihr heller Verstand erkannte, daß des Erzherzogs Mißstimmung gegen ihren Sohn immer größer werde. Deßhalb ließ sie durch die vornehmsten Geschäftsmänner ihres Hofes berathen: 1. was zu Sicherstellung des Landes vorzunehmen seye; 2. welche Erklärungen der Erzherzog zu geben habe, wenn er von dem Kaiser um Beistand sollte angegangen werden; 3. wie er sich verhalten solle, falls Matthias die Vereinbarung vom Jahr 1606 durchführen wollte; 4. ob man nicht ihren Sohn unter Darlegung der Gefahr zur Heimkehr auffordern sollte? — Man sieht hieraus, daß die Erzherzogin trotz angegriffner Gesundheit dieser wichtigen Angelegenheit ununterbrochen alle ihre Aufmerksamkeit widmete.

Aus einer umständlichen Darlegung der zu Regensburg getroffenen Maßnahmen, welche Ferdinand am 17. März an den Erzherzog Matthias richtete, konnte dieser sich überzeugen, daß es ihm niemals gelingen werde, seinen Vetter in der Treue gegen das gemeinsame Oberhaupt wankend zu machen. Er verbiß seinen Grimm über den Versuch, die Stände von Steyermark auf seine Seite zu ziehen. Da auch dieses mißlang, antwortete er ihm nach 16 Tagen in ziemlich gereiztem, hochfahrenden und beleidigenden Tone, mit Aufforderung zu runder Erklärung: ob er die Vereinbarung zu halten, für sich und seine Landschaften der „Presburger-Handlung" beizutreten gesonnen seye. Unliebsam wäre es ihm, wenn je nach Inhalt der Antwort, dem Gebiete des Vetters eine Ungelegenheit

erwachsen sollte. Ferdinand sandte diese Zuschrift der Mutter, damit sie sehe, „wie schön und holdselig" Matthias sich geäußert habe und von Leuten umgeben seye, „welche die Federn ziemlich zu schärfen wüßten, auch die Unwahrheit zu Papiere zu bringen sich nicht schämten. Um nicht in den gleichen Fehler zu verfallen, wolle er rascher Beantwortung sich enthalten."

Diese erfolgte in der ruhigsten Weise und in dem mildesten Tone. Auch dann noch sollte sie nicht abgehen, ohne zuvor von der Mutter und den Räthen geprüft worden zu seyn. Ein ähnliches Schreiben, nicht minder empfindlich, bedrohlich, rechthaberisch, wie dasjenige an Ferdinand, erhielt die Erzherzogin von Matthias. Sie theilte es sammt ihrer eigenen Antwort dem Sohn in nachstehendem Begleitschreiben mit.

„Freundlicher, mein herzallerliebster Ferdinand!

Hiemit überschicke ich dir dasjenige Antwortschreiben von dem Erzherzog Matthias, auf welches ich und du mit so großem Verlangen gewartet haben. Auf welche Weise ich ihm aber solches jetzt beantwortet habe, wirst du aus beiliegender Copie vernehmen, darnach du dann auch dein Schreiben an mich zu stellen wissen wirst; denn ich bin bedacht, wenn es sich thun läßt, und solches darnach gestellt ist, ihm deine Antwort im Original zu überschicken. Doch weiß ich es noch nicht, wie ich es halt im Rath befinden werde.

Er, der Erzherzog Matthias ist empfindlich, ziemlich drohend, und hat überall Recht, es bleibt ihm in seinem Sinn auch noch Recht über. Sonst sind die Geheimen allhier und wir alle der Meinung, du sollest den Seeauer[1]) ledig lassen und auf freien Fuß stellen, wenn anders kein besonderer Befehl, ihn weiter aufzuhalten, von dem Kaiser vorhanden ist. Denn wie du siehst, so empfindet der Erzherzog Matthias solchen Verhaft gar hoch. „Wie es denn gewiß gut wäre, daß ihn die Assistenzräthe ledig ließen, weil sie ihn eingelegt haben, damit du aus dem Verdacht kommest. Du wirst ohnehin zu schaffen haben, daß du hindurchkommst[2])." Ich schicke dir hiemit auch eine Copie eines Decretes, welches mir der Landshauptmann „im Vertrauen" zukommen ließ. Aus demselben wirst du auch wahrnehmen, daß der Erzherzog Matthias

---

1) Einer der in Regensburg Verhafteten.

2) Die mit Anführungszeichen bemerkten Stellen sind von Marias eigener Hand an den Rand geschrieben.

bereits befiehlt, schafft und gebietet, als wenn er schon eigener Herr und regierender Kaiser wäre. Daher dann leichtlich zu sehen, auf was dieses alles, und ob solches nicht wider Ihro Mt. abgesehen seye. Will der Kaiser jetzt nicht auf sich schauen, so dürfte ihm wohl ein solcher Possen gerissen werden, dessen er sich nicht versehen hätte. So wirst du auch sehen, was er wegen des Feldmarschalls und des Adam von Trautmannsdorf schreibt. Die Steyrer sind auch darin begriffen, daß sie den Adel in Oesterreich und Mähren ausrotten helfen wollen. Dadurch will er[1]) eine Ursache von einem Zaun herunterreißen. Schicke mir eine Abschrift der Recognition, von welcher Meldung geschieht, auch das Originalschreiben wieder. In Summa, nur was er[2]) gethan, thuet und thun wird, muß alles recht seyn, alles andere unrecht.

Gleich wie ich an diesem Briefe schreibe und die Post abfertigen wollte, so kommt mir dein Schreiben vom 5. dieß, welches wahrlich gar frisch ist; und halten sich die Boten auf diesem Land gar wohl. Ich habe aus demselben erstlich gerne verstanden, daß dir mein Schreiben vom 28. auch wohl zugekommen ist. Was deine Steyerer anbelangt, will ich zu Gott hoffen, sie werden so in ihrer Devotion gegen dir verharren und beständig verbleiben, welches dich dann billig erfreuen soll. Die Ungarn haben deinen Landen gleichwohl auch bereits zugeschrieben, wie ich schon in meinem letzten Schreiben Meldung gethan: was aber diese ihnen mit vorgestriger Ordinari für ein recepisse erfolgen lassen, bin ich der Meinung, die Verordneten werden dir solches auch zukommen lassen.

Du hast gar weislich gethan, daß du dem Kaiser gerathen und durch den Hegenmüller andeuten lassen, daß er mit dem Erzherzog Max wegen des tyrolischen Regiments nicht so eilig handeln solle; und meines Erachtens ist dieß die einzige Ursache, daß der Erzherzog Max von dem Kaiser gewichen und dem Erzherzog Matthias beigefallen ist. Er ist sonst fromm; aber ich trage Sorge, seine und andere Leute werden ihn nicht also verbleiben lassen, sondern wieder von seiner Meinung und gutem Vornehmen abwendig machen.

Wegen des Obristen ist es wohl eine verwunderliche Sache, daß er so lange aufgehalten wird. Des Obristen Schreiben, so er dir gethan, gefällt mir gar nicht; man möchte dabei denken, der

---

1) Erzherzog Matthias.
2) Wieder der Erzherzog Matthias.

Kaiser wollte alles muthwillig zu Grunde gehen lassen. Dann weil er weiß, daß sich der Erzherzog Matthias allbereits gefaßt gemacht und täglich heranziehen soll, und er hingegen sich gar nicht rüstet, so möchte ich nur gerne wissen, auf wen es abgesehen wäre? Hilft, oder will sich der Kaiser jetzt selbst nicht helfen, wie wird er dir helfen, wenn du dich von seinetwegen als des Erzherzogs Matthias Feind erklären würdest! Ich will nur wunders halber gern erleben, gegen wen der Erzherzog Matthias ziehen will? Zieht er gegen Böhmen, so verjagt er den Kaiser, und nimmt er Besitz von der Residenz und von allem des Kaisers Schatz; wer will ihn alsdann wieder davon treiben, da er das Heft in Händen hat und mit Kriegsvolk versehen ist? Ist der Kaiser aus dem Land, so fällt dem Erzherzog Matthias ganz Böhmen zu. Ich bin deiner Meinung, daß die Geheimen zu Prag die rechte und gewisse Resolution nicht finden können, mit welcher sie den Obristen heraus und zurückschicken wollten. Du thust recht, daß du ihn zum andernmal abfordern willst.

Was den Reichstag anbelangt, halte ich für gewiß, daß die Stände nichts thun werden, bis sie nicht zuvor den Ausgang sehen, wie sich das österreichische Wesen anlassen, und was der Erzherzog Matthias verrichtet haben wird. Denn sie werden von dem Erzherzog Matthias also und dermaßen informiret, und haben so gute Benachrichtigung, daß sie kein Mensch zu einiger Verhandlung wird bringen können, es sey denn, man handle alles nach ihrem Willen. Ich kann aber dagegen auch wohl glauben und darfst du mir solches nicht schreiben, wie schwer und bekümmerlich es dir fallen wird, daß du so lange von allen deinen liebsten Leuten und Landen ferne seyn und in diesen gefährlichen Läufen unverrichter Sache von Hause bleiben mußt; dein Herz wird solches wohl mit Schmerzen empfinden. Es ist wahr, wie du schreibst, ziehst du weg und wird nichts gerichtet, so wird dir künftig die ganze Welt die Schuld geben und jedermann frohlocken und sich erfreuen, daß durch dich der Reichstag seye aufgelöst worden. Deswegen die hohe Nothdurft erfordert und du weislich handelst, wenn du mit den Assistenzräthen die Sachen eifrig berathschlagen wirst, wie du doch mit Ehren davon kommest, oder das Wesen einem Andern anhängen möchtest. — Der Max ist sehr sorgfältig und thut, was ihm zu thun möglich ist.

Der von Eggenberg hat mir sein Schreiben gelesen, so du ihm jetzt geschrieben hast. Des von Althan Schrift dünkt mich eine

böse Sache zu seyn; der von Eggenberg wird dir aber deshalb auch sein Gutbedünken zuschreiben.

Ich verwundere mich auch, daß der Erzherzog Matthias deinen Currier so lange aufhält, vielleicht wird er sich gegen dir auf diese Weise rächen wollen.

Was den Haniwald anbelangt, habe ich mich verwundert, daß du ihn von dir gelassen hast. Ich habe aber jetzt verstanden, warum solches geschehen ist, und soviel ich aus dem Schreiben, so er dem von Westernach gethan, ersehe, so hat er nicht viel Lust draußen zu seyn und ist sehr der Sache überdrüssig. Er gibt auch etliche gute Stiche.

Wegen der Landvolksmusterung habe ich mit Herrn Maxen und dem von Eggenberg geredet und gefragt, wenn der Erzherzog Matthias persönlich heranziehen wollte, was hierin vorzunehmen wäre? Die halten solche Musterung nicht allein für rathsam, sondern auch für höchst nothwendig; sie wollen deswegen in Beiseyn des Herr Statthalters dieses negotium mit einander berathschlagen und hernach die Verordneten deswegen ersuchen; denn sie glauben, weil die jährliche Musterung sowohl den Ungarn als den Oesterreichern eine bekannte Sache sey, so werde solche nicht so viel Aufsehens machen, wenn man sie jetzt vornimmt, als wenn solche noch vor der Zeit geschehen wäre. Wessen sich sowohl die Geheimen werden vergleichen und was die Verordneten beschließen, das will ich dir alsbald berichten. Freilich, mein Kind! muß man den schelmischen Ungarn gute Worte geben, daneben ihnen aber nicht trauen. Ich möchte nur gerne wissen, warum doch die Ungarn so feindselig gegen dich gesinnt sind? Sie haben dazu keine Ursache; du hast solches um sie nicht, sondern ein Mehreres um die Krone verdient, weil du für sie Leib und Gut eingesetzt und in die Schanze geschlagen hast. Aber du darfst nicht besorgen, daß wir etwas Feindliches wider den Erzherzog Matthias oder die Ungarn anfangen; wir wollen sie in guter Ruhe sitzen lassen, thun sie uns nur auch nichts.

Ich fürchte und besorge mich, der Graf von Mannsfeld werde nicht gute Relation gethan haben, weil der Erzherzog Matthias ihn so lange aufhält; aber er will halt von allen Zäunen eine Ursache herunterreißen, weil er sonst keine finden kann. — Meines Herrn Bruders Wilhelm Schreiben habe ich wohl empfangen, habe aber nicht Zeit, daß ich solche jetzt beantworte; ich will in dieser Woche noch einen eigenen Boten hinauf schicken. — So habe ich

auch gerne vernommen, wie du die Charwoche hingebracht und was du für Gräber besucht hast. Die Ketzer werden sich gewißlich verwundert haben. Ich möchte wohl wissen, was sie dazu gesagt und für Discurse gemacht haben. Hier ist es an dem Charfreitag und am Samstag hernach gar kalt gewesen, und hat gar großen Wind gehabt; die Gräber aber sind wie andere Jahre gemacht gewesen. An dem Ostertag ist man mit der Procession nach St. Leonhard gegangen; aber ich und deine Gemahlin sind daheim geblieben; denn wir beide haben gar starke Catarrhe gehabt.

Belangend nun deine Erledigung von diesem verdrießlichen, zweifelhaftigen Reichstag und die Beförderung deiner Hieherkunft kannst du selbst erachten, wie nothwendig deine Gegenwart in diesen Landen, sonderlich bei jetzigen Zeiten, ist, und wie herzlich gerne ich dich um mich und deine liebe Gemahlin und Kleinen, uns Allen zu Trost, sehen und wünschen wollte. Deswegen habe ich diesen Punkt vor andern mit Fleiß berathschlagt, auch selbst tief nachgedacht und befinde, daß ja dieses das größte Bedenken und die stärkste Verhinderung ist, wie du selbst in deinem Schreiben gar wohl meldest, daß durch dein Wegreisen der Reichstag aufgelöst, die Ketzerischen eine gewünschte Ursache zu ihrem Vorhaben daher nehmen, dich zu einem Deckmantel brauchen, und dadurch deiner Reputation, gutem Namen, künftiger Exspectanz, und vielleicht auch deinem Gewissen ein stätige Last und immerwährenden Mackel aufladen und anhängen würden. Deswegen wir uns sammt dir und du sammt uns noch einige Zeit werden gedulden müssen, in der Hoffnung, es werde inzwischen und vielleicht bald zu einer Resolution kommen. Denn weil Erzherzog Matthias schon das Aufgebot allenthalben ergehen und den persönlichen Zuzug erfordern und publiciren lassen, ist wohl zu erachten, daß er, aus allerhand Mangel, nicht viel Zeit umsonst verlieren, sondern die endliche Resolution vom Kaiser und dem Reich mit Gewalt erzwingen und überall die Larve abziehen werde. Mittlerweile aber, vermeinte ich, möchtest du gar wohl und auf das eheste dem Kaiser zuschreiben, Ihrer Mt. den zweifelhaftigen Stand des Reichstages, die Gefahr aller Erbkönigreiche und Lande und insonderheit auch dieser Deiner Lande und Leute zu erkennen geben, welche denn wegen der nachbarlichen Kriegsrüstung und Aufbruch, womit sie allenthalben umgeben sind, sich anders nicht denn in Schrecken und Confusion befinden können; dabei auch diese Sorge mit unterläuft, daß sie, als entblößt, unvorgesehen, ausgemergelt, einen großen

Gewalt auszustehen zu schwach und, deiner Gegenwart beraubt, leichtlich durch geschwinde Einfälle und vielerlei böse Prätexte übergewaltiget, in das äußerste Verderben und Untergang gestürzt, und also du um all' deine zeitliche Wohlfahrt, fürstliche Ehre und Unterhalt auf einmal gebracht werden könntest. Wann du dann auf einen solchen leidigen Fall (davon dann viel Bedrohung, so nicht in den Wind zu schlagen, schädliche Praktiken und gefährliche Anschläge schon mehr als zu viel vorhanden) deinen Landen und Leuten, deiner Gemahlin und Kindern, mir und dir selbst nicht in Person und alsbald zu Hilfe eilen solltest, würdest du ohne Zweifel deiner Pflicht, Ehre und Wohlfahrt, Stand und Beruf nicht genug, sondern unrecht und zu kurz thun. Deswegen dann Ihr. Mt. dieses alles mit väterlichem Gemüth gnädigst betrachten, und neben dem allgemeinen Heil auch auf das deine mit kaiserlichen Gnaden gedenken wollen. Dann obwohl du außer Noth, und so lange deine Lande und Leute unbetrübt verbleiben, der schweren Unkosten und des Versäumens nicht achten, sondern Ihrer Mt. zu lieb und gehorsam, auch der Christenheit zu Dienst, dem Reichstag noch gerne länger beiwohnen wolltest, so seye doch das Feuer deinen Landen, in welchen du, so zu sagen, all dein Gut und Blut hast, leider so nahe, daß du nothgedrungen und hoffentlich nicht unbillig diese gehorsamste zeitliche Erinnerung an Ihre Mt. (zu deren du dann als zu deinem gnädigsten Herrn und Vater deine billige Zuflucht und Vertrauen setzest) habest abgehen lassen müssen. Und verbleibe ich hiemit deine getreue Mutter allezeit, so lange ich lebe.

Datum Grätz, den 13. April Anno 1608, um 9 Uhr Vormittags.

Maria m/p."

„Mein Kind! Ich hatte im Sinne, ich wolle von eigener Hand auch etwas schreiben, aber der Kopf thut mir so wehe, daß ich es nicht kann. Was den Profosen, Canzler und secretarium anbelangt, hätte der Canzler wohl leiden mögen, daß der Profos den secretarium mit sich in Banden nach Regensburg geführt hätte. Aber der Profos würde seiner mit dem großen Bauch bald genug gehabt haben, sonderlich aber, wenn er angehebt hätte zu keuchen. — Ich will aber zu Gott hoffen, es werden sich die Sachen noch also schicken, daß du auf die Niederkunft[1]) zurückkehren wirst; denn des Erzherzogs Matthias Anzug wird viel Veränderung mit

1) Von Ferdinands Gemahlin.

sich bringen. Wenn es aber, wider mein Verhoffen, nicht geschehen sollte, und deine Gemahlin unterdessen erfreut werden sollte, so will ich es mir so angelegen seyn lassen, als wenn es mich selbst angienge, will unseren lieben Herrn, unsere liebe Frau und S. Benno zu Hilf nehmen und ihnen Mutter und Kind befehlen. Beiliegendes Schreiben wollest du alsbald nach München schicken und des Herrn Vetters Wilhelm Secretarien zukommen lassen."

In dem Maß, in welchem des Erzherzogs Rüstungen in der Ungewißheit ihrer Richtung voranschritten, mehrte sich bei dessen Stimmung die Gefahr für Inneröstereich. Die Erzherzogin wurde erschreckt durch einen Wink des Grafen Paul Sixt von Trautson, daß seines eifrigen Briefverkehrs mit dem Kaiser wegen Ferdinand leicht ungeahneter Schaden erwachsen könnte, die Ungarn ebensowohl als die Türken heiße Lust an den Tag legten, sein Land heimzusuchen. In dieser Beängstigung fragte die Erzherzogin ihren altbewährten Grafen Ambrosius von Thurn um Rath. Sie schrieb ihm ohngefähr um die Mitte des Aprils unter andern:

„— — — — Also habe ich auch aus euerem Schreiben vom 5. dieses Monats Aprils vernommen, was mir der Graf Trautson durch euch hat schriftlich vermelden lassen, nämlich, daß er aus der Liebe, so er vor andern allezeit zu meines liebsten Gemahls seligen Linie getragen, wünschen wollte, daß mein Ferdinand vom Reichstag hinweg und zu Hause wäre, dieweil ihm ein unverhoffter Schaden folgen dürfte, zumal weil die Ungarn und Türken mit Verlangen und offenem Maul diese Lande anzufallen begierig sind. — — Item, daß er, mein Ferdinand, noch in Verdacht großer Correspondenz mit Ihrer Kais. Mt. seye. Hierauf bitte ich euch, ihr wollet erstlich ihm, dem Grafen Trautson, um die gute Affection gegen meines frommen Gemahls seligen und meiner Kinder Linie meinen ganz gnädigsten Dank vermelden, und habe mir anderst nie vorgebildet, als daß er, als ein alter österreichischer ansehnlicher Diener und der meines Gemahls seligen Frömmigkeit und Tugend schier von Jugend auf erkannt, dieselbe gute Affection auch auf meine Kinder und derselben Linie transferiren werde. Darum ich denn auch gegen ihn, wie er wohl weiß, allezeit ein besonderes gnädigstes Vertrauen getragen, trage es auch noch, und hoffe, wenn mein Sohn und seine Lande ohne Ursache feindlich sollten angefallen werden, und er es verhindern könnte, daß er es gewiß nicht unterlassen würde; wie denn sein Ansehen bei S. L. Erzherzog Matthias

und bei den Ungarn groß, also daß ich mich von daher billig anderes nichts, denn alles Guten getrösten darf. Von den Türken will ich glauben, daß sie nicht allein uns, sondern allen Christen feind, und deßwegen uns alles Ueble zuzufügen begierig seyen, wider welche man sich denn mit Gottes Beistand gefaßt halten und auf den Nothfall bewehren muß. Warum aber die Ungarn meinem Sohn und seinen Landen so auffätzig sind, weiß ich nicht, denn sie von seinem lieben Herrn Vater und ihm und ihren Landen so viele Jahre her, wie auch noch bis auf diese Stunde, nichts übels, sondern alle Gnade, Liebe, Ehre und Beistand empfangen. Sollte es deßhalben seyn, daß mein Sohn auf dem Reichstag dasjenige thut, was ihm von Ihr. Mt anbefohlen worden, so geschähe ihm doch großes Unrecht; denn wie hätte er als Kaiserlicher Commissarius weniger thun sollen oder können, als sein Herr Vetter und Bruder, Erzherzog Matthias, vor ihm zu mehrmalen bei solcher Gelegenheit gethan? Wie ungern er aber zu diesem Reichstag gekommen, und wie schwer er sich dazu bewegen lassen, ist auch genugsam bekannt und weiß es jedermann; also, daß, wenn nicht die Protestation mit untergelaufen, daß Ihr. Mt. auf seine endliche Verweigerung einen andern Fürsten außer des Hauses Oesterreich dazu nehmen wollten, er vielleicht nimmermehr eingewilligt haben würde, wie er es denn S. L. Erzherzogen Matthias alles vertraulich mittheilte. Daß er aber jetzt den Reichstag in solchem Stande, wie er ist, verlassen und heimziehen sollte, ist ihm so wenig Ehren halber möglich, als wenig ich glaube, daß Herr Graf Trautson und Ihr es ihm rathen würdet. Die Correspondenz mit Ihr. Mt. kann er ja nicht unterlassen, sowohl von wegen des währenden Reichstages, als auch wegen des Kaiserlichen Respects und der nahen Blutsfreundschaft; wie er es denn auch mit allen seinen Herren Vettern bei allen Gelegenheiten nicht weniger treulich und wohlmeinend erzeiget. Aber Ihr möget mir glauben, mein Graf, und meinen wahrhaftigen Worten, welches ich auch mit Gott bezeugen kann, daß dieselbe Correspondenz weder auf seinen eigenen Nutzen oder interessirtes Practicieren, und eben so wenig auf seiner Herren Vettern eines oder des andern Hinderniß oder Schaden, sondern vielmehr auf Friede, Ruhe, Einigkeit und Versöhnung der Herren Gebrüder, auf Erhaltung und Wohlfahrt der österreichischen Königreiche und Lande, und auf Abwendung alles Uebels, so denselben obschwebt, gerichtet ist. Sein L. Erzherzog Matthias und desselben Räthe sollten es nunmehr in unterschiedlichen Wegen gespürt und

erfahren haben, und werden es, mit Gottes Hilfe, im Werke noch mehr erfahren. Unterdessen aber möget Ihr dem Grafen Trautson dieses, so ich Euch auf sein gutes Erbieten zur Antwort schreibe, entdecken, und daneben meinen gnädigsten Gruß und soviel vermelden, daß ich für mich und meine Kinder mich zu ihm alles Guten und beständiger Continuation seiner wohlmeinenden Affection versehe und getröste."

Noch mußte, da eben Matthias zum Aufbruch gegen den Bruder bereit stand, der Bischof von Neustadt, Matthias Klesel (bekannter als Cardinal Klesel), des Erzherzogs Matthias vornehmster Rath und kräftigster Wortführer, auch, legte er es hierauf an, einer scharfen Feder ausgezeichneter Meister, gegen die Erzherzogin, als das helle Echo der Gesinnungen seines Herrn, über ihren Sohn sich vernehmen lassen: ein offener Bruch zwischen beiden Erzherzogen seye kaum zu vermeiden. Hievon warf er die Schuld auf die Räthe zu Grätz, die nur Zwiespalt anzustiften wüßten. Die Erzherzogin erwiederte ihm: „es betrübe sie, daß er von der Möglichkeit eines offenen Bruches schreiben müsse. Ihr Ferdinand, obwohl durch Kundmachung der Wiener-Verabredung höchlich beleidigt, unterlasse nicht, überall das Beste davon zu reden, auf Aussöhnung hinzuwirken. Von ihren Räthen wisse sie nicht einen Einzigen, der je zu Unfriede, Verbitterung oder zu etwas Ungeziemendem wider die Person des Erzherzogs Matthias gerathen hätte. Sollte ihm (dem Bischof) etwas Widerwärtiges bekannt seyn, so würde er durch dessen Anvertrauung ihr einen großen Gefallen erweisen, damit sie Abhülfe treffen, den Beweis liefern könne, daß sie als ihrer Vettern wie der eigenen Kinder treue Mutter fortwährend sich erweisen wolle. Den Erzherzog Matthias zumal habe sie zu keiner Zeit hintangesetzt, scharfe Schreiben desselben, die sie nicht verdient und die sie geschmerzt hätten, mit Glimpf beantwortet und mehr des Landes und seiner Bewohner Wohl im Auge gehabt, als ihre Empfindlichkeit walten lassen."

Dieses schrieb sie am 16. April, zwar nicht mit eigener Hand, aber unverkennbar mit eigenem Wort. Es ist der letzte Brief, der sich erhalten hat, oder von dieser merkwürdigen Fürstin dem Verfasser bekannt worden ist, dreizehn Tage später lag sie auf der Todtenbahre. Aber bis zu ihrer letzten Erkrankung stand sie in einer so verhängnißvollen Zeitfrist mit aller Rüstigkeit und aller Geisteskraft an des Sohnes Stelle. Sie ordnete noch Landesbewaffnung, Aufgebot, Musterung des Kriegsvolkes zu Roß und zu Fuß an. Briefe an

den Vicekönig von Neapel, an den spanischen Botschafter in Rom, an den Großherzog von Florenz schilderten die Gefahr des Landes, warben Hülfe auf ehestes Erfordern. Auch an den Papst und an den Erzbischof von Salzburg wurde geschrieben. Venedig wollte die staatskluge Fürstin, um der Hoheit des Hauses nichts zu vergeben, bei Seite lassen. Wie dringend auch die Anwesenheit des Landesherrn bei obschwebender Gefahr sich hervorstellte, die Erzherzogin war hochsinnig genug, um den Sohn in dem, was er dem Hause und dessen Haupt schuldig zu seyn glaubte, nicht wankend zu machen. Auch jetzt noch äußerte sie sich, das Verlangen des Wiedersehens dem Ruf des Sohnes, seinen künftigen Erwartungen, seinem Gewissen bereitwillig zum Opfer bringen, sein Herabkommen von Regensburg nicht verlangen zu wollen. Bloß eilf Tage vor ihrem Tode ließ sie die Befestigungsarbeiten von Grätz untersuchen, Vorschläge über erforderliche Verstärkung derselben sich vorlegen, das Angetragene in Ausführung bringen.

Dem hochsinnigen Starkmuth der Mutter ist es vornehmlich beizumessen, daß der Sohn in der bedrohlichsten Zeit für das eigene Land mit Aufopferung der sehnsüchtigsten Wünsche an dem unerquicklichen und unfruchtbaren Reichstag ausharrte. Die Erzherzogin sah denselben nicht mehr.

Zwanzigstes Capitel.

Mariens Lebensende und Persönlichkeit.

Wie oftmals die Sonne ihre glänzendsten und wärmendsten Strahlen über das Land verbreitet in dem Augenblicke, da sie zu ihrem Untergange sich neigt, so, möchten wir sagen, habe Mariens geistige Begabung, ihr wahrhaft fürstlicher Sinn in seltener Fülle der Kraft sich bewährt in den letzten Tagen ihres Lebenslaufes. Es waren Tage der Gefahr, die sie durchzumachen hatte, aber die Gefahr hat sie nicht ungerüstet gefunden; es waren Zeiten ernster Verwicklung, unter denen ihre irdische Laufbahn dem Ziele sich näherte, aber die Verwicklung ist keinem ermatteten, lebensmüden Geiste begegnet, obwohl die körperliche Gesundheit ehevoriger Frische nicht mehr sich zu erfreuen hatte. Mag nicht die angestrengtere Thätigkeit der letzten Wochen schwächend auf dieselbe eingewirkt haben? Dieses läßt sich eher vermuthen als nachweisen. Für die kräftige Natur, mit der die Erzherzogin ausgestattet war, zeugen die fünfzehn Kinder, die sie in achtzehn Jahren geboren; dafür zeugt jener ziemlich lange Brief, den sie schon am zwölften Tage ihres letzten Wochenbettes mit aller Kraft eines regen Geistes eigenhändig an den Freiherrn von Rumpf geschrieben; dafür zeugen die weiten Reisen, die sie ohne Rücksicht auf Beschwerlichkeiten des Weges oder Ungunst der Jahreszeit unternommen. Zweimal nur wissen wir von ernstlicher Erkrankung derselben; das erste Mal im Jahr 1594, damals aber so, um mit allem Verlangen nach dem abwesenden Sohn sich zu sehnen. Auf der Reise hingegen nach Spanien, sodann bei der Fahrt nach Loreto während der heißesten Jahreszeit, wo von ihrem Gefolge kaum Jemand unangefochten blieb, Viele sogar den Krankheitsanfällen erlagen, scheint ihre Gesundheit nicht im mindesten gelitten zu haben. Dagegen war sie im April des Jahres 1604, dem Monate, in welchem sie vier Jahre später starb, dem

Tod so nahe, daß sie, von den Aerzten aufgegeben, von ihren Kindern bereits Abschied nahm und die h. Sacramente empfieng. Unerwartet und schnell jedoch wendete es sich zur Besserung, so daß schon Ende Mai's konnte gesagt werden, ihre Gesundheit seye kräftiger als je zuvor.

Ihre Lebensweise, welche dem Körper weniger gönnte, als sonst die gewöhnlichste Aufmerksamkeit demselben zu gewähren geneigt ist, dürfte leicht beigetragen haben, denselben im Verlauf der Zeit für Krankheitsanfälle empfänglicher zu machen. Ihre allzukurze Ruhe, ihre Gleichgültigkeit in Bezug auf Speise und Trank, hiezu ihre vielartige und ununterbrochene Thätigkeit mußte nothwendig einen langsam untergrabenden Einfluß üben. Das war die Meinung ihrer Allernächsten. Wenn ihre Tochter Anna von Stockholm aus die Mutter bat, sie möchte ihrer doch besser schonen, so fügt sie dem ausdrücklich bei: „sie sollte sich mit dem Essen ordentlicher halten und dem Schlaf mehr Zeit schenken; denn bis Nachts eilf Uhr wach bleiben, des Morgens schon um vier oder doch um fünf Uhr wieder aufzustehen, das könne sie nicht für zuträglich halten. Ebenso dürfte sie, da sie nicht mehr im Fall seye, Kinder zu bekommen, öfter zu Ader lassen." Ihre Schwester Maximiliana ließ ihr aus Anlaß jener Erkrankung schreiben: sie habe bei früherm Aufenthalt zu Grätz und jüngst wieder zu München wahrgenommen, „daß sie sich grob und unordentlich im Essen und Trinken verhalte." Sie könne nun selbst inne geworden seyn, wie ihr Solches anschlage; deßhalb möchte sie in Zukunft sich besser in Acht nehmen und ihre Kinder bedenken.

Im Herbst des Jahres 1607 ward ihr noch die Freude zu Theil, ihren Bruder Wilhelm bei sich in Grätz zu sehen. Es war das letzte Mal. Krankheitsberührungen bei einem unheilbaren Leibesgebrechen stellten sich häufiger ein, ohne daß ihr sorgsamer Gisbert Voß dieselben auf die Dauer zu heben vermocht hätte. Schon zu Anfang des Jahres 1608 mußte sie dem Sohn über Unwohlseyn, besonders über öfteres Kopfweh klagen, ein Uebel, woran sie schon seit längerer Zeit, doch unter zwischeneintretender Erleichterung litt. Ferdinand, tief bekümmert über solche betrübende Nachricht, beschwor sie, ihrer besser zu pflegen, mit Schreiben nicht so sehr sich anzustrengen, überhaupt ihren Kindern sich zu erhalten. Im März brauchte sie deßwegen Schweißbäder, und der Erzherzog freute sich innigst, von dem guten Erfolg derselben zu vernehmen. Wirklich durfte er der Hoffnung sich hingeben, die theure Mutter hergestellt

zu sehen. Sie selbst dachte an die bevorstehende Begleitung ihrer jüngsten Tochter, der Erzherzogin Magdalena, nach Florenz. Aber schon zu Ostern (damals den 6. April) ward sie von heftigem Katarrh mit Kopfweh befallen, so daß sie zu einer um diese Zeit gehaltenen Procession wider ihre Gewohnheit sich nicht einfinden konnte. Doch fand sie sich dadurch nicht gehindert, an den Berathungen über die Landesangelegenheiten Theil zu nehmen, ausführliche Briefe darüber mit gewohnter Klarheit an den Sohn zu schreiben. Am fünfzehnten April befand sie sich in ihrem geliebten Clarissen-Kloster zu Grätz. Da blickte sie zufällig vom Kreuzgang herab auf die eben von Seccau zu ihrem Grab angekommenen Marmorsteine, und entfärbte sich ein wenig. Beim Weggehen sagte sie zu den begleitenden Schwestern: „Ich weiß, liebe Kinder, daß ihr mich nicht lange mehr haben sollet; ihr werdet sehen, daß ich bald sterbe."

Am 23. April ließ sich die Erzherzogin zu Ader, worauf sie so wohl sich fühlte, daß sie in dem Collegium der Jesuiten zu Nacht speisen konnte, des folgenden Tages am Fest des heiligen Georgs zur Beichte gieng, hierauf die heilige Communion empfieng. Den Nachmittag brachte sie bei einer Frau Fischer zu, der sie bei der Niederkunft Hülfe leistete und ziemlich erschöpft heimkehrte. Doch wollte sie am folgenden St. Marcustag die gewöhnliche Procession nach St. Peter außerhalb der Stadt nicht versäumen. Während der Predigt und des Hochamts wurden alle Anwesenden durch die Wahrnehmung eines allmähligen Erblassens ihrer Gesichtsfarbe, eines Ermattens der Lebensgeister erschreckt. Sie konnte indeß mit dem Zuge zurückkehren, mit den Ihrigen in die Carlau zum Mittagsmahl fahren. Kaum war dieses halb vollendet, als heftiger Schmerz im Unterleib und ein Fieberschauer sich einstellte[1]), was die Erzherzogin nöthigte, sich heimtragen zu lassen und ins Bett zu legen. Sogleich begann sie zu brechen. Der Schmerz stieg bis zum Morgen; erst da milderte er sich ein wenig, zu bester Hoffnung der Aerzte. Doch fand

1) Ueber die Krankheit und den Tod der Erzherzogin sind außer demjenigen, was in den Leichenpredigten enthalten ist, drei Berichte an Ferdinand vorhanden: 1) von dem Freiherrn von Eggenberg vom 26. April; 2) von der Erzherzogin Maria Anna, Ferdinands Gemahlin, vom 28. April; 3) von Johann Brauer, Mariens Geheimschreiber, von ihrem Todestag; alle drei abgedruckt in B. V. der Geschichte Ferdinands. Dazu kommt noch der ärztliche Bericht der beiden Leibärzte Gisbert Voß und Joachim Schapeliz (in italienischer Sprache) über den Krankheitsverlauf und die angewendeten Mittel der drei ersten Tage, vermuthlich an Ferdinands Leibarzt gerichtet.

es Erzherzog Max räthlich, seinem Bruder durch einen Eilboten, der am 28sten in Regensburg eintraf, von dem Zustande der Mutter Nachricht zugehen zu lassen. Er, Ferdinands Gemahlin und die Räthe hielten bei so bedenklichen Zeitumständen seine Rückkehr für doppelt dringlich; stellten es aber seinem Ermessen anheim, ob nicht darunter sein Ruf leiden, den unkatholischen Ständen ein erwünschter Vorwand an die Hand gegeben würde, den Reichstag aufzulösen[1]), er deßwegen vorziehen dürfte, von dem Kaiser bloß für ein par Wochen Urlaub zu verlangen. Bei der innigen Anhänglichkeit des Sohnes an die Mutter war es gewiß nicht überflüssig, daß von seinen Nächsten die Bitte an ihn ergieng: im Fall er sich zur Heimreise entschließen könnte, möchte er doch seiner selbst schonen und nicht allzusehr eilen, „damit nicht aus einem ungewissen Leid ein gewisses und noch größeres hervorgehe, zumal die Mutter jetzt noch nicht in Gefahr stehe."

Diese tröstliche Aussicht räumte der Pflicht den Vorrang vor der söhnlichen Liebe ein. Ferdinand schrieb dem Kaiser, setzte aber doch die Zeit fest, bis zu welcher er eine Antwort erwarte, sodann, ob diese komme oder nicht, nach Haus aufbrechen werde, indem zu der Erkrankung der Mutter noch die herannahende Entbindung seiner Gemahlin hinzukomme. Stürbe jene über seiner Abwesenheit, so bliebe diese ohne Trost und würde, sollte es ihr übel ergehen, ein Leid dem andern sich zugesellen.

In der Nacht vom Samstag trat bei der Erzherzogin mit weniger Unterbrechung mehrstündiger Schlaf ein, so daß es Sonntags zum Bessern sich zu wenden schien, doch mit zwischeneintretenden Ohnmachten beim Wechsel des Bettes. Die Kranke schlief bis Montags um drei Uhr in der Frühe, trank eine Suppe, schlief hierauf wieder ein wenig. Bei dem Erwachen fanden die Aerzte den Puls ruhiger, schöpften neue Hoffnung, beredeten aber die Erzherzogin, ihre Collegen von Leoben und Pettau noch herbeizurufen. Als diese eintrafen, war sie schon verschieden. Noch vorher hielt es Ferdinands Gemahlin für angemessen, diesen neuerdings zu bitten, er möchte für einige Tage nach Grätz kommen, dafern es ohne seinen und des Reichstags Schaden geschehen könnte; besonders müßte es ihr zum Trost dienen, wenn er daheim bleiben könnte, bis sie erfreut wäre. Doch wolle er sich mit dem Postreiten nicht zu viel auflegen.

---

1) Diese hatten aber schon am Tage, ehe diese Nachricht von Grätz abgieng, rund erklärt, abreisen zu wollen.

„Wollt Ihr Eurer Person nicht schonen, fügte sie bei, so schonet meiner, unseres Kleinen, dessen, was ich unter dem Herzen trage, Eures Landes und der Leute, denn wir Alle sind Eurer noch lange bedürftig. Es thut mir leid, daß ich Euch aus solcher Veranlassung schreiben muß. Unser Herr schickt uns wohl Kreuz, aber hilft auch dasselbe mit Geduld tragen. Ich hoffe zu dem ewigen Gott, er werde uns nicht so schwer heimsuchen."

Die Heimsuchung stand näher, als es Ferdinands Gemahlin ahnete. Noch am gleichen Tag, Abends fünf Uhr, stellten sich bei Maria die Schmerzen heftiger ein, mit einem Erbrechen, welches befürchten ließ, die Kranke möchte unter diesem verscheiden. Nachher trat wieder einige Milderung ein, unter welcher die Erzherzogin den Beichtvater ihres Klosters, P. Simeon Manhart, rufen ließ, um ihm ihr Herz zu eröffnen. Er ermahnte sie zur Geduld, zu Gottvertrauen, sprach die Hoffnung der Wiederherstellung aus, da sie ja schon schwerere Krankheiten überstanden habe. Da versetzte die Erzherzogin heitern Blickes: „Mein Pater! Gott ist mein Zeuge, wie festiglich ich glaube, daß Er mir wieder zur Gesundheit helfen, ja, wäre ich schon gestorben, mich wieder lebendig machen könnte. Aber ich begehre aufgelöst zu werden und bei Ihm zu seyn. Ihm habe ich mich schon ganz aufgeopfert. Alle Freude, die mir auf dieser Erde noch wiederfahren könnte, wäre mir nur Verdruß; nichts mehr kann mich von Gott abhalten, zu Ihm allein steht mein Verlangen; deßwegen bitte ich Euch, dem Orden der heiligen Clara mich einzuverleiben; ich will vollkommlich der Welt absagen." Weil aber der Beichtvater keine Todeszeichen wahrnahm, auch es zu dieser Handlung an den erforderlichen Zeugen gefehlt hätte, vertröstete er die Kranke auf spätere Zeit.

Um eilf Uhr in der Nacht ließ Maria sämmtliche Angehörige in und außer der Burg aufwecken und an ihr Bette kommen. Wie die Schwiegertochter hereintrat, sprach sie zu ihr: „Habe ich Euch nicht gesagt, daß ich meinen lieben Ferdinand auf dieser Welt nicht mehr sehen werde? Aber Ihr und Eggenberg haben mir es niemals glauben wollen. Nun müssen wir scheiden; seyd Ihr fortan Frau und Mutter; und obwohl Euch mein liebes Enkelein schon befohlen ist, so lasset es Euch um meinetwillen noch mehr anbefohlen seyn. Ziehet es auf zu allem Guten und in der Furcht des Herrn." Dann gab sie der Schwiegertochter und ihren eigenen Kindern den Segen. „Meine Kinder, sagte sie zu diesen, wollet Ihr Glück haben, so liebet einander. Geschähe dieß nicht, so würde es mich,

wäre es möglich, noch im Grabe betrüben. Sollte Eines wider dieses Gebot handeln, so müßte ich es an dem jüngsten Tag vor dem Richterstuhl Christi selbst anklagen. Bleibet so, wie ich Euch auferzogen, und in dem, was ich Euch gelehret habe." Als sie darauf ihren kleinen Enkel Johann Carl fragte: „was denn er haben wolle?" sagte das Kind in Erinnerung früherer Tage: „Großmutter, ein Klosterkräpflein!" Da lächelte Maria und sprach: „Mein Kind! es segne und benedeie Dich Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!" Sodann rief sie noch Alle aus ihrer Dienerschaft mit Namen an das Bett, richtete an Jedes im besondern einige angemessene Worte, reichte Allen die Hand und empfahl dieselben ihrer Schwiegertochter, wonach sie die letzte Oelung verlangte. Mit dieser trat nach Mitternacht der apostolische Nuntius in das Krankenzimmer. Nach deren Empfang empfahl sie sich in das Gebet der Umstehenden, bat Alle, die sie je möchte beleidigt haben, um Verzeihung, nahm bei dem Beichtvater von ihren geistlichen Kindern im Kloster Abschied und ließ ihnen sagen, sie wären aufs Beste ihrem Sohn befohlen. Da sie jetzt das Verlangen um Aufnahme in den St. Claren-Orden erneuerte, wurden ihr nach der Vorschrift die Hände mit der Stola umwunden, die Worte der Profession vorgesprochen, die sie mit vernehmlicher Stimme nachsprach.

Von da an wollte sie an keine zeitlichen Dinge mehr erinnert werden, mit Niemand mehr sprechen, als mit ihrem Beichtvater. Sie wiederholte öfters die Psalmworte: „ich glaube, daß ich werde sehen die Güte des Herrn in dem Lande der Lebendigen." Man hörte sie das Gebet des heiligen Ignatius sprechen: „Die Seele Christi heilige mich, der Leib Christi bewahre mich, das Blut Christi tränke mich, das Wasser aus seinen Seitenwunden wasche mich, das Leiden Christi stärke mich! O gütigster Jesu, erhöre mich, in Deine heiligen Wunden verberge ich mich! O Herr, hilf mir, daß ich nimmer geschieden werde von Dir!" Sie befahl, in dem Augenblick, da ihr Lebensende eintrete, sollten diese Worte zu ihrer Stärkung gesprochen werden.

Seit langen Jahren war Maria gewohnt gewesen, den Dienstag, an welchem ihr Gemahl von hinnen war gerufen worden, als einen Fasttag zu beobachten. An demjenigen, der im Jahr 1608 auf den 29. April fiel, fand des Morgens von der Geistlichkeit und allen Einwohnern der Stadt Grätz eine Procession statt nach der Klosterkirche zu Allerheiligen, um Gott für die Herstellung der Erzherzogin anzuflehen. Der Nuntius führte dieselbe, hielt sodann

das Hochamt. Ein Viertel nach neun Uhr, in eben dem Augenblick, da er unter der Wandlung das allerheiligste Sacrament aufhob, verschied die Fürstin in nicht lange vorher begonnenem achtundfünfzigsten Jahre ihres Lebens, nur wenige Monate später als ihr Bruder Ferdinand, an dem Festtage der heiligen Catharina von Siena, zu der sie stets besonderes Vertrauen getragen hatte[1]).

Sobald zu Grätz der Todesfall bekannt wurde, erfüllte Trauer die ganze Stadt; Jedermann empfand, was das Land verloren habe. Die Armen und Nothleidenden jammerten auf offener Straße: „Gott hat unsere gnädigste und barmherzigste Mutter von uns genommen!" Wer von der Dienerschaft der Erzherzogin täglicher Zeuge ihrer Freundlichkeit, ihrer warmen Theilnahme an eines Jeden Begegnissen gewesen war, fand sich vom tiefsten Schmerz bewältigt. Wie ihre Kinder, zumal Ferdinand, diesen unerwarteten Schlag mögen empfunden haben, läßt sich an dem ermessen, was die Mutter ihnen gewesen und wie sie nach allen Beziehungen zu denselben gestanden ist, wie hinwiederum diese jederzeit gegen sie sich erwiesen haben.

Sie hatte während ihrer vorletzten Krankheit im Jahr 1607 angeordnet, ohne alles Gepränge in ihrem gestifteten Kloster und in dem Gewand einer Schwester desselben begraben zu werden, als die nun nicht mehr eine Fürstin, sondern eine demüthige Magd des Herrn seye. Kein Glockengeläute sollte die Stadt in Bewegung setzen, kein Fackelzug durch das Dunkel leuchten, keine Begleitung stattfinden, nachmals ein einfacher glatter Stein ihre Grabstätte bezeichnen. Abends neun Uhr traten daher bloß sämmtliche Glieder der Gesellschaft Jesu in das Leichengemach in der Burg und empfiengen dort in einem silbernen und vergoldeten Gefäß das Herz, damit es einst in der Gruft ihres Sohnes beigesetzt werde. Den Leichnam trugen die Kammerherren in einen Wagen, der ihn nach dem Kloster führte, wo die Ordensschwestern denselben in das Capitelhaus brachten, ihm die Ringe von den Fingern zogen und die Haare abschnitten, damit die Verblichene in Allem ihnen gleich werde. Weil aber das Grab noch nicht vollendet war, blieb derselbe bis zum 4. September in dem hohen Chor aufbewahrt. Erst an diesem Tage ward er mit aller kirchlichen Feierlichkeit beigesetzt. Ferdinands unauslöschliche Liebe zu der Mutter, die in Aehnlichkeit des Charakters und in Uebereinstimmung der Gesinnung am

1) „Ihrer sonderbaren und lieben Patronin und Fürsprecherin."

lebendigsten sich bewährte, sollte noch über das zeitliche Leben hinaus dadurch kund werden, daß er verordnete, sein Herz neben deren irdischer Hülle zu verwahren.

Die Erzherzogin war mittlern Wuchses, länglichten Angesichts, lieblichen Blickes und, welchem auch die Bildnisse derselben entsprechen, blonden, etwas ins Röthlichte spielenden Haares. Schon ein Jahr nach des Gemahls Tod hatte sie, „ihr selbst zur Stärkung, Trost und damit sie in ihren Sterbzeiten sich nicht ferner mit Zeitlichem beschweren dürfe," ihren letzten Willen niedergeschrieben. Kraft desselben setzte sie den Erstgebornen zum Universalerben ein, doch unter ausdrücklicher Verwahrung, daß dieses nicht die Meinung habe, als wäre sie ihren andern Kindern mit weniger mütterlichen Hulden zugethan; es geschehe nur deßwegen, weil ihm neben andern großen Lasten die Ausstattung seiner Geschwister obliege. Sie hoffe, die andern Kinder würden mit dem ihnen Zugetheilten zufrieden seyn. — Weil es schade wäre, wenn die Kostbarkeiten ihrer Capelle vertheilt würden, solle Ferdinand dieselben ungetheilt erhalten, jedes seiner Geschwister mit 3000 Gulden auslösen, womit sie hoffentlich sich begnügen dürften. Würde jedoch einer ihrer Söhne geistlich, dann habe Ferdinand demselben noch über jene Summe hinaus ein kostbares goldenes Kreuz zu geben. Ihre Töchter (damals noch minderjährig) sollten nur mit katholischen Dienern und Dienerinnen, insonderheit mit solchen Hofmeisterinnen versehen werden, welche geeignet wären, sie in Gottesfurcht und allen fürstlichen Tugenden zu erziehen. Fiele je eine derselben zu einer „verführten Religion" ab, so gehe sie dadurch aller Ansprüche an ihre Verlassenschaft verlustig. Zum Dienst der Töchter wären vorzugsweise ihre eigenen nachgelassenen Diener und Dienerinnen zu verwenden, diejenigen aus ihnen, welche zu alt wären, mit Ruhegehalten zu versehen. In ihren spätern Lebensjahren folgten diesen Erklärungen ihres letzten Willens in verschiedenen Zeiten mehrere Nachträge. In dem ersten, bloß 14 Tage nach Ausfertigung des Testaments geschriebenen, verordnete sie, daß aus ihrem Schatzgeld 33 arme katholische Männer, 33 Weiber und 50 Kinder in aschenfarbene Kleider, jedes im Werth von 10 Gulden, zu kleiden seyen, um für ihre arme Seele zu beten. Von Angestellten wurde darin nur des Hofcanzlars Dr. Schranz erwähnt, welchem man bei ihrem Tod, „wenn er dannzumal noch am Leben seyn werde, zu einer Gedächtniß der treuen Dienste wegen, die er ihr oft erzeigt habe," das silberne Becken und

die Gießkanne geben solle, welche ihr einst von Triest wären geschenkt worden.

Gewichtiger war das Codicill, welches sie am Ende des Jahres 1591 nachfolgen ließ, und dem sie, neben mehrern auf das Religionswesen bezüglichen Schriften ihres Gemahls, den Entwurf eines Nachtrages zu dessen letztwilliger Verfügung beilegte. Darin versicherte sie den Sohn, daß der Vertrag von Bruck, der mit List und Ränken zu Stande gebracht worden, das Gewissen seines Vaters beschwert habe, der Nagel zu seinem Sarge gewesen seye, ihn selbst aber, weil der Vater die Worte „Unsere Erben" eigenhändig ausgelöscht, nicht binde. Maria beschwört ihn, daß er niemals weder durch Schmeichel- noch durch Trotzworte zu ähnlicher Beschwerung seines Gewissens sich treiben lasse. Dafür solle er sich gegen seine Unterthanen aller freundlichen Milde und aller ordentlichen Mittel bedienen, um dieselben zu dem katholischen Glauben zurückzuführen, nur damit er seine arme Seele nicht in Gefahr bringe; denn, eher als dieß, sollte er in einen unbewohnten Wald sich flüchten, um dort in reinem Gewissen Gott dienen zu können. Ferner ermahnte sie ihn, die alten katholischen Räthe seines Vaters, besonders den Grafen Ambrosius von Thurn und den Dr. Schranz, in seinem Dienst zu behalten. Dem Collegium der Gesellschaft Jesu wolle er Vater und Schützer seyn, wie sein Vater solches gewesen, zumal dasselbe viele Feinde und Verfolger habe. Die Angestellten in allen Aemtern, welche nicht seiner Religion wären, solle er allmählig durch Katholiken ersetzen und nichts unterlassen, was zu Aufnahme der wahren Religion, zu Beseitigung aller Irrlehren dienen könne. Damit gebe er Gott die Ehre, erweise er seinem Vater und ihr einen Dienst, bereite er sich selbst die ewige Seligkeit, Ehre, Glück und Lob auf dieser Welt. Dieses Alles möge er wohl bedenken, treulich demselben nachzukommen. — Welchen Eindruck diese Ermahnungen, die gleich einer Stimme aus dem Grabe der geliebten Mutter bei des Erzherzogs Rückkehr von Regensburg demselben in dem eröffneten Codicill entgegentönten, auf Ferdinand machen mußte, läßt sich bei seiner so oft zu Tage gegebenen kindlichen Verehrung gegen sie leicht erachten.

Die Erzherzogin ist das rein ausgeprägte Bild einer Persönlichkeit, deren Erkennen, Wollen und Thun fest in der katholischen Kirche wurzelt, deren Lebenskraft nach dem ganzen Maß ihres Vorhandenseyns und nach jeglicher Weise ihrer Bethätigung ein Ausfluß von dieser ist, und die deßhalb ein lebendiges Glied der-

selben nach der vollesten Bedeutung dieses Wortes genannt werden muß. In der katholischen Kirche leben, hieß daher für sie: durch die katholische Kirche leben, und „gut katholisch sein,“ war in ihrem Munde das höchste Lob, welches sie auszusprechen vermochte, Rückkehr in die katholische Kirche, für Solche, die außerhalb derselben gestanden hatten, demnach der Inbegriff alles Wohlergehens, deren sie theilhaftig werden könnten.

Von aufrichtig katholischen Eltern geboren, und durch dieselben zu allen jenen äußern Begehungen der innern Hinwendung an Gott angeleitet, welche für diese alltäglich das Zeugniß ablegen, könnte ihr zeitliches Daseyn mit der vollesten Wahrheit ein fortlaufender Gottesdienst genannt werden. Jeden Tag stand die Erzherzogin frühzeitig, sobald sich derselbe verkürzte, schon beim Kerzenlicht, häufig bereits um drei Uhr des Morgens, später als fünf Uhr niemals, auf. Ihr Erstes war, den wach gewordenen Geist bei Gebet und Betrachtung in Gott zu versenken. Damit sie Niemand aufwecken müsse, geschah dieses, alsbald nachdem sie das Bette verlassen, in ihrem Schlafgemach. Dann einzig durchflog sie Unwille, wenn längeres Verweilen dabei durch Geschäfte oder, was bei ihrem Stand nicht immer sich vermeiden ließ, durch zwischeneintretende Anfragen unterbrochen wurde. In tiefster Andacht hörte sie hierauf drei heilige Messen, bisweilen sogar vier, auf Reisen immer zwei. Zwischenein las sie geistliche Bücher, Predigten, die während des Anhörens sie besonders angesprochen, geweckt, emporgehoben hatten. Wie sie mit Gebet jeden Tag zu beginnen pflegte, so schloß sie denselben; sie betete an dessen Ablauf die Litanei, las das Evangelium und die Lesestücke für den folgenden Tag und machte mit der Gewissenserforschung den Schluß. Im Bette war ihr Angesicht gegen ein Kreuzesbild gewendet, vor welchem ein Licht brannte, zu ihrer Linken standen zwei kleine Altäre. War sie durch Krankheit an die Lagerstätte gebannt, so ließ sie sich ein Tischchen mit zwei brennenden Wachskerzen bringen und nahm ihre Gebetbücher zur Hand. Später geschah dieses, wenn sie in ihrem Kloster zur Mette läuten hörte. So oft sie dort sich aufhielt, stand sie Nachts eilf Uhr mit den Schwestern auf und gieng mit ihnen in den Chor.

Wöchentlich pflegte sie wenigstens einmal zu beichten, jeden Sonntag mit ihrem Hofstaat, in den spätern Jahren mit ihren Kindern, sodann die heilige Communion zu empfangen, Beides außerdem noch, so oft sie zu jenem im Gewissen, zu diesem durch

ein eintretendes Fest gemahnt wurde. An jedem Festtage wohnte sie dem öffentlichen Gottesdienste bei, was nicht allein ihre Kinder, sondern ebensowohl ihr Hofgesinde zu beobachten hatte. So sehr lag ihr daran, daß durch Anwendung der Heilmittel und durch Theilnahme an der Verehrung des Dreieinigen das religiöse Leben bei Jedermann geweckt und gestärkt werde, um bisweilen in den Zeiten, welche dem Christen besonders heilig sein sollen, bei den Geistlichen anfragen zu lassen, ob die Zahl der Beichtenden und Communicirenden groß gewesen seye? etwa in den Kirchen nachzusehen befahl, ob viel Volk sich eingefunden habe? Ebensooft war sie bei Predigten anwesend. Fand sie durch eine besonders sich angesprochen, so mußte sie ihr schriftlich zugestellt werden. Der Beichtvater ihres Klosters bezeugte es öffentlich, er habe in der Kirche desselben niemals gepredigt ohne Beiseyn J. D. und des ganzen fürstlichen Hofes. Kein Andachtsbüchlein erschien, was sie nicht zu erwerben suchte. Manche ließ sie wieder auflegen und verbreiten. Besondern Werth hatten für sie die Lebensgeschichten der Heiligen, vorzüglich solcher, die sich durch größere Strenge ausgezeichnet hatten; dergleichen mußten manchmal während der Tafel vorgelesen werden, überallhin, selbst auf die Jagd, sie begleiten. Noch bis jetzt hat sich aus ihrem Nachlaß ein Bund handschriftlicher Gebete, geistlicher Lieder, liturgischer Vorschriften oder Erklärungen erhalten, jedes Blatt oder Heftchen mit einer Aufschrift von ihrer Hand versehen [1]), als fortlaufendes Zeugniß für die Wahrheit dessen, was die Zeitgenossen von ihr berichtet haben. War ein öffentliches Gebet angeordnet, so mußten nicht allein ihre Töchter, Kammerfrauen und Mägde der Reihe nach wechselsweise dazu sich einfinden [2]), sondern

1) Es findet sich darin 1) eine Uebersetzung des vierten Bußpsalms; 2) eine Erklärung über die Bedeutung des Lichtes in der Kirche; 3) Liederverse, zwischen den Litaneyen zu singen; 4) die Worte Christi am Kreuz (latein.); 5) Betrachtung des Leidens Christi; 6) Doxologica præcatio ex psalmis, quæ sub vera Eucharist. perceptione dici potest; 7) christliche Neujahrswünsche in Versen; 8) von der Weihe der Agnus Dei; 9) Gebete; 10) geistliche Gedichte; 11) Gebete für die Kreuzgangs-Stationen; 12) von den sieben verschiedenen Edelsteinen, durch deren jeden in einem Ring man an die sieben Leidensstationen gemahnt werden soll.

2) Ein starkes Convolut von Blättern mit den Namen derjenigen, die für jegliche Stunde zu dem 40stündigen Gebet (in verschiedenen Jahren) sich einzufinden hatten, ist noch vorhanden, wie vielleicht nach zwei Jahrhunderten die Namen für Quadrillen und Contretänze aus jetziger Zeit sich vorfinden könnten.

sie gieng ihnen insgesammt mit dem eignen Beispiel voran, ja übertraf sie Alle, indem sie gewöhnlich nicht darauf sich beschränkte, nur während der zugewiesenen Stunde vor dem allerheiligsten Altarssacrament zu knieen. Zu dessen Darbringung und zu dem Gebet war sie von wankellosem Vertrauen durchdrungen. Als eine ihrer Töchter im Kloster Hall sie in einer Angelegenheit um Trost und Rath bat, antwortete ihr die Mutter: „Meine Kinder! habt ihr ein Anliegen, so nehmet im Gebet zu Gott eure Zuflucht. Betet auch fleißig für die armen Seelen und lasset Messen für sie lesen, sicher werdet ihr dann Hülfe empfangen.“ Damit rieth sie zu dem, was sie immer selbst befolgte; denn manche Jahre durch ließ sie auf St. Andreä Friedhof viele Messen hinter einander für die Abgestorbenen, für jedes Glied ihrer Dienerschaft deren dreißig lesen.

Sie begleitete fast jeder Zeit die Processionen, wie sie einer solchen noch fünf Tage vor ihrem Ende beiwohnte. Wer sie an derjenigen des Fronleichnamsfestes sah, mußte durch ihren Anblick bewegt oder emporgehoben werden. Jeden Samstag besuchte sie die Wallfahrtskirche zu Straßgang, zu Maria Elend genannt, und ließ, um die Gläubigen zu größerer Andacht zu erwecken, längs des Pfades die 14 Kreuzwegsstationen aufrichten. Im Sommer gieng sie gewöhnlich zu Fuß dahin, nahm ein paar ihrer Kinder mit, denen sie unterwegs etwas von den Leiden Christi erzählte, nachdem sie an jeder Station einige Augenblicke knieend im Gebete verweilt hatte. Andere Wallfahrtsörter besuchte sie ebenfalls; zu Mariazell ist sie öfters, in Altötting wenigstens bisweilen gewesen, Straßengel, Ferniz blieben eben so wenig vergessen. Wie es sie auf der Rückkehr aus Spanien nach Loreto hinzog, ist erwähnt worden.

In ihrem Lande ließ sie sich allen Bruderschaften einverleiben, auch in andern außerhalb desselben. Zu Laybach gab sie ein unverkennbares Zeugniß ihrer katholischen Gesinnung, indem sie bei der Huldigung, die Ferdinand in Krain einnahm, öffentlich sammt allen Erzherzoginnen der Bruderschaft des heiligsten Altarssacramentes beitrat und zu einer Procession sich einfand. So oft sie sich auf Reisen begab, empfahl sie sich der Fürbitte der marianischen Bruderschaft in Grätz. Diejenige vom heiligen Geist wurde unter die dortigen Studirenden vornehmlich auf ihr Betreiben eingeführt, wirksam dadurch empfohlen, daß ihre sämmtlichen Kinder derselben beitraten. Eine große Anzahl von Indulgenzen für Rosenkränze, von Päpsten geweiht, für Agnus Dei, für Medaillen, mit päpst-

lichen Vergünstigungen ausgestattet, insgesammt noch vorhanden [1]), beweisen, daß ihr frommer Glaube gerne Alles um sich vereinigte, was nach der Lehre der Kirche dem innern Leben als Hülfsmittel dienen kann. Deßwegen hatte für sie nichts einen so hohen Werth wie Ueberreste der Heiligen, ob nun von deren Leibern oder Gewändern. Von allen Orten her suchte sie dergleichen sich zu verschaffen.

Wie werth ihr die durch Clemens VIII. erhaltene Vergünstigung müsse gewesen seyn, dergleichen heilige Ueberreste in allen Klöstern und Kirchen Italiens verlangen zu dürfen, läßt sich dem reichen Verzeichniß solcher entnehmen, die ihr einzig aus den Kirchen Mailands überlassen wurden [2]). Ihre Ehrerbietung gegen dieselben bewährte sich dann durch die Fassung, mit denen sie sie ausstatten ließ. Hiezu gab sie mit freudigem Sinn Perlen, Edelsteine, Arm- und Halszierden und die kostbarsten Kleinodien her. So vereinigte sie in ihrer Capelle, die seit der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Grätz mit Recht ihr Augapfel konnte genannt werden und welcher sie die eifrigste Sorgfalt und Liebe stets angedeihen ließ, zweierlei Schätze: diejenigen, welche nur der Glaube würdigt, solche, die vor der Welt ihre Geltung nie verlieren werden. Die Mehrung von beiden ließ sie ihr ganzes Leben durch sich angelegen seyn.

Die Hinneigung zu geistlichen Dingen zog sie auch zu denen, welche kraft ihres Berufes dieselben den Gläubigen zu vermitteln haben. Sie erwies den Geistlichen besondere Achtung, doch dann nur, wenn der Stand und dessen Träger sich gegenseitig durchdrangen. „Alle Geistlichen, sagte sie öfters, habe ich von Herzen lieb, dafern sie sich wohl halten; thut aber einer dieses nicht, dann mag ich ihm nicht viel gute Worte geben; das wollte ich Jedem rund heraussagen.“ An Beispielen, daß sie solcher Rede Folge zu geben wußte, fehlte es nicht. Hörte sie von dem Mißtritt eines Geistlichen, so war sie sehr besorgt, daß weder die Bessern denselben entgelten möchten, noch das Volk dadurch geärgert werde. Gemeiniglich rief sie, wenn Derartiges ihr zu Ohren kam, aus: „Wie verkehrt ist doch die Welt, wie ein arger, listiger Feind und Bösewicht ist nicht

1) Z. B. von Gregor XIII. (1577) für ein Paternoster von blauen Steinen, wo der Indulgenz noch ein eben so langer Nachtrag von Mariens eigener Hand beigefügt ist; ein Ablaß zu einem solchen, von Sixtus V. auf ihr Verlangen geschickt; von Clemens VIII.

2) Aufbewahrt im k. k. HA.

der leidige Satan!" Arme Geistliche lud sie öfters zu Tisch. Erklärte sie selbst: wollte einer ihrer Söhne Capuciner werden, mit Freuden würde sie ihm ihren Segen dazu geben, so gieng diese Rede zweifellos aus ihrer tiefsten Ueberzeugung hervor. So oft sie mit einem Priester oder einer geistlichen Person zu verkehren hatte, vergaß sie nie, in deren Gebet sich zu empfehlen. In besonderer Gunst standen bei ihr die Ordenspersonen beiderlei Geschlechts. Weil bei des Adels Abfall von der Kirche die Glieder des Frauenklosters Göß, die jenem angehören mußten, sehr herabgeschmolzen waren, wendete Maria große Kosten darauf, ihnen Zuwachs aus Bayern und Welschland zu verschaffen.

Alle äußere Bethätigung war aber bei Maria nur der wahrnehmbare Ausdruck der im Innern wohnenden Gesinnung, ein ununterbrochen angewendetes Mittel zu deren Erhaltung und Kräftigung. Diese ist der sprudelnde Quell, der bei allen Begegnissen, so freudigen als schmerzlichen, in reinen Ergüssen hervortritt. Sie war's, die der Weltanschauung Mariens Bahn und Ziel wies. Kamen tröstliche Berichte aus dem Feldlager, so hatten nicht Menschen das Erfreuliche vollführt, sondern „augenscheinlich" allein Gott es geleitet; drohte Gefahr, so hoffte sie auf Gottes Erbarmen, daß er die Seinigen nicht verlassen werde. „Er macht Alles wie Er will", daher man auf ihn vertrauen, nicht immer Rücksicht auf die Leute nehmen müsse. Auf den Reichstag setzte sie in des Landes Bedrängniß durch die Türken alle ihre Hoffnung, weit mehr aber „auf Gott; denn der Ewige weiß wohl, was gut, was am besten ist." Als sie im Jahr 1595 unter steter Gefahr vor den durch Ungarn nach allen Richtungen streifenden Türken mit ihrer Tochter nach Siebenbürgen zog, befahl sie sich in wohlbegründeter Furcht Gott, der mit seinen heiligen Engeln ihr Begleiter und Schützer, woneben aber menschliche Begleitung nicht überflüssig seyn werde. Solchen Aeußerungen, die wie die milden Strahlen eines hellen Lichtes aus den Tiefen ihres Gemüthes bei jeder Veranlassung ausströmen, begegnen wir in so manchen ihrer Briefe.

Sie machte während ihres Lebens verschiedene gottesdienstliche Stiftungen, um so bereitwilliger, wenn sie Zwecke der Wohlthätigkeit damit verbinden konnte. Schon am ersten Sonntage nach dem Dreifaltigkeitsfeste des Jahres 1578 stiftete sie eine Messe, die alle Samstage in der Pfarrkirche zu Grätz vor unserer Lieben Frauen Altar, daneben an dem Vorabende jedes Marienfestes eine Vigilie sollte gehalten werden, weil sie als Unwürdige der Gebenedeyeten

Namen trage. Beides befahl sie den Jesuiten an, und überwies ihnen dafür 150 Pfund ewigen Zins. Aber nur zehn Pfund davon sollten zur Zier der Litaney und Procession gelten, 20 an arme Schüler vertheilt, für 120 zwei solche unterhalten werden.

Mäßigung erlaubter Genüsse, eine gewisse Strenge des Lebens hat als unzertrennbares Wahrzeichen einer ernstern Gesinnung, eines zu höhern Dingen gewendeten Gemüthes von jeher und unter allen Religionsgesellschaften gegolten, die nicht eine solche auf Glaubenslosigkeit gründen zu können wähnten. Ueber das Maß derselben haben die Begriffe gewechselt; die Kirche selbst hat dieses nie weiter ausgedehnt, als wie es allen Menschen, zu allen Zeiten, an allen Orten zu erfüllen möglich. Schwereres sich aufzulegen, hat sie dem Willen, dem Eifer des Einzelnen anheimgestellt. Wer gerne an Zeitbegriffe und Zeitrichtungen Berufung einlegt, der muß sichs gefallen laßen, daß sein hoher Gerichtshof je zu Fristen anders bestellt gewesen ist, als gerade in demjenigen Augenblick, in welchem er denselben zum Spruch aufruft, in Zuversicht, daß dieser nunmehr nach seinem Wunsch ausfallen werde. Jenes war der Fall in dem Zeitraum, in welchen Mariens Leben fällt. Es wurde auch damals den Gütern der Welt und den Freuden des Lebens und dem Gepränge der Großen ihre Geltung zugestanden, nebendem aber nicht mißkannt, daß dem zwischendurch sich ziehenden freiwilligen Missen derselben aller Werth nicht dürfe abgesprochen werden. Umgab jenes Alles, an die Stellung geknüpft, die Erzherzogin von außen, so waltete dieses in ihrem Innern. Von Natur in leiblichen Genüssen mäßig, fügte sie der Entsagung, welche die Kirche ihren Kindern, um sie in Gehorsam und Demuth zu üben, auferlegt, Einiges noch freiwillig hinzu. Auch äußerer Strenge unterwarf sie bisweilen den Körper, besonders in der Zeit, in welcher die Kirche des Leidens ihres Herrn ernster und inniger gedenkt, so daß nicht selten der Beichtvater ihrem Eifer eine Schranke setzen mußte. Häufig trug sie unter dem fürstlichen Gewand den groben Bußgürtel von der Bruderschaft des heiligen Franz, oder Armbänder von härenen Stricken. Da ihre Kammerfrau, die Gräfin von Wildenstein, diese Abtödtungsmittel einst entdeckte und sich gegen ihre Herrin die Bemerkung erlaubte: „Ewer Durchlaucht leben allzu streng,“ versetzte die Erzherzogin nicht ohne einige Heftigkeit: „„Wie sollte ich das nicht, da ich eine große Sünderin bin!““ Anbei verbot sie ihr, gegen irgend Jemand von dem Wahrgenommenen etwas verlauten zu lassen. Daß aber diese Strenge der ächten

Wurzel entwuchs, zeigte sich darin, daß sie dieselbe bloß gegen sich selbst anwendete, Andern nur ihre Milde zu erkennen gab.

Das Alles konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf jenen tiefen Ernst, dessen Frucht fleckenlose sittliche Würde ist, die ihr als Grundbedingung alles Gedeihlichen galt. „War," schrieb sie an Rumpf nach dem unglücklichen Ausgang des Treffens bei Uivar, „wie die Sage geht, in unserm Lager ein solches gotteslästerliches Leben, daß alle Laster darin im Schwange giengen und ihnen kein Einhalt gethan wurde: dann ist es natürlich, daß am Ende Gott die Schuldigen mit den Unschuldigen strafen mußte."

Bei einer solcher Lebensrichtung galt ihr das Gegenwärtige als vorübergehend, als bleibend einzig das Künftige. In Hinblick auf dieses hörte man sie bisweilen sagen: „Gott! wie wird es dort so wunderbar zugehen! Wie wird dann so mancher Mensch anders sich zeigen, als er hier schien! Wie viel heller sieht Gott nicht als wir, die wir uns Alle in so manchen Dingen versündigen; die wir so Vieles selbst an unserer eigenen Person nicht erkennen, was Gott aber wohl weiß und dessen Kenntniß hat!" — Derlei Gesinnung mußte zu dem sorgsamsten Aufmerken auf sich selbst auffordern. Maria ward zu demselben um so dringlicher ermuntert, da sie in ihren letzten Jahren oft zu sagen pflegte: „ich weiß, daß ich nicht mehr lang leben, sondern bald sterben werde!"

Deßwegen, bei dem Verein so mancher, zu allem Höhern sie emporhebenden Tugenden, war sie auch eine starkmüthige Frau, unverzagt in Gefahren, selbst Anderer Muth zu heben geeignet. Wie die Rebellion der Ungarn im Jahr 1605 auch des Sohnes Landschaften bedrohlich zu werden schien, fuhr sie täglich in ihr Kloster und öfters als sonst zu Kranken, bloß damit das Volk, wenn sie so unverzagt ihm sich darstelle, Muth fasse. Dem Adel aber sagte sie: „sollte er meinen, nur Pracht, Wohlleben und Faulheit nachgehen zu dürfen, so werde sie als Weib in den Krieg ziehen. Nicht ihr, wohl aber ihnen, welche Rittersleute seyn wollten, könnte es zur Unehre gereichen, wenn statt ihrer ein Weib streiten müßte."

Gleich ihrer Schwägerin, der verwittweten Kaiserin und deren Töchtern, Mariens Muhmen, Elisabeth, Königs Karls IX. von Frankreich Wittwe, und Margaretha, deren die erste, wie so viele fürstliche Frauen, in den dritten Orden des heiligen Franz getreten war, die andere zu Wien das Königskloster gestiftet und in dasselbe sich zurückgezogen hatte, die dritte in voller Jugendblüthe den Nonnenschleier den Kronen Spaniens und beider Indien vorzog,

gedachte auch Maria, wenn einst in ihrem Sohne dem Lande ein Regent, seinen minderjährigen Geschwistern ein Vater würde herangereift seyn, in ein Kloster sich zurückzuziehen. Schon am Ende des Jahres 1597, als Ferdinand seinen Beichtvater nach Rom schickte, um für die Dispense zur Ehelichung seiner Base zu danken, mußte derselbe dem heiligen Vater den Wunsch der Erzherzogin ausdrücken: dannzumal, wenn des Sohnes Sachen gefestigt, mithin dringlichere Verpflichtungen von ihr genommen wären, unter Klosterfrauen leben zu dürfen. Anfangs hatte sie ihr Auge auf Hall in Tyrol geworfen, wohin die Erinnerung an die Schwägerinnen sie ziehen mochte. Bald jedoch neigte sich ihre Vorliebe zu dem Orden der heiligen Clara, also daß sie schon im Jahr 1594 das Gewand desselben sich verfertigen ließ und es in einer wohlverschlossenen Lade auf allen Reisen stets mit sich führte. Niemand wußte darum als ihre geheime Kammerfrau. Da aber die Erzherzogin jederzeit bei dem Verpacken mit einer gewissen Aengstlichkeit dieser Lade nachfragte, meinte das übrige Gefolge, dieselbe müßte ihre werthvollsten Kostbarkeiten enthalten. In Beziehung auf die Erzherzogin selbst, hatte es wohl Recht. Denn es lag neben dem Gewand und einem kleinen, in dasselbe gekleideten Bilde in dem verschlossenen Behältniß nichts Anderes als die schriftliche Erklärung: wo immer und wie unvorgesehen der Tod sie ereilen möchte, so wolle sie in diesem Gewande beerdigt werden.

Wie sie durch des Sohnes Festigkeit die kirchliche Herstellung in dessen Ländern durchgeführt sah, und wie nach Verbannung der Prädicanten und Lehrer das bisherige unkatholische Schulgebäude und die daran stoßende Kirche zu Grätz, einst als Spital und Capelle in aller Heiligen Ehre geweiht, zwecklos standen, warf sie zu beabsichtigter Stiftung eines Klosters ihr Augenmerk auf diese Baulichkeiten. Es schien ihr verdienstlich, die Stätte, von der einst unter so großem Erfolg die Anfechtung der Kirche ausgegangen war, in eine solche zu verwandeln, von welcher täglich das Lob Gottes erschalle. Deßwegen machte sie den Landständen, deren unentrissenes Eigenthum jene Gebäude fortan geblieben waren[1]), den Antrag, dieselben käuflich an sie abzutreten. Diese aber überließen sie ihr als Geschenk. Sofort wurden die erforderlichen Einrichtungen

1) Diese Zeit kannte es noch nicht, unter dem Vorwand, ein solches Gebäude könne seinem Zwecke nicht mehr dienen, das wirkliche Eigenthumsrecht unter die Bank zu werfen. Auch der angebliche Staatszweck, welcher das Widerrechtlichste möglich macht, war noch nicht erfunden.

getroffen, des Papstes Bestätigung für die neue Stiftung verlangt, das Innere, vornehmlich aber die Kirche, mit solcher Sorgfalt ausgestattet, daß der Bau des Namens eines Königsklosters für würdig erachtet ward. Schon am 10. November 1602 konnten fünf geistliche Jungfrauen und eben so viele Novizinnen aus St. Jacob am Anger zu München dort eintreffen. Die Erzherzogin war bei ihrer Ankunft so hoch erfreut, daß sie selbst für die Kommenden den Tisch zu decken und die Betten zurichten half und mit ihnen das Mahl nahm. Am 1. Juli des folgenden Jahres fertigte sie gemeinschaftlich mit dem Sohn den Stiftungsbrief aus, kraft dessen den Schwestern jährlich und in vierteljährigen Würfen, „auf ewig zu verstehen," 3000 Gulden aus dem Hall- und Salzamt Aussee (dem Pfand für der Erzherzogin Eingebrachtes) sollte bezahlt werden, welchem Ferdinand noch andere 2000 Gulden von ebendaher beifügte. Dann übergab ihnen Maria noch das Dorf St. Margaretha bei Marburg sammt zwei erkauften Weingärten. Sie setzte die Zahl der Jungfrauen auf 36 unter einer Aebtissin. Dabei getröstete sie sich ihres „herzlieben Sohnes, seiner Erben und Nachkommen," daß sie ihr Gotteshaus „durchaus nicht betrüben, sondern es vielmehr vor aller unbilligen Zumuthung jederzeit ernstlich schützen würden." „Wofern sie darwider etwas fürnehmen, oder solches Andern wissentlich zugeben wollten, möchten sie ermessen, wie heftig sie hiedurch den Allerhöchsten erzürnen, alle seine lieben Auserwählten bewegen und Uns selbst gar in jener Welt betrüben würden[1])." — Den Klosterfrauen war auferlegt, für alle Fürsten der Häuser Oesterreich und Bayern, lebendige und abgestorbene, dann für „Beschützung dieser Länder vor des grausamen Türken Macht" täglich zu beten, daneben alle Quatember eine Vigil und ein Requiem zu halten, an diesen unter alle Arme jederzeit eine Spende von 50 Gulden zu vertheilen. Durch Ferdinands Veranstaltung wurde bald darauf das Kloster durch alle Stockwerke und in seinen vornehmsten Räumlichkeiten mit Wasser versehen, mittelst einer Maschine aus der Mur dahin geleitet.

Die Sorge um ihre unerzogenen Töchter legte aber der Erzherzogin Verpflichtungen auf, welchen sie das Uebergewicht vor persönlicher Neigung einräumen mußte. Hätte sie die letzte dersel-

1) Doch besteht es nicht mehr. Es gab eine Zeit, in der man dergleichen alte Papiere nicht kannte und, hätte man sie gekannt, in übermüthigem Wahnwitz darüber spottete.

ben, die Erzherzogin Magdalena, nach Florenz begleiten können, dann würde sie wahrscheinlich nach der Rückkehr ihren Vorsatz, in diese geistliche Gemeinschaft einzutreten, ausgeführt haben. Inzwischen brachte sie doch, und häufig gemeinschaftlich mit ihren Töchtern, manchen Tag in derselben zu. Obwohl sie sich in dem Kloster zwei Gemächer mit ausgezeichnetem Geräthe hatte herrichten lassen, in denen sie gewöhnlich dann, wenn sie die Erzherzoginnen mitnahm, des Tages über sich aufhielt, wählte sie doch für die Nacht eine gewöhnliche Novizencelle in dem gemeinsamen Schlafhaus, an deren Thüre von außen das gewohnte Täfelchen hieng mit der Aufschrift: „1603. Schwester Maria, Erzherzogin.“ Dann stand sie um eilf Uhr auf, gieng mit den Andern in den Chor, und trug, wenn die Kammerdienerin nicht sogleich zur Hand war, ihre Laterne selbst, duldete auch nicht, daß eine Klosterfrau ihr leuchte; „denn im Kloster, sagte sie, bin ich eine Schwester, wie jede andere.“

Als solche erwies sie sich auch in allem Uebrigen. Sie arbeitete mit den Andern, schürzte sich wie eine Magd, reichte den Schwestern das Wasser zum Händewaschen, trug die Speisen auf den Tisch, unterzog sich selbst den gemeinsten Küchendiensten, und ließ sich gefallen, was irgend des Klosters Ordnung erheischte; denn nicht sowohl Mutter unter Töchtern, als Schwester unter Schwestern wollte sie seyn. Aber mit allem Pomp einer Fürstin umgab sie sich, so oft sie unter Zulauf der ganzen Stadt verlobte Jungfrauen dahin führen konnte. „Geht, sagte sie dann, ihr Himmelsbräute, genießet eures Glückes, wenn zwar ohne mich, doch durch mich; einst als alte Frau werde auch ich in eure Fußtapfen treten und mich nicht schämen, Schülerin zu werden, wo ich Meisterin hätte seyn sollen.“ Die Freude, ihres Bruders Ferdinands Tochter, Maria Beata, Gräfin von Wartemberg, als achtjähriges Mädchen diesem Kloster übergeben, sie nach sechs Jahren eingekleidet zu sehen (worauf sie nach weitern 19 Jahren die zweite Aebtissin wurde) hat Maria nicht mehr erlebt.

In ihrer Zuneigung zu dem Orden der heiligen Clara beschränkte sie sich nicht allein auf die Stiftung des Klosters zu Grätz, sondern auf ihren Antrieb und unter ihrem Mitwirken geschah es, daß die Schwestern desselben zu Mailand aus einem engen Hause in ein räumliches versetzt wurden, und deßwegen an Zahl zunehmen konnten. Ebenso verschaffte sie denjenigen in Ungarn, welche

der stäten Kriege wegen oft von Ort zu Ort sich flüchten mußten, einen gesicherten und bleibenden Wohnsitz in Presburg.

Bei solcher alltäglich zu den mannigfaltigsten Erweisen führenden Ueberzeugung und bei einem Glauben, der vermöge derselben hinaustreten mußte in das Leben, ist es begreiflich, daß der Erzherzogin eine Lehre, die solches nicht allein unmöglich macht, sondern sogar jeglichen Werth ihm abspricht, als von dem Grund des Glaubens durchaus abgetrennt, deßhalb verwerflich erscheinen mußte. Haben Andere, in der Meinung einer untrüglichen und einzig würdigen Erleuchtung, es als Pflicht erachtet, diejenigen, welche jene Lehre nicht anerkennen wollten, dennoch zu ihr hinüberzuführen, sollte ein größeres Recht vorhanden seyn, Maria darum zu tadeln, daß sie die eigene Zuversicht zu allen Heilmitteln und die sie selbst durchdringende gläubige Anhänglichkeit an die Kirche da wieder pflanzen wollte, wo dieselbe entweder in freiem Willen aufgegeben worden, oder durch andere Mittel ausgemärzt war? Ist der Herzensdrang, welcher durch die liebgewordene Ueberzeugung Andere beglücken zu sollen sich verpflichtet fühlt, anerkennenswerth, sobald er auf Beschränkung des bisher Besessenen ausgeht, sollte er verwerflich seyn, wo er dessen Erweiterung zu bezwecken sucht? Auch das hielt Maria für einen Dienst, zu dem Gott sie verpflichtet habe.

Dazu, Irrgläubige auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen, besaß Maria ein eigenes Geschick. Die Liebe, welche zu dergleichen Bemühungen der einzige Beweggrund seyn darf, auch jederzeit das erfolgreichste Mittel bleiben wird, machte sie sie hiezu ausnehmend tüchtig. Durch Freundlichkeit suchte sie sich Gehör zu verschaffen, gewann damit die Personen, legte ihnen in ähnlicher Weise die Glaubenslehren dar. Bisweilen erschien sie adeligen Häusern mit einem kleinen Bilde der heiligen Jungfrau versehen[1]) und stellte mit beweglichen Worten dar, wie man doch den alten Glauben verlassen und Diese unter die gemeinen Weiber herabwürdigen könne? Ferner ließ sie es sich angelegen seyn, Irrende mit glaubenswarmen Männern in Berührung zu bringen. Auch zum Gebet, zum heiligen Meßopfer nahm sie ihre Zuflucht. Nahten sich dergleichen Personen ihrem Lebensende, so verdoppelte sie ihren Eifer. Das Verdienst, Jemand in den Hafen des Heils

---

1) Dasselbe befindet sich noch jetzt in dem Kloster der Ursulinerinnen zu Grätz.

geleitet zu haben, gieng ihrer Ueberzeugung nach jedem andern voran.

Ihre Bemühungen blieben nicht immer ohne Erfolg. Einige wurden dadurch zur Rückkehr in die Kirche bewogen. So der alte Herr von Thanhausen, mit dem die Erzherzogin oft über Glaubenssachen in Erörterungen sich einließ, auch mehrmals einen Pater aus der Gesellschaft Jesu mitnahm, der ihm Alles auseinandersetzen mußte. Wie sie dann dessen tödtliche Erkrankung vernahm, veranstaltete sie ein vierzigstündiges Gebet, ließ für seine Bekehrung Messen lesen, beten, Almosen austheilen und hatte endlich die Freude, ihn vor dem Tod mit der Kirche ausgesöhnt zu sehen. Gleiches geschah mit einer Frau von Lichtenstein, die dergestalt unter steter Hut ihrer unkatholischen Umgebung stand, daß es nur der Erzherzogin möglich war, einem Priester, der dem Verlangen der Edelfrau willfahren konnte, Zutritt zu ihr zu verschaffen. Hoffte sie, Jemand von der katholischen Wahrheit überzeugen zu können, so gab sie bereitwillig ihre Bücher her, kaufte neue, wendete Geld zu Almosen auf und nahm an den öffentlichen Gebeten dafür zu allererst Theil. Bei allem diesem Eifer war sie von Bitterkeit und Härte gegen diejenigen frei, die sich nicht überzeugen ließen. So gestattete sie den Hammermeistern, welche die Auswanderung dem katholischen Glaubensbekenntniß vorzogen und doch ihre Gewerke nicht verkaufen konnten, einen allmonatlichen Besuch derselben, um anordnen zu können, was zu deren Betrieb erforderlich.

Einst wußten der unkatholischen Lehre beipflichtende Hofherren ihren Gemahl durch Ueberreichung eines schön gebundenen Gesangbuches zu bereden, ihrem Gottesdienst beiwohnen zu wollen. Der Erzherzog versprach es für den folgenden Tag. Maria erfuhr es und hielt sich verpflichtet, das Vorhaben, wenn immer möglich, zu vereiteln. Wie er daher zur Thüre hinausschritt, begegnete ihm die Gemahlin, den kleinen Ferdinand an der Hand führend und ein anderes Kind auf dem Arm tragend. „Wo gehen Ewer Liebden mit den Kindern hin? fragte der Erzherzog. „„Nach Bayern, in meine Heimath, denn hier sind sie in diesem Augenblick in der höchsten Angelegenheit ihres Heils gefährdet,““ versetzte die Gemahlin. Carl verstand den Wink und sagte: „bleiben wir Beide zu Haus!“ worauf auch er wieder umkehrte.

Haben wir Marias Glauben nach der einen Seite betrachtet, nach welcher Gott dessen Ziel und die Versicherung des eigenen Heils dessen Zweck ist, so dürfen wir auch nach seiner andern Seite fra-

gen, welcher gemäß er den Gegenstand seiner Bethätigung außer sich und neben sich sucht. Nicht immer treffen beide Seiten zusammen; indeß jene schimmert, ist diese manchmal düster; helles Licht aber findet sich nur in der unzertrennlichen Verbindung beider. So bei Maria. Es ist schwer zu sagen, ob ihr Glaube tiefer und glühender oder ihre christliche Liebe umfangsreicher und wärmer gewesen seye. Diese wird schon durch den Namen bezeichnet, mit dem sie von allen Hülfsbedürftigen der Stadt beehrt ward; sie hießen dieselbe schlechtweg „die Mutter." Ihr Grundsatz war: Almosengeben macht nicht arm, Kirchengehen versäumt nicht. Auf jenes verwendete sie alljährlich große Summen. Dabei fragte sie nicht, ob der Hülferufende krank oder gesund, ihres Glaubens Genosse seye oder nicht. Sie öffnete ihre milde Hand gegen Jeden, der sie ansprach; denn sie war überzeugt, daß die Unwürdigkeit des Empfangenden dem guten Willen des Gebenden keinen Abbruch thun könne. Oft sah sie von Hülfesuchenden dergestalt sich umdrängt, daß sie entweder nicht in den Wagen einsteigen, oder von demselben nicht absteigen konnte, worüber sie innerlich Freude hatte, Ungeduld niemals merken ließ. Keiner war als Hausarmer bekannt, der nicht ihrer Wohlthätigkeit sich zu getrösten gehabt hätte; kein Bettler stand vor einer Kirchenthüre, der nicht von ihr allein mehr erhalten hätte, als von allen Vorübergehenden zusammen; kein geistlicher oder weltlicher Pilger reiste durch Grätz, dem sie auf sein Anmelden nicht eine Zehrung geschenkt, kein abgerissener Student, den sie nicht gekleidet hätte. Freilich veranlaßte sie hierdurch Gemurmel. Durch sie, hieß es, würden mehr Bettler nach Grätz gezogen, als je zuvor, und ihre allzubereitwillige Freigebigkeit verleite manche starke und gesunde Leute, sich auf das Betteln zu verlegen. — Von ihres Gemahls Tod an speiste sie allwöchentlich zwölf Arme, jederzeit in der letzten Fastenwoche deren ganze Haufen an vielen Tafeln. So oft die Armen im Spital die heilige Communion erhielten, ließ sie ihnen Speise und Geld reichen; auf außerordentliche Unterstützungen verwendete sie jährlich viele Hunderte. Immer wußte sie zu schenken, was am meisten noth that: Kleider, Speise und Trank, Arzneimittel, Gebetbücher, Rosenkränze, was jederzeit dem Bedürfniß am besten entsprach. Mancher arme Studirende wurde in dem Convict zu Grätz auf ihre Kosten erhalten. Bei einer Austheilung bemerkte einst der Obersthofmeister: Diese und Jene hätten bereits Etwas bekommen. „Gebt ihnen nochmals, sagte sie zu ihm, wir geben es ja in den Armen

Gott selbst." Manchmal äußerte sie ganz heitern Blickes: „wenn ich vermeine zum Geben gar nichts mehr zu besitzen, schickt mir der Herr alsbald wieder Etwas." Zu diesen Gaben kamen noch viele Gotteshäuser und Altäre, die sie mit Monstranzen, Kelchen und kostbaren Zierden, deren sie alljährlich einen Theil aus ihrer Capelle ausmusterte, bedachte; viele Beiträge zum Bau von Kirchen; viele arme Frauenklöster in Deutschland, Ungarn, Böhmen und Italien, denen sie heimlich ansehnliche Almosen zusendete, um zugleich ihrer Fürbitte für ihr Haus sich zu versichern.

Jedermann stand der Zutritt zu ihr offen; aus Jedermanns Hand nahm sie Bittschriften an, hörte die Beschwerden der Leute, sprach ihnen freundlich zu, und, konnte sie ihnen auch nicht sogleich etwas gewähren, so ermuthigte sie dieselben doch dadurch, daß sie ihnen die Hand reichte. Vermochten Arme Niemand zu finden, der ihrer Angelegenheiten sich annahm, so empfahl sie dieselben, oft mit bewegtem Herzen, ihrem Gemahl, später dem Sohn, führte Hülfeflehende bisweilen selbst ihnen zu. Sie sorgte Waisen für Vormünder und stand ihnen mit ihren Spenden, armen Mädchen aber zur Aussteuer bei.

Jene Gaben und diese Empfehlungen konnten stattfinden, ohne daß sie ihrer Person Etwas zugemuthet hätte, sie konnte damit die christliche Liebe in einer Weise üben, die den Wohlgesinnten, ist er reich und mächtig, kein besonderes Opfer kostet. Aber hierauf beschränkte die Erzherzogin sich nicht; sie wollte nicht nur das gewähren, wozu ihr Gott in reicherem Maße vor Andern die Mittel gegeben hatte, sondern mit gleicher Freudigkeit auch dasjenige, was ausschließlich durch ihre Person geschehen mußte. Dazu ist vor Allem der Beistand zu zählen, den sie gebärenden Weibern leistete, und zwar nicht vorzugsweise vornehmen Frauen, sondern auch solchen der niedern Stände. Begab es sich in einem solchen Fall, daß es mit der Geburt härter gieng, so wich die Erzherzogin nicht von dannen, nahm lieber ihr Nachtlager auf Stroh, jedoch immer so, daß ihr Angesicht gegen die Kreißende gerichtet war, damit sie derselben jeden Augenblick Beistand leisten könne. Gewöhnlich trug sie ihr Muttergottesbild mit, um durch dessen Anblick die Gebärende zu stärken, zum Gebet zu ermuntern, im Vertrauen zu festigen. Einstmals kam sie zu einer unkatholischen Frau, bei welcher die Geburt sehr schwer vor sich gieng, so daß sie in Gefahr stand, zusammt dem Kind das Leben zu verlieren. Da sprach ihr die Erzherzogin zu: sie solle sich zu dem katholischen Glauben wenden, die

seligste Jungfrau zur Fürbitterin anrufen, gewiß würde ihr geholfen werden. Die Frau folgte dem Rath, entrann wirklich der Gefahr, genas ihres Kindes ohne große Schwierigkeit und die Erzherzogin hatte die Freude, dieselbe mit der Kirche ausgesöhnt zu sehen.

Noch Schwereres nahm sie auf sich. Sie besuchte öfters den Spital. Da trug sie nicht allein den Kranken die Speisen zu, half ihnen die Betten zurecht machen, sie rücken, heben und wenden[1]), sondern sie war selbst dabei, wenn man Schäden schnitt, half den Eiter aus Beulen ausdrücken, dieselben verbinden und scheute sich des niedrigsten Dienstes nicht. Dadurch hatte sie solche Selbstbeherrschung gewonnen, um auch den schwierigsten Operationen zusehen zu können. Einst sagte die Spitalmeisterin, als die Erzherzogin in ein Krankenzimmer treten wollte: „Gehen Ewer Durchlaucht nicht hinein, es herrscht da so ein übler Geruch;" worauf dieselbe alsbald versetzte: „Was übler Geruch? Meine und deine Sünden stinken vor Gott weit ärger." War nicht in jener Weise den Kranken zu dienen, so mußte ihre Anwesenheit auf andere Art ihnen zum Trost gereichen. Dieß durch freundliche Theilnahme, indem sie dieselben fragte: „wo ist dir wehe?" oder auch zu Einem sagte: „laß mich deine Hand sehen," und ihm dann ein Stück Geld in dieselbe drückte, doch mit dem Bemerken: „Sag nichts davon, damit die Andern es nicht inne werden;" obwohl sie nachher dem Kammerdiener Befehl gab, auch den Uebrigen auszutheilen. Sie hatte noch den wahren Begriff, daß Arme und Kranke ein vornehmer Gegenstand fürstlicher Obsorge seyn müßten. Als daher ein neuer Spitalmeister gesetzt ward, sagte sie zu demselben: „Ich gebe dir hiemit Himmel und Hölle auf dein Gewissen. Wirst du den kranken Spitalern geben, was und wie Wir es geben, so wirst du den Himmel gewinnen; solltest du aber untreu an ihnen seyn, dann wird dir gewißlich die Hölle nicht entgehen."

Lag es schon in der Natur solcher Liebeswerke, daß sie bei so hohem Stand ohne Selbstverleugnung und Demuth nicht zu verrichten waren, so flocht sich auch diese Tugend, welche in Wahrheit über die ächt christliche Liebe den würzigsten Duft verbreitet, in den reichen Kranz derjenigen, welche die Erzherzogin schmückten.

---

1) Der P. Balthasar Nympsch sagt in seiner Gedächtnißrede: „Dieß habe ich mit meinen Augen gesehen, daß es von J. D., und zwar oft, geschehen."

Nicht bloß wollte sie von ihren guten Werken selbst nichts wissen, sondern eben so wenig, daß Andere etwas davon wüßten, wenigstens, daß sie nichts Besonderes darin finden sollten. Ihr Leichenprediger hatte wohl Recht, wenn er auf sie die Worte des heiligen Bernhards anwendete: „es ist nichts Großes, wenn ein unbedeutender, geringer Mensch demüthig ist; wird aber an solchen, die in Ehren und hohen Würden stehen, Demuth wahrgenommen, dann ist es eine seltene Tugend.“ Wie einst eine weltliche Person der Erzherzogin bemerkte: sie thäte so viel Gutes, daß die Prediger nach ihrem Tod überreichen Stoff zum Lobe finden würden, antwortete sie: „des Schranzen[1]) erste Hausfrau hat immer gesagt: man wird einst in meiner Leichpredigt von nichts Meldung thun können, als daß ich eine gute Köchin gewesen seye; ebenso wüßte auch ich nicht, weßhalb man mich nach meinem Hinscheid loben sollte, es wäre denn, daß ich die Arbeit des Strickens wohl verstanden hätte.“

Mit dieser schon in allgemeiner Beziehung immer seltener werdenden Tugend verband die Erzherzogin eine andere, welche ebenfalls in dem Maße, in welchem der Mensch unabhängig von jedem über ihm stehenden Einfluß seine Bestimmung sich selbst geben zu können und zu dürfen wähnt, immer mehr verschwindet: diejenige der Dankbarkeit. Kein Dienst, nichts Angenehmes konnte ihr oder ihren Kindern — denn was gegen diese geschah, betrachtete sie stets, als wäre es ihrer eignen Person wiederfahren — erwiesen werden, ohne daß sie nicht ihre Erkenntlichkeit wenigstens in freundlichem Wort zu vernehmen gegeben hätte. Daß sie nicht vergebens diese Tugend in den Kindern zu pflanzen gesucht, das beweisen alle Briefe, die von Ferdinand und von der Königin Anna sich erhalten haben.

Dieser Tugenden aller aber, namentlich jener in zweifacher Weise geübten Mildthätigkeit, befliß sich Maria nicht erst in spätern Jahren; nicht erst als Wittwe trug sie gleichsam die pflegende Sorge um den Gemahl auf die Kranken und Leidenden über, sondern dieß waren Zierden, die zu ihrer Persönlichkeit wesentlich gehörten, von derselben niemals getrennt waren. Der „Ruf von ihrer Mildthätigkeit gegen die Armen, von ihrer Heimsuchung der Kranken war schon weit verbreitet“ (über ihres Landes Grenzen hinaus), da sie noch in der Blüthe der Jahre stand.

---

1) Ihres Hofcanzlars.

Daß von einer solchen nach ihren beiden Richtungen sich offenbarenden Frömmigkeit wie von wahrer Demuth kindliche Gottergebenheit unzertrennlich seye, läßt sich mit Zuverlässigkeit annehmen. An Veranlassungen, auch diese zu beweisen, fehlte es der Erzherzogin zu keiner Zeit. Welche unausgesetzte Bekümmernisse mußten einer so eifrig katholischen Fürstin nicht sich bereiten, wenn sie sah, wie in andauerndem Kampf ihre Kirche in den eigenen Gebieten nur zweifelhaft sich erhalten könne, und wie Gefahren und Noth derselben von den Widersachern dazu benutzt würden, um dem Gemahl Zugeständnisse abzuzwingen, die nur zu deren Beschränkung dienen sollten! Mit wie schwerem Herzen durfte sie nicht während des Sohnes Minderjährigkeit die Ungunst der Verhältnisse und die weibliche Ohnmacht beklagen, die schweigend so Manchem zusehen müsse, was ihre Person im Innersten schmerze! Welch ein herber Schlag war nicht der Verlust des Gemahls in der Blüthe der Jahre bei der Voraussicht, ein Kind an die Welt zu bringen, dem das Wort Vater ein dunkler Klang seyn werde! Welche Zeiten, als nach Hassan Paschas Niederlage und Tod die Drohung eines rächenden Einfalls der Türken Schrecken durch das ganze Land verbreitete, und sie bereits auf eine Zufluchtsstätte für ihre Kinder außerhalb desselben denken, auch befürchten mußte, nicht einmal mehr den Unkosten zur Fortbildung ihres Erstgebornen gewachsen zu seyn! Und wie, als im folgenden Jahre die Uebergabe von Raab sämmtliche Länder des Hauses Habsburg dem Erbfeind preis zu geben schien! Kaum diese Angst ein wenig sich gemildert hatte, wurden ihr neue Wunden geschlagen durch den unerwarteten Verlust des Erzherzogs Ernst und den eben so wenig vorgesehenen der Erzherzogin Catharina, deren Todesbotschaft in Ungarn ihr zukam. Zwei Jahre darauf sah sie eine andere Tochter, anstatt nach Spanien zu dem Königsthron ziehen, in die Gruft nach Seccau geführt werden. Nur ein Jahr später starb in der Blüthe der Jahre die ihr an Geist am nächsten stehende Tochter, die Königin Anna von Polen. Kaum diese Wunde leicht vernarbt seyn konnte, brach, schon längst bereitet, eine neue auf in dem betrübenden Eheverhältniß ihrer Tochter Maria Christine mit dem Fürsten von Siebenbürgen. Außer diesem Allem sah sie sich einigemale durch schwere Krankheiten heimgesucht; der letzten, von der sie genas, folgte der Aufstand des Siebenbürgers Bocskay gegen den Kaiser, der ihres Sohnes Herrschaft abermals mit Verderben bedrohte. Wenige Monate vor dem eigenen Hinscheid ward sie

schwer betroffen durch denjenigen eines geliebten Bruders, hinweggerissen von einer Schaar unmündiger Kinder, nur getröstet durch ihres Ferdinands Freude, wenn er der Wittwe und den Waisen viel Gutes erweisen könne. Aber bei keinem noch so herben Schlag ist je ein ungeduldiges Wort aus dem Munde dieser starkmüthigen Fürstin vernommen worden. Wohl sagte sie bisweilen unter bittern Erfahrungen: „Mein Gott, wie schmerzt mich dieses, wie schweres Nachdenken macht es mir! Das ist mein schwerstes Anliegen! Wie betrübt ist mein Herz! Ich glaube, es werde sich in mir dergestalt verzehrt haben, daß es nach meinem Tod kaum noch dürfte zu finden seyn; so viele Bekümmernisse hat es zu erdulden gehabt."

Man sollte glauben, durch die angeführten Werke der Frömmigkeit und der christlichen Liebe wäre alle Zeit der Erzherzogin in Anspruch genommen worden. Aber sie, die einst dem Sohn schrieb: „unser Leben hienieden ist Mühe und Arbeit, bis wir einst zu der ewigen Ruhe kommen," hielt Arbeiten und Leben für gleichbedeutend, den Müssiggang dem Tode ähnlich, den der Mensch nicht suchen dürfe. Es sind auf sie die Worte Salomos angewendet worden: „sie suchet sich Wolle und Flachs und arbeitet nach der Kraft ihrer Hände; sie hat Acht auf den Wandel ihres Hauses und ißt ihr Brod nicht müßig." Jeden Montag machte sie die Austheilung der Woche, dieß in solcher Weise, daß nicht eine halbe Viertelstunde geschäftslos verstreichen sollte. Das Gemach, worin sie der Arbeit oblag, glich einer Werkstätte, in welcher ihre Töchter, ihre Kammerfrauen, nicht allein unter ihrer Aufsicht, sondern unter ihrem eigenen Vorgang derselben sich beflissen. Dieses Kinds- und Frauen-Zimmer zog in solchem Maße ihre Aufmerksamkeit auf sich, daß sie auch von auswärts her verfügte, wie es inzwischen in demselben solle gehalten werden. Befand sie sich darin anwesend, dann nähte, klöppelte, stickte sie und, damit der Zeit zweifacher Ertrag sich abgewinnen lasse, mußten zwischenein geistliche Bücher vorgelesen werden. Arbeitszeug und Bücher fanden sich stets in ihren Wagen und Sänften, damit auch auf Reisen die Zeit nicht ungenützt dahin gehe. Man hat bemerkt, daß sie bisweilen unter aufmerksamem Anhören von Vorträgen, an sie als Fürstin gerichtet, um inzwischen die Hände nicht ruhen zu lassen, Zwirn oder Seide aufwand. Selbst das Flicken war ihr nicht zu gemein. So fertigte sie für sich und für Andere Kleider und nebenbei kamen manche schöne Arbeiten zu Stande, mit denen sie vornehmlich solche

Kirchen ausstattete, in welchen diejenige, von der sie den Namen trug, besonders verehrt wurde. Denn ihrer Thätigkeit gab sie am liebsten eine Beziehung zu dem Höhern und weihte dieselbe durch die Stelle, für welche deren Frucht bestimmt war, demjenigen, welchen sie, als den Quell aller Gnaden, ebensowohl als in Gedanken und Worten, durch ihre Werke ehren wollte. Häufig fügte sie diesen Arbeiten noch andere Zierden und Bedürfnisse bei, in so reicher Zahl, daß sie oft Tag um Tag eine Kirche bedachte, einst an einem einzigen dreißig Meßgewänder sammt Anderem spendete.

Nach der Tafel, an welcher sie stets durch Rede und Vorgang die Kinder zur Mäßigung gemahnte, ertheilte sie gewöhnlich Audienz, oder fuhr zu Kranken. Geschah weder das Eine noch das Andere, so griff sie wieder zu der Arbeit, in der sie bis zum späten Abend verharrte.

Diese Thätigkeit beschränkte sich nicht allein auf denjenigen Umkreis, welcher dem weiblichen Walten ausschließlich angewiesen ist, sie erstreckte sich ebensowohl auf die höchsten Angelegenheiten des Landes. Auf Alles, was auf dasselbe auch nur von ferne Bezug haben konnte, richtete sie ihr Augenmerk. Sie wollte wissen, was Gesandte aus Schweden, Polen und Moskau in Prag zu verrichten hätten. Sie gab ihr Urtheil über die Hülfsbewilligung des Königs von Spanien. Der Entscheid, ob Ferdinand nach der Rückkehr von Ingolstadt der Regierung sich anzunehmen habe, sollte in letzter Beziehung von ihr ausgehen. Wie aus der Hofkammer-Registratur erhellet, daß Ferdinand bei Abwesenheit, bevor der Bruder auftreten konnte, die Regentschaft der Mutter übertrug, so ersehen wir aus des Erzherzogs Briefen von Regensburg, daß sie noch in den letzten Monaten ihres Lebens unter den ernstesten Zeitverhältnissen die Seele der Regierung zu Grätz war.

Die öffentlichen Angelegenheiten nahmen die Erzherzogin auf solche Weise in Anspruch, sie widmete sich denselben mit solcher Hingebung, daß sie auf ihrer dritten Reise nach Polen zu Neustadt einen ganzen Nachmittag damit zubrachte, den vornehmsten Geschäftsmännern über die wichtigsten Gegenstände Gehör zu geben. In welchem Ansehen sie wegen ihrer Staatsklugheit und ihrer Einsicht stand, ist nicht minder aus dem Gewicht zu erkennen, welches Erzherzog Matthias darauf gelegt hätte, wenn sie für seine Absichten zu gewinnen gewesen wäre, und deßwegen durch Briefe und durch Abgesandte solches zu erreichen sich bemühte; gleichwie der Bischof Klesel vorher schon, da die Spannung zwischen

den beiden Brüdern erst zu entwickeln sich begann (gleichviel ob aus eigenem Antrieb, oder aus seines Herrn Auftrag), ihr über Alles Bericht ertheilte, was von Prag nach Wien gelangte und entweder den Erzherzog selbst, oder seine eigene Person, oder die Angelegenheiten im allgemeinen betraf. Zeugniß aber für der Erzherzogin hellen Verstand, jeder fruchtreichen Thätigkeit vornehmste Grundlage, liegt darin, daß von ihr versichert wird: „sie habe in aller Menschen Köpfe und Gemüther sich zu schicken und mit großer Bescheidenheit eines Jeden Gebrechen zu strafen gewußt.“ Es ist ferner aufgezeichnet worden, daß sie zur Zeit der Regentschaft bei den Berathschlagungen häufig, habe es sich um die Angelegenheiten der Kirche gehandelt immer, gegenwärtig gewesen seye. Derselbe Geist, der über einen sorgsam geregelten Gang des Hauswesens wachte, wie über der Wendung, welche die öffentlichen Zustände nehmen könnten, stand zu aller Zeit mit gutem Rath bereit unter wichtigen Begegnissen, die in denjenigen Ländern vorkamen, in denen die Töchter weilten. Derselben Fürsorge aber, welche darum sich annehmen wollte, daß die Venetianer in die Schranken des Rechts zurückgewiesen würden, war es nicht zu unwichtig, darauf aufmerksam zu machen, daß ein neuer Altar in der Kirche der Jesuiten nicht allzu großen Aufwand erfordern dürfe.

Das bisher Erwähnte könnte die Meinung wecken, als wäre hierin jedes mögliche Maß von Thätigkeit erschöpft worden. Aber es bietet sich noch ein anderes Feld dar, auf welchem die Regsamkeit der Erzherzogin selbst dann unsere Bewunderung erregen müßte, wenn wir von ihren Andachtsübungen, von ihren persönlichen Dienstleistungen, von ihrer Unverdrossenheit in weiblichen Arbeiten, von ihrer Theilnahme an den Landesangelegenheiten nichts wüßten — nämlich ihr brieflicher Verkehr. Wie viel auch von demselben sich erhalten hat, dieses selbst weist nur darauf hin, daß das Gerettete blos ein unbedeutender Theil des Ganzen seyn könne, und daß in den Worten: „es seye dafür gehalten worden, daß viele Secretarii und Cancellisten nicht so viel geschrieben hätten, als diese arbeitsame Fürstin,“ nicht die mindeste Uebertreibung liege. Nach allen Richtungen giengen ihre Briefe, mit Personen jeden Ranges war sie in Verkehr, allen möglichen Gegenständen widmete sie ihre Aufmerksamkeit. Die wichtigern derselben, von den an ihre Kinder gerichteten die meisten, darunter manche sehr einläßliche, sind mit wenigen Ausnahmen von ihrer eigenen Hand, diejenigen, welche durch sie dictirt

worden, selten ohne eine eigenhändige Nachschrift; minder bedeutende mag sie ihrem Schreiber aufgetragen haben, auch deren Anzahl nicht gering gewesen seyn. Dieser berichtete dem Erzherzog Ferdinand am 31. December 1605: „mit dem heutigen Currier schicke ich nicht weniger als 31 Briefe weg, welche in J. F. D., meiner gnädigsten Frauen, Namen durch mich sind geschrieben worden." Der Ausdruck, den sie gegen ihren Sohn gebraucht: „Du bist zum Schreiben fauler denn ich," kann daher ihr gegenüber nur als glimpfliches Wort gelten, womit sie ihn treiben wollte, da wohl Niemand dazu stets bereiter konnte gefunden werden, als sie. Bisweilen sieht man ihren Briefen die Unterbrechung an, und wie sie, alsbald die hindernde Ursache gewichen war, wieder zu der Feder gegriffen hat[1]. Aus solcher Regsamkeit, bei solchem lebendigen Verlangen, von Allem, was ihr Haus betraf, die Verhältnisse ihres Landes berührte, überhaupt in der Welt vorgieng, immer schnell und möglichst vollständig unterrichtet zu seyn, erklären sich die oft wiederholten Klagen über Saumsal der Schreibenden, über den langsamen Lauf der Briefe, über das Ausbleiben derselben, wogegen nur Geschäftsfülle als Entschuldigungsgrund anerkannt wurde. Doch lästig wollte sie Niemand fallen; es war ihr einfach um Nachrichten zu thun, deßhalb galt es ihr gleich, wenn der Berichterstatter auch fremder Hand sich bediente, ja mit zarter Rücksicht forderte sie selbst dazu auf.

Sie stand in unmittelbarer Verbindung mit ihren Kriegshauptleuten, wie Ruprecht von Eggenberg und Andern. Graf Palfi erfreute sie augenblicklich mit der frohen Botschaft der Einnahme von Raab, die bei Eintreffen der kaiserlichen Mittheilung ihr längst bekannt war. Den Tod des Königs von Spanien wußte sie um einen Tag früher, als der Gesandte ihr die Nachricht überbrachte. Bei wichtigen Ereignissen durften die Kosten von Eilboten nicht geschont werden, wie denn der Sohn einen solchen mit der Nachricht von Petrinias Eroberung im andern Augenblick, nachdem sie bei ihm eingelaufen war, ihr zusendete. Da und dort hielt sie eigene Leute, welche wichtige Vorgänge schnell zu berichten, über den Gang der Dinge sie in Kenntniß zu erhalten hatten. In Polen war es neben der Königin Anna, die mit der Mutter in der vertraulichsten schriftlichen Verbindung stand, deren Beichtvater Sigmund Ehrenhöfer,

1) Der Brief vom 15. Dec. 1599 ist in vier Absätzen zu Stande gekommen, deren zwei dictirt, zwei von ihrer eigenen Hand geschrieben wurden.

von dem sie über Manches Bericht erhielt; nach dem Ableben der Tochter geschah dieses durch deren gewesenen Kammerdiener Georg Schiehel. Zu Prag wendete sie sich in allen wichtigen Vorfällen ihrer Person, ihres Hauses und ihres Landes an die Geheimen Räthe Wolfgang von Rumpf und Rudolf Corraduz, jener ihr Rathgeber, Geschäftsmann und Vertrauter. In Wien scheint der Freiherr Wolf von Unverzagt ihr vorzüglichster Berichterstatter gewesen zu seyn.

Ueber Angelegenheiten des eigenen Landes berieth sie den längst bewährten Grafen Ambrosius von Thurn. Seit Tyrol für sie größere Wichtigkeit gewonnen hatte, erhielt sie über das, was dieses Land berührte, wie früher über Hof- und andere Neuigkeiten, Bericht durch den Hauptmann auf Kufstein, Carl Schurf, und einen Angestellten zu Innsbruck Namens Lustrier. Was in Brüssel vorgieng, vernahm sie durch Blasius Huetter, der selbst von Schneefall und Schlittenfahrten und andern Hofsachen Bericht erstattete. Zu Madrid besorgte der Freiherr von Khevenhiller während langer Jahre nicht allein stets sich erneuernde Aufträge, sondern säumte nie, der Auskunft hierüber Mittheilungen von wichtigern Ereignissen beizufügen. Was nachher die Person der Tochter betraf, meldete in fleißigem Verkehr sowohl deren Beichtvater Richard Haller als die oberste Kammerjungfrau Sidonia Rieder. Aus Venedig, dem Hauptstapelplatz der Nachrichten über Constantinopel, erhielt sie erst durch Raimund della Torre, hierauf durch Bernhard Rossi ununterbrochene Berichte über Alles, was dort an Neuigkeiten eintraf. Aus Florenz ertheilte ihr der Ritter von Attimis fortlaufend Nachricht über den Gang eines daselbst angebahnten Geldgeschäftes. Auch auf Reisen giengen ihre Briefe über Landessachen nach andern Orten. Wie aber den meisten, die sie während derjenigen nach Spanien schrieb, jederzeit beigefügt ist, wem sie zum Lesen mitzutheilen seyen, so sandte sie während Annas Leben jede wichtigere Zuschrift, doch unter stets wiederkehrender Bedingung treuer Rückerstattung, dieser zu. Denn gleicher ordnenden Aufmerksamkeit (ohne welche überhaupt in keinerlei Verhältniß Wichtiges zu Stande kommen kann), mit der sie über ihrem Hauswesen waltete, war auch ihr Briefverkehr unterworfen. Bei einer großen Anzahl noch vorhandener Briefe, Staatsschriften, Gutachten, die in dem Hausarchiv aufbewahrt werden, findet sich der Name des Einsenders und eine kurzgefaßte Anzeige des Inhaltes von der eigenen Hand der Erzherzogin auf die Rückseite geschrieben.

Als Probe eines Briefes, wie er weder in der Erzherzogin noch in des Landes oder Hauses Angelegenheiten an einen bewährten Dienstmann gerichtet wurde, möge der nachstehende an den Ritter Hermann von Attimis, in den letzten Monaten von Mariens Leben geschrieben, hier Platz finden, als letztes Zeugniß für ihre Vielseitigkeit und wie sie dem Verschiedenartigsten ihre Aufmerksamkeit stets zugewendet habe.

„Lieber von Attimis!

Ich habe etliche euerer Schreiben wohl empfangen; weil ihr aber gebeten habet, ich solle euch auf einen Theil keine Antwort geben, andere aber einer Antwort nicht bedürftig gewesen sind, so bin ich gleich demselben nachgekommen und habe, damit nicht etwa die Schreiben in andere Hände kommen, zu schreiben unterlassen. Weil ich aber jetzt Gelegenheit habe, dem von Eggenberg die Schreiben einzuschließen, also habe ich nicht unterlassen wollen, euch etwas Weniges zu schreiben. Und was das Erste anbelangt, daß Ihr schreibet, ich solle jemand Anderm meine Schreiben an euch nach Prag einschließen, denn es sey etwas aus dem Geheimen Rath geoffenbart worden, welchem man nachforschen werde, so verstehe ich nicht, ob ich meine Schreiben allein euch, oder aber jemand Anderm einschließen solle. Deßwegen wollet mich berichten, wie ich mich künftig verhalten und wem ich euere Schreiben nach Prag einschließen sollte. Wenn ich es auch wissen dürfte, so möchte ich wohl vernehmen, was aus dem Geheimen Rath geoffenbart worden seye. Durch mich, weiß ich wohl, daß es nicht geschehen ist; denn ihr habet mir, seit ich auf der ganzen Reise[1]) gewesen bin, nichts dergleichen zugeschrieben, daß ihr also nicht besorgen dürfet, daß ich etwas geoffenbart habe. Aber meines Erachtens thäte man gar recht, daß man einmal den Prädicanten das Handwerk verböte, denn es ist eine Schande, daß so gar nichts geheim gehalten werden mag. So möchte ich auch gerne wissen, warum der Cardinal von Dietrichstein nach Prag erfordert worden seye.

Was denjenigen erbärmlichen Gesellen, welcher mit dem rebellischen polnischen Woiwoden correspondirt, anbelangt, so ist es mir leid, daß er nicht bekommen werden mag; er wird sich gewißlich bei züchtigen Leuten aufhalten, bei welchen er alles fischen und was allenthalben, sowohl von den Räthen als sonst, gehandelt wird, aus-

1) Nach Tyrol zur Aufnahme ihrer Töchter in das Kloster.

spähen kann. Ich kann ihn nicht anders beschreiben, als wie man mir ihn beschrieben hat. Aber ich will wiederum nach Polen schreiben und nähern Bericht seinethalben begehren.

Was Euere Supplication und Abschrift des Urbari, welches ihr dem Breuner überschickt habet, anbelangt, hat mir solches der Breuner allbereits übergeben; ich habe es auch alsbald meinem Ferdinand zugestellt, der dann vermeldet, er wolle alles in dem Rath verbringen lassen. Was ich dabei thun kann, so dürfet ihr euch zu mir versehen, daß ich gewißlich an mir nichts ermangeln lassen will.

So habe ich auch meinem Ferdinand gesagt, daß die Assistenten[1]) begehren, daß er sie zu Regensburg auch sollte logiren lassen; worauf er geantwortet, er werde solches nicht können, weil er nicht wisse, wer sie alle seyen oder was ein jeder für ein Logement bedürfe. Ihr sollet ihm aber einen ausführlichen Furrierzettel von ihnen nach Regensburg schicken, so wolle er alsdann sehen, ob es gebräuchlich sei.

Sonst habe ich den Herrn Landshauptmann der Breunerischen Kinder halber schon vermahnen lassen; er erbietet sich alles Guten mit Vermelden, er habe dieß Orts und in dieser Vormundschaft mehr gethan, sowohl Amts= als Freundschafts halber, als jemals geschehen, und er wolle noch nichts an ihm ermangeln lassen. Aber es seyen so viele Unordnungen darin vorgefallen, wie sonst niemals. Er bitte aber, weil die Vormünder ohne euer Vorwissen nichts handeln dürfen, und wenn sie etliche Sachen an euch bringen werden, so sollet ihr dieselben auch nicht auf die lange Bank legen, oder dem Pragerischen Proceß nachgehen[2]).

Ich klage Euch von Herzen, daß mir unser lieber Herr meine liebe Cammerdienerin, die Agatha, genommen hat, Gott tröste ihre liebe Seele, ich habe viel an ihr verloren. So ist auch meine liebe Madl, Närrin, gleich einen Tag nach ihr gestorben. Ich habe zwei liebe Dienerinnen verloren. Es geht eben in der Welt nicht anders zu. Ich bitte euch, grüßet mir euer Weib und Kinder.

Datum Grätz, den 7. November Anno 1607.

Maria."

1) Die von dem Kaiser seinem Stellvertreter beigegebenen Assistenzräthe.

2) In dem Sinn der Erzherzogin mit Langsamkeit und Unschlüssigkeit gleichbedeutend.

Mein Herr Bruder Wilhelm ist vorgestern von hier weg, es ist eine harte Scheidung gewesen. Unser Herr gebe ihm eine glückliche Reise. Ich bitte Euch, ihr wollet euch den Herrn Klesel lassen befohlen seyn und verhelfen, daß doch die Ketzer nicht also wider ihn triumphiren und die Religion solchen Schaden leide."

In dem Reden, Schreiben und Thun der Erzherzogin tritt eine gewisse Männlichkeit des Charakters zu Tage. Dieselbe offenbart sich noch weit mehr in wichtigern Momenten, in denen sie ein gefaßtes Vorhaben fest hielt, so lange ihr dieses möglich war, wo sie im Recht zu stehen glaubte, bis zur Unnachgiebigkeit sich steigerte. Jenes in dem Versuch, die Regentschaft zu erhalten, dieses in der Forderung wegen des Beitrages zum Unterhalt ihrer Kinder, in der Weigerung, nach Judenburg zu gehen, den Sohn, verbreiteter Gerüchte wegen oder des Schwagers Ansicht zu lieb, von Ingolstadt abzurufen. Sie wußte immer, was sie wollte; weßwegen sie es wollte, war ihr stets klar; deßhalb verstand sie es, ihren Willen durchzusetzen. Verwandt hiemit war ihre Lust zu Reisen, womit sie aber jederzeit einen Zweck verband, der ihrem Hause oder irgend einem Gliede desselben zum Besten dienen sollte, jener die Pflicht als würdige Unterlage gab. Viermal war sie in Polen, einmal in Siebenbürgen, einmal in Spanien, zu München, der verwandtschaftlichen Beziehungen wegen, öfters, aus besondern Veranlassungen in Innsbruck mehrmals; nur Prag hat sie nach des Gemahls Ableben nie wieder besucht, ungeachtet es an Ursachen, mit dem Haupt des Hauses in persönlichen Verkehr zu treten, nicht gefehlt hätte. Daß keine besondere Zuneigung zu demselben sie hinzog, blickt aus mancher ihrer Aeußerungen hervor.

Was sie begonnen, was einmal festgesetzt worden, das sollte durchgeführt werden. Die Krankheit der Tochter konnte sie nicht hindern, mit ihr die Reise nach Siebenbürgen anzutreten. Sie gab den Aerzten nur darin nach, daß sie dieselbe von dem 12. auf den 13. Juni verschob, weil jener ihr böser Tag seye; „an diesem aber, schrieb sie, muß die Tochter fort, wenn es anders Gottes Wille ist, denn ich will an Nichts schuld seyn." Bei solcher Gesinnung äußerte sie sich oftmals bitter über die mangelhaften Vorkehrungen zum Kampfe gegen die Türken. „So viel ich sehe, schrieb sie am Ende des unglücklichen Kriegsjahres 1594, erreicht der Feind, wenn er Etwas unternimmt, immer seine Absicht; bei uns aber wird schlechte Fürsorge getroffen!" Erst dann aber, als die Nachricht von der Uebergabe Raabs sie erschüttert hatte! Ungesäumt, meinte sie, sollte

Alles versucht werden, um es wieder zu gewinnen, sonst dürfte es Oesterreich und allen seinen Ländern schlimm ergehen. Sie kann es „nicht in den Kopf bringen, daß der Kaiser dem Feind diese Festung sollte lassen können; Alles müßte er daran setzen, ihrer wieder Herr zu werden, hiezu die gesammte Christenheit sich aufmachen. Leider müsse sie sich überzeugen, daß Gott die Christen mit Blindheit schlage; man benütze keine Gelegenheit, die sich darbiete, verzehre den Proviant und das Geld, ziehe wieder heim, wie man gekommen seye. Es fehle an einem erfahrenen Kriegshaupt; lasse ein solches sich nicht auffinden, dann möge Gott helfen. Immer harre sie auf Bericht, daß der Kaiser die verlorene Festung zurückerobern wolle, da ohne dieß die Sachen in höchster Gefahr ständen.“ Als sie von den Rüstungen für das Jahr 1595 Kunde erhielt, fand sie dieselben zu dieser Wiedereroberung unzureichend. „Wäre ich Kaiser, schrieb sie, ich wollte weder essen noch schlafen, bis ich Raab wieder in meiner Gewalt hätte. Rückt im Frühling der Feind früher ins Feld, dann ist Alles verloren.“ Sie lag deßwegen dem Geheimen Rath Rumpf unablässig an, daß er zu Beschleunigung der kräftigsten Maßregeln antreibe. Möchte sie doch bald hören können, daß der Graf Carl von Mannsfeld dieses Ziel erreicht, den Feind tüchtig geschlagen habe! Und als sie aus Siebenbürgen und Polen heimgekehrt war, forderte sie Rumpf dringlichst auf, Alles anzuwenden, daß Kaiser und Papst der Angelegenheiten Ungarns sich annehme, bevor das Feuer um sich greife.

Derselbe Geist aber, der jetzt mit fürstlichen Bündnissen sich beschäftigt, mit kräftiger Selbstständigkeit die Interessen des eigenen Landes und der Seinigen verficht, dabei dem Gang der Weltangelegenheiten den Blick zuwendet, und in diesem Allem den Charakter der Männlichkeit an sich trägt, erscheint wieder als ein ausschließlich weiblicher, der nur Hofsachen und solchen Angelegenheiten Theilnahme zu schenken scheint, die einzig für die Geschlechtsverwandtschaft einigen Reiz haben können, oder für die Neugierde, welcher nichts zu geringfügig ist. Mit dem gleichen Eifer, in welchem die Erzherzogin in so manchen Briefen bei dem Sohn dem Stand der Religion und dem Benehmen der Prädicanten oder dem Gang der herrschenden Seuche nachfrägt, will sie wissen, in welche Häuser Kriegsknechte und wie viele in jedes eingelegt seyen, selbst ob die Frau von Ferdinands Kämmerer gesegneter Umstände sich erfreue. Rumpfs Frau sollte ihr von Regensburg schreiben, was für Frauenzimmer an dem Reichstag sich befänden, denn gerne wäre sie

unerkannt mit ihr herumgefahren, um dieselben zu sehen. Als Hausmutter hielt sie Nachfrage, ob sie am Hofe oft zusammenkämen und welche kleine Zänkereien unter ihnen obwalteten. Die gleiche Aufmerksamkeit, welche Maria auf die ernstesten Gegenstände richtete, wendete sie den Heirathsfragen ihrer Jungfrauen oder der Töchter ihrer Hofdamen zu. Dieselbe Hand, welche so oft die Feder ergriff, um an Staatsmänner oder ihre betrautesten Diener zu schreiben, verschmäht es ebensowenig, mit den Klosterfrauen zu St. Jakob in München über ganz andere Dinge zu verhandeln. Einläßlicher hatte ihr über Alles, was zu Regensburg am Reichstage vorgieng, Ferdinand nicht geschrieben, als zehn Jahre früher Regina Delassin über dasjenige, was am Hofe zu München sich ereignete; und Briefe an sie, die der Lieferung von Wein und des Ankaufs von Leinwand Erwähnung thun, geben wenigstens Zeugniß, daß die Sorge der Erzherzogin selbst auf dasjenige sich erstreckt habe, was sonst solcher Stellung geringfügig scheinen möchte.

Da ihre Briefe größtentheils an ihre Kinder, manche auch in Geschäften an Untergebene gerichtet sind, die Personen mithin, welche dieselben zu empfangen hatten, ihr weder Rückhalt noch Zwang auferlegten, und keine Stellung sie veranlassen konnte, dem freien Erguß ihrer Urtheile oder Empfindungen den hemmenden Zügel des Wortes anzulegen, liegt in denselben Mariens Innerstes vor unsern Blicken wie ein aufgerolltes Blatt. Wir lesen aus ihnen alle Eigenschaften der Schreiberin heraus, und diese stellen sich uns dar mit einer Natürlichkeit, mit einem Vollgepräge, zu dem die Handlungen nur wie nachträgliche oder ergänzende Belege sich verhalten. Wenn ein Zeitgenosse an ihr „einen mehr als weiblichen Starkmuth" rühmt, so dürfen wir uns nur ihres Benehmens gegen die übermüthige spanische Begleitung bei der Reise mit ihrer Tochter und dessen, was sie hievon so oft in ihren Briefen beibringt, erinnern, um uns zu überzeugen, daß hiemit nicht zuviel gesagt seye. War es ihrer Geradsinnigkeit unmöglich, mit dem, was sie eben beschäftigte und bewegte, an sich zu halten, ihre Urtheile zu verhehlen, oder sie in schwankender Form auszusprechen, so gewann sie es noch weit weniger über sich, bei Vorfällen, bei denen sie das Recht verletzt, die Wahrheit beeinträchtigt glaubte, Ergüsse der Heftigkeit, selbst derbere Ausdrücke zurückzuhalten. Forderten die Umstände, ihre Versicherung, daß sie „nicht spanisch, sondern gut deutsch" seye, zu bewähren, ihre oft angewendete Redensart, daß man bei ungeziemenden Zumuthungen „flugs die Zähne weisen müsse", ins Werk

zu setzen, so durfte man nicht erwarten, daß sie durch irgend welche Rücksichten davon sich würde abschrecken lassen. Unverdeckt gab sie ihres Herzens Gedanken zu erkennen, und man wäre geneigt zu sagen, einerseits die natürliche Anlage, anderseits das Gefühl, was sie als Fürstin sich erlauben dürfe, hätten sich gegenseitig gesteigert.

Diese Saite aber, sollte sie klingen, mußte von außen her berührt werden; der natürliche Grundton war Zartheit, Wohlwollen, eine Herzensgüte, die auch in dem niedrigsten Diener den Mitchristen achtete, nach dessen Wohl oder Wehe nicht im Verhältniß der äußern Stellung oder des gesellschaftlichen Ranges zu fragen seye. Sie trägt nicht allein an ihre Kämmerer, sondern auch an ihre Kammerdiener Grüße auf, und führt die Dienstboten des Kindszimmer, denen diese sollten ausgerichtet werden, mit Namen an; sie wünscht sämmtlichem Gesinde des Sohnes „ein glückliches neues Jahr," und denkt während strenger Kälte an das ihrige, besonders an die Betagtern unter demselben, wie es wohl in solcher ihnen ergehen werde, „ob sie nicht gar erfrieren müßten?" Einem Bedienten läßt sie im Scherz von Ungeziefer sagen, welches bei ihrer Begleitung zum Vorschein gekommen seye; einem Andern: er dürfe nun nicht mehr meinen, er wäre einzig zu Alexandria gewesen, denn auch sie habe sich dort aufgehalten; diesem kommt ein spaßhafter Wink zu über seine Neigung zum Wein, jenem die Bemerkung, das Meer seye doch breiter als der Starenbergersee (seines Vaterlandes). Wie leid thut es ihr nicht, wenn der Tod ihr einen treuen Diener entreißt, und wie entquellen nicht ihrem Herzen verdiente Lobsprüche auf denselben? Selbst durch Geschäftsbriefe an ihre Vertrauten klingt ihre Betrübniß über den in dergleichen Personen erlittenen Verlust, wie in dem eben mitgetheilten an Ritter Hermann von Attimis.

Schrieb sie einem ihrer Hofherren, so fügte sie gewöhnlich Grüße an Weib und Kinder bei. Kaum ein Brief gieng an den Freiherrn von Rumpf ab, der nicht mit einem Gruß an sein „Weib" geschlossen hätte. Mit zarter Aufmerksamkeit suchte sie zu verhüten, daß die zurückgelassene Gattin eines ihrer Begleiter nach Spanien durch Nachrichten von dessen Erkrankung geschreckt werde, so wie sie an der Bekümmerniß eines andern, daß ihm die seinige nie schreibe, den vollesten Antheil nahm. Die Stellung der Herrin veredelte sich zur Anhänglichkeit an die Untergebenen, zu der liebreichsten Verwendung für dieselben. Wen sie in ihrem Dienst bewährt erfunden hatte, der konnte auf beides mit dem festesten Vertrauen

zählen. Es machte ihr Kummer, daß Georg Schiebel einst schrieb, ihre Tochter Anna habe der Obersthofmeisterin ihrer Kinder bei einer Gelegenheit kein Geschenk zugedacht. Ob denn, fragte sie, dieselbe bei der Königin in Ungnade stehe? was sie doch wahrlich nicht verdiene; oder ob Jemand dieselbe „verlogen" habe? da sie ihr sonst jederzeit lieb gewesen seye.

Wie sie bei treuen Dienern, in die sie stets ihr höchstes Vertrauen gesetzt, dieses gegen ihre Person zu begründen wußte, ergiebt sich am hellesten aus einer Zuschrift, die der betagte Graf Ambrosius von Thurn drei Monate vor ihrem Hinscheid aus Wien an sie gerichtet. Er verspricht darin im Zurückreisen bei ihr anzukehren. „Denn, fügt er bei, ich wünsche vor meinem Ende von E. F. D. und meiner ganzen gnädigsten Herrschaft Urlaub zu nehmen und meinen jungen gnädigsten Herrn zu sehen. Ist es aber des Allmächtigen Wille, daß es nicht geschehe, und sollte ich vor meinem Abreisen hier sterben, so nehme ich hiemit von E. F. D. Abschied, als (ohne Ruhm zu melden) derselben gewesener treuer, aufrichtiger Diener und Unterthan; mit der gehorsamsten Bitte, E. F. D. wollen auf solchen Fall mein liebes Weib Ihnen empfohlen seyn lassen."

Dieses freundliche Verhältniß zu bewährten Dienern konnte sich aber bei Maria nicht auf die Gesinnung beschränken; es mußte zur That werden, wo sich Veranlassung dazu fand. Ihre Untergebenen fanden Niemand, der ihrer eigenen Angelegenheiten bereitwilliger (daß es zugleich am erfolgreichsten geschah, knüpfte sich an die Stellung) sich angenommen hätte. So wurde sie von Blasius Hueter aus Brüssel ersucht, sie möchte die Frau von Rumpf angehen, daß sie in Betreff der Heirath mit seiner Braut rede. Eine Frau Weidner von Buttenberg bedankt sich „unterthänigst" für das gnädigste Mitleiden mit ihr, als einem kranken, betrübten Weib mit sechs Kindern, „die sich mit Husten und Katharr übel auf finden." Eine Wittwe zu Innsbruck war von der Freundlichkeit der Erzherzogin dergestalt überzeugt, daß sie keinen Anstand nahm, ihrem dortigen Agenten, Lustrier, eine an dieselbe gerichtete Bittschrift zu übergeben. Für den Gastwirth Eduard Silber zu Schottwien kam sie selbst bei dem Sohn ein um einen Paßbrief für Victualien, damit er die ankommenden Gäste, deren jetzt viele aus Polen nach Grätz, andere des bevorstehenden Jubiläums wegen nach Rom giengen, wohl bewirthen möge. Georg Hueter aus München, bei 20 Jahren Herzog Wilhelms Agent in Spanien

und zugleich im Dienste des Erzherzogs Albrecht, glaubte Niemand besser als die Erzherzogin um ein Fürwort angehen zu können, daß Herzog Maximilian 200 Dukaten Leibrente, die ihm dessen Vater bewilligt, ihm wieder zukommen lasse. Er hatte sich nicht geirrt. Bei diesem sowohl als bei jenem verwendete sich Maria. Diese Obsorge erstreckte sich auch auf die Kinder ihrer Diener, wie denn Waisenkinder ihrer besondern Theilnahme sich zu erfreuen hatten. Attimis wollte einen Sohn in Spanien unterbringen, da schrieb die Erzherzogin hierüber nicht nur ihrer Tochter, sondern auch deren Beichtvater, und trug diesem noch eigens auf, die Königin bisweilen an die Sache zu erinnern. Ferner finden wir, daß sie für den Wollenweber Georg Michelist wegen einer Schuld von 2164 fl., die er an des Kriegsobersten Georg von Zackhl Erben zu fordern hatte, den Kaiser angieng. Einer Frau, welche bei diesem um eine Gnade nachsuchte, gab sie ein eigenhändiges Schreiben an Rumpf mit, daß er ihrer sich annehme. Richard Haller, der Beichtvater ihrer Tochter in Spanien, hatte in Steyermark eine Muhme, deren Tochter an einen schwäbischen Edelmann verheirathet war. Der Mutter bereitete einerseits der Einfluß unkatholischer Gefreundeter auf den Mann, anderseits die Leichtfertigkeit und die Genußsucht der Tochter schweres Leidwesen. Richard wußte, daß er die Erzherzogin um Verwendung und Einwirkung nicht vergeblich ansprechen werde, vielmehr auf die Bemühungen derselben mit solcher Zuversicht zählen dürfe, daß er Briefe, die er in der gleichen Angelegenheit an seinen Mitbruder Johannes Reinel richtete, unbedenklich überschrieb: sie möchten in dessen Abwesenheit durch die Erzherzogin eröffnet werden. Ueberhaupt ersehen wir aus seinen Briefen, wie bereitwillig die Erzherzogin war, allen Personen und allen Verhältnissen ihre Verwendung zu widmen. Das reinste Wohlwollen, die freundlichste Obsorge kann sich nicht lieblicher ausdrücken, als in dem Codicille, worin sie dem Sohn die Obsorge um eine Dienerin mit den Worten empfiehlt: „Bitt dich, hilf ihr halt, was sie bedarf.“

Andere anerkennenswerthe Eigenschaften der Erzherzogin waren Geradsinnigkeit, Verschwiegenheit und Fördersamkeit in allen Geschäften. Deutsch seyn, deutsch reden, deutsch heraussagen, waren bei ihr nicht angewöhnte, sondern das eigene Wesen bezeichnende Ausdrücke, zu denen sich die Belege in allen ihren Briefen finden. Wie jeder Verstellung fremd, so war sie auch jedem unredlichen Wort feind, daher der Ausruf: „es wäre gut, daß man einmal

das Lügen verböte." — Sie versicherte ihre Tochter Maria, daß bei ihr Alles verschwiegen bleibe. So oft daher wichtige Mittheilungen bei ihr einliefen, mochte sie mit gutem Gewissen voranstellen, daß ein Kundwerden derselben durch sie nicht zu befürchten seye. Sie wußte zu gut, wie oftmals durch den Mangel dieser Eigenschaft Staatsangelegenheiten einen ganz andern als den erwarteten Ausgang nehmen. Solchen „Practikanten, die aus den Berathschlagungen schwatzen, sollte man das Handwerk legen." „Es ist eine Schande, schrieb sie an Attimis nach Prag, daß dort so gar Nichts kann geheim gehalten werden."

Je mehr sich der Mensch an Thätigkeit gewöhnt, und je strenger diese entweder durch das, was ihm obliegt, oder durch das, was er sich selbst wählt, in Anspruch genommen wird, desto zuverlässiger wird er dieselbe zuerst auf das Dringliche wenden, desto behender Alles zur Hand nehmen; darum aber auch Saumseligkeit und schläfrige Behandlung dessen, was bald erledigt werden sollte und könnte, am wenigsten begreifen, darüber am mißmuthigsten werden. Dieß besonders war es, was sie gegen den Kaiser verstimmte. Sie klagte, und wohl nicht mit Unrecht, „man lege zu Prag alles in die lange Truhe." Darum in ihrem Munde die Warnung: „dem pragerischen Proceß nicht nachzugehen," einer Empfehlung regsamer Förderung der Geschäfte gleichkam.

Sie liebte es, ihre Briefe mit launigen Einfällen, mit humoristischen Ausdrücken zu würzen. Diese sind immer das Merkmal eines heitern Sinnes, den wir, neben der Festigkeit, als einen Grundzug von Mariens Wesen bezeichnen dürfen, wie auch derselbe an dem Bild, das sich von ihr erhalten hat, heraustritt. Der „gnädige Stallmeister" (den sie ein anderes Mal einen „stettigen" nennt), der „gemahlte Kaiser," die Drohung: „sie werde so spanisch werden, daß man sie gar nicht mehr kenne," der Auftrag, einem Kammerdiener zu sagen: „wenn er sich voll trinke, werde man ihn auf die Galeere schicken, dann werde es ihm vergehen," zeigen, daß sie auch heiterem Scherz ein Anrecht auf ihre Person eingeräumt habe. Von Herzen, bemerkte sie Rumpf, gönne sie dem Erzherzog Albrecht sein Bisthum[1]); es sey' wahr, daß weder in Cärnthen noch in Steyermark viele solche Pfarreien zu finden seyen. „Der Niklas, schreibt sie dem Sohn, ziehe jetzt daher; sie wolle sehen, wenn er durch Mailand reise, ob sie ihm Etwas mit-

1) Toledo.

geben könne; aber sie fürchte, er werde nicht viel zu tragen vermögen, da er gar alt seye." Wenn sie Ferdinand einst schreibt; „ich höre gern, daß dem Thannhauser der Bart wächst, der wird rauschen, wie der des Adams; komme ich nach Haus, so will ich sehen, wer dessen mehr hat, du oder er;" wenn sie ihm den Wink giebt, so er vor ihr in Mariazell einträfe, so solle er doch nicht Alles aufzehren, damit auch sie noch Etwas finde, so begegnen wir hierin, im Vergleich mit der Weise, wie sie gewichtige Gegenstände zu besprechen pflegte, jener glücklichen Stimmung, welche je in dem schicklichen Augenblick sowohl Ernst als Munterkeit sich zu eigen zu machen versteht.

So wie aber unter der reichen Fülle ihrer Lebensbegegnisse auch solche heraustraten, die vorzugsweise die Fürstin berührten, so war sie dessen in vollem Umfange sich bewußt, was sie dieser Stellung schuldig seye. Solches hat sie bewiesen, als sie den Spaniern gegenüber dieselbe behauptete und der Tochter Anleitung ertheilte, wie sie noch weniger der ihrigen etwas vergeben dürfe. Dieses Bewußtseyn äußerte sich in der Weisung an Ferdinand, daß in der Beisetzung seiner Schwester Catharina „alles standesgemäß geschehe;" in dem leisen Verweis, den sie ihm gab, daß er über solche Dinge den Kaiser anfragen möge. Aus diesem Bewußtseyn gieng die Anordnung hervor, daß in der Trauer für den König von Spanien, als des Hauses Aeltesten, Alles nach vollem Herkommen beobachtet werde. Denn daß aus Einfachheit in Bezug auf die eigene Person und aus Gleichgültigkeit gegen die Lebensbedürfnisse, insoweit diese sie selbst angiengen, einer Hofhaltung, wie sie solche dem Range des Hauses angemessen hielt, kein Eintrag erfolgen dürfe, tritt aus der Beharrlichkeit hervor, mit der sie zum Unterhalt ihrer Kinder eine Summe von 45,000 fl. forderte und aus den Belegen, worauf sie dieses Begehren gründete. Die vorhandenen Verzeichnisse des Hofstaates ihrer Kinder, die Uebersicht dessen, was durch die Hofküche zu leisten seye, zeigen, daß sie dieselben als Erzherzoge und Erzherzoginnen von Oesterreich behandelt wissen wollte, obwohl sie späterhin deren Umgebung wesentlich vereinfachte.

Daß Maria in frühern Jahren auch prunkvollen Festlichkeiten nicht abgeneigt gewesen seye, dergleichen, bot Veranlassung dazu sich dar, mit Sinnigkeit und Aufwand zu veranstalten wußte, sehen wir aus derjenigen, welche sie im November des Jahres 1592 bei der Vermählung des Freiherrn Carl von Harrach mit Fräulein Maria, des steyermärkischen Landshauptmanns und ihres Oberst-

hofmeisters, Maximilians von Schrattenbach, Tochter, zu Grätz anordnete; seye es nun, daß die Taufnamen der Verlobten, oder, was wahrscheinlicher, die Gunst, in welcher der Braut Vater bei ihr stand, zu solcher Auszeichnung sie bewog.

Am 24. November, einem Sonntage Nachmittag, fanden sich sämmtliche Gäste, wozu die Erzherzogin auch den Landpfleger, Erzherzog Ernst, und seinen Bruder, Matthias, geladen hatte, zu Grätz auf der landesfürstlichen Burg ein, aus welcher der reichgeschmückte Zug nach der Kirche zur Trauung und der hierauf angestimmten Vesper sich begab. Um fünf Uhr setzte man sich in dem erzherzoglichen Schloß an zwölf runden Tischen zum reichlichen, mit vielen Schauessen gezierten Mahl, dem in lichtstrahlendem Saal der Tanz folgte. Am Montag wurde, nach feierlichem Gottesdienst des Morgens und großer Tafel Mittags, Abends die Braut nach des Bräutigams Wohnung geleitet. Sie saß auf einem durch Silber geschmückten Wagen, mit sechs reich aufgeschirrten Schimmeln bespannt. Auch hier wieder Tafel, Musik, Gesang, Tanz bis um Mitternacht. Am Dienstag folgte dem Frühmahl in dem Hause des Vaters der Braut auf dem durch Ehrenpforten, Pyramiden, Wappen, Sinnbildern, Fichtengezweige gezierten Hauptplatze der Stadt ein Ritterspiel. Um Mittag erschienen dazu die Erzherzogin, ihre Töchter, die Braut sammt ihrer Mutter und allem Frauenzimmer, worauf alsbald an den Schranken die Ritter auftraten und der Festzug anhob. Diesen eröffneten Trompeter, Vorsprecher und Lakayen, dann der Bräutigam, dem ein reich geschmückter Zelter nachgeführt ward. Ihm folgte der eigentliche Festzug in achtzehn Abtheilungen; zuerst ein Haufe wohlgekleideter niederländischer Bauern zu Pferd, unter ihnen Erzherzog Matthias; als Indianer traten die Nächstfolgenden auf, sechs Musiker, zwei Andere, die einen mit Blumen und wohlriechenden Kräutern gefüllten Korb als Geschenk für die Braut trugen. Nach sechs weißgekleideten Lakayen, drei Rittern in Seide, erschienen, mit türkischen Säbeln und großen Schilden gewappnet, sieben Aegypter zu Pferd; nach diesen drei Männer mit Bärten, langen Röcken, Muscheln und Stäben als Pilger. Sodann traten drei Türken mit Fahnenlanzen auf; drei als Speerreiter, in Gold, Silber und Schwarz, bildeten eine andere Abtheilung; dann kamen sechs Musiker und sechs maurische Edelknaben, zwischen zwei Herren, in Edelgesteinen funkelnd als Königin, Erzherzog Ernst; diesen schlossen sich an vier Säumer, dann ein Roß mit leeren Körben, auf diesem, aber vorwärts, Einer

sitzend, nach Bauern Art pfeifend, rückwärts ein Bube, schlecht geigend, worauf acht andere unbeladene Pferde mit Säumerglocken, dann drei beladene von Säumerknechten geführt. Nach diesen kamen Jungfrauen grün und weiß gekleidet, drei zu Pferd, fünf zu Fuß, drei Zinkenbläser voran. Ein Schiff mit Geschütz, Munition, Proviant, Pfeifern, Trommlern, Archibusiren bot anmuthigen Wechsel. Unmittelbar darauf fesselten drei Züge Mohren in dreierlei Gewändern, türkische Musik, Türken zu Fuß, ein türkisches Brautpaar zu Pferd, die Blicke. Wieder kamen nach einem Postillon zwei Perser; eine Galeere mit vierzehn Fahnen, Segeln, Ankern, Windlichtern, zwölf Ruderknechten, in voller Pracht der Herr der Galeere darauf sitzend, ergötzte durch erlittenes Mißgeschick. Hierauf stolzirten „in welscher Manier" mit einem Geier drei Ebenteurer daher, statt des Schildes trugen sie Brot und Käse. Den Schluß machte eine große Mummerei, zuerst sechs Musiker in Frauenkleidung, dann sechs Lakayen, hinter diesen sechs schöne Jungfrauen zu Pferd, hernach zwei Vorsprecher mit schwarzen und versilberten Sceptern, alle in schwarzen Doppeltaffet gekleidet; endlich mit zwei Rittern, in schwarzem Sammt und Federhüten ein unberittenes Pferd in unbeschreiblicher Pracht führend, gieng der lange und mannigfaltige Zug aus. Schöne Kampfpreise, eine vergoldete Windmühle, vergoldete Kannen, Becher waren ausgestellt, und es begann das Rennen, Ringelstechen, Quintanaspiel. — Am 27. November gab die Erzherzogin wieder ein Gastmahl und ein zweites Ringelrennen in kostbarer, aber gewöhnlicher Kleidung. Der Berichterstatter fügt noch bei, daß Alles ohne Streit, ohne Beleidigung, ohne Beschädigung abgelaufen seye.

Zeigte sich in Dergleichen fürstlicher Sinn, so muß in Uneigennützigkeit ein solcher mit allgemein ehrenhafter Gesinnung zusammentreffen. Mangel hieran würde um so greller hervortreten, je sichtbarer von glänzenden Unterlagen ein dunkler Fleck sich heraushebt. Dieß zeigte sich in dem edeln Wetteifer, der über des Bruders Geldverlegenheiten zwischen beiden Geschwistern darin sich entspann, Forderungen zu erfüllen, auf dieselben zu verzichten. Einst waren Sendungen, welche Khevenhiller aus Spanien der Erzherzogin besorgt hatte, unterwegs abhanden gekommen und der Freiherr fand es billig, daß der Verlust auf seine Rechnung falle. „Das könne nicht sein, bemerkte ihm die Erzherzogin; er trage dessen keine Schuld; daher werde sie treulich bezahlen, was er für sie ausgelegt habe."

Besonderes Gefallen scheint Maria an der Landwirthschaft gehabt zu haben. In der Carlau ergötzte sie eine Meierwirthschaft, über welche ein Schweizer, Namens Martin Kaiser, mit einer Besoldung von 125 fl. gesetzt war. Sie ließ dahin Schweizerkühe, Rindvieh aus den Niederlanden kommen; anderes erhielt sie von ihrem Bruder Wilhelm als Geschenk. Noch eine „schweizerische Meierwirthschaft" besaß sie im Innerberg, welcher Ferdinand zu gesichertem Bestehen verschiedene Huben Landes zuwies. Wieder eine war zu Tobel, ein paar Stunden von Grätz, eingerichtet. Ueber diese schreibt Ferdinand dem Verweser zu Aussee: „Es ist dir unverborgen, was Unsere geliebte Frau Mutter bei ihren vielfältigen Sorgen an dem zu Tobel liegenden Meierhof für eine Belustigung empfindet, die ihr aber jetziger Zeit meistentheils dadurch entzogen wird, daß in dem verwichenen 1599sten Jahr und hernach das Rindvieh, so in schöner Anzahl dort vorhanden war, fast alles umgefallen ist. Sie hat nun in der Schweiz vierzig Stücke kaufen lassen für 2000 Gulden, die werden im halben Mai nach Augsburg kommen, woselbst du für deren Bezahlung zu sorgen hast."

Wie sehr ihren eigenen Aeußerungen und Anderer Zeugniß zufolge die Erzherzogin der Einfachheit sich befliß, zeigte sie doch von früher Zeit an eine entschiedene Liebhaberei für Kostbarkeiten und zierliches Geschmeide. Mag Freude an Prunk deren Beweggrund oder Zweck nicht gerade gewesen seyn, so war es doch diejenige des Besitzes. Aus den Briefen an ihren Bruder Wilhelm ist zu ersehen, wie mancherlei, zum Bedürfniß sowohl als zur Ergötzlichkeit, sie durch denselben besorgen ließ. Aber im Vergleich zu dem, was der kaiserliche Gesandte zu Madrid, Johann Christoph Khevenhiller, als steyrischer Edelmann aus einem der ersten Geschlechter ihr besonders verpflichtet, während 25 Jahren zuzuschicken hatte, kommt jenes Alles weder der Zahl nach noch weniger dem Werth nach in Betrachtung [1]). Bald sind es Halsbänder, Ketten, Perlenschnüre, ein Federbusch mit Smaragden, der von Jedermann bewundert worden, andere Schmucksachen; dann sind es Schleier, Kragen, seidene Strümpfe, Handschuhe, Federn, sonstige zier-

1) Das k. k. geheime Haus- und Staats-Archiv besitzt 179 eigenhändige Schreiben Khevenhillers an die Erzherzogin vom Jahr 1574 bis 1601, unter welchen kaum eines, welches nicht von Anfertigung, Vollführung und Uebersendung des kostbarsten Geschmeides oder mancher anderen weiblichen Bedürfnisse erwähnte. Auch befinden sich dabei noch manche Rechnungen spanischer Goldarbeiter, Juwelenhändler und Seidenverkäufer.

liche Kleidungsstücke, die er zu senden hat; andere Male sind es Seide von allen Farben, von allen Arten, meist in großen Vorräthen, wahrscheinlich zu den Arbeiten in ihrem „Frauen-Zimmer" bestimmt. Wieder sind es Nähnadeln, Messer, für den Gemahl Dolche und Rasiermesser, die er ihr besorgen soll. Zu andern Zeiten muß er Ambrafläschchen in Gold gefaßt, Beutel, Siegelringe, Arzneien, Balsam, Räucherwerk, Rosenkränze, gemalte Bilder in Gebetbücher, ausländische Teppiche, kunstreich gearbeitete Schreibtische, Siegellack, einen Papagei senden. Neben den Berichten vom Hof, von den Staatsangelegenheiten, Kriegsereignissen, hat er ihr Anleitung zu geben, wie ein kostbarer Federbusch getragen werde, wie die Infantinnen sich kleiden, welche Schmucksachen der König für dieselben verfertigen lasse. Anfangs bestimmte Maria, was sie zu erhalten wünschte, und Khevenhiller sandte die Rechnung, welche durch Dazwischenkunft der Fugger ausgeglichen wurde. Vom Jahr 1585 an bestimmte sie jährlich 3000 fl. für dergleichen Gegenstände, ohne immer streng, besonders nicht nach des Gemahls Tod, an diese Summe sich zu halten. War es nicht gerade ein bestimmter Gegenstand, auf den sie verfiel, so gab sie im allgemeinen den Auftrag: „Lasset halt machen, was Ihr meinet, das schön seye." Nur war es bisweilen schwierig, die Sachen nach Deutschland zu bringen, besonders wenn sie durch Frankreich gehen mußten. Einmal fiel eine solche Sendung den Hugenotten in die Hände, und bei Frankreichs damaligem Zustand war es zweifelhaft, ob eine an den König gerichtete Beschwerde deren Wiedererstattung zur Folge haben dürfte. Ein andermal schreibt Khevenhiller, es gleiche einem Wunder, daß die Sendung in die Hände der Erzherzogin gelangt seye. In solchen Fällen konnte Maria eine weibliche Bekümmerniß über das Loos des Erwarteten nicht verhehlen und öfters wurde Rumpf aufs dringlichste aufgefordert, als kaiserlicher Geschäftsmann Nachfrage zu halten, oder zu gesichertem Heraussenden Vorkehrung zu treffen.

Man staunt, wenn man den Briefen der Erzherzogin entnimmt, wie von allen Seiten sie Kostbarkeiten, Kunstgegenstände, Geräthschaften zur Zierde sich zuschicken ließ. Dergleichen besorgte ihr vornehmlich zu Venedig der Landshauptmann von Gradisca, Ritter Hermann von Attimis. Als ihr Bruder Wilhelm vor dem Rücktritt von der Regierung seine Finanzen ordnen und aus Verkäufen einen Theil seiner Schulden tilgen wollte, übernahm Maria von ihm vier Kästchen mit Geschmeide und Kostbarkeiten in einem Werth

von 10,000 fl., wie solchen nur der Bruder gegen die Schwester bestimmen konnte. Ohnedem ließ sie Kunst- und Schmucksachen, auch Bilder, zum öftern aus München kommen. Im Jahr 1591 bestellte sie dort ein Papageien-Häuslein. Tapeten und Gemälde giengen von andern Seiten, so wie verschiedene Waaren aus Konstantinopel, damastenes Tischgewand aus den Niederlanden ein. Bei des Sohnes Reise nach Rom mußte Attimis zu Faenza Majolika-Geschirr kaufen und von allen Orten geschrieben werden, was Preiswürdiges an jedem zu finden seye. In Rom selbst erwarb Ferdinand für die Mutter Heiligen-Bilder und Gemälde, und kündigte an, er werde so schöne Sachen nach Hause bringen, daß sie eine Freude daran finden dürfte. Im gleichen Jahr erhandelte Blasius Hueter „Tapeziererey", im Werth von 5928 brabantischen Gulden; außerdem zwei Dutzend Handschuhe, zwölf Beutel, vier Pelze aus Erzherzog Ernsts Verlassenschaft. Andere Zeuge wurden in Venedig gekauft, für tausend Kronen auf einmal, während Ferdinand dort sich befand. Ebenfalls aus Venedig hatte Bartholomäus Buontempello de Calice nicht lange nachher schwarz gestickte Kleider, allerlei Schleier, Zeug mit eingetragenem Gold, gesponnenes Gold, neapolitanische Seide, dann wieder für 1000 fl. Silberstoff zu überschicken. Margaretha Trivulzi in Mailand stand mit der Erzherzogin in Briefverkehr wegen Seidenstoffen, Goldstoffen, indianischen Waaren. Der Ritter von Attimis mußte wegen Zeug zu Vorhängen nach Genua schreiben, um Sammet in Venedig sich umsehen. Während ihrer Reise nach Spanien sollten „Güter" aus Neapel ankommen, über die sie die Verfügung traf, daß man dieselben, im Fall sie naß geworden wären, selbst in ihrer Abwesenheit auspacken möge. Kaum hatte sie nach der Rückkehr aus Spanien die Reise nach Polen angetreten, kam von Peter Casal die Anzeige einer aus München angelangten Sendung für sie. Bald darauf brachte Christoph Lustrier von Triest für 515 fl. Uhren und Bildwerke. Einst mußte der Verwalter von Aussee 2000 Ellen Leinwand auf einmal für sie bestellen. Erwartete sie Etwas vom Auslande, so war sie nicht ohne Sorge, daß es ihr wohlbehalten zukomme und Bedacht darauf genommen werde, daß es unterwegs nicht Schaden nehme.

Wie wir schon früher gesehen haben, daß die Erzherzogin alle Sorgfalt und bedeutende Kosten auf die Ausstattung ihrer Capelle verwendete, so lag ihr dieselbe fortwährend am Herzen, und auf der Reise nach Spanien war ihre Aufmerksamkeit, als ob sie an-

wesend wäre, dahin gerichtet, Schönes und Würdiges für sie zu erwerben. „Ich werde viel schöne Sachen, schreibt sie von Mailand, für meine Capelle mit mir bringen; wie wird diese sich freuen!" Dazu darf wohl eine Monstranze gezählt werden, die sie in Mantua verfertigen ließ, und noch im Jahr 1598 nach Hause sendete.

Daß ihr trotz der Verwendung vielen Geschmeides zu Fassung von Reliquien, dessen noch ein ansehnlicher Schatz muß geblieben seyn, ist daraus zu ersehen, daß sie schon im Jahr 1591, also 17 Jahre vor ihrem Tode, kraft letztwilliger Verfügung 29 der vornehmsten Kleinodien zu Hauskleinodien[1]) bestimmte, der Rest immer noch ansehnlich genug war, um unter die Töchter vertheilt zu werden; wobei ihre Fürsorglichkeit damals schon Bedacht nahm, einzelnen werthvollern Stücken ein besonderes Zeichen beizufügen, damit jede Erzherzogin wisse, was ihr zufalle, darüberhin noch Vieles vorhanden war, welches dieselben nach Billigkeit unter sich theilen mochten.

Dann wieder fehlt es bei aller Einfachheit, deren die Erzherzogin in der Zeit ihres Wittwenstandes für ihre Person sich befliß, nicht an Spuren, daß sie des Vaters und des Bruders Neigung zu einer glänzenden Hofhaltung getheilt, einer Wirthschaftlichkeit, wie die Zeitverhältnisse und die Lage des Landes sie gefordert hätte, nicht immer sich zu fügen gewußt habe. Giengen auch ansehnliche Summen in Wohlthaten jeglicher Art so auf, so beweist doch ihre Forderung von 45,000 fl. zum Unterhalt ihrer, der Mehrzahl nach minderjährigen, Kinder, daß sie dem Hinblick auf das Rangverhältniß derselben demjenigen auf die seit Menschengedenken veranlaßten Bedrängnisse durch die stete Türkengefahr das Uebergewicht einräumte. Den Winken, welche Erzherzog Ferdinand von Tyrol dem Kaiser hierüber zugehen ließ, mögen wir entnehmen, daß nach seines Bruders Ableben am Hofe zu Grätz eine ziemlich unordentliche Wirthschaft seye geführt worden, welcher die Erzherzogin, wenn auch dieselbe nicht gerade auf ihre Rechnung gestellt werden kann, doch keinen Einhalt thun wollte. „Er höre, schrieb der Erzherzog nach Prag, daß des Anschaffens und Ausgebens kein Ende seye. Er müsse sich endlich erklären, damit dem unordentlichen Befehlen ein Ziel gesetzt, dem jungen Herrn etwas erhauset werde. Noch ständen sämmtliche Trabanten und das ganze Stallpersonale

---

1) Wohlverstanden — nicht zu Staatskleinodien, worüber nach Kopfzahl gewählte Schwätzer zu verfügen hätten.

in dem bisherigen Sold, und wäre es doch so nothwendig, die überflüssigen Bediensteten zu verabschieden.“ Bald darauf erneuerte er seine Vorstellungen: „es seye unerläßlich, der Kammer anzubefehlen, daß sie ohne Vorwissen des Erzherzogs Ernst durchaus nichts gewähre, was die Erzherzogin oder in deren Namen Andere befehlen möchten. Man habe in der Zwischenzeit, bis die Summe auf die Kinder ausgeworfen worden, hierin ohnedem nur allzuviel geschehen lassen.“

Und dennoch wieder muß Maria, zumal in frühern Jahren, einer wohlgeregelten Ordnung und einer Wirthschaftlichkeit sich beflissen haben, welche einen so viel verzweigten Aufwand allein möglich machen konnte. Ja wir finden, daß zu eben jener Zeit, in welcher sie so Mancherlei und so Werthvolles aus Spanien verschrieb, sie im Stande sich befand, der Hofkammer ein Anleihen von 4000 fl. zu machen, ein Jahr darauf bei der beabsichtigten Reise ihres Gemahls nach Tyrol neuerdings um einen Vorschuß konnte angegangen werden.

Fassen wir nach den hier mitgetheilten Zügen ein Gesammtbild von Maria auf, so wird dasselbe in mancher Beziehung demjenigen von Blanca von Castilien, der Mutter des heiligen Ludwigs, zusammentreffen. Auch Blanca war eine Frau von ausgezeichnetem Verstand, von seltener Willenskraft; auch sie übernahm für ihren eilfjährigen Sohn die Vormundschaft und Regentschaft, nur selbstständiger, als dieß bei Maria möglich gewesen. Auch der Königin Blanca wollten, als ausländischer Fürstin, die Großen dieses Recht streitig machen. Auch Blanca's Lehre und Vorbild führten den Sohn auf die Bahn, auf der er als Regent und als Christ den Zeitgenossen wie der Nachwelt leuchtete. Auch Blanca übte nach seiner eingetretenen Großjährigkeit einen Einfluß auf ihn, dessen rein sittliche Grundlagen mütterliche Fürsorge und söhnliche Ehrerbietung bildeten.

in dem [illegible] Lob, [illegible]
[illegible] Betrachtungen [illegible]
[illegible] seine Betrachtungen [illegible]
[illegible], daß sie eine Verwandtschaft des [illegible]
[illegible] gewähre, was die [illegible]
[illegible] machten. Man [illegible] bis [illegible]
auf die Kinder [illegible]
[illegible] lassen."

Und beinahe wieder muß Maria gleich in früheren Jahren einer wohlgeregelten Ordnung [illegible] haben, welche einen [illegible] machen konnte. [illegible] in welcher sie so [illegible] und so [illegible] verschrieb, sie im Stande sich befand, der [illegible] von 1000 fl. zu machen, ein Jahr davon der [illegible] Reise ihres Gemahls nach [illegible] konnte umgangen werden.

Fassen wir nach den hier mitgetheilten Zügen ein Gesammtbild der Maria auf, so wird dasselbe in mancher Beziehung demjenigen von Blanca von Castilien, der Mutter des heiligen Ludwig, zusammentreffen. Auch Blanca war eine Frau von ausgezeichnetem Verstande, von seltener Willenskraft; auch sie übertrug auf ihren [illegible] Sohn die [illegible] und Regentschaft [illegible], als sich bei Maria [illegible]. Auch der [illegible] Blanca wollten, als [illegible] Fürstin, die [illegible] machen. Auch Blanca's Lehre und Beispiel führten den Sohn auf die Bahn, auf der er als Regent und als Christ den Zeitgenossen wie der Nachwelt leuchtete. Auch Blanca übte nach seiner eingetretenen Großjährigkeit einen Einfluß auf ihn, dessen rein sittliche Grundlagen mütterliche Fürsorge und [illegible] Erziehung bildeten.

[illegible]